




THORBECKE



129. Heft 2011



Schriften des Vereins für
**GESCHICHTE DES
BODENSEES UND SEINER
UMGEBUNG**

Schriften
des Vereins für Geschichte
des Bodensees
und seiner Umgebung

129. Heft 2011



INHALT

SCHRIFTEN
DES VEREINS FÜR GESCHICHTE
DES BODENSEES
UND SEINER UMGEBUNG

129. Heft 2011



JAN THORBECKE VERLAG

7 2168

Schriftleitung:

Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Konstanz

Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee

Für den Inhalt der Beiträge und die Abgeltung der Bildrechte
tragen alleine die Autorinnen und Autoren die Verantwortung

7
jsa
2

s23a - 129



Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien. Dieses Buch wurde auf FSC®-zertifiziertem Papier gedruckt. FSC (Forest Stewardship Council)® ist eine nicht staatliche, gemeinnützige Organisation, die sich für eine ökologische und sozial verantwortliche Nutzung der Wälder unserer Erde einsetzt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten
© 2011 by Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza
Hergestellt in Deutschland
ISBN 978-3-7995-1717-1

INHALT

- Jahresbericht des Präsidenten über das Vereinsjahr 2009/2010 VII
- Bericht über die 123. Hauptversammlung am 19. September 2010 in Vaduz XI
- FRANK LÖBBECKE / RALPH RÖBER
Zwischen Schutz und Repräsentation.
Zum Stand der Erforschung der mittelalterlichen und neuzeitlichen
Konstanzer Stadtbefestigungen 3
- MICHAELA JANSEN
Wasser auf unsere Mühlen.
Neue Erkenntnisse zur Stiftsmühle (?) und dem Kapuzinerkloster
in Konstanz-Stadelhofen 39
- NORBERT KRUSE
Klostergeschichte, Klosterrechte und die Welfen.
Zu einer wenig bekannten Aufzeichnung aus der Frühzeit
des Klosters Weingarten 61
- RALF KELLER
Heidenhöhlen. Künstliche Höhlen am westlichen Bodensee 77
- CHRISTOPH SCHMIDER
St. Jodokus Immenstaad.
Bemerkungen zur 600jährigen Geschichte einer Pfarrgemeinde
am Bodensee 133
- NATALIE A. HOLTSCOPPEN
Eduard Schlegel.
Anmerkungen zu einem Wohltäter der Stadt Isny und
zur Schlegelschen Schulstiftung 143

LUCREZIA HARTMANN

Villa Alwind. »Perle am Bodensee« 155

DAVID BRUDER

Einem besseren Zeitalter gewidmet.

Karl Zogelmann – Revolutionär und kaisertreuer Patriot 181

ERNST ZIEGLER

Arthur Schopenhauer. Seine Reisen an Rhein und Bodensee 201

AXEL HOINKA / ARNULF MOSER

Rudern am Bodensee.

Sozialgeschichte und Technik am Beispiel des Konstanzer Rudervereins

Neptun von der Gründung 1885 bis nach dem Zweiten Weltkrieg 217

MANFRED BOSCH

Befreiung von den Dogmen. Pfarrer Jakobus Weidenmann

und seine 1923 gehaltene Rede auf den »ungefesselten Gottsucher«

Fritz Mauthner 235

MARKUS WOLTER

Radolfzell im Nationalsozialismus.

Die Heinrich-Koepfen-Kaserne als Standort der Waffen-SS 247

JÜRGEN KLÖCKLER

SS-Obersturmbannführer Heinrich Koepfen.

Zur Biographie des ersten Kommandanten der Radolfzeller SS-Kaserne 287

OTMAR GOTTERBARM

Luftkrieg am Bodensee.

Der Bomberabsturz von Heiligenberg-Wintersulgen vom 18. März 1944 291

Buchbesprechungen 317

Buchanzeigen 329

Verein intern 335

JAHRESBERICHT DES PRÄSIDENTEN ÜBER DAS VEREINSJAHR 2009/2010

Der Bericht erstreckt sich auf das Vereinsjahr von der Hauptversammlung in Ravensburg am 20. September 2009 bis zu der in Vaduz am 19. September 2010.

MITGLIEDER

Verstorben sind:

Wilhelm Friedrich, Friedrichshafen

Hans-Jürgen Narten, Konstanz

Fritz Knaus, Friedrichshafen

Helmut Binder, Ravensburg

Dr. Hans-Ulrich Freiherr von Ruepprecht, Stuttgart

Heinz Gessler, Friedrichshafen

Sigmar Frick, Tettang

Msgr. Robert Mayer, Friedrichshafen

Dr. Paul Schostock, Friedrichshafen

Hildegard Philipp, Villingen-Schwenningen

Erika Dillmann, Tettang

Franziska Weideler, Bad Buchau

Helmut Arlt, Hergensweiler

Brigitte Kuhn, Langenargen

Wir werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren.

Die Mitgliederstatistik ist annähernd ausgeglichen; im Berichtszeitraum sind 25 Neueintritte zu verzeichnen (davon acht in der Schweiz und im Fürstentum Liechtenstein sowie 17 in Deutschland). Ihnen stehen 21 Austritte gegenüber (davon fünf in der Schweiz und Liechtenstein, einer in Österreich sowie 15 in Deutschland).

WISSENSCHAFTSPREIS

Die feierliche Verleihung des nunmehr zum zweiten Mal vergebenen Wissenschaftspreises erfolgte am 30. November 2009 in den Räumlichkeiten der Vadian-Bank St. Gallen, mit der der Verein bei der Dotierung des Preisgeldes kooperierte. Leider war die Veranstaltung aufgrund sehr widriger Witterungsverhältnisse nur mäßig besucht.

Preisträger ist der an der Universität Freiburg i. Br. tätige Historiker Dr. Andre Gutmann, dessen Dissertation »Die Schwabenkriegschronik des Kaspar Frey und ihre Stellung innerhalb der eidgenössischen Historiographie des 16. Jahrhunderts« von der Jury als herausragende wissenschaftliche Leistung bewertet wurde. 2011 wird der Preis gemeinsam mit der Hypo Landesbank Vorarlberg vergeben.

BODENSEEBIBLIOTHEK

Bei der Sitzung des Ausschuss zur Betreuung der Bodenseebibliothek in Friedrichshafen am 5. Juli 2010 konnten Frau Diplombibliothekarin Claudia Entrup und Vorstandsmitglied Jürgen Oellers wiederum eine sehr positive Bilanz ziehen. Die im Max-Grünbeck-Haus untergebrachte Bibliothek umfasst derzeit etwa 37 000 Medieneinheiten und zählte im vergangenen Jahr knapp 800 Benutzer, denen ein in dieser Form einzigartiger Bestand zu Geschichte und Gegenwart der Bodenseeregion zur Verfügung steht. Als Publikumsmagnet erwies sich die von 23. März bis 25. Juni 2010 in der Bibliothek gezeigte Ausstellung »Hexenverfolgung unter der fuggerschen Herrschaft in Wasserburg«. Der Bodenseegesichtsverein gewährte der Bibliothek auch für das Jahr 2010 einen Zuschuss.

VEREINSSCHRIFTEN

Wie immer zeitgerecht zur Mitgliederversammlung legte Schriftleiter Dr. Jürgen Klöckler den 128. Band der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung vor. Er umfasst 260 Seiten und enthält zehn interessante Beiträge zu einem breiten Themenspektrum. Um Publikationen, die sich auf die Bodenseeregion beziehen, den Lesern des Jahrbuchs rascher bekanntzumachen, werden nunmehr Titel, für die sich kein Rezensent finden ließ, mit einer kurzen Inhaltsangabe angezeigt.

VORSTANDSSITZUNGEN

Im Berichtszeitraum hielt der Vorstand drei Sitzungen ab: Zur ersten trafen die Vorstandsmitglieder am 30. November 2009 vor der der Übergabe des Wissenschaftspreises in St. Gallen zusammen. Am 19. März 2010 tagte der Vorstand im thurgauischen Bischofszell, im Anschluss an die Zusammenkunft referierte Dr. Martin Salzmann über die Edition der Bischofszeller Rechtsquellen. Zur dritten Vorstandssitzung am 18. Juni 2010 lud unser Vereinsmitglied Wilderich Graf von und zu Bodman in sein Schloss in Bodman ein.

INFORMATIONSVANSTALTUNGEN

Am 17. Oktober 2009 unternahm der Bodenseegesichtsverein den zweiten Teil seiner Bibliotheksexkursion unter Leitung unseres Vorstandmitglieds Jürgen Oellers sowie von Frau Claudia Entrup, der Bibliothekarin der Bodenseebibliothek. Besucht wurden die Bibliothek der Zisterzienserabtei Wettingen-Mehrerau in Bregenz, zu deren

ca. 130 000 Bände umfassenden Bestand auch mehrere hundert Inkunabeln und Frühdrucke gehören, die Bibliothek der inatura in Dornbirn, die vor allem Fachliteratur zu den Geowissenschaften sammelt, sowie die 1961 gegründete Liechtensteinische Landesbibliothek in Vaduz, die mit einem Gesamtbestand von ca. 240 000 Medien als Nationalbibliothek, als wissenschaftliche Bibliothek wie auch als Volksbibliothek fungiert. Die Veranstaltung stieß bei den etwa 70 Teilnehmern auf beste Resonanz. Am 10. April 2010 konnte Vorstandsmitglied Dr. Hans Ulrich Wepfer ungefähr 50 Vereinsmitglieder und Gäste in Amriswil im Oberthurgau begrüßen. Auf dem Programm standen die Besichtigung der Kutschensammlung Sallmann, des Ortsmuseums, des alten Pfarrhauses und der evangelischen Kirche sowie eine Rundfahrt zu den Schlössern Eppishausen und Hagenwil. Mit ca. 90 Teilnehmern gleichfalls hervorragend besucht war die von Schatzmeisterin Susanne Hölzer und unserem Vorstandsmitglied Dr. Peter Eitel organisierte Exkursion in das Kompetenzzentrum Obstbau Bodensee in Bavendorf bei Ravensburg und in das Kloster Weißenau. Sie fand am 10. Juli 2010 statt. Während es am Vormittag auf dem Gelände des ehemaligen Schumacherhofes um Bio-Anbau, den allgemeinen Pflanzenschutz, neue Anbaumethoden zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit, um alte und neue Apfelsorten, die Erhaltung und Förderung der »Kulturlandschaft Streuobstwiese« sowie um Versuche zur Lagerung von Obst ging, standen am Nachmittag die Besichtigung der nahe gelegenen Klosteranlage Weißenau mit der Kirche und ein abschließendes Orgelkonzert auf der historischen Holzhey-Orgel auf dem Programm.

DANK

Dass das Vereinsjahr 2009/10 einen aus der Sicht des Vorstands sehr positiven Verlauf nehmen konnte, ist den Organisatorinnen und Organisatoren der Veranstaltungen, den Vorstandsmitgliedern sowie den Mitarbeiterinnen in den Geschäftsstellen – Frau Rüegger, Frau Weratschnig und Frau Wirth – zu verdanken, außerdem allen jenen Institutionen, die den Verein und seine Tätigkeit finanziell unterstützen: den Regierungspräsidien des Landes Baden-Württemberg in Freiburg und in Tübingen, dem Land Vorarlberg, den Kantonen Appenzell-Innerrhoden, St. Gallen, Thurgau und Schaffhausen, dem Bodenseekreis, dem Kreis Lindau sowie den Städten Friedrichshafen, Konstanz, Ravensburg, Tettnang, Überlingen, Weingarten, Romanshorn und Kreuzlingen. Sehr herzlich gedankt sei freilich auch den Mitgliedern für ihr stets reges Interesse am Bodenseegeschichtsverein und seinen Aktivitäten.

UNIV.-PROF. DR. ALOIS NIEDERSTÄTTER, PRÄSIDENT

BERICHT ÜBER DIE 123. HAUPTVERSAMMLUNG

am 19. September 2010 in Vaduz

Die 123. Hauptversammlung unseres Vereins fand auf Einladung unseres Vorstandsmitglieds Lic. phil. Arthur Brunhart, der als Landtagspräsident einer der herausragenden Persönlichkeiten des Fürstentums ist, in Vaduz, dem Hauptort Liechtensteins, statt.

An einem wunderschönen Spätsommersonntagmorgen konnte Präsident Prof. Dr. Alois Niederstätter pünktlich um 9.30 Uhr eine durchaus stattliche Zahl von Vereinsmitgliedern im Saal des Rathauses begrüßen. Geschmückt ist dieser Saal mit einer Galerie der liechtensteinischen Fürsten und der Vaduzer Bürgermeister, unter deren strengen Blicken der Präsident absolut souverän agierte.

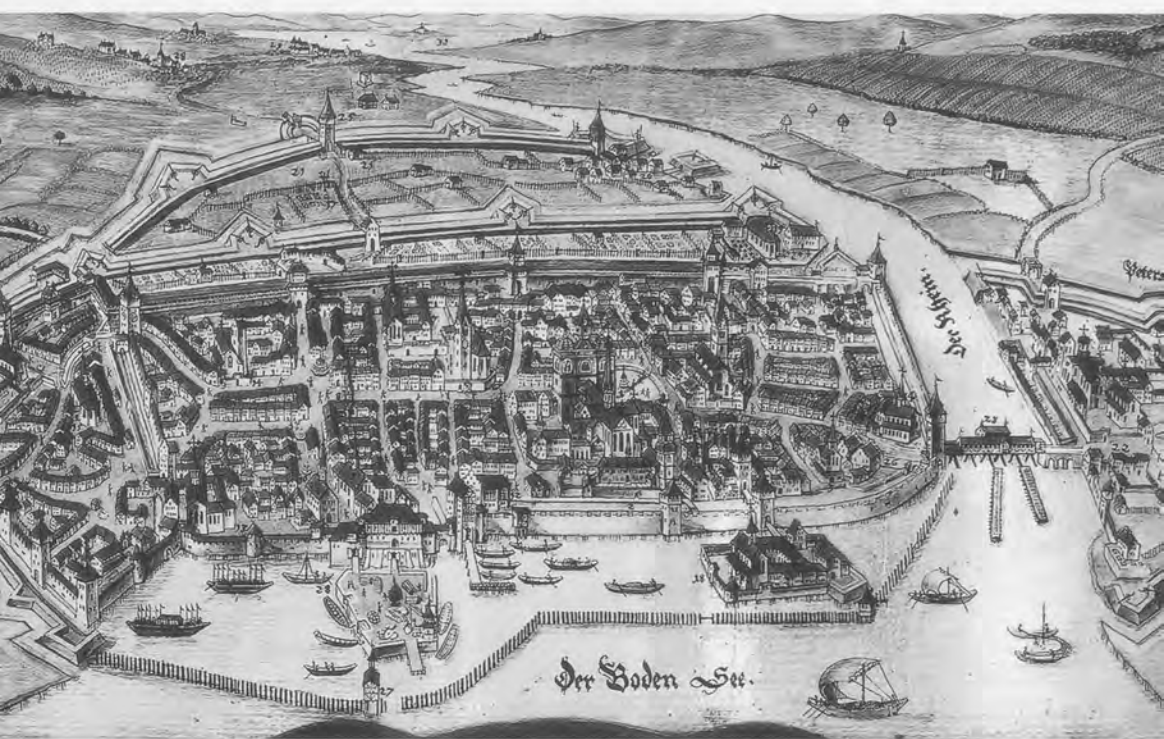
Die Regularien wurden zügig und exakt nach Zeitplan abgearbeitet. In seinem Rechenschaftsbericht, der von der Hauptversammlung einstimmig genehmigt wurde, ließ der Präsident das vergangene Vereinsjahr Revue passieren. Den Bericht finden Sie in diesem Band abgedruckt. Susanne Hölzer, die Schatzmeisterin des BGV, konnte berichten, dass die finanzielle Lage sehr erfreulich ist. Die Rechnungsprüfer Hubertus Bürgel und Alfons Brenner bescheinigten der Schatzmeisterin eine in allen Punkten vorbildliche Kassenführung. Zitat H. Bürgel: »Die Buchführung und Rechnungsführung ist so hervorragend, dass man es nicht in Worte fassen kann«. Nach dieser Feststellung konnte es nicht verwundern, dass der Vorstand von der Mitgliederversammlung ohne Gegenstimme entlastet wurde. So ging die Hauptversammlung, die dritte in Vaduz seit Gründung des Vereins, pünktlich zu Ende.

Nach einer kurzen Pause hieß der Hausherr und Gastgeber, der Vaduzer Bürgermeister Ewald Ospelt, auch die inzwischen hinzugekommenen Gäste willkommen. Guter Tradition entsprechend wurden den Mitgliedern und Gästen im Anschluss an die Mitgliederversammlung in zwei Vorträgen kulturgeschichtliche und naturwissenschaftliche Themen aus dem Bodenseeraum nahe gebracht. Staatsarchivar Lic. phil. Paul Vogt, der über viele Jahre dem Vorstand des BGV angehörte, brachte in einem sehr anschaulichen Vortrag dem Auditorium den »Sonderfall Liechtenstein. Selbstbehauptung und Anpassung« nahe. Mit seinem naturkundlichen Vortrag »Das Alpenrheintal im Zeitraffer seiner Landschaftsgeschichte« gelang es PD Dr. Mario F. Broggi mühelos, die Zuhörer in seinen Bann zu ziehen.

Am Nachmittag stand – organisiert von Arthur Brunhart – eine Reihe von Exkursionen auf dem Programm. Zur Auswahl standen unter kundiger Anleitung Besuche im 2009 eröffneten Liechtensteinischen Landesarchiv, dem Liechtensteinischen Landesmuseum mit den Ausstellungen zur Geschichte und Naturkunde des Fürstentums, dem Kunstmuseum Liechtenstein und schließlich ein Architektur-Spaziergang durch Vaduz.

Um 16.30 Uhr fand der nach Aussage verschiedener Teilnehmer gelungene Tag mit einem Abschiedstrunk vor dem Landtagsgebäude seinen würdigen Abschluss.

DR. BERND MAYER, WOLFEGG



BEITRÄGE

Frank Löbbecke und Ralph Röber

ZWISCHEN SCHUTZ UND REPRÄSENTATION

Zum Stand der Erforschung der mittelalterlichen und
neuzeitlichen Konstanzer Stadtbefestigungen

Die Konstanzer Altstadt liegt auf einem halbinselartigen Moränenrücken, der sich in Nord-Süd-Richtung in den Bodensee vorschiebt. Die Landzunge bot hervorragende Möglichkeiten zur Verteidigung, denn sie war auf zwei Seiten von Wasser umgeben. Nach Westen schloss sich ein Feuchtgebiet an, dessen fortifikatorische Bedeutung schwer abzuschätzen ist. Nur im Süden setzt sich die Landzunge zu den Höhen des Thurgaus fort. Daher wurden auf dieser Seite immer besondere Anstrengungen unternommen, um gegebenenfalls feindliche Angriffe abwehren zu können. Doch auch die übrigen Flanken der Stadt einschließlich des See- und Rheinufer wurden im Laufe des Mittelalters befestigt. Um 1400 kann von einem geschlossenen Mauerring um die gesamte Altstadt ausgegangen werden, dem in drei Himmelsrichtungen unterschiedlich stark befestigte Vorstädte vorgelagert waren.

1. EINLEITUNG UND FORSCHUNGSGESCHICHTE¹

Von dem einst mit Türmen und Toren reich bestückten mittelalterlichen Mauerbering der alten Bischofsstadt Konstanz ist heute nur noch ein Torso vorhanden. Der Abbruchlust des 19. Jahrhunderts haben nur ein Turm und zwei Tore widerstanden (Abb. 1), von den Mauern sind noch kleinere Teile im Süden zwischen der Altstadt und der Vorstadt Stadelhofen sichtbar. Im Detail ist ohne ausführliche Bauuntersuchung jedoch unklar, wie weit deren heutiger Zustand in die Vergangenheit zurückführt oder späteren Veränderungen zuzurechnen ist.

Die neuzeitlichen Schanzen sind dagegen durchweg eingeebnet und heute auch im Gelände nur noch im Bereich der so genannten Schwedenschanze in der südlichen Vorstadt Stadelhofen ablesbar. Umso erfreulicher ist es, dass sich eine Schanzanlage, wenn auch nicht in voller Höhe, aber doch gut erkennbar, im Wollmatinger Ried erhalten

hat (Abb. 2). Sie wurde vom schwedischen Heer während des dreißigjährigen Krieges im Zuge der Belagerung von Konstanz zum Schutz der eigenen Truppen erbaut und ist auf einem Stich von Merian abgebildet (Abb. 34, linker Bildteil unmittelbar oberhalb des Rheins).

Die Mauern der Stadt Konstanz und vor allem ihr Verlauf, von den antiken Befestigungen bis zur voll ausgeprägten mittelalterlichen Stadt, haben die historische Forschung schon früh interessiert². Eine Diskussion der rechtlichen Seite, allerdings ohne Berücksichtigung neuerer und generell archäologischer Literatur, ist vor kurzem im Rahmen einer Dissertation erfolgt³. Grundlegend dagegen wurden von anderer Hand die Schriftquellen bis in die Zeit des frühen 14. Jahrhunderts erörtert⁴. Spätere Quellen zu Baumaßnahmen und zum Bauunterhalt, zur Aufsicht in Friedenszeiten oder zur Verteidigung von Mauerabschnitten im Kriegsfall sind nicht mehr systematisch aufbereitet, sie finden sich verstreut in Quelleneditionen oder Publikationen zur Stadtgeschichte⁵.

Besonders die seit den 30-er Jahren des 15. Jahrhunderts vorliegende schriftliche Überlieferung des städtischen Bauamtes, die sogenannten Baubücher, liefern eine Fülle von Details zu Um- und Neubauten an den Befestigungen⁶, sie sind aber leider noch nicht grundlegend ausgewertet.

Die bildliche Überlieferung ist dagegen vorbildhaft in einem Katalog des Rosgartenmuseums Konstanz zusammengestellt⁷. Dort sind neben Vogelschauansichten der Stadt, die seit dem 16. Jahrhundert vorliegen, vor allem Ansichten einzelner Türme, Tore und Mauerabschnitte aus dem bildreichen 19. Jahrhundert vorhanden, bei denen aber noch zu hinterfragen wäre, inwieweit sie den ursprünglichen mittelalterlichen Zustand wiedergeben, zumal in den Baubüchern eine große Zahl von Umbaumaßnahmen aus der zweiten Hälfte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts erwähnt werden. Dies geht bis zur Erneuerung von eingestürzten Bauwerken wie dem Schalenturm beim Lienhardstor – vor der Südwestecke der Altstadt schon zu Stadelhofen gehörend – und dem Barfüßerturm⁸.

Zuletzt ist auf eine ganz ungewöhnliche Quelle hinzuweisen. Unter den Abfällen einer Töpferei, die bei Grabungen in der Zogelmannstraße aufgedeckt werden konnten⁹, fand sich auch ein Turm aus grünglasierter Keramik (Abb. 3), der ursprünglich einen Kachelofen zieren sollte. Er wurde wohl in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gefertigt und ist damit rund 100 Jahre älter als die erste relativ realitätsgetreue Ansicht der Stadt und ihrer Befestigungen. Falls es sich bei der kleinen Plastik um einen Stadtturm handeln sollte, könnte er durchaus auf ein reales Vorbild Bezug genommen haben.

Im Rahmen des Stadtkatasters hat sich M. Dumitrache von archäologischer Seite erstmals ausführlich und kritisch mit den Befestigungsanlagen der Stadt auseinandergesetzt. Sie konnte den Forschungsstand bis 1999 berücksichtigen¹⁰, die Umwehrungen der Vorstädte Paradies und Petershausen wurden aber nicht thematisiert. Seit dieser Zeit wurden im Rahmen von Neu- oder Umbauten noch etliche bauhistorische und archäo-



Abb. 1: Der Rheintorturm war früher der Hauptzugang zur Stadt von Norden her. Die zugehörige Brücke brannte 1856 ab und wurde weiter östlich wieder aufgebaut (Foto: R. Röber).



Abb. 2: Wollmatinger Ried: Unmittelbar nördlich des Rheins ist auf der Schummerungskarte der Umfassungswall der frühneuzeitlichen Defensivschanze mit den einzelnen rechteckigen Schanzen gut zu erkennen (Geobasisdaten Landesamt für Geo-information und Landentwicklung Baden-Württemberg, Fertigung Ingenieurbüro Homburger, Engen).



Abb. 3: Detailliert mit Obergraden, Schießscharten und Fensterläden modellierter Turm als Teil einer Kachelofenbekrönung, Fundort Konstanz Zogelmannstraße (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto: M. Schreiner).

logische Maßnahmen durchgeführt, die ebenfalls Teile der diversen Verteidigungssysteme betrafen und den Erkenntnisstand in einigen Punkten wesentlich verbessert haben. Die meisten davon sind zumindest über knappe Vorberichte greifbar. Eine aktualisierte Übersicht zu diesem Thema ist im Rahmen eines internationalen Kolloquiumsbandes zu Stadtbefestigungen erschienen¹¹. Auf Grund des regionalen Bezugs ist hier eine deutlich detailreichere und inhaltlich ergänzte Ausführung gewählt worden, bei der auch Erkenntnisse aus neueren bislang unpublizierten archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen integriert wurden.

Eine Gesamtdarstellung dieser größten Konstanzer Bauwerke unter Einbezug aller Quellengattungen existiert bislang leider nicht und kann auch hier nicht geleistet werden. Ziel dieser Arbeit ist es – eingebettet in die historische Situation und die Siedlungsentwicklung – eine erste Übersicht vor allem anhand des unterirdisch oder obertägig untersuchten Baubestandes zu geben und in diesem Zuge zugleich offene Forschungsfragen an die Nachbardisziplinen zu formulieren.

2. DAS SPÄTANTIKE KASTELL CONSTANTIA UND DIE FRÜHMITTELALTERLICHE BISCHOFSBURG

Von den keltischen und römischen Befestigungen¹² ist hier nur auf das spätantike Kastell einzugehen, da dieses bis in das Frühmittelalter überdauerte. Bekannt ist die Westflanke, von der bei der Grabung auf dem Münsterplatz in den Jahren 2003–2005 rund 27 m freigelegt werden konnten. Die Fortsetzung nach Nordwesten dürfte in einem Mauerfragment zu suchen sein, das 1984 unter dem Haus Münsterplatz 5 angetroffen wurde¹³. Die im Aufgehenden noch 0,8 m hoch erhaltene, in Zweischalentechnik errichtete Wehrmauer weist eine Stärke von 2,20 m auf. Sie ist an der Außen- und Innenseite mit Tuffsteinmauerwerk verblendet, an dem noch die Reste des weißen Verputzes haften (Abb. 4.1 und Abb. 5). Das vorspringende Fundament ist dagegen durchweg aus Bodenseegerölln errichtet. Verstärkt wurde die Umwehrung im freigelegten Abschnitt durch einen im Grundriss achteckigen, 7 m breiten und rund 6 m tiefen Wehrturm, der weit aus der Mauerflucht vorsprang. Sein 1,2 m starkes, ebenfalls mit Tuffstein verblendetes Mauerwerk, das auf einer Höhe von 1,40 m erhalten war, schloss an der Außenfront mit einem Sockel zu einem mächtigen, in der Fläche rechteckigen Fundament hin ab¹⁴. Die Wehrhaftigkeit dieser Anlage zeigen noch in voller Höhe erhaltene antike Befestigungen mit Mauerhöhen von 7–9 m und Turmhöhen von 13,5–14,5 m. Die Mauern wurden in regelmäßigen Abständen durch Türme gegliedert und verstärkt¹⁵.

Das wohl um 300 n. Chr. errichtete Kastell erstreckte sich entgegen den bisherigen Vermutungen, es habe den gesamten Münsterhügel umfasst, von dessen Kuppe nordwärts in den Bereich des Stadtteils Niederburg. Auch wenn die Ausdehnung der Festung noch nicht durch Grabungen erschlossen ist, so gibt es hierfür doch etliche Anhalts-



Abb. 4: Ansicht der Stadt von Süden, 1733. Eingetragen sind die ehemaligen Befestigungsanlagen vom spätantiken Kastell (1) bis zu den frühneuzeitlichen Schanzanlagen (8) (Rosgartenmuseum Konstanz Inv.-Nr. T 8, Ergänzungen durch P. Rau und F. Löbbcke nach Vorgaben von F. Löbbcke und R. Röber).



Abb. 5: Westseite des spätantiken Kastells mit polygonalem Wehrturm von der Feldseite (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz, Foto: D. Bibby).

punkte, die den Verlauf der Ummauerung im Wesentlichen festlegen lassen. Demnach ergibt sich eine annähernd trapezoide Grundfläche mit gekappter Südwestecke von 0,8 bis 1,0 ha. Dies entspricht der Größenordnung der benachbarten spätantiken Festungen¹⁶. Von je einer Toranlage im Süden und Norden ist auszugehen, ob auch in die anderen Himmelsrichtungen Ausgänge führten, ist unbekannt.

Vermutlich hatte die spätantike Befestigung bis weit in das Frühmittelalter hinein Bestand, da sich abgesehen von den Kastellmauern bis zum 9. Jahrhundert keine andere Befestigung des seit der Zeit um 600 n. Chr. existierenden Bischofssitzes hat nachweisen lassen¹⁷. Erst mit der Vergrößerung der Bischofskirche ergab sich die Notwendigkeit, Abschnitte der Kastellmauern vor allem im Süden und Westen niederzulegen (Abb. 6).

Die Datierung dieses Um- oder Neubaus ist bislang nur über eine zeitliche Einordnung der zugehörigen Umgangskrypta möglich, für deren Errichtung sowohl Bischof Salomon I. (838/39–871) als auch Bischof Salomon III. (890–919/20) in Anspruch genommen werden¹⁸. Durch diese Vergrößerung ragte die neue Bischofskirche über den antiken Mauerring hinaus, damit wären Kirche und Siedlung nach Süden, an der aus topographischer Sicht besonders gefährdeten Seite, ohne Schutz gewesen. Es ist zu erwarten, dass dieser schutzlose Zustand kurz danach beendet wurde oder bereits als Teil dieser Baumaßnahme der Münsterhügel von einer Mauer umgeben und zum repräsentativen Sitz des Bischofs und seiner Verwaltung ausgebaut worden ist¹⁹.

Mit dieser Umwehrung sind mehrere Mauerstücke an der Süd- und der Ostseite des Münsterhügels in Verbindung zu bringen, die nur im Fundamentbereich erhalten waren. Sie waren aus Seegeröllen gesetzt und zwischen 1 m und 1,60 m stark. Für die Westseite liegen keine Erkenntnisse vor. Hier könnte die straßenseitige Fassade der Häuser Wesenbergstraße 30–32 den Verlauf nachzeichnen. Am Nordende dieser Häuser dürfte die Ummauerung nach Westen und dann wieder nach Norden umgeschwenkt sein, da sich

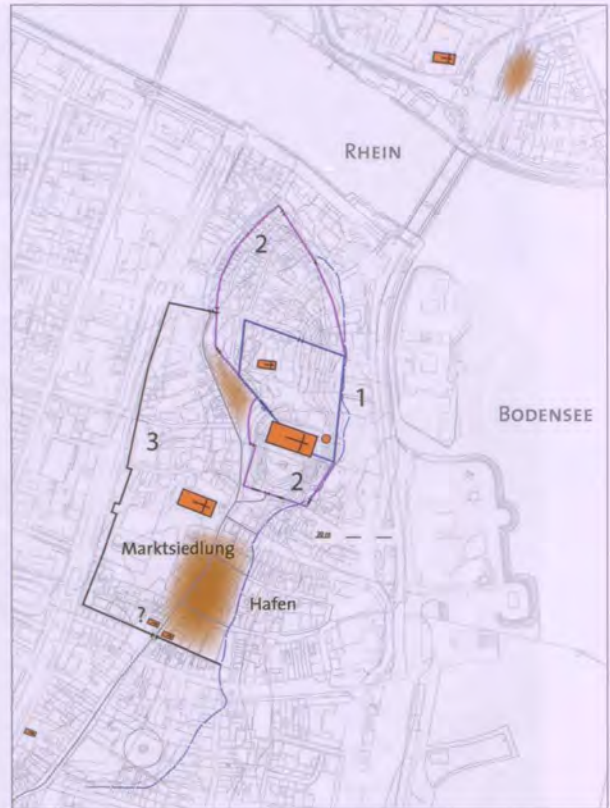


Abb. 6: Rekonstruierter Verlauf der antiken (1), früh- (2) und hochmittelalterlichen (3) Wehrmauern unter Einbeziehung der städtischen Topographie (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Zeichnung: P. Rau nach Vorgaben von R. Röber).

weder bei den Grabungen unmittelbar südlich des Münsters²⁰ noch bei der Erneuerung der Kanalisation Spuren davon fanden.

Von archäologischer Seite liegen lediglich für ein Mauerstück auf der Parzelle Hofhalde 8 Hinweise auf die Zeitstellung dieser Umwehrung vor. Ein ¹⁴C Datum »zwischen 780 und 885 n. Chr.« stammt aus einem Kernholz, welches stratigraphisch älter als diese ist. Ein zweites ¹⁴C Datum »zwischen 890 und 975 n. Chr.« bezieht sich bereits auf die Existenz der Mauer. Vor dem Hintergrund der Datierung der karolingischen Bischofskirche dürfte die Umwehrung in der 2. Hälfte des 9. oder dem beginnenden 10. Jahrhundert vollendet worden sein²¹.

Die Umfassungsmauer der Bischofsburg wird dabei vermutlich an die Teile der Kastellmauer angeschlossen worden sein, für deren Abbruch keine Notwendigkeit bestand (Abb. 4.2). Auf diese aus antiken und frühmittelalterlichen Elementen bestehende Umwehrung dürfte eine Nachricht aus der Geschichte des Klosters St. Gallen, den Casus St. Galli Ekkehards IV. zu beziehen sein. Dieser schreibt im 11. Jahrhundert, dass bei einem Angriff der Ungarn im Jahre 926 die umwehrten Teile von Konstanz verteidigt werden konnten, unbewehrte aber niedergebrannt worden seien: »Constancia foris muros cremata, intus armis defensa«²².

Etwa zeitgleich oder kurz danach ist die Umwehrung des spätantiken Kastells auch nach Norden erweitert worden (Abb. 4.2). Der Verlauf dieser spitzovalen Erweiterung ist im westlichen Schenkel in der Gerichtsgasse 12 – dort ist die Mauer noch mehrere Meter hoch erhalten – und im östlichen Schenkel auf der Parzelle Rheingasse 17 festgestellt worden. Das Mauerstück in der Gerichtsgasse (Abb. 7) weist dieselbe Flucht auf wie die Kastellmauer, ein weiterer deutlicher Hinweis, dass diese damals noch bestand



Abb. 7: Gerichtsgasse 12: Das Fundament der frühmittelalterlichen Stadtmauer mit sogenanntem opus spicatum oder Ährenmauerwerk (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz, Foto: J. Fesser).

und wohl auch in Funktion war²³. Eine nähere zeitliche Einordnung der Erweiterung als in das 10./11. Jahrhundert ist bislang auf archäologischem Weg noch nicht möglich²⁴. M. Dumitrache hat zuletzt die Erweiterung mit Bischof Salomon III. (890–919/920) in Verbindung gebracht²⁵, der nach einer spätmittelalterlichen Chronik »die statt Costantz ... gewitert« haben soll²⁶. Ob die Kastellmauern als Binnenbefestigung verblieben oder abgerissen wurden, ist noch ungeklärt.

3. DIE UMWEHRUNG DES MARKTBEZIRKS

Wichtige Funktionsbereiche der Stadt befanden sich zu dieser Zeit außerhalb der umwehrten Bereiche der Bischofs- und Niederburg. Dazu zählen die älteste Pfarrkirche St. Stephan und der dazugehörige Friedhof sowie Marktbereich und Hafen. Sie werden erst im Hochmittelalter, vermutlich im Laufe des 11. Jahrhunderts, in den Mauerbering einbezogen. Archäologisch steht für diese Baumaßnahme keine Datierung zur Verfügung, es ist aber davon auszugehen, dass sich der Verteidigungskampf der Konstanzer Bürger gegen die Truppen des Abtes von St. Gallen im Jahre 1092 bereits auf diesen Mauern abspielte²⁷.

Der Verlauf dieser Umwehrung ist durch archäologische und bauhistorische Aufschlüsse mittlerweile gut nachzuvollziehen (Abb. 4.3 und Abb. 6). Jedoch sind an der Westseite einige leichte Änderungen der Fluchten vorhanden, für die eine schlüssige Erklärung noch aussteht. Der deutliche Versprung auf Höhe der einmündenden Torgasse könnte mit einer ehemaligen Torsituation zusammenhängen²⁸. Ein Argument dafür ist die außergewöhnliche Breite der Stadtmauer von etwa 2,2 m in den südlich anschließenden Gebäuden Stephansplatz 27 und Stephansplatz 31/Torgasse 13. Die Mauer besteht dort aus Wackenmauerwerk, die Höhe des Wehrganges lässt sich bei 5,5 bis 6,5 m annehmen. Eine auf der Südseite auf dem Grundstück Kanzleistraße 10 angetroffene ca. 1,25 m breite Mauer aus 0,6 x 0,4 m großen Sandsteinblöcken²⁹ widerspricht diesem Befund derart deutlich, dass Erklärungsbedarf besteht, beziehungsweise eine Zugehörigkeit bezweifelt werden darf.

An einigen Stellen des Berings werden Türme vermutet, die bislang aber weder bauhistorisch noch archäologisch eindeutig nachgewiesen sind. Erst für das Jahr 1306 belegt eine Urkunde deren Existenz. Damals wurde der an der Westseite der Stadt situierte Franziskanerkonvent als Anstößer urkundlich verpflichtet, einen Turm, wobei es sich wohl um einen Wehrturm der Stadtmauer handelte, um zwei Geschosse zu erhöhen³⁰.

Ebenfalls in der schriftlichen Überlieferung wird das so genannte Burgtor an der Wessenbergstraße genannt, das die Hauptverkehrsachse in Nord-Süd-Richtung sicherte. Nach Westen erlaubte das Bischofstor am Ausgang der Inselgasse den Durchgang³¹. Hier ließ sich bei einer Untersuchung auf dem Grundstück Inselgasse 30 ein Graben von etwa

10 m Breite nachweisen, der von Norden kommend der Stadtmauer vorgelagert war, an der Ausfallstraße jedoch nicht endete, sondern nach Westen umbog und so dem Zugang zusätzlich Schutz gab³². Nach Norden ist am Ende der Konradigasse, die früher »an der Fahr« (in *pontomio*) hieß, ein Zugang zur Rheinfähre zu vermuten³³. Ob die letzteren beiden Tore auch schon im Frühmittelalter bestanden, kann nur vermutet werden.

Möglicherweise ebenfalls mit einem Wehrgraben könnte eine Beobachtung auf der Parzelle Kanzleistraße 6 in Verbindung gebracht werden. Dort ließ sich bei Bohrungen im Zuge von Baumaßnahmen auf einer Länge von 20 m in Nord-Süd Richtung eine Abtiefung von etwa 3 m annehmen. Möglicherweise ist diese als Graben von einer beträchtlichen Breite zu interpretieren, die eventuell mit der Lage an der besonders gefährdeten Südseite zusammenhängen könnte.

Zuletzt ist auf einen Urkundentext einzugehen, der zwar aus einem gefälschten Diplom Friedrich Barbarossas von 1154 stammt, aber gleichwohl im späten 12. Jahrhundert angefertigt worden ist. Dort findet sich der Vermerk, dass das Augustinerchorherrenstift Kreuzlingen für den Erhalt der Stadtbefestigung Seekreide (*creta*) herbeigeschafft hätte. Seekreide ist eine am Grund des Bodensees auftretende Ablagerung aus Calcit, die aus sehr feinen Feststoffen besteht. Die Vermutung von H. Maurer, dass dies für eine Befestigung aus einem Erdwall anstelle einer Mauer sprechen könnte³⁴, findet im archäologischen Befund bislang keinerlei Bestätigung. Möglicherweise wurde dieses Material zur Hinterfüllung einer Wehrmauer genutzt, um zusätzlich einen Umgang zu einem an die Mauer angehängten Wehrgang zu schaffen. Eine andere Funktion scheint zur Zeit wenig wahrscheinlich.

Aus dem frühen 12. Jahrhundert gibt es eine zeitgenössische Überlieferung, die eine Einschätzung der Wehrfähigkeit der Stadt zumindest aus der subjektiven Sicht des Bischofs erlaubt. Dieser ließ sich zur Zeit der Wirren des Investiturstreits eine Festung auf der späteren Dominikanerinsel erbauen, da ihm der Schutz der städtischen Mauern offenbar nicht ausreichend erschien³⁵.

4. DIE UMWEHRUNG DER MARKTERWEITERUNG

Im 12. Jahrhundert wächst die Stadt über den alten Mauerring hinaus: seeseitig wird neu gewonnenes Land bebaut und vor der südlichen Mauer entsteht ein neuer Markt am Hafen, die spätere Marktstätte. An den beiden Straßen nach Süden (Stadelhofer- und Mordergasse, heute Hussen- und Rosgartenstraße) verdichtet sich die Bebauung. Sie schließt einen älteren Siedlungskern um die im 10. Jahrhundert gegründete Pfarrkirche St. Paul mit ein. Auch ein weit im Süden gelegenes Gerberviertel des späten 12. Jahrhunderts am Gerberbach³⁶ und ein mutmaßliches Werftareal am Seeufer werden nun in die Stadterweiterung einbezogen. Die Handwerker werden rund ein halbes Jahrhundert später in die südliche Vorstadt Stadelhofen verdrängt³⁷. Eine erste Befestigung dieser

vergrößerten Marktsiedlung rekonstruierte die ältere Forschung entlang von Ehgräben (Abwassergräben) und Gassen (Pfauen- und Obere Augustinergasse), doch konnte dort keine Umwehrung nachgewiesen werden. Stattdessen fand sich weiter südlich ein Mauerzug, der heute nur noch archäologisch fassbar ist. Er wurde in den Grundstücken auf der Südseite der Neugasse (Neugasse 9, 19 und 25), der ost-west-verlaufenden südlichsten Straße der Altstadt, angetroffen (**Abb. 4.4 u. 4.8**).

Die 1 m dicke, zweischalige Mauer bestand aus sorgfältig aufgemauerten Wackeln (Flussgeröll) mit einem nur 0,20 m eingetieften Fundament. Die oberen Steinlagen sind stellenweise stark nach Süden geneigt, was auf statische Probleme hindeutet (**Abb. 9**). Der Untergrund besteht hier weitgehend aus schlickigen Seeablagerungen. Die geringe Standsicherheit ist vermutlich auch ein Grund dafür, dass die Mauer recht bald durch eine zweite ersetzt wurde³⁸. Die Mauer zieht parallel zur Neugasse und scheint auch ihren Schwenk nach Nordwesten Richtung St. Paul nachzuvollziehen. In Gegenrichtung setzt sie sich jenseits der Mordergasse (Rosgartenstraße) bis zum damaligen Seeufer fort und bildet hier die Südostecke der Altstadt aus. In diesem Winkel entsteht ab 1268 die Niederlassung der Augustinereremiten.

Drei Tore dürften nach Westen, Südwesten und Südosten Aus- und Zugang geregelt haben. Über ihre genaue Lage und Bauform ist nichts bekannt. Bisher konnte nur ein einziger halbrund vor die Mauer vorspringender Turm westlich der Grundstücke Obere Laube 51–53 während einer Baumaßnahme durch den ehrenamtlichen Denkmalpfleger A. Beck beobachtet werden³⁹ (**Abb. 11**). Ein zweiter kann in der Funktion als südöstlicher Eckturm zum See hin vermutet werden. Hier sprang ein vom Augustinerkloster genutztes Gebäude rechtwinklig vor die Mauer vor (**Abb. 10**). Allerdings sind sowohl die ehemalige Gestalt des Turmes als auch seine Datierung unklar. Ein dritter, halbrunder Turm, das so genannte Griefstürmlein, könnte den seeseitigen Abschluss der Mauer gebildet haben (**Abb. 4** und **Abb. 16**).

Unmittelbar hinter, zum Teil auch vor oder über der ersten Mauer wurde eine zweite, etwas breitere Wackenmauer mit geböschtem Fundament errichtet (**Abb. 9**). Sie hat sich in der Hoffassade bzw. in Innenwänden einiger Häuser an der Neugasse erhalten (untersucht in Neugasse 3, 5, 9, 13, 15 und 19). Das zweischalige Mauerwerk wies im Baumaterial keinen signifikanten Unterschied zur ersten Mauer auf. Sie bestand ebenfalls überwiegend aus Wackeln. Der Wehrgang lag 4 m über dem damals etwas tieferen Laufniveau (OK 398.00 m NN, 0,40 m unter heutigem Niveau).

Auf der Feldseite schloss sich eine 7,50 m breite Berme an. Sie scheint mit Fashinen gesichert worden zu sein und war leicht abschüssig zu dem anschließenden, um 45° geböschten Stadtgraben. Die neue Mauer samt Graben verlief im östlichen Teil parallel zur Neugasse, schwenkte dann aber im westlichen Teil nicht nach Nordwesten ab, sondern setzte die Flucht weitgehend gerade fort (**Abb. 4.8**). Damit schob sich die Südwestecke der Stadt um 70 m vor. Hier wurde ein neues Tor errichtet, das im Spätmittelalter überformte Schnetztor.



Abb. 8: Die südliche Altstadt und ihre Befestigung: 3 – Befestigung Marktbereich, 4 – Befestigung Markterweiterung, 5 – Erweiterung, 6 – Ringmauer, 6b – Grabenmauer. (Plangrundlage: Dumitrache 2000, Karte 2, Katasterplan von 1867–76. Ergänzungen: F. Löbbecke).



Abb. 9: Neugasse 9: Nach dem Abbruch des Hauses zeigt sich das Fundament der nach Süden geneigten älteren Stadtmauer, dahinter eine zweite, noch 4 m hohe Mauer (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz, Foto: D. Bibby).

Der Bau der Befestigung der Stadterweiterung wurde um 1200 oder für die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts angenommen⁴⁰. Im Jahre 1252 muss sie bereits existiert haben, denn damals ließ Heinrich in der Bünde seinen Obstgarten als Bauland parzellieren und zur Erschließung die *Niuwogasse* (Neugasse) anlegen. Zur Ortsbestimmung wird angegeben, dass der Garten »*prope muros nostre civitatis immediate*« lag, also innerhalb einer damals schon vorhandenen Stadtmauer⁴¹. Eine Erbauung vor der Jahrhundertmitte legt auch das lagenhafte Wackenmauerwerk beider Mauern nahe, das später in Konstanz nicht mehr auftritt. Auch die wenigen keramischen Funde weisen spätestens in die 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Einen weiteren Hinweis gibt ein Grabungsbefund aus dem Bereich südlich des späteren Augustinerklosters (Rosgartenstraße 27)⁴². Hier zog das Fundament der Stadtmauer über eine aufgegebene Latrine hinweg. Deren Holzwände bestanden aus wieder verwendeten Schiffsplanken. Das jüngste Holz war um 1195 geschlagen worden⁴³. Geht man von einer 30-jährigen Nutzungsdauer des Bootes aus, dürfte die Latrine frühestens um 1225 angelegt worden sein. Ihre Verfüllung und der Bau der Stadtmauer lagen noch später, im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts. Allerdings fand sich hier nur eine Mauer – so ist nicht ganz klar, ob es sich dabei um die ältere oder jüngere der beiden Stadtmauern handelt.

Auch im Nordosten der Stadt, im Winkel zwischen See und Seerhein, entstand im 13. Jahrhundert eine neue, vorgelagerte Mauer, die vermutlich gleichzeitig zum Gewinn neuer Siedlungsfläche diente – nicht umsonst wurde sie *mure in dem se* genannt⁴⁴. Sie wurde bei Ausschachtungsarbeiten an drei Stellen unter der rezenten, seeseitigen Uferstraße (Konzilstraße) angetroffen. Das über 1 m dicke Mauerwerk bestand überwiegend aus Sandstein, daneben fanden sich Wacken und einzelne Ziegel. Im Bereich des Brückenkopfes der heutigen Rheinbrücke konnte es auf einer Länge von 15 m und bis zu einer Höhe von 2,50 m nachgewiesen werden⁴⁵. Im Norden wird es in der Flucht alter Begrenzungsmauern rekonstruiert. Das Mauerende im Süden ist unbekannt. Dumitrache vermutet im Gegensatz zur älteren historischen Forschung, dass der Hafenbereich (Fischmarkt und Marktstätte) ausgespart blieb, um den ungehinderten Warenverkehr zu



Abb. 10: Das in die Stadtmauer integrierte Eckgebäude des ehemaligen Augustinereremitenklosters, vermutlich der ehemalige Südost-Eckturm der Stadtbefestigung, dahinter die Zinnenbekrönung des Mordertors, vom See aus gesehen (J. Georg Steiner, Federzeichnung von 1839, Rosgartenmuseum Inv. Nr. T 412).

ermöglichen⁴⁶. Tore erlaubten den Zugang zum Dominikanerkloster, das auf einer der Stadt vorgelagerten Insel lag, und zur Rheinbrücke.

Das durch eine Kette gesicherte *tor uff der Brügge* wird wie die *mure* in dem se erstmals in einer Urkunde von 1255 genannt⁴⁷. Da die Befestigung bei der Gründung des Klosters auf der Insel 1236 noch nicht genannt wurde, vermutet die Forschung eine Entstehung der Mauer im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts. Auffällig ist der Unterschied im Baumaterial zwischen den neuen Stadtmauern im Nordosten und im Südwesten bei etwa gleicher Mauerdicke. Die seeseitige Mauer war durch die Verwendung von Sandstein besser gegen Hochwasser und Eisgang geschützt. Möglicherweise sollte hier, an den wichtigsten Zugängen der Stadt (Rheinbrücke und Hafen), auch eine repräsentative Wirkung erzielt werden.

5. DIE ÄUSSERE RINGMAUER UND DIE SPERRWERKE IM WASSER

Wenige Jahrzehnte später wird mit einer gewaltigen Neubaumaßnahme begonnen, der Ummauerung des gesamten Altstadtbereichs von ca. 30 ha. Diese äußere Ringmauer⁴⁸ wird im Abstand von 9–20 m vor die bestehenden Mauern gesetzt (Abb. 4.6, Abb. 8.6 und Abb. 11). Seeseitig wird nun die für den Hafenbereich gelassene Lücke geschlossen. Allerdings scheint sich die Baumaßnahme über mehr als ein Jahrhundert erstreckt zu haben: Zunächst dürfte im besonders gefährdeten Süden gebaut worden sein. Dort standen bereits 1281 die Mauern des »alten« und des »neuen Wehrgangs«⁴⁹. Das see nahe, morastige Gelände zwischen ihnen wurde dem angrenzenden Augustinereremitenkloster geschenkt (»inter duos muros novum ... et veterem ambitus civitatis«). Interessanterweise wird in der Urkunde der hier vermutete seeseitige Eckturm nicht genannt, dagegen ein

Nengers turli erwähnt. In neuzeitlichen Ansichten ist der Turm als weit nach Südosten vorspringender Klosterflügel dargestellt (Abb. 10). Auch im Westen war Ende des 13. Jahrhunderts bereits begonnen worden, die Stadtmauer zu verdoppeln: 1297 verkauft das Stift St. Stephan einen Garten bei der *antiquum murum civitatis* an das dort gelegene Franziskanerkloster⁵⁰ – die Nennung einer alten Stadtmauer setzt die Errichtung einer neuen voraus. Neun Jahre später errichteten sie



Abb. 11: Stadtmauern im Westen der Altstadt: Ältere Stadtmauer mit Turm (Häuserzeile rechts) und äußere Ringmauer mit Wehrgang und Paradieser Torturm. Heute verläuft hier die Obere Laube, Ecke Paradiesstraße (Klein 1819, Rosgartenmuseum Konstanz Inv. Nr. T 393).



Abb. 12: Fundament der Ringmauer südlich des Paradieser Tores mit neuzeitlichem Abwasserkanal (Foto Entsorgungsbetriebe der Stadt Konstanz)



Abb. 13: Massiver Pfahl, der das Nordfundament des Paradieser Tores stützte (Foto Entsorgungsbetriebe der Stadt Konstanz)



Abb. 14: In grün sind die freigelegten Teile der mittlerweile ausgebrochenen ehemals mehrere Meter tiefen Fundamente dargestellt. Die gestrichelte Linie gibt die Untersuchungsgrenzen an, originale Kanten sind durchgezogen. Die Maßnahme ermöglicht es, zumindest die Lage der Stadtbefestigung zu konkretisieren (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz, Zeichnung: Frau U. Jondral).

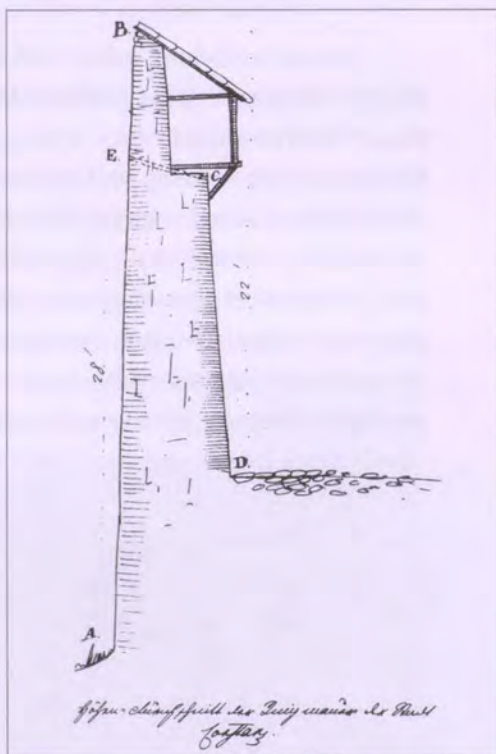


Abb. 15: Schnitt durch die Stadtmauer an der Westseite: die Höhe betrug feldseitig etwa 8–9 m, auf der Stadtseite annähernd 7 m (nach Fetscher (wie Anm. 103) S. 66).



Abb. 16: Ansicht der Stadt Konstanz von Osten. Im Vordergrund der durch eine Pfahlreihe gesicherte Hafen, dahinter die äußere Ringmauer und die Befestigungen der Vorstädte Stadelhofen (links) und rechts des Rheins Petershausen, im Hintergrund die Vorstadt Paradies (Glasbild von Wolfgang Spengler von 1653, Rosgartenmuseum Konstanz).

eine Gartenmauer »entsüßchen den ringmuron«⁵¹. Von der Fundamentierung des Paradieser Tores oder der angrenzenden Mauerbereiche konnte ein Holz nach 1295 (C-Probe ohne Waldkante) datiert werden.⁵² Leider sind Teile dieses bedeutendsten und am stärksten befestigten Tores auf der Westseite der Stadt zusammen mit rund 60 m der anstoßenden Mauern ohne archäologische Begleitung unter äußerst unglücklichen Umständen während einer Kanalsanierung im Jahre 2006 zerstört worden (**Abb. 12–14**).

Die Mauer an dieser Seite ist im 19. Jahrhundert vollständig abgebrochen worden. Angaben zur Stärke und Höhe sind einer Zeichnung des Konstanzer Bürgermeisters Karl Hütlin (1832–1849) zu verdanken, die bei der Konkretisierung des Abrissvorhabens entstand (**Abb. 15**).

Das übernächste in nördlicher Richtung folgende Stadttor, Äußeres Schottentor genannt (*super porta Schotorum exteriori*), wird Anfang des 14. Jahrhunderts erstmals erwähnt und setzt ein Inneres Schottentor in der Befestigung der Niederburg voraus⁵³. Schließlich wurde die zweite Mauerlinie auch in den Rhein und den Bodensee vorgeschoben. Der noch heute bestehende Rheintorturm (**Abb. 1**) zur ehemaligen Rheinbrücke wurde nach einer Dendrodatierung um 1360 errichtet⁵⁴.

Auf der Ostseite ist das ab 1388 errichtete Kaufhaus (»Konzil«)⁵⁵ auf den Stadtansichten der frühen Neuzeit in die Stadtbefestigung eingebunden (**Abb. 16**). Eine seit Mai 2010 durchgeführte Grabung an der Nordseite des Kaufhauses wird auch die Frage klären, ob schon vor dem Bau des Kaufhauses an dieser Stelle eine Stadtmauer bestand. Oder wurde dieses neue erst ab 1386 geplante Großprojekt⁵⁶ kurzfristig in die langfristigen Planungen zur Erneuerung der Befestigung integriert? Bislang sind durch die lau-



Abb. 17: Blick vom Konzil in Richtung Stadtgarten mit diversen freigelegten Mauerbefunden (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz).



Abb. 18: Im Hintergrund die in den Stadtgraben gesetzte Mauer des Neuhauses, links das Auflager des Fallgatters, mit dem der Wasserweg in die Stadt gesperrt werden konnte (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz).

fende archäologische Untersuchung Lage und Baudetails von den nördlich des Kaufhauses gelegenen Befestigungselementen wie Mauer, Graben und Fischbrucktor bekannt geworden (Abb. 17–18).

Mit der Mauerlinie zum See war bis auf ein kleines Teilstück im Südosten die gesamte Stadt durch einen doppelten Mauerring mit vorgelagerten Wasserflächen gesichert. Landseitig war so eine Art Zwinger entstanden (Abb. 11), während zum See und zum Rhein die bisherige Flachwasserzone zum inneren Stadtgraben mit von Türmen begleiteten Ein- und Ausflüssen umgewandelt wurde (Abb. 4 und Abb. 16). Seit dem 17. Jahrhundert wird dieser Graben auf der Ostseite nach dem angrenzenden Kolleg als Jesuitengraben bezeichnet. Die gesamte Seeseite der Stadt vom Rauenegg inklusive der Hafenplattform vor dem Kaufhaus (Damm), der Anlegestelle vor dem Fischertor und der Dominikanerinsel wurde nach der schriftlichen Überlieferung in den Jahren nach 1445 zusätzlich bis zur Rheinbrücke durch eine lange Pfahlreihe aus Tannenholz gesichert, die nur eine schmale Durchfahrt beim Lukenhäuslein hatte⁵⁷. Die Pfähle waren in den Seeboden gerammt und ragten deutlich über die Wasseroberfläche hinaus. Vor der Dominikanerinsel (heute Inselhotel) und südlich des rezenten Hafenbeckens sind derartige Pfosten, zum Teil noch meterlang, erhalten geblieben⁵⁸. Allerdings muss die Zeitstellung dieser Hölzer nicht zwangsläufig die erste Anlage dieser Hafensicherung angeben, da diese bis das 19. Jahrhundert immer wieder erneuert wurde.



Abb. 19: Paradieser Torturm mit Vorwerk und Graben von Südwesten, Lithographie von Elvira Hoz (Rosgartenmuseum Konstanz Inv. Nr. T 1957/361).



Abb. 20: Bodanplatz 20–26: Äußere Ringmauer, im Vordergrund die Kontermauer des Grabens, im Hintergrund die Häuser an der Neugasse (Foto: F. Löbbecke 2007).

Neun Tore und sieben zusätzliche Türme waren Bestandteil dieser äußeren Ringmauer⁵⁹. Abgesehen vom Dammtor, das sich zur Hafenplattform (Damm) öffnete, waren alle Zugänge als Tortürme gestaltet – selbst das innere und äußere Predigertor, das lediglich als Zugang zum Dominikanerkloster auf der Insel diente. Zwei landseitige Tore, Schnetztor und Paradieser-Tor, hatten zusätzlich zwingerartige Vortore (Abb. 19), wie es am Schnetztor noch heute zu erkennen ist. Die Gestalt der Türme und Tore ist erst in den frühneuzeitlichen Stadtansichten überliefert. Aussagekräftige archäologische oder bauhistorische Untersuchungen zu Toren und Türmen des 13. bis 15. Jahrhunderts fehlen bisher.

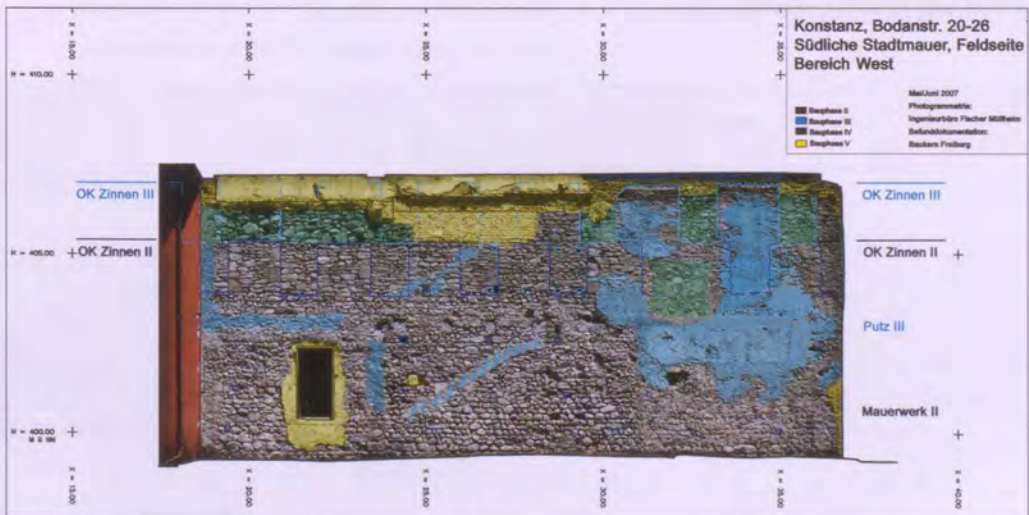


Abb. 21: Bauaufnahme der äußeren Ringmauer mit eingetragenen Bauphasen: Bauphase II bezeichnet den Zustand der Errichtung, Bauphase III die Aufstockung (Photogrammetrie: Fischer, Müllheim, Bearbeitung F. Löbbecke).

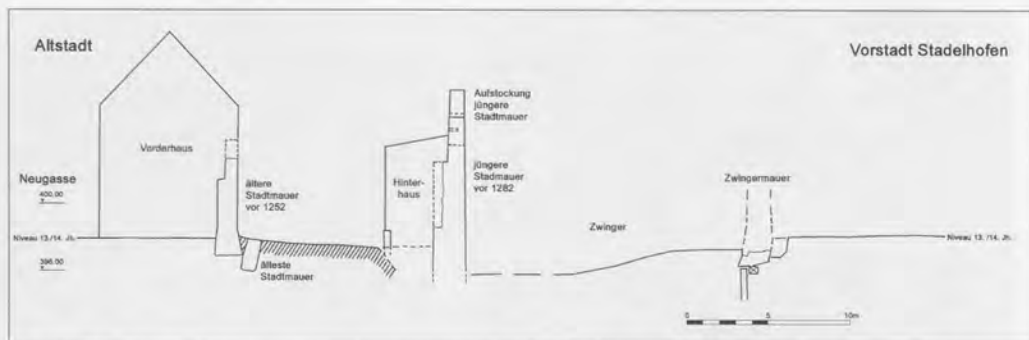


Abb. 22: Die Stadtbefestigungen im Süden der Altstadt, Nord-Süd-Querschnitt (Zeichnung: F. Löbbecke 2008).

Im Süden der Altstadt konnten zwei über 60 m lange, zum Teil bis zur Zinnenkrone erhaltene Bereiche der äußeren Ringmauer in den letzten Jahren untersucht werden (Abb. 20 und 21)⁶⁰. Sie steht hier 8–12 m südlich der älteren romanischen Mauer (Abb. 22). Die zweischalige Bruchsteinmauer wurde in den Stadtgraben der älteren Befestigung gesetzt, so dass man sich einen Teil der Aushubarbeiten für die Baugrube und den neuen Graben sparte. Die Mauer war bis zu 1,60 m dick und 7,80 m hoch. Der Wehrgang in ehemals 5 m Höhe wurde durch eine Brustwehr und hohe Zinnen geschützt. Die Mauer scheint ohne größere Unterbrechungen einheitlich errichtet worden zu sein, markante Baufugen sind nicht erkennbar. Der unmittelbar vorgelagerte Graben war nur 2,50 m tief, dafür aber etwa 17 m breit und in der Mitte vom Gerberbach durchflossen. Vermutlich konnte der Bach aufgestaut werden. Aber auch ohne Stau war das Gelände so morastig, dass es ein wirksames Annäherungshindernis darstellte. In Hochwasserphasen wurde es regelmäßig überschwemmt, wie Sedimente auf der Grabensohle belegen. Der feldseitige Grabenrand wies eine Böschung von 25° auf und war anfangs noch nicht durch eine Mauer gesichert.

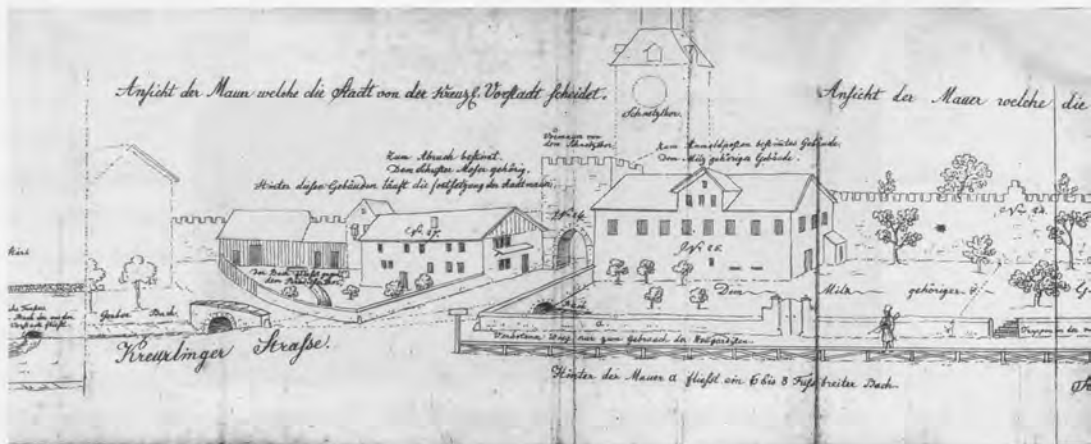
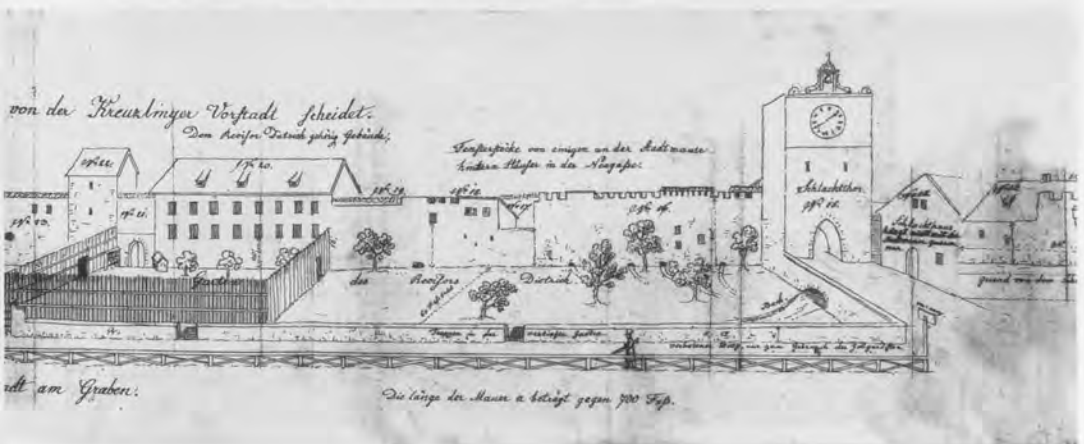


Abb. 23: Die südliche Altstadtmauer (äußere Ringmauer) mit Schnetz- und Mordertor und ummauertem Graben (Federzeichnung um 1835, Rosgartenmuseum Konstanz Inv. Nr. T 70).

Die äußere Ringmauer wurde zumindest im Süden bald nach ihrer Errichtung noch einmal um 1,60 m aufgestockt und mit breiteren Zinnen versehen (Abb. 21). Große Teile des originalen Flächenputzes haben sich auf der Feldseite der Mauer erhalten. Konstruktion und Baumaterial der Maueraufstockung entsprechen weitgehend dem älteren Zinnenkranz, daher dürfte die Erhöhung schon bald nach dem Mauerbau vorgenommen worden sein. Vermutlich erfolgte sie vor der Ummauerung der angrenzenden Vorstadt Stadelhofen (ab 1353), die die Fortifikation der Altstadt an der Südseite weitgehend überflüssig machte. Oder handelte es sich hier gar nicht um einen fortifikatorischen Ausbau, sondern eher um einen repräsentativen?

Ausgebaut wurde auch die Außenseite des Stadtgrabens nach Süden: Statt der Böschung wurde feldseitig eine senkrechte Grabenmauer errichtet (Abb. 20). Sie konnte 2007 auf einer Länge von über 90 m untersucht werden, ihr Fundament reicht bis zur Grabensohle (Abb. 22). Die grabenseitige Hälfte des Fundaments sitzt auf senkrecht eingerammten Eichenpfählen und Horizontalhölzern. Die Oberkante der Mauer ist nicht mehr erhalten, aber im 19. Jahrhundert dürfte sie noch etwa 1 m hoch gewesen sein, wie zeitgenössische Zeichnungen belegen (Abb. 23). Mit 1,60 m ist die zweischalige Bruchsteinmauer genauso dick wie die eigentliche Stadtmauer und könnte daher ehemals einige Meter hoch aufgeragt haben. Sie fungierte als Vormauer, die den zuvor unbefestigten Graben zwischen Schnetz- und Schlachttor einfasste. Vor den beiden Toren knickte die Vormauer rechtwinklig ab und zog auf die Tortürme zu. Mit einem genauen Datum für den Bau der Zwingermauer ist durch die dendrochronologische Datierung der Eichenholzpfahlgründung zu rechnen.

Damit hatte die südliche Befestigung der Konstanzer Altstadt die Form erhalten, die sie weitgehend bis in das 19. Jahrhundert beibehielt. Erst nach Aufgabe der Zollgrenze 1866 wurden das Schlachttor und der Bruderturm abgerissen und der Stadtgraben bebaut. Die Mauer überdauerte die Abrisswelle, weil sie in die neu entstehende Bebauung als Rückwand oder Hofmauer integriert wurde.



6. VOR DER STADT: DIE BEFESTIGUNGEN DER VORSTÄDTE

Um die Altstadt gruppierten sich drei Vorstädte von unterschiedlicher Bedeutung, Größe und Funktion. Stadelhofen im Süden stand rechtlich und wirtschaftlich der Altstadt am nächsten. Das Paradies im Westen war in weiten Teilen unbebaut, es enthielt ein Fischerdorf und einige kirchliche Einrichtungen von untergeordneter Bedeutung. Petershausen jenseits des Rheins im Norden bestand ursprünglich aus einem Benediktinerkloster und zwei Dörfern, die das Kloster umgaben. Allen Vorstädten ist gemein, dass sie im ausgehenden Mittelalter eine Befestigung erhielten, die aber durchaus unterschiedlich gestaltet war und auch keiner gemeinsamen Planung unterlag.

STADELHOFEN

Im Jahre 1353 ordnet der Rat an, dass die bis dato unbefestigte alte bischöfliche Fronhofsiedlung Stadelhofen im Süden der Altstadt mit Wall und Graben zu umgeben sei. Dies führte zu einer Zerschneidung des besiedelten Bereiches, indem die Klostergebäude des Augustinerchorherren Stifts Kreuzlingen vor die Stadt zu liegen kamen, während Wirtschaftsgebäude und Spital innerhalb der neuen Umwallung verblieben⁶¹.

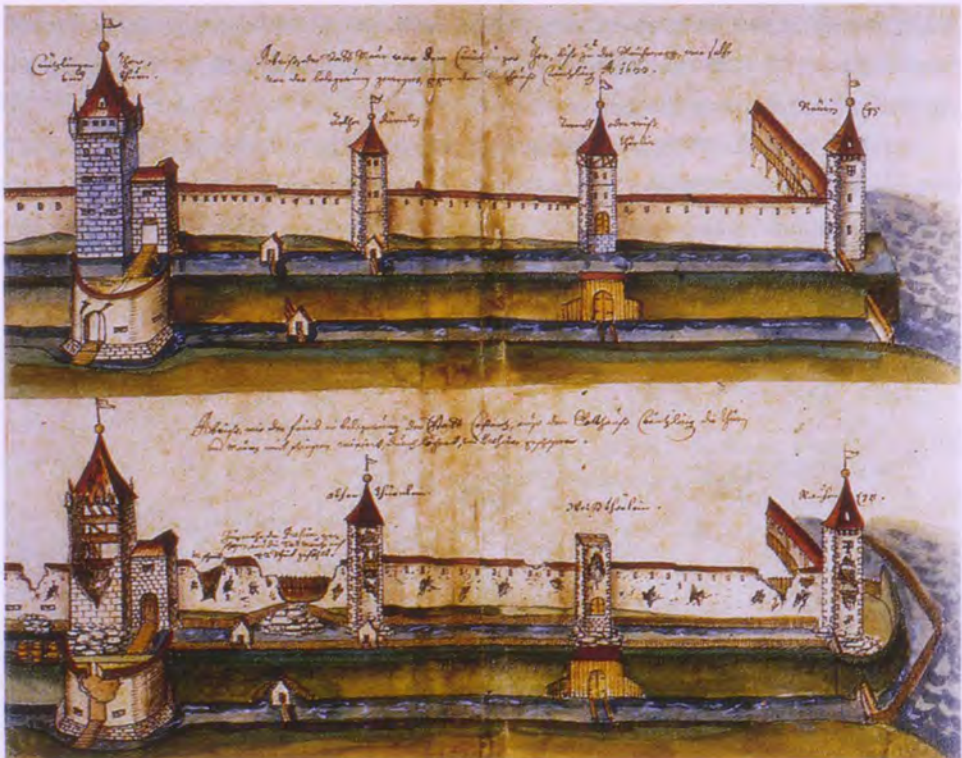


Abb. 24: Die Befestigung der Vorstadt Stadelhofen zwischen Rauenegg-Turm rechts und Kreuzlinger Turm links vor und nach der schwedischen Belagerung von 1633 (Burkhardt, Dobras, Zimmermann (wie Anm. 64) S. 226).



Abb. 25: Ein Zeugnis des schwedischen Beschusses könnte diese im Graben vor der Stadelhofer Stadtmauer gefundene Eisenkugel von 10 cm Durchmesser und 3580 g Gewicht sein (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto: M. Schreiner).

Bis 1378 werden an allen Ausfallstraßen Stadttore erwähnt, daher wird die erste Verteidigungskonzeption eine Erdbefestigung mit steinernen Tortürmen umfasst haben. Vorbehaltlich einer abschließenden Auswertung dürften mit zwei auf dem Eckgrundstück Wiesenstraße/ Ackerortweg aufgefundenen Gräben der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts Teile dieser Anlage erfasst worden sein⁶². Im städtischen Baubuch ist in der Zeit von 1411–1414 eine erste Ummauerung festgehalten, der eine Abtragung des Walls vorangegangen sein muss. Sie wurde seit der Mitte der 1430er Jahre verstärkt und erneuert⁶³. Gegen Mitte des 15. Jahrhunderts wurde zusätzlich ein Zaun aus hohen Eichenpfosten vor dem Stadtgraben vom Paradies bis zum Emmishofer Tor errichtet. Darüber hinaus wurden die beiden bedeutendsten Toranlagen,

nämlich das Emmishofer und das Kreuzlinger Tor mit Vorwerken versehen⁶⁴.

Ihre Feuertaufe erlebte die Befestigung an der Südseite der Stadt durch die Belagerung durch schwedische Truppen im Herbst 1633 (Abb. 24 und Abb. 25). Über zwei Wochen lang war sie massivem feindlichen Kanonenbeschuss ausgesetzt. Allein an einem Tag sollen nach zeitgenössischer Überlieferung 700–800 Kugeln auf die Stadt geschossen worden sein. Obwohl stark beschädigt, hielt sie stand, so dass auch der letzte Sturmangriff in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober scheiterte⁶⁵.



Abb. 26: Das Fundament des Beintürmles im Zustand der Ausgrabung mit starken, waagrecht liegenden Eichenbohlen und einer dichten Pfostensetzung darunter (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz, Zeichnung: C. Bürger).

Da die Südseite keinen natürlichen Schutz bot, waren die Befestigungen hier besonders massiv ausgeführt, wie die Dichte von Toren und Türmen auf der Ansicht der Vorstadt um 1600 gut erkennen läßt (Abb. 30). Neben den beiden schon genannten Toren gab es noch das Tor an der Wiesenstraße sowie sieben Türme unterschiedlicher baulicher Ausführung, von denen zwei inklusive des dazwischen liegenden Mauerstückes

Abb. 27: Die Stadtmauer ruhte auf der Seeseite ebenfalls auf einem System aus mauerparallelen und rechtwinklig dazu gelegten Hölzern (Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, Arbeitsstelle Konstanz, Foto: D. Bibby).



Abb. 28: Rund 2 m lange, 50 cm breite und 18 cm hohe Holzschwelle, auf denen das Fundament des Beintürmles ruhte (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto: M. Schreiner).



Abb. 29: Auf dem Grundstück Ecke Bodanstr./ Bahnhofplatz freigelegtes Fundament der Stadelhofener Stadtmauer auf einer Holzkonstruktion aus Pfosten sowie quer- und längs verlaufenden Hölzern (Kreisarchäologie Konstanz, Foto: J. Hald).



fast vollständig ergraben werden konnten (Abb. 26). Sie liegen im Osten an der dem See zugewandten Seite. Es handelt sich einerseits um den südöstlichen Eckturm, den so genannten Rauenegg-Turm, und einen nördlich davon gelegen kleinen halbrunden Schalenturm, das Beintürmle. Auf Grund des weichen Baugrundes wurden die Mauern auf ein System von längs und quer liegenden eichenen Schwellbalken gegründet, die partiell durch Pfähle unterstützt worden sind (Abb. 26 und Abb. 27). Einige der liegenden Schwellen unter dem Beintürmle waren aus über 100 Jahre alten mächtigen Eichenstämmen herausgesägt worden. (Abb. 28)

Das Fundament der Stadtmauer bestand aus einer Schale aus Sandsteinblöcken, die mit Kieseln und Mörtel verfüllt war. In den untersten Lagen war es bis zu 2 m breit und verjüngte sich bis zum Aufgehenden auf 1,5 m. Dendrodaten mit dem Endjahr 1411 belegen, dass dieser ganze Abschnitt in einem Zug erbaut worden ist. Bei baubegleitenden archäologischen Untersuchungen auf dem Grundstück Ecke Bodanstraße/ Bahnhofplatz wurde die Stadtmauer erneut angetroffen. Sie machte in Bezug auf Baumaterial und Aufbau einen ähnlichen Eindruck (Abb. 29), leider ergaben die unter dem Fundament angebotenen Hölzer bislang kein Dendrodatum, so dass sich noch nicht klären ließ, ob auch dieses Mauerstück in demselben Jahr errichtet wurde oder späterer Zeitstellung ist⁶⁶.



Abb. 30: Stadelhofen in einem Holzschnitt aus der Zeit um 1600 (Stadtarchiv Konstanz).

Auf der Südseite war ein erster Graben von 4 m Breite nachzuweisen, dem feindseitig ein zweiter, breiterer Graben vorgelagert war (Abb. 30). Nach Osten zum See hin waren keine Grabenanlagen notwendig. Von anderen Abschnitten der Mauer liegen nur kleinere Aufschlüsse vor, die eine ähnliche Bautechnik erkennen lassen, auf Grund der stabileren Bodenverhältnisse allerdings wohl ohne hölzerne Substruktionen auskamen⁶⁷. Auf der Westseite von Stadelhofen wurden 2001 bei einer Erneuerung der Kanalisation große Teile des Stadtmauerfundaments ausgebrochen. Die Mauer verlief hier etwa 5 m westlich der Westfronten der Häuser Zur Laube 7–11. Möglicherweise entstand dieser Freiraum zwischen Stadtmauer und Häuserfront dadurch, dass diese Fläche vorher von dem ursprünglichen Befestigungswall überdeckt war.

Eine zusätzliche Verteidigungslinie erbrachte die Anlage von Schanzen, die – folgt man den Bildquellen – zwischen 1633 und 1653 errichtet worden sein müssen (Abb. 16 und 34).

PETERSHAUSEN

Archäologische Erkenntnisse zur Befestigung der jenseits des Rheins gelegenen Siedlung Petershausen, die aus einem durch das Kloster geteilten Ober- und Unterdorf bestand, liegen kaum vor. Aus der schriftlichen Überlieferung ist bekannt, dass zunächst im 14. Jahrhundert ein Graben und damit wohl auch ein Wall zum Schutz des Oberdorfes angelegt wurden. Dieser konnte im Jahre 1937 beim Bau der modernen Rheinbrücke durch einen Ehrenamtlichen an mehreren Stellen entdeckt und geschnitten werden⁶⁸. Wall und Graben wurden 1417 um die ganze Vorstadt erweitert und mit zwei vermutlich hölzernen Stadttoren versehen. Die Tore wurden im 15. Jahrhundert in Stein erneuert: Das Obertor, später auch Lorettotor genannt, führte nach Norden und wurde zwischen 1448 und 1449 errichtet. Das untere Tor schützte den Eingang nach Westen und wurde wohl schon 1432 erbaut⁶⁹. Ein drittes nach Norden führendes Tor wird in einigen Bildquellen des 17. Jahrhunderts gezeigt⁷⁰ (Abb. 34), da es aber in den Schriftquellen nicht genannt wird und auch auf anderen Ansichten fehlt, muss seine Existenz fraglich bleiben.

Im August des Jahres 1548 wurde Petershausen in den Auseinandersetzungen nach dem Schmalkaldischen Krieg von den kaiserlichen Truppen überrannt, die erst auf der

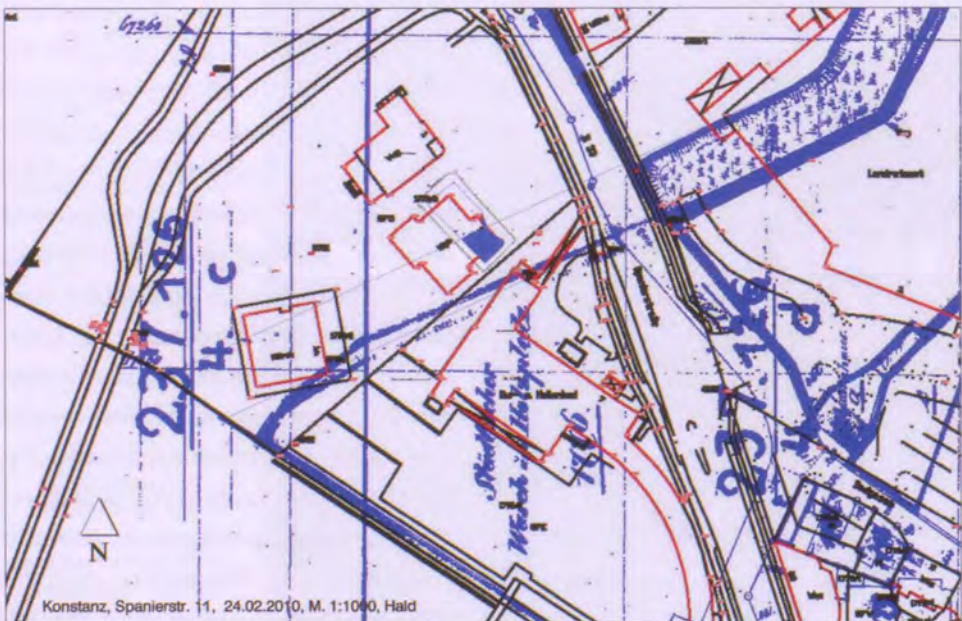


Abb. 31: Petershausen: Übereinandergelegt sind das Urkataster (blau) und die aktuelle Liegenschaftskarte. In der ausgegrabenen Fläche zeigt sich die Verlängerung des von Nordosten kommenden, auf dem Urkataster eingetragenen Schanzengrabens (Kreisarchäologie Konstanz, Zeichnung: J. Hald).



Abb. 32: Spanierstraße: Schon während des Freilegens ist eine nach links abfallende dunkle Verfüllschicht des Schanzengrabens deutlich zu erkennen (Kreisarchäologie Konstanz, Foto: J. Hald).



Abb. 33: Mineralwasserflasche mit gestempelter Umschrift »Selters Nassau« und dem preußischen Adler, auf der Rückseite finden sich mit »W Num 11« die Angabe des Westerwälder Herstellungsortes Wirges und des Erzeugerbetriebs (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto: M. Schreiner).

Rheinbrücke gestoppt werden konnten⁷¹. Selbst danach zeigen Ansichten aus der Zeit zwischen 1575 und 1600, auch wenn sie sich in der Wiedergabe der Befestigungen teilweise widersprechen, deutlich, dass Petershausen damals noch nicht auf dem Stand der zeitgenössischen Wehrtechnik ausgebaut worden war⁷². Um 1550 findet sich in den städtischen Baubüchern eine Beschreibung der Wallanlagen⁷³.

Die Befestigungsanlagen wurden wohl erst Anfang des 17. Jahrhunderts durch Schanzen verstärkt⁷⁴, die im Mai 1633 aus Furcht vor kriegerischen Überfällen im Zuge des Dreißigjährigen Krieges⁷⁵ durch die charakteristischen sternförmig vorgeschobenen Basteien ersetzt wurden (Abb. 4.8 und Abb. 34). Es ist sehr erfreulich, dass es 2010 erstmals gelang, einen Schnitt durch einen der Schanzgräben zu legen. Auf dem Grundstück Spanierstrasse 11 konnte dank des Engagements von Dr. Jürgen Hald von der Kreisarchäologie Konstanz im Vorfeld einer Baumaßnahme neben der genauen Lage die



Abb. 35: Die Federzeichnung aus dem Jahre 1575 zeigt den Zustand der Befestigungen vor dem Bau von Schanzen. Stadelhofen im Süden wirkt fortifikatorisch wie ein Teil der Altstadt, während Petershausen jenseits des Rheins und das Paradies links im Bild deutlich schwächer befestigt sind (Rosgartenmuseum Konstanz Inv. Nr. T. 142).

Nach dem Beitritt zum Schwäbischen Bund verschärfen sich die Konflikte mit den Eidgenossen und führten im Mai 1497 zur Erweiterung des äußeren Grabens, der dahinter liegende Wall wurde mit acht hölzernen Bollwerken versehen. Wiederum fanden im großen Umfang Fronarbeiten statt, die vor allem durch die Zünfte und Gesellschaften, aber auch durch Mitglieder des geistlichen Gerichts und der Priesterschaft getragen wurden. Adelsfamilien und Landgemeinden sowie das Zisterzienserkloster Salem leisteten ebenfalls ihren Beitrag⁷⁹. Im Jahr 1499 fanden erneut Grabenarbeiten im Paradies statt⁸⁰. Die Quellen zeigen, dass um 1500 diese Vorstadt lediglich von Wall und Graben umgeben war. Eine kolorierte Stadtansicht von 1575 (Abb. 35) zeigt diesen Zustand mit einem Stadttor nach Westen und einem Turm, der die Bewehrung zum Rhein hin abschloss, und bei dem es sich vielleicht um den früheren Erker handelt. Auf dem südlichen Teil des Walles sitzen in Abständen kleinere Gebäude⁸¹, möglicherweise die im späten 15. Jahrhundert erwähnten hölzernen Bollwerke. **) Gießeggturm!*

Erst im 17. Jahrhundert im Zuge des Ausbaus von Konstanz zur Festung gegen protestantische Truppen sind erneut Schanzarbeiten zu vermelden. Im Lauf des Jahres 1633 finden Arbeiten am Schottenwall statt, der eine zweite Verteidigungslinie zwischen Vorstadtwall und Stadtmauer der Altstadt bildete (Abb. 16), zudem wird eine zweite Schanze am unmittelbar am Rhein gelegenen Gießegg im Tägermoos erbaut⁸². Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts wird das Paradies dann mit einem gestaffelten Festungsgürtel verstärkt⁸³.

7. BAUHERRSCHAFT, BAUNTERHALT, BAUAUFWAND

Das Befestigungsrecht dürfte seit karolingischer Zeit generell in den Händen des Königs gelegen haben⁸⁴. Spätestens mit dem partiellen Abbruch des spätantiken Kastells und den vorgenommenen Erweiterungen unter Salomon I. oder Salomon III. wird dieses für Konstanz dann ausschließlich vom Bischof reklamiert worden sein.

Im Laufe des 13. Jahrhunderts verändert sich die Rechtslage. In einer an Kontroversen zwischen bischöflichem Stadtherrn und sich herausbildender Bürgergemeinde reichen Zeit entwickelte sich Konstanz zur Reichsstadt: 1225

ist erstmals ein Stadtrat (*consilium civitatis*) belegt, seit spätestens 1246 führt die Stadt ein eigenes Siegel, das sicher nicht zufällig ein mit einem Doppelturm bewehrtes Stadttor zeigt (Abb. 36). Um 1250 werden Ammann, Rat und Bürgerschaft explizit genannt, kurz darauf auch ein Stadtschreiber, und schließlich entsteht in den achtziger Jahren ein erstes Rathaus am Seeufer⁸⁵. Ein Schlichterspruch des Abtes von St. Gallen nach Auseinandersetzungen zwischen Bischof und Bürgerschaft aus dem Jahre 1255 zeigt deutlich die veränderte Rechtslage. Den Bürgern wird ausdrücklich das Recht eingeräumt, wie bisher die Schlüssel zu den Stadttoren und der Kette am Tor der Rheinbrücke (*kettene ane daz tor uff der brugge*) zu verwahren. Im Gegenzug muss das Vorrecht des Bischofs und seiner Leute anerkannt werden, die Tore jederzeit passieren zu dürfen⁸⁶.

Die Veränderung herrschaftlicher Rechte könnte sich auch in der Urkunde spiegeln, in der 1281 die Schenkung einer sumpfigen Wiese durch den Konstanzer Bürger Arnold Schnewiß an das Augustinereremitenkloster festgehalten wird⁸⁷. Schnewiß verschenkt hier sein Eigentum, da aber andere der Meinung sind, dass es ein Lehen des Bischofs sei, lässt er sich die Schenkung durch die Generalvikare des Bischofs verbriefen⁸⁸. Da das Grundstück zwischen der alten und der neuen Stadtmauer liegt, könnte dies als Hinweis gewertet werden, dass die neue Stadtmauer nun vollständig in der Verfügungsgewalt der Bürgerschaft steht. Urkundlich lässt sich dies allerdings erst 1303 belegen, als ein in Nähe der oben genannten Wiese gelegenes Grundstück sich eindeutig im Besitz der Stadt befindet⁸⁹.

War also die Übernahme der Befestigungsrechte die Ursache, eine neue Stadtmauer auf Kosten und in Eigenverantwortung der Bürgerschaft vor die älteren »bischöflichen« Mauern zu setzen? Dafür könnte sprechen, dass durch die neue Mauer nur ein unwe-



Abb. 36: Das älteste Stadtsiegel, hier in einem Abdruck von 1273, schmückt ein Stadttor als Symbol der städtischen Freiheit und Wehrhaftigkeit. Ob als Vorlage der zeitgenössische Baubestand diente, ist unbekannt (Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Foto: M. Schreiner).

sentlicher Gebietsgewinn erzielt wurde, der gleichzeitig mit schwierigen Gründungsverhältnissen im alten Stadtgraben erkaufte werden musste. Auch die repräsentative Ausformung mit Zinnen und die Verblendung durch den teuren importierten Sandstein sind ein Indiz dafür, dass hier die Bürgerschaft ein Zeichen städtischen Selbstbewusstseins setzen wollte.

Möglicherweise war dieser Gedanke auch bei der Ausgestaltung von Türmen und Stadttoren ausschlaggebend. Leider ist über deren ursprüngliche Gestalt nur wenig bekannt. Rechnungen und Stadtratsprotokolle legen nahe, dass vor allem die Tore im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit vielfach überformt wurden – die Stadtansichten ab dem 16. Jahrhundert geben dieses bereits umgestaltete Aussehen wieder. Eingehendere archäologische oder bauhistorische Untersuchungen fehlen leider. Der Ausbau der Tore beginnt möglicherweise beim wichtigsten Tor der Stadt, dem um 1360 errichteten Rheintorturm⁹⁰. Die Überhöhung der Tore durch hohe Türme war fortifikatorisch nicht notwendig, sondern dürfte vor allem städtisches Repräsentationsbedürfnis befriedigen.

Auch der massive, der Wirkung nach außen durchaus bedachte Ausbau der Befestigung der Vorstadt Stadelhofen in den Jahren von 1411–1414 ist nicht durch eine vorhersehbare äußere Bedrohung verursacht. Wenn nicht die 1408 mit der Niederlage der Schweizer zu Ende gegangenen Kriege gegen die Appenzeller dafür ursächlich zu machen sind⁹¹, hat der städtische Rat hier vielleicht bereits auf die geplante Durchführung des Konstanzer Konzils zur Beendigung des abendländischen Schismas 1414–1418 reagiert, um die Stadt den Teilnehmern aus allen Teilen der europäischen Welt in einem günstigen Licht erscheinen zu lassen. Die späteren Befestigungswerke, durchweg in den Vorstädten, werden dagegen ganz gezielt modernisiert, um aktuelle Bedrohungen abwehren zu können.

Für den Unterhalt der Befestigungen zieht die Stadt auch die angrenzenden Klöster heran, wie es für das an der westlichen Stadtmauer gelegene Franziskanerkloster überliefert ist. Die Franziskaner mussten sich 1306 gegenüber dem Rat verpflichten, den Turm mit ihrem *gemach*, einen Toilettenbau an der älteren Stadtmauer, innerhalb von zwei Jahren um zwei Etagen aufzustocken und ihn der Stadt zur Verfügung zu stellen⁹². Eine Unterhaltungspflicht für die Mauern lag auch im Eigeninteresse der Klöster, wenn sie die Stadtmauern in ihre Bauten einbezogen. So baten 1303 Prior und Konvent der Augustiner die Stadt um Überlassung einer *area sita inter muros civitatis Constantiensis*, einer Hofstätte zwischen der älteren und der jüngeren Stadtmauer⁹³. Ammann, Räte und Bürgerschaft erlaubten die klösterliche Nutzung auf diesem öffentlichen Grund, behielten sich aber Nutzung und Abriss hier errichteter Bauten zu Befestigungszwecken vor – im Kriegsfall musste das Areal militärisch nutzbar sein.

Zuständig und verantwortlich für den Unterhalt der gesamten Stadtbefestigung war der Oberbaumeister, der an der Spitze des städtischen Bauwesens stand. Er war kein Fachmann auf diesem Gebiet, sondern eher eine leitende Verwaltungskraft, zuständig für die Beauftragung von Handwerkern, Materialeinkauf, Rechnungsüberprüfung und

Kostencontrolling. Er war nicht nur für den Bau an sich verantwortlich, sondern für das gesamte Waffenwesen: den Kauf von Waffen und Munition und die Verteilung derselben. Dies galt sowohl für die Beschaffung von Kanonen als auch für die Abgabe von *agsen*, *lantzen* und *mordagsen* an die Zünfte, damit diese im Verteidigungsfall wehrfähig waren. Eventuell konnte der Oberbaumeister auch über *Bliden* verfügen, wie der Name *blidhus* für das Zeughaus in der Wessenbergstraße nahelegt⁹⁴. Jedoch scheint zweifelhaft, ob diese gewaltigen Steinschleudern Platz in einem Gebäude gefunden hätten, eher sind sie dort in Teile zerlegt aufbewahrt worden⁹⁵.

Ihm zur Seite stand der Unterbaumeister, der eine Funktion als Bauaufseher hatte. Für die eigentliche Bauplanung und Bauausführung waren Werkmeister der Steinmetze, Maurer und Zimmerleute zuständig⁹⁶.

Welcher Aufwand für den Bau der Befestigungen in Kauf genommen wurde, soll schlaglichtartig an den Mauern der Vorstadt Stadelhofen aufgezeigt werden. Diese wurden in Zweischalenbauweise mit einer Verblendung aus Rorschacher Sandstein errichtet. Das Mauerinnere besteht aus einer Mischung aus Kalkmörtel, Wacken und Bruchstein, die zwischen die gemauerten Sandsteinschalen gegossen und dann verdichtet wurden. Die Mauern sind insgesamt etwa 1 km lang und im Mittel etwa 7 m hoch, dies ergibt eine Fläche von 7 000 m². Da bei einer Zweischalenmauer eine Innen- und Außenseite vorhanden ist, summiert sich dies auf 14 000 m² mit Sandsteinen errichteter Fläche. Rechnet man jede Schale mit einer Breite von 0,4 m, was sicher nicht zu hoch angesetzt ist, ergeben sich 11 200 m³ Sandstein, wobei Fundamente und die zahlreichen Stadttürme nicht berücksichtigt sind. Sandstein hat ein spezifisches Gewicht von 2,5 t pro m³, daraus errechnet sich ein Gesamtgewicht von 28 000 t. Bei einem Schiff von 20 m Länge und einem Ladevolumen von 20 t, wie sie für den Bodensee nachgewiesen sind⁹⁷ wären dies allein mindestens 1 400 Ladungen, die in den fünf Jahren von 1411 bis 1414 von den Steinbrüchen im schweizerischen Rorschach nach Konstanz unterwegs gewesen sein müssen. Dazu kommt u. a. der Transport von Gerüstholz und Kalk. Die Materialmenge für die Fundamente sowie Türme und Tore ist nicht verlässlich zu kalkulieren, hier dürften zusätzlich 20% sicher nicht zu hoch gegriffen sein. Neben diesem Aufwand sind natürlich an Arbeitslasten auch noch die Abtragung des Walles, die Erstellung von Fundament und Mauern und das Ausheben der vorgelagerten Gräben zu berücksichtigen.

Diese Schätzwerte zeigen eindrucksvoll, welche arbeits- und finanzintensive Belastungen derartige Baumaßnahmen für die städtischen Kommunen darstellen konnten.

8. ZUSAMMENFASSUNG

Die Konstanzer Altstadt liegt auf einem halbinselartigen Moränenrücken, der sich in Nord-Süd-Richtung in den Bodensee vorschiebt, im Süden setzt sich die Landzunge zu den Höhen des Thurgaus fort. Daher wurden auf dieser Seite immer besondere Anstren-

gungen unternommen, um gegebenenfalls feindliche Angriffe abwehren zu können. Doch auch die übrigen Flanken der Stadt einschließlich des See- und Rheinufer wurden im Laufe des Mittelalters befestigt.

Die erste mittelalterliche Stadtbefestigung, die aus der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts stammt, stellt sich als Erweiterung einer massiven spätantiken Ummauerung dar. Dabei nahm der Bischof eine deutliche Schwächung der Verteidigungsanlagen zugunsten einer Erweiterung der Bischofskirche und einer repräsentativen Ausgestaltung des Bischofshofes in Kauf. Die fortifikatorische Effizienz der antiken Wehranlage ist im Mittelalter nie mehr erreicht worden. Der nächste Mauerbau des 11. Jahrhunderts resultiert einerseits aus dem Wachstum der Stadt außerhalb der Tore, er kann aber auch als Reaktion des Bischofs auf die Wirren des Investiturstreites gesehen werden. Die nächsten, wiederum weit nach Süden vorgeschobenen Mauerringe der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts folgen keiner unmittelbaren Bedrohung: Sie zeugen ebenso wie die vorhergehende Baumaßnahme von einer prosperierenden Stadt und der Notwendigkeit, die ökonomisch fundamentalen Einrichtungen wie Markt und Hafen zu schützen.

Die umfangreichste Befestigungsmaßnahme des Mittelalters, die Errichtung der äußeren Ringmauer, wurde nur wenige Jahrzehnte später begonnen. Die fast 3 km lange Mauer vereinheitlichte die bis dahin sehr heterogenen Befestigungsanlagen und sicherte erstmals auch die gesamte Seeseite. Um 1400 kann von einem geschlossenen Mauerring um die gesamte Altstadt ausgegangen werden, dem in drei Himmelsrichtungen unterschiedlich stark befestigte Vorstädte vorgelagert waren. Diese wurden vom 15. bis 17. Jahrhundert auf Grund von aktuellen Bedrohungen immer wieder verstärkt. Den Abschluss bildet der Ausbau zur Festung mit Schanzanlagen im Süden, Westen und Norden im Vorfeld des dreißigjährigen Krieges. Diese Maßnahmen bilden den Abschluss des fortifikatorischen Ausbaus der Stadt Konstanz.

Verlauf und Position der jeweiligen Befestigungen im Stadtgefüge können für die Altstadt im Wesentlichen als geklärt angesehen werden. In Einzelfällen sind aber noch Erkenntnislücken zu konstatieren. So basieren die angenommenen frühmittelalterlichen Mauerverläufe nur auf einigen wenigen Befunden, der Bereich dazwischen ist auf der Basis von Grundstücksgrenzen und Höhenlinien interpoliert. Auch die hochmittelalterliche Südmauer der Markerweiterung ist – um nur ein weiteres Beispiel aufzuführen – bislang zweifelsfrei nur in Form eines schlecht erhaltenen Fundamentstückes in der Tirolergasse nachweisbar. Generell gilt, dass bei den Vorstädten in Bezug auf die genaue Lage der Wälle und Gräben noch Klärungsbedarf besteht.

Über die Baugestalt liegen auf Grund des vielfachen Fehlens von aufgehendem Mauerwerk nur eingeschränkt Informationen vor. Der wehrtechnische Ausbau lässt sich am Besten auf der Südseite nachvollziehen. Bei der Mauer der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts liegt der Wehrgang in 4 m Höhe, die nachfolgende Befestigung des dritten Viertels des 13. Jahrhunderts weist bereits einen 5 m hohen Wehrgang auf. Später ist diese Mauer noch einmal um 1,6 m aufgestockt worden (Abb. 21–22). Für die älteren

Wehrmauern ist nur eine Angabe verfügbar, die bei der Bauuntersuchung der Häuser Stephansplatz 31/ Torgasse 13 anhand einer an der Innenseite stark gestörten Mauer getroffen wurde. Die in Hinblick auf die anderen Werte außergewöhnliche Höhe des Laufgangs von 5,5 bis 6 m über Erdgeschossniveau⁹⁸ bedarf sicher noch weiterer Absicherung.

Eine Wallhinterschüttung mit einem Rondenweg, die eine bessere und schnellere Erschließung der Befestigung im Verteidigungsfall gewährleistet hätte, wäre bei den früh- bis hochmittelalterlichen Mauern prinzipiell durchaus denkbar. In der auch damals sicher schon eng besiedelten Niederburg mit ihrer frühmittelalterlichen Ummauerung ist dies jedoch weniger anzunehmen. Im hohen Mittelalter hätte dagegen bei der Umweh rung des Marktbezirks auf der Westseite genug Raum zur Verfügung gestanden, an der Südseite der Stadt ließ die bereits in ottonischer Zeit errichtete Lorenzkapelle dafür aber keinen Raum. Möglicherweise wurde die vom Kreuzlinger Stift nach archivalischer Überlieferung im späteren 12. Jahrhundert für die auffällige Stadtbefestigung herbeigeschaffte Seekreide⁹⁹ für eine Hinterschüttung an der Mauer auf der Westseite der Stadt genutzt.

Gut vorstellbar wäre eine Hinterschüttung bei den Umwehungen der Markterweiterung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Zur Überprüfung dieser These stehen nur Daten aus den Untersuchungen in der Neugasse zur Verfügung.

Das zwischen der Neugasse und der Mauer befindliche Gelände wurde erst im 14. Jahrhundert parzelliert und bebaut, als diese Umweh rung längst durch die weiter in Richtung Süden vorgelagerte jüngere Stadtmauer abgelöst worden war. Vielleicht war der Druck der Hinterfüllung auch ein Grund für das Umkippen der ältesten Mauer an dieser Stelle in Richtung Süden? Um diese Fragen zu überprüfen, müssten die Grabungen und Bauuntersuchungen in der Neugasse im Detail durchgesehen werden. Zu ergänzen ist, dass etwa zeitgleich auch in Zürich der Neubau einer Stadtbefestigung mit Rondenweg stattfand¹⁰⁰.

Zinnen sind erstmals in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts beim Bau der äußeren Ringmauer errichtet worden. Dies gilt auch für die Verwendung von Sandstein als Mauerverblendung anstelle der vorher üblichen durchgängigen Nutzung von Seegeröhlen. Beide Elemente gaben der Stadtmauer erstmals ein nicht nur fortifikatorisches, sondern auch bewusst geschaffenes repräsentatives Erscheinungsbild. Dieses kann als Hinweis auf einen Wechsel der Bauherrschaft gedeutet werden. Hier scheint die Kommune ihr erstarktes Selbstbewusstsein aller Welt und besonders dem Stadtherrn vor Augen führen zu wollen. Dem Bischof hingegen ist in dieser Zeit eine derartige Machtdemonstration wohl nicht mehr zuzutrauen¹⁰¹.

Türme als zusätzliche Schutzmaßnahme und ebenfalls repräsentative Elemente sind erstmals an der Umweh rung des Marktbezirks belegt. Wann diese allerdings errichtet wurden, ist unklar. In Basel verstärkten Türme bereits ursprünglich die im ausgehenden 11. Jahrhundert erbaute Stadtmauer des Bischofs Burkhard von Fenis¹⁰². In der

Konzeption der äußeren Ringmauer in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts dürften dann Tortürme und Türme bereits berücksichtigt worden sein.

Deutlich lassen sich durch die Zeiten zwei Motive für die Errichtung von Mauern und Befestigungen nachweisen: das Bedürfnis nach Schutz und der Wille zur Repräsentation. Spätestens seit dem 16. Jahrhundert sind Erweiterungen der Befestigungen intentionell vor allem einer gefühlten Notwendigkeit ihrer Erbauer zum Eigenschutz geschuldet und es ist überhaupt anzunehmen, dass in dieser Zeit eine Befestigung nur noch ein Zeichen von Wehrhaftigkeit war.

Nachdem den Befestigungen schon lange keine praktische Wehrfunktion mehr zukam, begann im 19. Jahrhundert der Abbruch von Mauern und Türmen, die Abtragung der Schanzen und Verfüllung der Gräben. Auf der Süd- und Westseite der Altstadt sicherte der Beitritt des Großherzogtums Baden zum Deutschen Zollverein 1835/36 zunächst das Fortbestehen, da die alten Mauern eine leicht zu kontrollierende Außengrenze darstellten. Die Vorstädte Paradies und Stadelhofen lag bereits außerhalb der Zollgrenze, deswegen konnten deren Mauern und Türme vorrangig niedergelegt werden. In den 40er Jahren fielen dann die Mauern an Oberer und Unterer Laube und in einer dritten Abrisswelle im Zuge des Baus der Eisenbahn Befestigungsteile auf der Ostseite der Stadt¹⁰³. Aber auch auf diese Episode der Stadtbefestigung – die »Entfestigung« – wäre weitere Aufmerksamkeit zu richten, insbesondere in Bezug auf die Chronologie des Abbruchs und um den Gründen für die Niederlegung und die Verschonung einzelner Teile nachzuspüren. Die Westseite betreffend wurden vom damaligen Bürgermeister Karl Hüetlin (1832–1849) angegeben, dass die Mauern den Blick ins Paradies versperren würden, ohne Funktion seien und die angrenzenden Häuser von Sonne und Luft absperren würden. Wahrscheinlich waren jedoch allgemeine Modernisierungsbestrebungen sowie die zu erzielenden Einnahmen aus dem Verkauf der Steine die wahren Gründe¹⁰⁴.

Abschließend ist zu resümieren, dass die Erforschung dieser volumenmäßig größten Konstanzer Bauwerke sicher nicht in einem angemessenen Verhältnis zu ihrer Bedeutung steht. Im Besonderen wären die Schriftquellen zu Fragen der Stadtverteidigung, des Bauunterhalts und der Baukosten zu befragen, auch eine kritische Würdigung der Bildquellen zur Baugestalt der Türme und Tore der spätmittelalterlichen Ringmauer bleibt ein Desiderat.

Anschriften der Verfasser

Frank Löbbecke M. A., Baukern, Architektur & Geschichte, Tuslingerstr. 12,
D-79102 Freiburg; eMail: loebbecke@baukern.de

Prof. Dr. Ralph Röber, Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg,
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
eMail: roeber@konstanz.alm-bw.de

ANMERKUNGEN

- 1 Von den jeweiligen Kapiteln haben verfasst: Kapitel 1, 2, 3, 6 und 8 Ralph Röber, Kapitel 4 Frank Löbbecke, Kapitel 5 und 7 Frank Löbbecke und Ralph Röber
- 2 BEYERLE, Konrad und MAURER, Anton: Konstanzer Häuserbuch (2. Bd.: Geschichtliche Ortsbeschreibung) (= Festschrift zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden), Heidelberg 1908, S. 162 ff.
- 3 WETTER, Ingo: Hochstifte als mittelalterliche Verkehrszentren. Regalien und Regaliennutzung am Beispiel von Augsburg und Konstanz (Schriften zum Planungs-, Verkehrs- und Technikrecht Bd. 16) Hamburg 2005.
- 4 MAURER, Helmut: Konstanz. Die Mauern einer Bischofsstadt im Hochmittelalter, in: Stadt- und Landmauern Bd. 1: Beiträge zum Stand der Forschung, Zürich 1995, S. 23–28.
- 5 Z. B. FEGER, Otto (Bearb.): Vom Richtebrief zum Roten Buch. Die ältere Konstanzer Ratsgesetzgebung (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen N.F. 7), Konstanz 1955; MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter I. Von den Anfängen bis zum Konzil (Geschichte der Stadt Konstanz Bd. 1), Konstanz 2. überarbeitete Auflage 1996, S. 247 f.; MAURER, Helmut: Stadterweiterung und Vorstadtbildung im mittelalterlichen Konstanz, in: MASCHKE, Erich und SYDOW, Jürgen (Hrsg.): Stadterweiterung und Vorstadt (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 51, Stuttgart 1969, S. 21–38, hier S. 32 ff.
- 6 Stadtarchiv Konstanz, Findbuch M.
- 7 VON GLEICHENSTEIN, Elisabeth, GONSCHOR, Brunhild und KOMMER Björn R., Konstanz in alten Ansichten Teil 1. Konstanz 1987.
- 8 Stadtarchiv Konstanz, Baubücher Bd. 2, No. 5 und Bd. 3, No 56; Findbuch M, Lfd. Nrn. 584 u. 586.
- 9 Zur Grabung siehe RÖBER, Ralph: Von Töpfern, Glasern und Skeletten: Eine Untersuchung in der Konstanzer Vorstadt Stadelhofen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2005 (2006) S. 192–195.
- 10 DUMITRACHE, Marianne: Konstanz (Archäologischer Stadtkataster 1), Stuttgart 2000, S. 187 ff.
- 11 LÖBBECKE, Frank, RÖBER, Ralph: Vom spätantiken Kastell zur neuzeitlichen Schanze: Das Befestigungswesen der Stadt Konstanz, in: GLÄSER, Manfred (Hrsg.), Lübecker Kolloquium zur Stadtarchäologie im Hanseraum VII: Die Befestigungen. Lübeck 2010, S. 493–516.
- 12 HEILIGMANN, Jörg: Der Konstanzer Münsterhügel. Seine Besiedlung in keltischer und römischer Zeit, in: Schrrr VG Bodensee 127 (2009) S. 3–24, hier S. 7 ff.
- 13 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 121, Fundstelle 54, hier noch vor Entdeckung des Kastells mit Vermutung einer frühmittelalterlichen Zeitstellung.
- 14 HEILIGMANN (wie Anm. 12) S. 19.
- 15 MAYR, Ulrike: Spätantike Wehranlagen – Kastelle, Castra, Wachtürme und Höhensiedlungen, in: HASLER, Norbert u. a. (Hrsg.): Im Schutze mächtiger Mauern. Spätromische Kastelle im Bodenseeraum, Frauenfeld 2005, S. 18–27, hier S. 20 f.
- 16 HEILIGMANN (wie Anm. 12) S. 21 f.
- 17 RÖBER, Ralph: Von der spätromischen Festung zum frühmittelalterlichen Bischofssitz: Konstanz am Bodensee, in: Kontinuität und Diskontinuität im archäologischen Befund. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 17 (2006), S. 13–18, hier S. 14 f.
- 18 MAURER, Helmut: Das Bistum Konstanz 2. Die Konstanzer Bischöfe vom Ende des 6. Jahrhunderts bis 1206 (Germania Sacra N. F. 42, 1), Berlin/New York 2003, S. 106 u. Anm. 135.
- 19 MAURER, Helmut: Konstanz, in: Die Deutschen Königspfalzen Bd. 3, 3. Lieferung, Göttingen 1997, S. 263–331, hier S. 285 f.
- 20 RÖBER, Ralph u. WOLF, Markus: Eine Kirche für den Bischof – Ausgrabungen auf dem südlichen Münsterplatz in Konstanz, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007 (2008) S. 209–211.
- 21 HEILIGMANN, Jörg und RÖBER, Ralph: Römischer Strand und frühmittelalterliche Bischofsburg. Die Grabung 1995 in der Hoffhalde 8 in Konstanz, in: BIEL, Jörg, HEILIGMANN, Jörg und Dirk KRAUSSE (Hrsg.): Landesarchäologie. Festschrift für Dieter Planck zum 65. Geburtstag (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Bd. 100), Stuttgart 2009, S. 603–626, hier S. 609 f. u. 617.
- 22 BEYERLE, MAURER (wie Anm. 2) S. 165, Anm. 2.
- 23 FESSER, Jörg: Stadtmauer, Gräber und Baubefunde in der Gerichtsgasse 12 in Konstanz, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2004, S. 246–248.
- 24 HEILIGMANN, RÖBER (wie Anm. 21) S. 620.

- 25 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 44 f.
- 26 MAURER (wie Anm. 5) S. 63.
- 27 MAURER (wie Anm. 5) S. 87 ff.
- 28 KING, Stefan und ECHTERNACHER, Götz: Konstanz St. Stephansplatz 31 und Torgasse 13: Bauhistorische Untersuchung. Unveröffentlichtes Manuskript Juli 2009.
- 29 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 102.
- 30 MAURER (wie Anm. 4) S. 26.
- 31 BEYERLE, Maurer (wie Anm. 2) S. 167 ff.
- 32 RÖBER, Ralph: Römische und mittelalterliche Gräben aus Konstanz, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002), S. 188–191, hier S. 188.
- 33 BEYERLE, Maurer (wie Anm. 2) S. 167 u. 170.
- 34 MAURER (wie Anm. 4) S. 27.
- 35 MAURER (wie Anm. 5) S. 90.
- 36 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 148.
- 37 RÖBER, Ralph: Vorstadt und Gewerbe: Das Fallbeispiel Konstanz-Stadelhofen, in: EILBRACHT, Heide u. a. (Hrsg.): *Itinera Archaeologica. Vom Neolithikum bis in die frühe Neuzeit. Festschrift Torsten Capelle (Internationale Archäologie Studia honoraria Bd. 22)* Rahden 2005, S. 231–245, hier S. 236 f.
- 38 LÖBBECKE, Frank, RÖBER, Ralph: Drei Stadtmauern im Süden der Konstanzer Altstadt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002 (2003), S. 202–204.
- 39 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 130, Nr. 168.
- 40 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 56 f. und 193 ff.
- 41 MAURER (wie Anm. 4) S. 24.
- 42 LÖBBECKE, Frank und BRÄUNING, Andrea: Stadtarchäologie in Konstanz: Untersuchungen in der Rosgarten- und der Bodanstraße, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007 (2008), S. 200–206.
- 43 Bestimmung Dendroarchäologisches Labor des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.
- 44 BEYERLE, Konrad: Die Konstanzer Grundeigentumsurkunden der Jahre 1152–1371. (Grundeigentumsverhältnisse und Bürgerrecht im mittelalterlichen Konstanz Bd. 2.) Heidelberg 1902, S. 4, S. 43 ff., Nr. 36a.
- 45 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 140, Fundstelle 7.
- 46 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 56 und 195.
- 47 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 43 ff., Nr. 36a.
- 48 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 59 ff. und 195 ff.
- 49 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 88 f., Nr. 79.
- 50 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 132, Nr. 109.
- 51 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 162 f., Nr. 126.
- 52 Freundlicher Hinweis Dr. A. Billamboz, Dendrochronologisches Labor des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart.
- 53 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 151, Nr. 119.
- 54 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 203.
- 55 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 203; MAURER (wie Anm. 5) S. 256.
- 56 MAURER (wie Anm. 5) S. 256.
- 57 BEYERLE, MAURER (wie Anm. 2) S. 64 f.; MAURER, Helmut: Konstanz im Mittelalter II. Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (Geschichte der Stadt Konstanz Bd. 2), Konstanz 1989, S. 108.
- 58 M. Mainberger, Tauchgang 6.7.2009.
- 59 Siehe MAURER, Helmut: Konstanzer Stadtgeschichte im Überblick. Sigmaringen 1979, Faltkarte mit schematischem Eintrag des Mauerverlaufs sowie der Benennung von Toren und Türmen.
- 60 LÖBBECKE, Frank und RÖBER, Ralph: Drei Stadtmauern im Süden der Konstanzer Altstadt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2002 (2003), S. 202–204; Löbbecke, Frank: Archäologie und Bauforschung. Die Stadtmauern im Süden der Konstanzer Altstadt, in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 37/3 (2008) S. 156–158; LÖBBECKE, BRÄUNING (wie Anm. 42).
- 61 MAURER (wie Anm. 5) S. 28.
- 62 RÖBER, Ralph: Konstanz-Stadelhofen. Zur Befestigung einer Vorstadt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002), S. 194–198, hier S. 197; Röber, Ralph: Stadtarchäologie in Konstanz, in: Archäologische Ausgrabungen Baden-Württemberg 1998 (1999) S. 249.
- 63 BEYERLE, Maurer (wie Anm. 2) S. 181 f.
- 64 MAURER (wie Anm. 57) S. 108.
- 65 BURKHARDT, Martin, DOBRAS, Wolfgang und Wolfgang ZIMMERMANN: Konstanz in der frühen Neuzeit. Reformation, Verlust der Reichsfreiheit, Österreichische Zeit (Geschichte der Stadt Konstanz Bd. 3), Konstanz 1991, S. 227 f.
- 66 Die archäologische Untersuchung wurde 2008 durch die Kreisarchäologie Konstanz, Dr. Jürgen Hald durchgeführt, dem ich für Auskünfte und Bildvorlagen herzlich danke.
- 67 DUMITRACHE (wie Anm. 10) Nrn. 231–233, 235–236, 239, 243, 245; Röber (wie Anm. 62) S. 194 ff.; LÖBBECKE, Frank, FROMMER, Jochem und Ralph RÖBER: Bauen auf unsicherem Grund – Fundamentierungstechniken am Fallbeispiel Konstanz, in: MELZER, Walter (Hrsg.), *Mittelalterarchäologie*

- und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks (Soester Beiträge zur Archäologie Bd. 6), Soest 2005, S. 33–78, hier S. 37 ff.
- 68 RÖBER, Ralph: Archäologische Erkenntnisse zum Baubestand von Kirche und Klausur, in: RÖBER, Ralph (zugest.): Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen: archäologische, historische und anthropologische Untersuchungen (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Bd. 30), Stuttgart 2009, S. 69–100, hier S. 69 f.
- 69 RÖBER, Monika: »Locus Petreshusa« – Topographiegeschichtliche Untersuchungen zu Kloster und Dorf Petershausen, in: RÖBER, Ralph (zugest.): Kloster, Dorf und Vorstadt Petershausen: archäologische, historische und anthropologische Untersuchungen (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Bd. 30), Stuttgart 2009, S. 21–68, hier S. 41 ff.
- 70 RÖBER (wie Anm. 69).
- 71 BURKHARDT, DOBRAS, ZIMMERMANN (wie Anm. 65) S. 141.
- 72 HOFMANN, Erich: Konstanz – alte Stadt in alten Bildern, Konstanz 1978, S. 36 f., 44 und 49.
- 73 Stadtarchiv Konstanz, Baubuch Bd. 3, No 102, Findbuch M, Lfd. Nr. 643.
- 74 RÖBER (wie Anm. 69) Anm. 12.
- 75 BURKHARDT, DOBRAS, ZIMMERMANN (wie Anm. 65) S. 222.
- 76 HEEGE, Andreas: Steinzeug in der Schweiz. Ein Überblick über die Funde im Kanton Bern und den Stand der Forschung zu deutschem, französischem und englischem Steinzeug in der Schweiz. Bern 2009, S. 63 f.
- 77 MAURER (wie Anm. 57) S. 107.
- 78 MAURER (wie Anm. 57) S. 107 f.
- 79 MAURER (wie Anm. 57) S. 220.
- 80 MAURER (wie Anm. 57) S. 247.
- 81 HOFMANN (wie Anm. 71) S. 49.
- 82 BURKHARDT, DOBRAS, ZIMMERMANN (wie Anm. 65) S. 221 f., 237.
- 83 HOFMANN (wie Anm. 72) S. 63.
- 84 WETTER (wie Anm. 3) S. 133.
- 85 MAURER (wie Anm. 54) S. 114 ff.
- 86 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 43 ff., Nr. 36a; MAURER (wie Anm. 4) S. 26; siehe dazu auch WETTER (wie Anm. 3) S. 153 ff.
- 87 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 88 f. Nr. 79.
- 88 MAURER (wie Anm. 4) S. 24 f.
- 89 MAURER (wie Anm. 4) S. 26.
- 90 DUMITRACHE (wie Anm. 10) S. 203.
- 91 MAURER (wie Anm. 5) S. 232.
- 92 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 162 f., Nr. 126.
- 93 BEYERLE (wie Anm. 44) S. 159 f., Nr. 124.
- 94 HIRSCH, Fritz: Konstanzer Häuserbuch Bd. 1: Bauwesen und Häuserbau. Heidelberg 1906, S. 62–78.
- 95 KIRCHSCHLAGER, Michael, STOLLE, Thomas: Das teuflische Werkzeug – Entstehung und Geschichte der Weißenseer Steinschleuder, in: WAGENER, Olaf, LASS, Heiko (Hrsg.): ... werfen hin in steine / große und niht kleine ... Belagerungsmaschinen und Belagerungsanlagen im Mittelalter (Beihefte zur Mediävistik 7) Frankfurt u. a. 2006, S. 27–46, hier S. 40.
- 96 HIRSCH (wie Anm. 94) S. 66–78.
- 97 HAKELBERG, Dietrich: Das Kippenhorn bei Immenstaad. Archäologische Untersuchungen zu Schifffahrt und Holzschiffbau am Bodensee vor 1900 (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg Heft 56), Stuttgart 2003, S. 158.
- 98 KING, ECHTERNACHER (wie Anm. 28) S. 2 f.
- 99 MAURER (wie Anm. 4) S. 27.
- 100 WILD, Dölf: Stadtmauern. Ein neues Bild der Stadtbefestigung Zürichs. Zürich 2004, S. 16.
- 101 MAURER (wie Anm. 5) S. 114 ff.
- 102 MATT, Ph. Christoph u. RENZEL, Philippe: Burkhardtsche und Innere Stadtmauer – neu betrachtet. Archäologische und petrographische Untersuchungen, in: Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt – Jahresbericht 2002, S. 131–253, hier S. 225 f.; überholt dagegen die Datierung bei: AUJOURD'HUI, Rolf: Kanton Basel-Stadt, in: Stadt- und Landmauern Bd. 2, Stadtmauern in der Schweiz. Kataloge, Darstellungen. Zürich 1996, S. 41–60, hier S. 46.
- 103 LÖBBECKE, BRÄUNING (wie Anm. 42) S. 205; ZANG, Gert: Konstanz in der Großherzoglichen Zeit 1: Restauration – Revolution – Liberale Ära 1806–1870. Geschichte der Stadt Konstanz Bd. 4, 1 (Konstanz 1994), S. 75 u. 78 f.; FETSCHER, Elmar B.: Der Konstanzer Bürgermeister Karl Huetlin und seine Zeit (1832–1849). Konstanz 1988, S. 62 ff. und S. 74 f.
- 104 FETSCHER, Elmar B.: Der Abbruch der Konstanzer Stadtmauer vom Schnetztor bis zum Pulverturm. Der Konflikt zwischen der Stadt und dem Zollverein 1838–1853, in: Konstanzer Almanach 1985, S. 68–75, hier S. 68.

Michaela Jansen

WASSER AUF UNSERE MÜHLEN

Neue Erkenntnisse zur Stiftsmühle (?) und dem Kapuzinerkloster in Konstanz-Stadelhofen

Die Konstanzer Vorstadt Stadelhofen¹, ursprünglich zur bischöflichen Grundherrschaft gehörig, ist erstmals um 1170 indirekt als Vorstadt zu fassen. In dieser Urkunde wird der Standort des ersten – später Kreuzlinger – Augustinerchorherrenstifts als in der Vorstadt Konstanz liegend beschrieben (in suburbio Constantiensi).² Etwa neunzig Jahre später – im Jahre 1259 – erfahren wir in einer anderen Urkunde den Namen der Vorstadt: Stadelhofen.³

Von archäologischer Seite lagen bislang 35 Aufschlüsse aus der südlichen Konstanzer Vorstadt vor, die sich aber zum größten Teil auf baubegleitende Maßnahmen im Straßenbereich beschränkten⁴. Sie lieferten insbesondere wichtige Hinweise zur Bauzeit, Aussehen und Verlauf der spätmittelalterlichen und jüngeren Befestigungsbauten von Stadelhofen. Dank einer Rettungsgrabung im Vorfeld des Baus eines Einkaufszentrum 1996/97 sind die Landgewinnungsmaßnahmen zur Erschließung neuen Baulandes in den See sowie der im 16. Jahrhundert errichtete städtische Werkhof erfasst worden.⁵ Des Weiteren liegen auf Grundlage schriftlicher wie archäologischer Quellen einzelne Studien zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Sozialtopographie und zum Gewerbe in Stadelhofen vor.⁶

Hingegen ist das mittelalterliche Stadelhofen in Bezug auf die Besiedlungsstrukturen nahezu eine *terra incognita*. So kennen wir beispielsweise weder die Lage noch Ausdehnung des bischöflichen Fronhofs sowie die bauliche Entwicklung Stadelhofens zur Vorstadt. Ebenso sind die mittelalterliche Bebauungs- und Infrastruktur, wie beispielsweise Straßenverläufe, Parzellengröße, Grundstücksbebauung oder Wasserent- und -versorgung so gut wie unbekannt.

EINE NEUE GRABUNG IN STADELHOFEN

Im Frühjahr 2009 – von Mitte März bis Mitte August – wurde im Hinterhofareal der Emmishoferstraße 3 in Konstanz eine Rettungsgrabung durchgeführt (Abb. 1).⁷ Im

Zuge der Bebauung mit Wohngebäuden und einer Tiefgarage wurde eine Fläche von etwa 850 qm archäologisch untersucht (Abb. 2). Aus den Schriftquellen und alten Karten war bekannt, dass sich auf der Untersuchungsfläche das Kapuzinerkloster erstreckte. Dieses war 1647/48 aus der westlichen Konstanzer-Vorstadt Paradies dorthin verlegt worden. Für seinen Neubau ist den Kapuzinern – laut der Bickel'schen Chronik⁸ – ein Platz im



Abb. 1: Luftbild des Quartiers zwischen Emmishofer Straße (rechts), Kreuzlinger Straße (unten) und Schwedenschanze (oben), Blick nach Süden. Die gebogene Form der Schwedenschanze zeichnet noch den Verlauf der Stadelhofer Befestigung nach; Standort des Emmishofer Tores etwa im Bereich des Zebrastreifens auf der Emmishofer Straße. Zentral im Bild: Grabungsfläche im Hinterhofbereich der Emmishofer Straße 3; der vordere Bereich – hier im Bau – wurde im Herbst 2008 archäologisch untersucht (Gerry Mayr – Luftfoto, www.gerry.as).



Abb. 2: Blick auf die Grabung von Südwesten. Mittig: Fundamente des Konventgebäudes (?), an das hintere Fundament ist der viereckige Anbau (Kamin?) gesetzt. Rechts: Kanal- und Mühlenbefunde der Phasen 2 und 3 (Fotomontage: Karsten Meyer, Konstanz).

so genannten ›süssen Winkel‹ samt der Eselmühle überlassen worden.⁹ Keine fünfzig Jahre später (1695) gaben die Kapuzinermönche das Kloster wieder auf, da aufgrund des feuchten und morastigen Untergrundes sowie der Nähe zu den Gerbern der Standort zu ungesund sei und zogen ins Zentrum der Stadt.¹⁰ Dies waren die bis zum Beginn der Grabung bekannten historischen Informationen über das Grundstück.

Im Folgenden soll versucht werden, die neu gewonnenen Erkenntnisse der Grabung und die mit ihr freigelegte Vergangenheit mit den bislang aus historischen und archäologischen Quellen erschlossenen Stadelhofer Geschichte zu verknüpfen.¹¹

DIE ANFÄNGE: GEOLOGISCHES

Im westlichen Bereich der Untersuchungsfläche wurde eine ehemalige Uferlinie des Bodensees mit einem Strandwall beobachtet, die anhand von Vergleichen vermutlich in endneolithische Zeit datiert (R. Vogt, Hemmenhofen, C14-Datierungen sind in Bearbeitung). Der Bodensee reichte also in vorgeschichtlicher Zeit zeitweise bis etwa 30 m an die Emmishoferstraße heran.

Später – seit wann genau ist uns nicht bekannt – verlief östlich der ehemaligen Uferlinie ein Bach.

AUF DER SUCHE NACH DEM FRÜHEN STADELHOFEN

Der Name Stadelhofen wird erstmals in einem Diplom Friedrich Barbarossas vom 27. November 1155 genannt.¹² In dieser bestätigt der Kaiser dem Konstanzer Bischof Hermann die Grenzen der Diözese sowie ihre Rechte und Besitzungen, darunter die Zinspflicht der innerhalb der Bischofshöri wohnenden Leute, zu denen auch ein Hof in Stadelhofen gehört (*curtis in Stadelhowen*). Die weitgehende inhaltliche Übereinstimmung mit einer Urkunde Ludwig des Deutschen aus dem Jahre 854¹³, in der die Zinspflichtigen aber noch allgemein gefasst und nicht einzeln aufgelistet sind, lässt darauf schließen, dass die aufgelisteten Besitzungen schon 854 zum Eigentum des Bischofs gehörten. Dementsprechend wäre in Stadelhofen ein bischöflicher Hof mindestens seit der Mitte des 9. Jahrhunderts zu lokalisieren.¹⁴ Die historische Forschung verortet das frühmittelalterliche Stadelhofen mit dem bischöflichen Fronhof in unmittelbarer Nähe der Grabung um die spätere Kirche St. Jodokus, bei der Kreuzung Emmishofer/Kreuzlinger Straße.¹⁵

Nach den Ergebnissen der Grabung wird sich das frühe Stadelhofen wohl nicht weit über die Kreuzlinger Straße hinaus nach Süden erstreckt haben. Auf dem Grundstück Emmishoferstraße 3 lag es auf jeden Fall nicht. Auf der gesamten, bis auf den gewachsenen Boden – d. h. vom Menschen unberührte Erdschichten – gegrabenen Fläche fand sich zwar älteres Fundmaterial, darunter römische Keramik¹⁶, es kam aber nur in

umgelagerten Schichten vor. Ferner lassen sich alle Baustrukturen nicht vor das späte 13. Jahrhundert datieren.

PHASE 1: ÄLTERE MÜHLE (ABB. 3, 4)

Ende des 13. Jahrhunderts, eine Zeit in der die schriftlichen Quellen eine allmähliche Umwandlung Stadelhofens von einer agrarisch zu einer stärker handwerklich geprägten Siedlung beschreiben¹⁷, wurde in dem natürlichen, von Süden Richtung Stadt fließenden Bachlauf eine Mühlenanlage eingebaut. Den Zeitpunkt ihrer Errichtung können wir auf Grund der für den Bau verwendeten dendrochronologisch datierten Hölzer (Abb. 3, blau) genau bestimmen.¹⁸

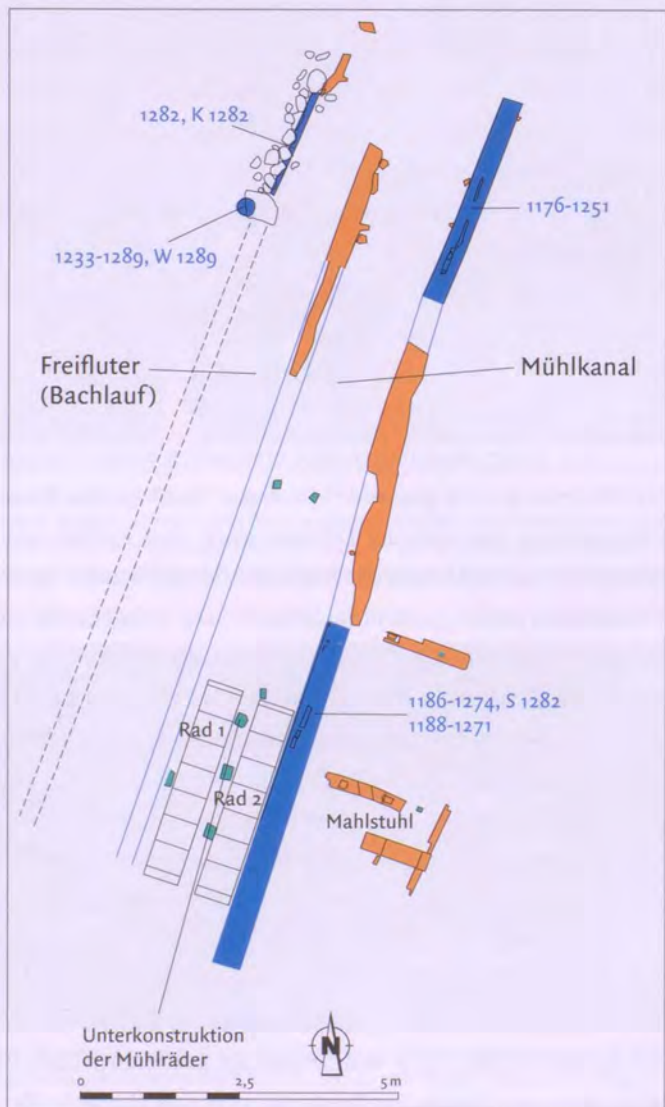


Abb. 3: Mühlbefunde der Phase 1: Älterer Mühlkanal, errichtet am Ende des 13. Jahrhunderts. Blau: dendrodatierte Hölzer, hellblau: nach der Dendrokurve wahrscheinlich ebenfalls dieser Zeit zuzuordnende Hölzer, braun: undatierte Hölzer. Bearbeitungsstand Juni 2010.



Abb. 4: Ältere Mühle, Blick nach Süden. Mittig: Mühlkanal aus massiven Holzbalken bestehend; in der Kanalmitte Abdrücke eines Holzbretterbodens. Rechts: Freifluter mit Bachbefestigung. Ganz links: Reste der östlichen Mühlkanalmauer aus Phase 2.



Für die Mühle wurde das Bachbett, das für die Anlage zu schmal war, nach Osten verbreitert. In dieses wurde dann ein Freifluter mit Mühlkanal hineingebaut. Der Freifluter wurde begrenzt durch das westliche, nun befestigte Bachufer sowie im Osten durch den Mühlkanal. Die westliche Kanalwand war in die Bachmitte hinein gesetzt worden, die östliche Kanalwand bildete die Randbefestigung der Bacherweiterung nach Osten. Vom Mühlkanal waren zwei parallel verlaufende Reihen von dicken, langen Holzbalken erhalten. Sie trugen

Abb. 5: Konstruktionshölzer aus Phase 1, Blick nach Westen. Vorne: mit Pfosten fixierte, bearbeitete Horizontalhölzer, vermutlich Reste des Mahlstuhls. Hinten: zwei massive Pfosten, vermutlich Reste der Subkonstruktion des Mühlrades. Die Mauern gehören jüngeren Phasen an.

den nicht mehr erhaltenen Aufbau der hölzernen Mühlkanalwände. Zapflöcher, Zapfen und Bohrlöcher in den Balken weisen noch auf diesen massiven Baukörper hin. In der Kanalmitte waren die Abdrücke von Holzbrettern längs des Kanals zu erkennen. Es handelt sich um die Reste eines Bretterbodens, mit dem der Kanal ausgelegt war, und über den das Wasser strömte.

Über die beiden Kanäle konnte der Mühlgang kontrolliert werden: Das Bachwasser wurde über den Freifluter geleitet und konnte reguliert dem Mühlkanal zugeführt werden, wenn die Mühle in Betrieb genommen wurde.

Weitere Bestandteile der Mühle lassen sich anhand von Hölzern ermitteln, deren Dendrokurve auf Grund ihrer Referenz mit anderen Hölzern eine Datierung in diesen Zeitraum sehr wahrscheinlich macht: Drei im Mühlkanal freigelegte große Pfosten wer-

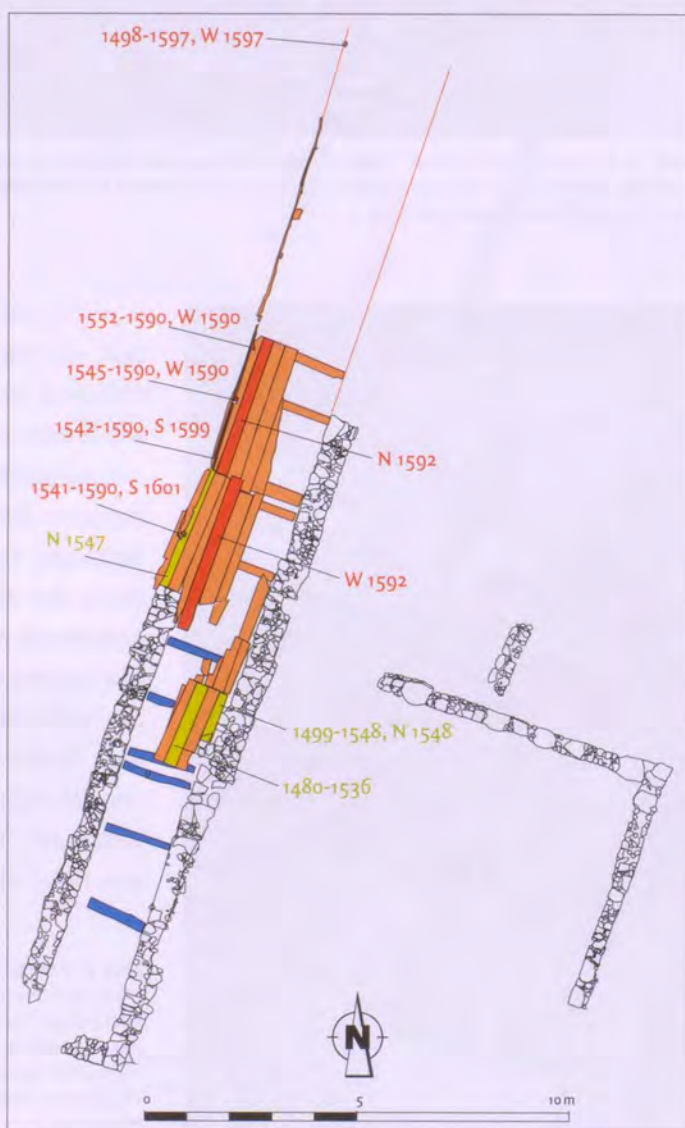


Abb. 6: Mühlbefunde der Phase 2: Jüngerer Mühlkanal, errichtet um 1600, mit vermutlich dazugehörigem Ständerbau. Rot und gelb: dendrodatierte Hölzer, hellblau: nach der Dendrokurve wahrscheinlich dem späten 13. Jahrhundert zuzuordnende Hölzer, braun: undatierte Hölzer. Bearbeitungsstand Juni 2010.

den als Unterkonstruktion des Mühlrades anzusprechen sein (Abb. 3, 5). Sie liegen in einem Abstand von 0,65 und 0,75 m voneinander, in einer Flucht, mittig im Mühlkanal. Die massive Konstruktion mit einer Fixierung zentral im Kanal spricht für eine Rekonstruktion eines Doppelmühlrads von jeweils etwa 0,60 bis 0,70 m Breite. Östlich, außerhalb des Mühlkanals liegende Konstruktionshölzer (Abb. 3, 5), die durch Pfosten fixiert sind, lassen in ihnen den Mahlstuhl vermuten. Nach ihrer Lage ist das Mühlgebäude direkt östlich an den Mühlkanal angrenzend zu rekonstruieren. Baubefunde zu dem Mühlgebäude selbst fehlen. Vielleicht schon im 15. Jahrhundert wurde ein neues, auf steinernen Fundamenten stehendes Mühlgebäude errichtet (siehe Phase 2, Abb. 6) und dabei wohl die Reste des älteren Gebäudes beseitigt.

Nach dem jetzigem Auswertungsstand scheint der Mühlkanal dreihundert Jahre in Funktion gewesen zu sein. Weder archäologische Befunde noch die Dendrodaten der Hölzer weisen auf größere Umbauten oder eine Aufgabe hin.

BISCHÖFLICHE MÜHLE – STIFTSMÜHLE?



Abb. 7: Mühlkanal aus Phase 2, Blick nach Süden. Hinten: steinerne Kanalwände mit vorne rechts anschließender Holzwandung, dazwischen Holzboden mit Unterzügen.

Im ältesten Urbar des Bistums Konstanz, das unter Bischof Heinrich von Klingenberg in den Jahren 1302/03 angelegt wurde, werden unter der bischöflichen Herrschaft Kastell ein Hof und eine Mühle in Stadelhofen (*curia et molendium in Stadilhoven*) aufgelistet.¹⁹ Hier erfahren wir erstmals von einer Mühle des Bischofs in Stadelhofen.

Schon über vierzig Jahre früher – im Jahr 1259 – wird in einer Urkunde ein Grundstück vor den Toren von Konstanz genannt, das an die Morderwise angrenzt und Mulstat genannt wird.²⁰ Zu dieser Zeit gab es also eine abgegangene Mühle, an die nur noch der Name des Grundstücks erinnerte und die nach der Beschreibung vermutlich südlich der Morderwise – im Bereich des heutigen Bodanplatzes – zu lokalisieren ist. Im nächsten Satz heißt es ferner, dass ein Weg, den die

Menschen von der Vorstadt, genannt Stadelhofen, entlang der Wasserläufe der Mühle zum Brunnen, genannt Schorrenbrunnen, zu gehen pflegen, ausgebessert werden soll.²¹ Der Schorrenbrunnen soll sich in der Nähe der heutigen Schwedenschanze befunden haben²². Sein genauer Standort ist unbekannt. Im »Brunnen und Teuchel Buch« aus dem 15./16. Jahrhundert wird er nicht mehr genannt und auch auf dem Konstanzischen Plan des Geometers Andres Rimmel aus dem Jahre 1784 ist kein Brunnen dieses Namens verzeichnet.²³

1935 beobachtete A. Beck auf der Kreuzlinger Straße, nördlich des Hauses Emmishofer Straße 1 in einer Baugrube eine größere Anzahl von Pfählen, die ihn – aufgrund von ihm nicht weiter zitierten Angaben – veranlassten, in ihnen die Reste einer Mühlenanlage zu sehen. Danach lag »hier (gegenüber der ehemaligen St. Jodokus-Kirche) eine, von der Wasserkraft des aus der Schweiz kommenden Emmishofer Mühlenbaches getriebene Mahlmühle [gestanden hätte], die im Besitz des Konstanzer Stiftes gewesen war«.²⁴ Vermutlich nahm A. Beck einen Teil seiner Informationen aus der »Geschichtlichen Topographie der Stadt Konstanz« von J. Marmor, in der es heißt, dass eine Mühle am Mühlenbach vor St. Joos stand.²⁵ Die Angabe »vor St. Joos« ist natürlich relativ und sagt nichts über die genaue Entfernung aus. Der Verlauf des Mühlenbachs ist unbekannt. Bei der von ihm beobachteten größeren Anzahl von Pfählen kann es sich ebenso um hölzerne Fundamentunterbauten handeln, die für den Hausbau in Konstanz nichts Ungewöhnliches sind.²⁶ Die dokumentierten Befunde, wie durch Lohe gefärbte Bretter und Funde, wie »viel Gehörn«, lassen auf ein Gerberhaus schließen.²⁷ Ob zu diesem eine Mühle gehörte, muss zweifelhaft bleiben. Als Standort der aus den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Urkunden überlieferten Mühle des Kelnhofs bzw. der Stiftsmühle sind hingegen die auf dem Grundstück Emmishofer Straße 3 ausgegrabenen Mühlenbefunde zu diskutieren (siehe dazu ausführlich weiter unten).

PHASE 2: JÜNGERE MÜHLE (ABB. 6, 7)

Um 1600 wurde die ältere Mühle abgebrochen und eine neue Mühlenanlage errichtet. Der Freifluter wurde aufgegeben und in dem alten Mühlkanal leicht versetzt, ein steinerner, neuer Kanal errichtet. Diese Mühle bestand nur aus einem einzigen Kanal, dem Mühlkanal, während ein zweiter Kanal, der Freifluter, fehlte und nach dem archäologischen Befund auszuschließen ist.

Die Kanalwände bestanden jetzt im Süden aus steinernen Mauern, die auf einer Punktfundamentierung aus Birkenstämmen gründeten (Abb. 8). Die Ostmauer war im Norden 5 m länger als die Westmauer. An Letztere setzte eine Holzwandung an (Abb. 9), die ganz oder zu großen Teilen aus zweitverwendeten Horizontalhölzern bestand (Abb. 10). Sie war mit Pfosten fixiert, die auf post 1601 (d) datiert sind. Der Kanalboden war mit Holzbrettern ausgelegt, die auf Unterzügen auflagen. Die Bodenbretter waren passgenau



Abb. 8: Punktfundamentierung der östlichen Kanalwand aus Phase 2, Blick nach Nordosten. Hinten: Birkenstämme der Punktfundamentierung, die in den grauen Ton geschlagen sind, davor massiver Holzbalken aus Phase 1; vorne: westliche Kanalwand.



Abb. 9: Holzwanndung des Mühlkanals aus Phase 2, Blick nach Nordwesten. Mittig in der Holzwanndung verbautes Holzbrett mit regelmäßigen Bohrungen (vermutlich ein Rechen). Die Holzwanndung ist mit Pfosten fixiert, an diese angepasst der Kanalboden aus Holzbrettern, der auf hölzernen Unterzügen aufliegt.



Abb. 10: Bearbeiteter massiver Holzbalken, der in der Holzwandung wohl sekundär verbaut war.

auf die Fundamente und die Holzwandung gefertigt. Eine Holzwandung ist ebenfalls für den nördlichen Anschluss der Ostmauer zu rekonstruieren. Spätere Bauten haben diese allerdings zerstört. Der Bretterboden, besonders sein nördlichster erhaltener Unterzug, zeigen aber noch die Flucht dieser hölzernen Kanalwand an.

Interessant ist die nicht geringe Anzahl an bearbeiteten, zweitverwendeten Konstruktionshölzern, von denen ein Teil nach der Dendrokurve wahrscheinlich in das späte 13. Jahrhundert datiert (Abb. 6, hellblau). Es scheint sich um Konstruktionshölzer der älteren Mühle zu handeln. So könnte es sich bei einem in regelmäßigen Abständen durchbohrten Holzbrett um einen Rechen handeln (Abb. 9). Fein- und Grobrechen wurden diagonal in die Mühlkanäle eingesetzt. Sie sollten im Wasser mitgeführtes Material auffangen, um eine Beschädigung des Mühlrades zu verhindern. Die Auflage des Mühlrades wird auf den Kanalmauern aufgesessen haben.

Schon bald kam es zu Nachbesserungsarbeiten. Die Mauern mussten nachträglich stabilisiert werden. Ferner wurde am Südende des steinernen Mühlkanals eine Mauer quer in den Kanal gesetzt. Sie wurde nur in einem Ausschnitt erfasst: im Osten stößt sie an die Kanalmauer und schließt mit deren Kante bündig ab. Ihr Verlauf führte aus der Grabungsfläche, so dass ihr Anschluss an die westliche Kanalmauer nicht beobachtet werden konnte. Die Funktion der Mauer ließ sich aus dem Befund nicht erklären; sie könnte als Wasserüberfall gedient haben.

Durch das Fehlen eines Freifluters musste die Strömung jetzt anders reguliert werden. Eine massive Konstruktion aus Geröllaufschüttungen und großen Holzbalken wurde im Spundwandgraben – außerhalb der Untersuchungsfläche – etwa in der Flucht des Mühlkanals angeschnitten. Die Konstruktion erstreckte sich aus der Untersuchungsfläche heraus, so dass ihre Funktion nicht zu klären war. Es könnte sich um die Fundamentierung einer Wehranlage handeln, über die die Wasserzufuhr in den Mühlkanal geregelt wurde. Ein Holz aus diesem Befund ist auf post 1444 (d) datiert. Das Bachwasser wäre über einen anderen Wasserlauf, der nicht innerhalb der Untersuchungsfläche lag, abgeleitet worden. Diese Maßnahme würde auf eine Umstrukturierung und Neuregulierung der natürlichen und künstlichen Wasserläufe verweisen, die aus Kreuzlingen und Emmishofen durch Stadelhofen Richtung Stadt flossen.

Weiter östlich wurde die Nordostecke eines Holzhauses freigelegt. Erhalten war das Fundament, Laufhorizonte oder Einbauten waren zerstört. Große Gerölle und Sandsteine waren in regelmäßigen Abständen mit der flachen Oberseite in das Fundamente

gesetzt, zwischen ihnen war das Mauerwerk schmal und aus kleinteiligerem Sandstein und Geröll gemauert. Die Art der Konstruktion lässt auf einen Ständerbau schließen, bei dem die hölzernen Ständer auf den großen Geröllen und Sandsteinen standen. Die Ansprache des Holzhauses als Mühlgebäude ist nahe liegend. Der Anschluss zwischen Kanal und den Fundamenten ist zwar durch spätere Bauten zerstört worden. Die Orientierung des Ständerbaus an der Nord-Süd-Ausrichtung des Kanals sowie die Flucht des Nordfundaments auf den nördlichen Abschluss des Kanalwestfundaments lassen aber eine Funktionseinheit in den beiden Baustrukturen erkennen. Ob die Westwand des Ständerbaus auf dem Ost- oder Südfundament des Mühlkanals stand, kann nicht gesagt werden. Drei Varianten einer Rekonstruktion sind möglich: 1. Der Ständerbau reichte nur bis an den Kanal heran, der Mühlkanal mit Mühlrad war nicht überdacht; 2. der Mühlkanal mit Mühlrad war durch einen Anbau, der sich an den Ständerbau anlehnte, überdacht; 3. die Westwand des Ständerbaus stand auf dem Kanalostfundament, der Mühlkanal war folglich in das Gebäude integriert.

Das Fundament des Ständerbaus war in Auffüllschichten des 14./15. Jahrhunderts gesetzt, so dass das Gebäude nicht vor dem 15. Jahrhundert erbaut worden sein kann. Der genaue Zeitpunkt seiner Errichtung ist bislang offen. Das Gebäude kann schon im 15. Jahrhundert – also in Phase 1 – errichtet und in Phase 2 weitergenutzt worden sein.

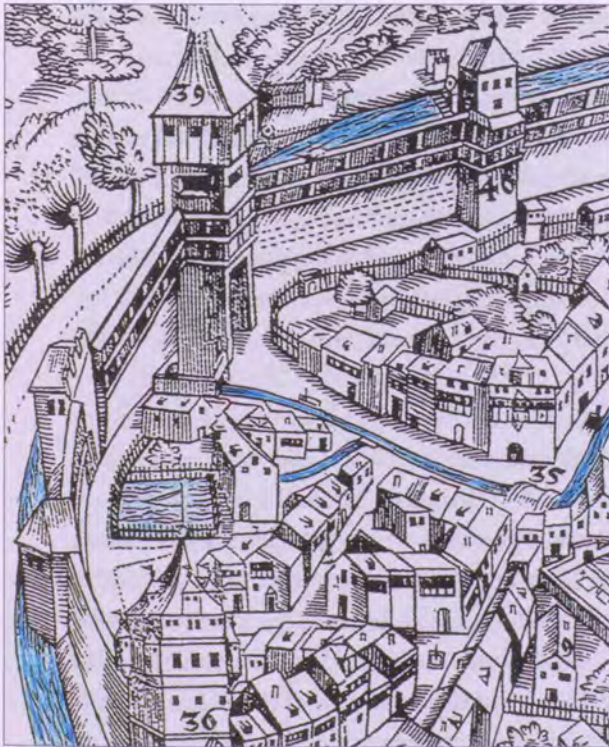


Abb. 11: Detail des Quartiers zwischen Emmishofer und Kreuzlinger Straße von Osten. Holzschnitt von Nikolaus Kalt aus dem Jahr 1601.

SCHRIFTLICHE ZEUGNISSE UND EIN BILDLICHES?

In der Vogelschau des Nikolaus Kalt aus dem Jahre 1601 (Abb. 11) sieht man im Quartier nordöstlich des Emmishofer Torres (gekennzeichnet mit Nr. 39) – nördlich der Stadtmauer mit vorgelagertem Graben und östlich der Emmishoferstraße – einen eingezäunten Weiher, auf dessen Ostseite sich auf fast der gesamten Ost-West-Ausdehnung ein Gebäude erstreckt. Zwischen Teich und Gebäude verläuft ein Weg. Nordwestlich des Gebäudes ist ein Bach abgebildet, der in den entlang der Emmishofer Straße fließenden

Gerberbach mündet. Der Bach scheint aus dem Gebäude zu fließen und dem Weiher zu entspringen.

Ein beim Emmishofertor sowie an der Stadtmauer gelegener Weiher taucht im Konstanzer Urkundenbuch in den 1410er Jahren auf.²⁸ Im Jahre 1440 gibt der Konstanzer Bischof seine lehnsrechtliche Zustimmung zum Verkauf wohl dieses Weiher – »mit Wasserflüssen und ettlicher Häuser zu Stadelhofen by Emmishofferthor gelegen an den B. Jacob Tettikower gen. Zapff im Auftrag von und für Bürgermeister und Rat der Stadt Konstanz [Dorsualvermerk: umb Clausen Fryen säligen wyger by Emisshover thor]«. ²⁹ Dreißig Jahre später wird das Quartier in den Urkunden als »Süsser Winkel« bezeichnet und dort als genauere Standortangabe ein Mühlenbach sowie ein Kelnhof genannt.³⁰ So liegt beispielsweise das Haus des Ludwig Kümerlin b. Kürsner »im süßen Winkel, welches an den Bach beim Emmishofertor und den Mühlenbach bei dem Kelnhof den man nempt des Fryen Wiger stößt«. ³¹ Im Jahre 1563 belehnt Märck Sittich Kirch-Kardinal und Bischof zu Konstanz den Weißgerber Caspar Land mit der »Stiftsmühle mit Haus, Wasser und Wasserleitungen, im Kelnhof zu Stadelhofen gelegen«. Mit der Auflage die »etwas zergangene Müllin an Behausung und Müllingeschirr wieder in guten baulichen Zustand« zu bringen.³² Dies scheint nicht wirklich der Fall gewesen zu sein, denn der Konstanzer Bischof verlehnt über die nächsten sieben Jahre immer wieder die Mühle im Kelnhof zu Stadelhofen mit der Auflage diese Instand zu setzen: So auch im Jahr 1593 dem Konstanzer Bürgermeister Niclaus dem Gall dem älteren mit der »Bedingung die in Abgang geratene Mühle wieder herzurichten und in bewohnbaren Bauzustand zu versetzen«. ³³ Im Jahr 1602 belehnt er Philipp Jacob Blarer von Wartensee, Vogt zu Gaienhofen und Ruederico Tritt B. die Stiftsmühle im Kelnhof zu Stadelhofen mit der Bedingung Mühle und Haus wieder in baulichen Zustand zu bringen.³⁴ Im Jahr 1610 vergibt er die Stiftsmühle im Kelnhof zu Stadelhofen an Hans Kolb und seinen Bruder, die die in Abgang gekommene Mühle in baulichen und wohnlichen Zustand bringen sollen,³⁵ vier Jahre später (1614) an B. Johann Schmus, ebenfalls mit der Verpflichtung die »baufälligen Gebäude in bau- und bewohnbaren Zustand zu bringen«. ³⁶ Weitere vier Jahre später (1618) verkauft er die Mühle schließlich an die Stadt Konstanz.³⁷

Seit 1599 wird in Bezug zur Mühle im Kelnhof bzw. der Stiftsmühle ein Wehr (*wuor* und *wuorstatt*) in den Urkunden genannt. Dieses erscheint mit Wassern, Wasserleitungen, Haus, Hofstatt und allem Zubehör als Besitz des Konstanzer Bischof.³⁸

Die Zusammenschau der Urkunden des Konstanzer Urkundenbuch des 15. bis 17. Jahrhunderts lässt vermuten, dass es sich bei der Mühle beim Kelnhof und der Stiftsmühle um ein und dieselbe Mühle handelt. Zu dieser gehört ein Wehr, dem vermutlich der im 15. Jahrhundert genannte Weiher zugeordnet werden kann. Dieser Komplex scheint in der Vogelansicht des Nikolaus Kalt von Konstanz aus dem Jahre 1601 abgebildet zu sein (Abb. 11): der Weiher, das Mühlgebäude und vermutlich der in den Urkunden genannte Mühlbach.

Die hier erläuterten Überlegungen zur besitzrechtlichen Zuordnung der Mühle haben allerdings nur vorläufigen Charakter und bedürfen einer eingehenderen Analyse von historischer Seite.³⁹

WOHER KAM DAS WASSER, MIT DEM DIE MÜHLE BETRIEBEN WURDE?

Hier seien nur knapp einige Überlegungen formuliert. Nach dem archäologischen Befund wird das Mühlrad anfänglich durch das Wasser eines natürlichen Bachlaufes gespeist. Spätestens mit dem Bau des Stadtgrabens, dessen Bau der Rat im Jahre 1353 anordnet⁴¹, ist die natürliche Zuleitung über das Bachwasser gekappt. Das Mühlwasser musste jetzt durch Kanäle über den Graben oder vom Grabenwasser abgezweigt werden und seit dem 15. Jahrhundert durch die Stadelhofer Stadtmauer geführt werden.⁴² Das Wasser zum Antrieb der Mühle könnte seit dieser Zeit aus dem Weiher, der seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts urkundlich bezeugt ist, entnommen worden sein. Allerdings musste ebenso der Weiher mit Wasser gespeist werden. Im Konstanzer Urkundenbuch gibt es zwei Hinweise zur Wasserführung. Im Jahr 1530 wird auf einem Revers die Erlaubnis der Stadt an Lenhart Egermayer B. zurückgezogen, Wasser für seine Mühle, die beim Kelnhof liegt, aus dem Stadtgraben abzuleiten.⁴³ Ferner erfahren wir aus einem Vergleich zwischen dem Abt und Konvent des Kloster Kreuzlingen und dem Hauptmannsverwalter, Bürgermeister und Rat der Stadt Konstanz im Jahre 1644 »über die Führung der durch die Schweden zerstörten Wasserleitungen von Emmishofen und vom Gaisberg durch Egelshofen, die über die abgebrannte Kreuzlinger Mühle auf die Mühle in Stadelhofen geleitet wurden«. ⁴⁴ Das Wasser wurde also über künstliche Wasserläufe nach Stadelhofen transportiert.

DIE KAPUZINER KOMMEN ... (ABB. 12, 13)

Im Jahre 1647/48 legten die Kapuziner den Grundstein für den Bau ihres Klosters in der Stadelhofer Vorstadt, das nach der Bickel'schen Chronik schon 1649 ausgebaut wurde⁴⁵, und keine fünfzig Jahre Bestand haben sollte. In einer Wappenscheibe aus dem Jahre 1653 ist es dargestellt (Abb. 14): Entlang der Emmishoferstraße erstreckt sich in Nord-Süd-Richtung die Kirche der Kapuziner, im Osten schließt das Konventgebäude an, hinter dem sich anscheinend ein Garten mit Beeten (?) befand.

In der Nordost-Ecke der Grabung wurde ein großes Gebäude freigelegt, das sich nach Süden und Westen aus der Untersuchungsfläche heraus erstreckte. Erhalten waren die etwa 1 m breiten, miteinander verzahnten Fundamente einer Ost-West und Nord-Süd verlaufenden Mauer (Abb. 12, 13). Die tiefe Fundamentierung der Gebäudeecke lässt auf



Abb. 12: Kloster und Werkstattgebäude mit offenem Wasser aus Phase 3: Konventgebäude (?) mit auf post 1662 (d) datiertem Kamin (?) (dunkelrot), Holzkasten (braun), Wasserkanal und Schwellbalkenbau des 17. Jahrhunderts. – Umbauphasen: Zusetzung oder Reparatur an der Außenmauer des Konventgebäudes (?) (grün); im Innraum des Schwellbalkenbaus: kleiner rechteckiger Einbau (hellrot), Backsteinboden (orange), holzverschaltete Grube und Korridor (rosa). Bearbeitungsstand Juni 2010.

eine Außenmauer schließen. Innerhalb der Gebäudeecke wurden rechtwinklig zueinander laufende Ausbruchsrillen freigelegt, die zu einer Innenbebauung des Gebäudes gehören. Die stratigrafische Einordnung der Befunde passt in die Klosterzeit, ebenso die Größe des Gebäudes, in dem das Konventhaus anzunehmen ist. Der Bau ist auf Zweierreihen von Pfählen gegründet. Nutzungshorizonte bis auf den Rest eines Backsteinpflasters in einem kleinen viereckigen Anbau (Abb. 12 dunkelrot) und einem außerhalb

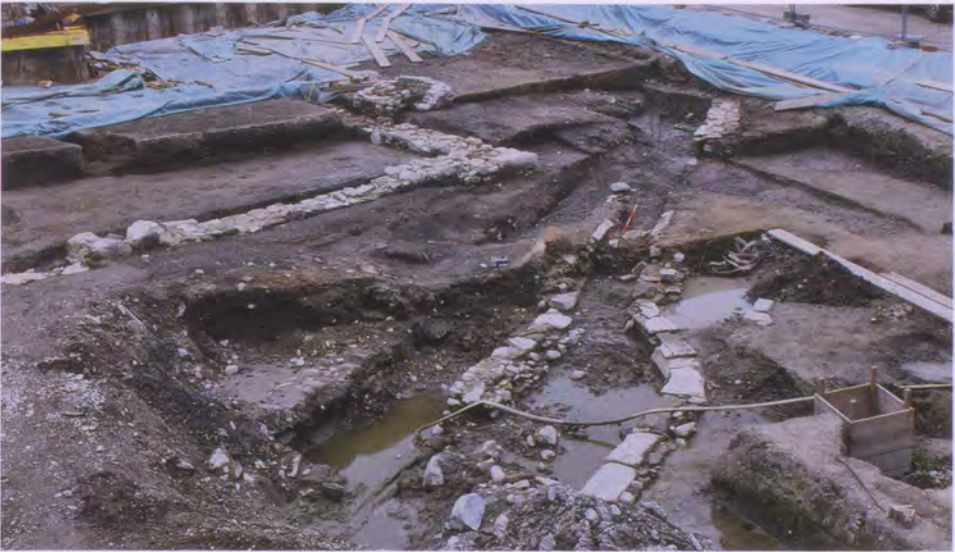


Abb. 13: Kloster und Kanal, Blick nach Nordwesten. Hinten links: Fundamente der Außenmauern des Konventgebäudes (?), rechts davon kleiner viereckiger Anbau (Kamin?). Vorne rechts: 2 m breites Becken, das sich nach Nordwesten zu einem 1 m breiten Kanal (noch nicht ausgegraben) verengt.



Abb. 14: Östliches Fundament der Außenmauer des Konventgebäudes (?), Blick nach Nordosten. Mittig: Ausbuchtung mit großen Geröllen einer späteren Reparatur- oder Zusetzungsphase; rechts: Unterbau des Fundaments mit Pfählen.

des Baus liegenden Kiespflaster sind nicht erhalten. In der kurzen Nutzungsphase des Klosters kam es zu Ausbesserungs- oder Umbauarbeiten. Welchen Zweck die Baumaßnahme im Nord-Süd verlaufenden Fundament der Außenmauer hatte, ist unklar (Abb. 12 grün, 14): entweder wurde ein zuvor vorhandener Eingang zugesetzt oder die Mauer war in diesem Bereich instabil und musste nachfundamentiert werden. Sechs Hölzer des Pfahl-Unterbaus sind in diesem Bereich dendro datiert: die Bäume zweier

Hölzer sind im Jahr 1647 (W), von vier Hölzern im Jahr 1648 (W) gefällt worden. Im Außenbereich ist ein 3,6 x mindestens 2,5 m großer Holzkasten (Abb. 12 braun) mit einem Mörtelboden freigelegt worden, der stratigraphisch ebenfalls der Klosterzeit zuzurechnen ist. Die Funktion des Kastens ist unklar. In ihm könnte der für den Bau benötigte Mörtel angemischt worden sein, er könnte aber auch zur Wirtschaftshaltung des Klosters gedient haben.

Die Pfahlgründung des viereckigen Anbaus ist auf post 1662 (d) datiert (Abb. 12 dunkelrot). Bei ihm wird es sich aufgrund seiner kleinen Ausmaße sowie seiner Lage an der Außenmauer vielleicht um einen Kamin handeln. Nördlich davon erstreckt sich ein kleiner Kiespflasterrest, der abwärts auf einen verdolten Kanal zuführt und als Entnahmestelle von Brauchwasser gedient haben wird. Im südlichen Bereich war der Kanal mit einem Backsteingewölbe überwölbt und öffnete sich auf ein breites Becken, über dem ein Holzgebäude stand. Das Holzhaus gehört zu der älteren Mühlanlage, die vom Kloster teilweise aufgegeben, teilweise umfunktioniert und weiter genutzt wurde.

WERKSTATTGEBÄUDE MIT OFFENEM WASSER (ABB. 12)

Mit dem Bau des Klosters wurde der Mühlkanal aufgegeben und östlich angrenzend ein neuer Kanal gebaut (Abb. 16). Die Topographie verdeutlicht uns unter anderem den Grund hierfür: Die Außenmauern des vermeintlichen Konventbaus lagen zu nah am Mühlkanal. Zudem scheint der neue Kanal einer anderen Funktion gedient zu haben. Nach jetzigem Kenntnisstand wurde der nördliche Teil der alten Kanalmauer bis auf die untere Lage abgebrochen. An den noch stehenden südlichen Teil wurde eine Mauer angesetzt, die nicht mehr die Nordost-Südwest-Flucht des alten Mühlkanals aufnahm, sondern mehr Nordwest verlief und den alten Mühlkanalboden schnitt. Nach 9 m brach sie ab und zwei mächtige, aufeinander liegende Holzbalken bildeten nun die Kanalwandung. Der alte Mühlkanal wurde verfüllt. Der südliche Teil der alten Kanalostmauer wurde als Westmauer des neuen Kanals genutzt. Im Abstand von etwa 2 m wurde ihre Gegenmauer



Abb. 15: Detail einer gläsernen Wappenscheibe, angefertigt von Wolfgang Spengler im Jahre 1653. Das Emmishofer Tor mit der Zahl 36 gekennzeichnet, darunter das Kapuzinerkloster. Idealisierte Darstellung des ummauerten Klosterareals mit Kirche und Konventgebäude.

aus großen Sandsteinblöcken errichtet. Nach Norden verengte sich diese in einem nach Westen führenden Bogen auf einen Meter und nahm die Flucht der neu errichteten Ostmauer auf. Der südliche engere Teil des Kanals war mit Backsteinen überwölbt, während er im Norden – vermutlich ab der Höhe der massiven Holzbalken – offen lag. Die steinerne Gegenmauer war dort höher aufgemauert.

Das ehemalige Mühlgebäude wurde umgebaut. Die Fundamente des Ständerbaus wurden um wenige Lagen aufgemauert und bildeten nun das Fundament zu einem Schwellbalkenbau. Er ist anhand des an seine Mauern angeschütteten Fundmaterials zeitlich in das 17. Jahrhundert einzuordnen. Die kontinuierliche Nutzung des Gebäudes lässt sich daran ablesen, dass der Neubau des Kanals auf die Nordmauer des Hauses Rücksicht nahm: die Abbruchkante der alten Kanalostwand lag genau in ihrer Flucht. Im Süden erstreckte sich das Gebäude bis an die Südkante der alten Kanalostmauer. Die

Südmauer des Hauses stieß aber nicht bündig an diese, sondern überlappte sie um wenige Zentimeter. Ob das Gebäude im Westen auf der alten Kanalostmauer stand oder sich bis zur alten Westmauer des Mühlkanals erstreckte, ist nicht zu erschließen. Es weist dementsprechend im Lichten eine Breite von 10 m x 9,50 oder 12 m auf.

Die Funktion dieser Baustrukturen ist bislang nicht zu erfassen, obwohl einige Charakteristika sich gut beschreiben lassen. Es handelt sich um einen Fachwerkbau, in dessen Innenraum ein sich beckenartig erweiternder Kanal lag. Im Norden verengte sich dieser um die Hälfte seiner Breite und verlief unmittelbar auf der Außenseite der Gebäudenordseite in einem engeren überwölbt Kanäl weiter, der nach 9 m in einem offenen Kanal weitergeführt wurde. Das Wasser strömte von Süd nach Nord, wie an den ausgewaschenen Sandsteinblöcken in der bögenförmigen Verengung im Innenraum ersichtlich ist. Das Wasser musste hierfür über das Südfundament des Gebäudes geführt werden.



Abb. 16: Kanal aus Phase 3 und jüngerer Mühlkanal (Phase 2), Blick nach Süden. Gut zu erkennen, ist die Konstruktion der westlichen Kanalmauer der Phase 3. Sie besteht im Süden (hinten) aus der alten östlichen Kanalmauer (Phase 2), an die eine neue in nordwestliche Richtung abweichende Steinmauer angesetzt ist, die nach einigen Metern abbricht und von massiven Holzbalken (vorne) fortgeführt wird. Die neue steinerne Kanalwand sitzt auf dem Bretterboden des alten Mühlkanals auf. Links: die Gegenmauer der westlichen Kanalmauer, die sich im Süden in einen doppelt so breiten Kanal weitet. Rechts hinten: Baugrubenwand des Konventgebäudes (?).



Abb. 17: Reste der Innenausstattung des Werkstattgebäudes aus Phase 3, Blick nach Nordwesten. Vorne: viereckiger Einbau aus sekundär verbauten Sandsteinblöcken, daran anstossend ein Backsteinboden. Jünger: die auf den Backsteinboden aufliegende Steinreihe, die eine Art Korridorsituation im Gebäude schuf, dahinter Grube unklarer Funktion. Links entlang der Zeltwand: Baggersondage, die die Grube schneidet.

Nutzungshorizonte waren nur im nordöstlichen Innenraumbereich erhalten. An der Nordostecke des Gebäudes lag ein Eingang mit einer Holzschwelle. Das Gebäude war mit einem Dielenboden ausgelegt. Die Feuchtigkeit des Bodens bedingte vermutlich eine rasche Verlegung eines neuen Fußbodens – eines Mörtelstrichs. Gleichzeitig mit diesem wurde ein kleiner rechteckiger Bau im Inneren der Ostwand aus sekundär verwendeten Sandsteinblöcken eines Fensters oder Portals eingebaut (Abb. 12 rot, 17).

Weitere, zeitlich nicht genauer einzugrenzende Umbaumaßnahmen folgten: Auf dem Estrich wurde ein Backsteinboden verlegt, der an den Schacht ansetzte (Abb. 12 orange, 17). In einem weiteren Umbau wurde der Backsteinboden im Westen entfernt und eine mit Holz ausgeschaltete Grube eingebaut sowie eine Korridorsituation geschaffen (Abb. 12 rosa, 17). Es sind die letzten festzustellenden Umbauten im Gebäude.

Danach erfolgten der Abbruch des Gebäudes und die Verfüllung des Kanals. Das Fundmaterial der Abbruchschichten bricht einheitlich um 1700 ab. Jüngeres Material wurde nicht angetroffen. Im Anschluss wurde das Gelände über dem ehemaligen Kanal und Gebäude mit einer über einen Meter starken Lehmschicht aufgefüllt. Es bildete sich eine etwa einen halben Meter starke humose Erdschicht, die von der Nutzung des Areals in den folgenden zwei Jahrhunderten als Gartengelände zeugt.

Anschrift der Verfasserin:

Michaela Jansen M.A., Gartenstr. 25, D-78462 Konstanz

ABBILDUNGSNACHWEIS:

Abb. 1: Gerry Mayr – Luftfoto, (www.gerry.as).

Abb. 2: Karsten Meyer, Konstanz.

Abb. 11, 15: Rosgartenmuseum, Konstanz.

Abb. 3–10, 12–14, 16, 17: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart: M. Jansen, U. Jondral.

ANMERKUNGEN

1 Allgemein zur Vorstadt Stadelhofen: MAURER, Helmut: Stadterweiterung und Vorstadtbildung im mittelalterlichen Konstanz. Zum Problem der Einbeziehung ländlicher Siedlungen in den Bereich einer mittelalterlichen Stadt, in: Maschke, Erich/Sydow, Jürgen (Hg.): Stadterweiterung und Vorstadt. Protokoll über die VI. Arbeitstagung des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichtsforschung, Konstanz 10.–12. Nov. 1967, Stuttgart 1969, S. 21–38. – STRAUSS, Hermann: Die Kreuzlinger Vorstadt Stadelhofen, in: Alt-Kreuzlingen (Beiträge zur Ortsgeschichte von Kreuzlingen 15) Kreuzlingen 1962, S. 41–65.

2 Thurgauer Urkundenbuch, Bd. 2, S. 187 f., Nr. 50. – Im Jahre 1125 stattet der Konstanzer Bischof das neugegründete Hospitium St. Ulrich und Afra mit einer Hufe in einer nicht näher spezifizierten Vorstadt (Stadelhofen?) aus (*item manso in suburbio*) (Thurgauer Urkundenbuch, Bd. 2, S. 45, Nr. 19).

3 BEYERLE, Konrad: Die Konstanzer Grundeigentumsurkunden 1152–1371, Heidelberg 1902, S. 46, Nr. 36.

4 Vgl. DUMITRACHE, Marianne: Konstanz (Archäologischer Stadtkataster Baden-Württemberg 1) Stuttgart 2000, Katalog. Seit dem Jahr 2000 sind drei neue Fundstellen hinzugekommen. 44 % der Fundstellen entfallen dabei auf die Zeit zwischen 1932 und 1984 und beschränken sich auf baubegleitende Beobachtungen. Erst seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts setzte in Baden-Württemberg die institutionelle archäologische Erforschung der Stadtkerne ein (OEXLE, Judith/SCHNEIDER, Jürg E.: Die mittelalterliche Stadt als Forschungsfeld der Archäologie, in: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300. Ausstellungskatalog, hg. v. Landesdenkmalamt Baden-Württemberg u. der Stadt Zürich, Stuttgart/Zürich 1992, S. 14–25 bes. 21). Bei

fast zwei Dritteln (21) der Fundstellen in Stadelhofen handelt es sich um baubegleitende Maßnahmen vor allem im Straßenbereich, die Erkenntnisse von zehn Fundstellen erfolgten nur durch Beobachtungen. Eine archäologische Dokumentation von größeren Flächen konnte im Rahmen von Rettungsgrabungen bei vier Fundstellen vorgenommen werden.

5 RÖBER, Ralph: Konstanz-Stadelhofen. Zur Befestigung einer Vorstadt, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2001 (2002) S. 194–198. – RÖBER, Ralph/TREPKAS, Ulrike: Archäologische und historische Quellen zum städtischen Werkhof in Konstanz, in: Schrr VG Bodensee 117 (1999) S. 33–56. – Siehe Beitrag LÖBBECKE/RÖBER in diesem Band. – DUMITRACHE (wie Anm. 4) S. 62, 202.

6 RÖBER, Ralph: Vorstadt und Gewerbe: Das Fallbeispiel Konstanz-Stadelhofen, in: Itinera Archaeologica. Vom Neolithikum bis in die frühe Neuzeit. Festschrift Torsten Capelle, hg. v. H. Eilbracht/V. Brieske/B. Grodde (Internationale Archäologie. Studia honoraria 22) Rahden/Westf. 2005, S. 231–243. – NAGEL, Birgitta/OELZE, Patrick/RÖBER, Ralph: Heilige vom Hinterhof, in: Glaube, Kunst und Spiel (ALManach 1) Stuttgart 1996, S. 18–140. – BECHTOLD, Klaus: Zunftbürgerschaft und Patriziat. Studien zur Sozialgeschichte der Stadt Konstanz im 14. und 15. Jahrhundert (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen 26) Sigmaringen 1981.

7 Die Grabung wurde vom Landesamt für Denkmalpflege, Ref. 85 in Absprache mit dem Regierungspräsidium Freiburg durchgeführt. An der Grabung beteiligt waren: Ute Jondral, Josef Goldmann, Italo D' Elia, Herbert Rößler, Roland Renner, Uwe Vehrenkamp sowie die Studenten Doris Wollenberg und Konrad Knauber, die Praktikanten Philipp Erkert und Matthias Röber sowie die ehrenamtlichen Mitarbeiter Uwe Bräuer, Ferdinand Nübel und Peter Wiesmann. Im

Jahr zuvor war der straßenseitige Bereich unter der Leitung von Markus Wolf (Tübingen) archäologisch untersucht worden.

8 Die Bickel'sche Chronik ist die Fortsetzung der Constanzischen Geschichte des Franz Xaver Leiner aus dem Jahr 1772, die die Stadtgeschichte Konstanz von 701 bis 1798 behandelt. Die Chronik wurde vom Säckelmeister Ferdinand Bickel, einer weiteren unbekanntenen Hand und Johann Evangelist Leiner fortgeführt und endet 1830.

9 Ich danke Gernot Blechner für den Hinweis auf die Quelle. – Bickel'sche Chronik, S. 72 (Stadtarchiv Konstanz, A I Band 28a): Dort heißt es zum Jahr 1647: *Im Februar ist der Capuciner Kloster und Kirchen im Paradies gänzlich demoliert und ihnen ad interim ein Platz am Graben bey der Spithaler Mauer eingeräumt worden. Nach der Zeit aber ist ihnen zur Erbauung eines Klosters der Platz im süßen Winkel samt der Eselmühle überlassen worden, nebst verschiedenen Gärtlein, so von denen Bürgern erkaufte worden* (Transkription: Karten Igel, Münster/Osnabrück).

10 BLECHNER, Gernot: Wo die Konstanzer ihre Toten begruben. Von den römischen Straßengräbern zum Hauptfriedhof, in: Das DelphinBuch 8. Konstanzer Beiträge zu Geschichte und Gegenwart, Konstanz 2006, S. 277 f.

11 Für Diskussion und Anregungen seien herzlich Ralph Röber (Archäologisches Landesmuseum, Konstanz), Ute Jondral (LAD Baden-Württemberg), Renato Cieli (Tägerwilen), Claudia Rodat (Geschichtsverein Hegau, Arbeitskreis Kulturlandschaft) sowie Norbert Fromm und Michael Kuthe (Stadtarchiv Konstanz) gedankt.

12 MGH DD F I., S. 212–216, Nr. 128.

13 MGH DD LD, S. 96–99, Nr. 69. Die Urkunde soll sich auf eine ältere Urkunde beziehen, die mindestens in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts zurückgeht (Oberrheinische Urbare, Bd. 1: Das älteste Urbar des Bistums Konstanz angelegt unter Bischof Heinrich von Klingenberg, Untersuchung und Textausgabe v. OTTO FEGER [Quellen und Forschungen zur Siedlungs- und Volkstumsgeschichte der Oberrheinlande 3] Karlsruhe 1943, S. 47).

14 MAURER (wie Anm. 1) S. 23. – Oberrheinische Urbare (wie Anm. 13) S. 47.

15 DUMITRACHE (wie Anm. 4) S. 42 f. Abb. 1.

16 Eine genaue Sichtung des Fundmaterials fand noch nicht statt. Eine erste Durchsicht der Keramik erfolgte durch Ralph Röber.

17 MAURER (wie Anm. 1) S. 28.

18 Sämtliche Holzbestimmungen wurden vom Dendrochronologischen Labor des RP Stuttgart, Außenstelle Hemmenhofen unter der Leitung von André Billamboz durchgeführt.

19 Oberrheinische Urbare (wie Anm. 13) S. 85.

20 Thurgauer Urkundenbuch, Bd. 3, S. 177, Nr. 408.

»1259 Mai 1: Bischof Eberhard II. von Konstanz fällt in der zwischen dem Kloster Kreuzlingen und der Konstanzer Bürgerschaft vor dem Propst zu Zürichberg als päpstlichen Delegaten anhängigen Streitsache über Eigentum, Waid- und Wegrechte an Wiesen in der Nähe des Klosters auf Bitten der Parteien eine Schiedspruch«.

21 *Antiquam quoque semitam, quam de suburbio dicto Stadelhoven apud rivus molendini ad fontem, qui dicitur Schorrenbrunnen, homines transire consueverunt, duximus renovandam, ...* (Thurgauer Urkundenbuch, Bd. 3, S. 177, Nr. 408). Ich danke Karsten Igel (Münster/Osnabrück) für die Übersetzungshilfe.

22 Hecht, Konrad: Zur Geschichte der Konstanzer Wasserversorgung, in: Alemannisches Volk. Kultur- und Heimat-Beilage der »Bodensee-Rundschau« 7/1, 1939, S. 1 (Samstag, den 7. Januar 1939).

23 Vgl. Hecht, Konrad: Zur Geschichte der Konstanzer Wasserversorgung, in: Alemannisches Volk. Kultur- und Heimat-Beilage der »Bodensee-Rundschau« 7/2, 1939, 5–7 (Samstag, den 14. Januar 1939); 7/3, 1939, 9–11 (Samstag, den 21. Januar 1939).

24 DUMITRACHE (wie Anm. 4) S. 111.

25 MARMOR, Johann: Geschichtliche Topographie der Stadt Konstanz und ihrer nächsten Umgebung mit besonderer Berücksichtigung der Sitten- und Kulturgeschichte derselben, Konstanz 1860, S. 69: »An dem Mühlenbach, der von Emmishofen zur Stadt hereinlief, errichtete der Rath im Jahr 1515 an der Stelle der Schleifmühle des Waffenschmiedes vor St. Joos, die früher eine Mahlmühle war, eine Paliermühle für einen Plattner und erbaute 1534 eine Lodenstampfe für einen Weißgerber daran. Schon 1569 ließ der Rath die Paliermühle eingehen, und bewilligte Konrad Ackermann, das Wasser und das Haus zu einer Pulvermühle zu gebrauchen, während er im gleichen Jahre eine neue Paliermühle zu Emmishofen baute, die er 1570 abermals dem gleichen Ackermann zu einer Pulvermühle abtrat. Die eine Pulvermühle wurde 1619 den Gerbern zu einer Lohmühle geliehen, und eine neue Pulvermühle gegen das Wedenhaus im Wedengraben errichtet«.

26 LÖBBECKE, Frank/PFROMMER, Jochem/RÖBER, Ralph: Bauen auf unsicherem Grund – Fundamen-

- tierungstechniken am Fallbeispiel Konstanz, in: Mittelarchäologie und Bauhandwerk. Beiträge des 8. Kolloquiums des Arbeitskreises zur archäologischen Erforschung des mittelalterlichen Handwerks, hrsg. v. Walter Melzer (Soester Beiträge zur Archäologie 6) Soest 2005, 33–78.
- 27 A. Beck, Wo einst die Gerber saßen. In: Südkurier 11.12.1950.
- 28 Konstanziſches Urkundenbuch 1402–1459, Nr. 102 (1412 April 6, Lehenbrief); Nr. 548 (1440 August 11, Revers).
- 29 Konstanziſches Urkundenbuch 1402–1459, Nr. 551 (1440 Nov. 7, Lehenrevers).
- 30 Zur genauen räumlichen Eingrenzung siehe im Besonderen: Konstanziſches Urkundenbuch 1490–1524, Nr. 46 (1491 Nov. 14, Kaufbrief); Nr. 155 (1495 Aug. 11, Zinsbrief); Nr. 669 (1513 Jan. 24, Zinsbrief); Nr. 877 (1521 Mai 31, Kaufbrief).
- 31 Konstanziſches Urkundenbuch 1490–1524, Nr. 155 (1495 Aug. 11, Zinsbrief).
- 32 Konstanziſches Urkundenbuch 1558–1589, Nr. 223 (1563 Juli 14, Lehenbrief).
- 33 Konstanziſches Urkundenbuch 1590–1624, Nr. 96 (1593 Juni 2, Erlehenbrief).
- 34 Konstanziſches Urkundenbuch 1590–1624, Nr. 331 (1602 Dez. 16, Lehenbrief). Siehe dazu im Folgenden; Nr. 332 (Dez. 16, Lehenrevers); Nr. 381 (1605 Juli 7, Lehenbrief).
- 35 Konstanziſches Urkundenbuch 1590–1624, Nr. 503 (1610 Dez. 7). In diesem Zusammenhang siehe: Nr. 506 (1610 Dez. 18, Fertigung).
- 36 Konstanziſches Urkundenbuch 1590–1624, Nr. 580 (1614 Okt. 25, Erlehenbrief).
- 37 Konstanziſches Urkundenbuch 1590–1624, Nr. 649 (1618 Nov. 11, Befrei- und Ledigung). In diesem Zusammenhang siehe Nr. 655 (1619 Jan. 12, Fertigung).
- 38 Konstanziſches Urkundenbuch 1590–1624, Nr. 1599 (1599 April 15, Siebenerbrief); Nr. 331 (1602 Dez. 16, Lehenbrief); Nr. 332 (1602 Dez. 16, Lehenrevers); Nr. 381 (1605 Juli 7, Lehenbrief); Nr. 580 (1614 Okt. 25, Erlehenbrief).
- 39 Zu fragen wäre, ob es in Stadelhofen nur eine oder mehrere Mühlen gab und ob es einen Unterschied zwischen bischöflicher Mühle und Stiftsmühle gab, für die der Bischof auch Urkundenaussteller zu sein scheint. Ferner wie die Ausführungen von J. MARMOR (wie Anm. 25) zu bewerten sind, die mit den obigen Erläuterungen nicht durchgehend im Einklang stehen.
- 41 Wenige Jahre später werden die ersten Stadttore genannt: 1355 das Müntzitor am Ausgang der Wiesenstraße, 1378 das Emmishofer- und das Kreuzlingertor. Siehe dazu: RÖBER (Anm. 5) S. 194–198.
- 42 RÖBER (wie Anm. 5) S. 194–198. – Mehrere Dendrodaten datieren die Vorstadtmauer zum See kurz nach 1413. Wann genau die gesamte Stadelhofer Stadtmauer fertig gestellt war, lässt sich aber nicht sagen: Helmut MAURER (wie Anm. 1, S. 28) geht von einer Fertigstellung erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus; Marianne DUMITRACHE (wie Anm. 4, S. 61 f.) hingegen schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.
- 43 Konstanziſches Urkundenbuch 1525–1557, Nr. 174 (1530 Juli 6, Revers). Es stellt sich die Frage, wie viele Mühlen in Stadelhofen betrieben wurden.
- 44 Konstanziſches Urkundenbuch 1625–1849, Nr. 305 (1644 Nov. 8, Vergleich).
- 45 Bickel'sche Chronik, S. 72 (Stadtarchiv Konstanz, A I Band 28a): Dort heißt es zum Jahr 1649: *In diesem Jahr ist das Capuciner Kloster in der Vorstadt Stadelhofen außgebaut worden* (Transkription: Karten Igel, Münster/Osnabrück).

Norbert Kruse

KLOSTERGESCHICHTE, KLOSTER- RECHTE UND DIE WELFEN

Zu einer wenig bekannten Aufzeichnung aus
der Frühzeit des Klosters Weingarten

Ein lateinischer Text aus der Frühzeit des Klosters Weingarten¹ wurde bislang als »kurze Skizze der Klostergeschichte« oder als »Gründungsgeschichte Weingartens« deklariert.² Von historischer Seite ist er kaum beachtet worden³, vor allem wohl, da seine Entstehungszeit schwer zu bestimmen ist und da er zudem im Württembergischen Urkundenbuch erst spät und an versteckter Stelle ediert wurde.⁴ Er verdient aber schon allein deswegen besondere Aufmerksamkeit, da es sich um einen der ältesten Texte zur Geschichte der Welfen handelt.

Im vorliegenden Beitrag soll der Text durch Abdruck aus der ältesten Handschrift und durch Übersetzung zugänglicher gemacht werden. Dabei wird vor allem auch seine Intention untersucht: Handelt es sich tatsächlich um einen historischen oder nicht viel mehr um einen juristischen Text? Jedoch wird, in Anlehnung an W. Krallert, der Titel »Darstellung der älteren Klostergeschichte« beibehalten, um keine Verwirrung durch einen neuen Titel zu stiften. Außerdem sind Fragen nach der Funktion des Textes für das damalige Kloster und nach seiner Relevanz für die Welfengeschichte zu beantworten.

ÜBERLIEFERUNG

Die »Darstellung der älteren Klostergeschichte« ist in zwei mittelalterlichen Handschriften überliefert:

- Die Handschrift Aa 21 der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek Fulda⁵, ein Teil-Evangeliar, umfasst insgesamt 94 Pergamentblätter. Sie wurde um 1060 in England geschrieben und bald danach in Flandern durch Miniaturen ausgestattet, unter anderem mit dem Bild der Stifterin Judith von Flandern (fol. 2v).⁶ Diese heiratete um 1070 Herzog Welf IV. und vererbte die Handschrift dem welfischen Hauskloster St. Martin in Altdorf. Später wurden auf freie Seiten drei Texte aus der Frühzeit des

NOTV sūt om̄ib; fidelib; xp̄ianis. qđ quidā ex
 p̄ncipib; nr̄is Henricō noīe pat̄s scilicet sc̄i Thomadi
 ep̄i cū uxore sua Beata noīe. & filiū suū Etachone & Rō-
 dolfo construxit abbatiā in altorferi in illa cū sc̄imonialib;.
 Posteri ū sui mutauerunt hoc. Transulerūt enī sc̄imonialē
 in cenobiū qđ uocat̄ altenmōnster & monachos q̄ ibi cōmo-
 tabant̄ deduxerunt in sup̄dicū locū. p̄cipientes as ut re-
 gularē uitā ibi obseruarent. Quid factū ē. Tandem enī
 ibi morabant̄ qđ tres abbates sibi unus p̄ unū in ordine
 ac tempe suo defuncti sunt. Ipsa etiā beata cū filio suo
 Rōdolfo ibi sepulta. s; postea hūc translata ē. Postea ū ex
 con. p̄genie quidā p̄ncips & dux Welfo noīe cū uxore
 sua Irmindrude quā duxerat de Gl̄zberch. translulerūt
 ipsā abbatiā hūc sup̄ montē ubi nunc consistit. & hūc
 locū tam ipse quā posteri sui p̄dūs. mancipiū. ac decimis
 habundant̄ ditauerūt. In sup̄ om̄is p̄ncipes nr̄i. & duces & ad-
 uocati locū istū ita p̄fecta literate p̄ se ipsos cū ap̄licis ac
 imp̄atorib; firmauerūt. qđ nulli hominū licet hanc infrin-
 gere libertatē. In bissexali anno quando circū ep̄alis eue-
 nit. nullū iūs ep̄e hūc nec inferiori eccl̄a habet. accessus
 enī ei in illo anno p̄uenit ad eccl̄am Berge. Ipsa ū eccl̄a sic
 antiquit̄ ē constructa a sc̄o Chōnrado. sic usq; hodie deci-
 matione & om̄i iure inteḡ manet. Decimatio ū que in ip̄-
 sis eccl̄e circūta nob; p̄sonit. neq; ad ipsā eccl̄am neq; ad
 ep̄m p̄uenit. Principes enī & duces & aduocati nr̄i q̄ ipsā de-
 cimatiōē antiquit̄ hereditario iure possederūt. p̄ animab; suis
 sc̄o Martino p̄petualit̄ id annōnā h̄m tradiderūt. Siquis
 uerbo uel facto callide consiliū uel maliuole dederit cont̄

Klosters eingetragen: das Testament der Stifter Welf und Judith von 1094 (fol. 89v und 90r, Anfang des 12. Jahrhunderts)⁷, das so genannte »Zensualrecht« (fol. 88r und 89r, Ende des 12. Jahrhunderts)⁸ sowie – ganz am Anfang der Handschrift (fol. 1r und 1v) – die hier behandelte »Darstellung der älteren Klostergeschichte«⁹.

- Der »Codex minor traditionum«, um 1275 im Kloster Weingarten geschrieben und heute im Hauptstaatsarchiv Stuttgart verwahrt (B 515, Hs. 3)¹⁰, enthält eine Zusammenstellung urkundlicher Texte, darunter auch die »Darstellung der älteren Klostergeschichte« (S. 4–5).¹¹

Die Textfassungen beider Handschriften weisen nur wenige kleinere Varianten auf, vor allem bei der Schreibung der Namen. Von da her ist nicht zu entscheiden, ob die jüngere Fassung von der älteren abgeschrieben wurde oder ob beide auf einer älteren Fassung, dem anzunehmenden Original, basieren.

Der Text in der älteren Handschrift Fulda Aa 21 wurde bisher nur vom Weingartner Kloster-Historiographen P. Gerhard Hess im Jahre 1781 veröffentlicht.¹² Der Text im jüngeren »Codex minor traditionum« wurde im Württembergischen Urkundenbuch publiziert: jedoch nicht im ersten Band (1849) – wie bei den beiden anderen additiven Texten der Handschrift¹³ oder bei den so genannten (gefälschten) »Stifterbriefen«¹⁴ –, sondern erst in einem Anhang des vierten Bands (1883)¹⁵. Dabei wurden allerdings die Varianten der älteren Handschrift berücksichtigt.

TEXT UND ÜBERSETZUNG

Hier wird der Text nach der Handschrift Fulda Aa 21 wiedergegeben. Der Zeilenfall ist markiert.

/fol. 1r/ *Notum sit omnibus fidelibus Christianis, quod quidam ex / principibus nostris Heinricus nomine, pater scilicet sancti Chonradi / episcopi cum uxore sua Beata nomine, et filiiis suis Etichone et Rô/dolfo construxit abbatiam in altorfensi uilla cum sanctimonialibus. /5/ Posterii vero sui mutaverunt hoc. Transtulerunt enim sanctimoniales / in cęnobium quod uocatur altenmönster, et monachos qui ibi conno/rabantur deduxerunt in supradictum locum, precipientes eis ut re/gularem uitam ibi observarent. Quod factum est. Tamdiu enim / ibi conmorabantur quod tres abbates ibi unus post unum in ordine /10/ ac tem-*

Bekannt werde allen Christgläubigen, dass einer unserer Fürsten namens Heinrich, der Vater nämlich des heiligen Bischofs Konrad, mit seiner Gattin namens Beata und mit seinen Söhnen Eticho und Rudolf ein Nonnenkloster in Altdorf erbaute. Seine Nachkommen aber nahmen eine Änderung vor: Sie transferierten nämlich die Nonnen in ein Kloster namens Altomünster und transferierten die Mönche, die dort lebten, in den genannten Ort; dabei schrieben sie ihnen vor, dass sie dort ein Leben nach der [Mönchs-] Regel führen sollten. Das ist geschehen. So lange fürwahr weilen sie schon hier, dass drei Äbte hier nacheinander in der Reihenfolge zu ihrer Zeit gestorben sind. Auch Beata selbst wurde hier mit ihrem

pore suo defuncti sunt. Ipsa etiam beata cum filio suo / Rödolfo ibi sepulta, sed postea huc translata est. Postea uero ex / eorum progenie quidam princeps et dux Welfo nomine cum uxore / sua Irmindrude quam duxerat de Glizberch transtulerunt / ipsam abbatiam huc super montem, ubi nunc consistimus, et hunc /15/ locum tam ipse quam posteri sui prediis, mancipiis, ac decimis / habundanter ditaverunt. Insuper omnes principes nostri et duces et ad/uocati locum istum ita perfecta libertate per se ipsos cum apostolicis ac / imperatoribus firmaverunt, quod nulli hominum licet hanc infringere libertatem. In bissextili anno quando circuitus episcopalis eue/20/nit, nullum ius episcopus hic et nec in inferiori ecclesia habet. Accessus / enim eius in illo anno pertinet ad ecclesiam Berge. Ipsa uero ecclesia sicut / antiquitas est constructa a sancto Chönrado, sic usque hodie decimatione et omni iure integra manet. Decimatio uero, quæ in ipsius ecclesie circuitu nobis persolvitur, neque ad ipsam ecclesiam neque ad /25/ episcopum pertinet. Principes enim et duces et advocati nostri qui ipsam decimationem antiquitus hereditario iure possederunt, pro animabus suis / sancto Martino perpetualiter ad annonam fratrum tradiderunt. Si quis / uerbo uel facto callide consilium vel maliuole dederit contra /fol. 1v/ locum istum, uel male tractaverit, nullum consortium neque / hic nec in futuro cum fidelibus habebit. Si quis uero illum / amaverit, defenderit, fouet, ampectitur, hic et in / futuro cum electis gaudebit.

Sohn Rudolf bestattet; sie war jedoch später hierher überführt worden. Später aber hat ein Fürst und Herzog aus deren Nachkommenschaft namens Welf zusammen mit seiner Gattin Irmintrud, die er von Glizberg geheiratet hatte, dieses Kloster auf den Berg übertragen, wo wir jetzt sind; und diesen Ort haben er selbst und seine Nachkommen mit Gaben, Geschenken und Zehnten reichlich ausgestattet. Obendrein haben alle unsere Fürsten sowohl als Herzöge als auch als Vögte von sich aus diesen Ort mit vollständiger Freiheit aufgrund päpstlicher und kaiserlicher [Privilegien] so gestärkt, dass es niemandem erlaubt ist, diese Freiheit zu brechen. Wenn im zwölften [zweimal sechsten] Jahr der bischöfliche Umgang stattfindet, so besitzt der Bischof weder hier noch in der unten gelegenen Kirche ein Recht. Sein Zugang in jenem Jahr führt [nur] zur Kirche in Berg. Jene Kirche selbst aber, wie sie in alter Zeit vom heiligen Bischof Konrad erbaut wurde, soll bis heute frei vom Zehnten und allem Recht bleiben. Der Zehnte aber, welcher beim Umgang um jene Kirche uns übergeben wird, soll weder an die Kirche selbst noch an den Bischof gelangen: Die Fürsten nämlich, sowohl als unsere Herzöge als auch als unsere Vögte, welche jenen Zehnten von alters her durch vererbtes Recht besessen haben, haben ihn für ihr Seelenheil dem heiligen Martin auf immer übergeben zum Unterhalt der Mönche. Wer gegen diesen Ort in Wort oder Tat listigen oder boshaften Rat erteilt oder schlecht handelt, wird keine Gemeinschaft weder jetzt noch in Zukunft mit den Gläubigen haben. Wer ihn aber in der Tat liebt, verteidigt, begünstigt oder erhebt, wird sich jetzt und in Zukunft mit den Auserwählten freuen.

BAU DES TEXTES

Der relativ kurze Text zählt knapp 300 Wörter. Er wurde in der Handschrift Fulda Aa 21 auf 28 Zeilen der ersten Seite (fol. 1r) und auf 4 Zeilen der zweiten Seite (fol. 1v) fortlaufend eingetragen.¹⁶ Das erste Wort NOTV[M] ist durch Majuskeln hervorgehoben.

Der Text lässt sich offensichtlich in drei Abschnitte gliedern:

Im ersten Abschnitt (Z. 1–19) werden die Errichtung des Klosters in verschiedenen Etappen und dessen Ausstattung beschrieben:

- die Errichtung eines Nonnenkonvents in Altdorf durch Heinrich, seine Gattin Beata und seine Söhne St. Konrad, Eticho und Rudolf;
- der Austausch des Nonnen- mit dem Mönchskonvent von Altomünster durch ungenannte Nachkommen Heinrichs und die seitherige Konstanz in Altdorf über die Lebenszeit von drei Äbten;
- die spätere Überführung und Bestattung Beatas in Altdorf, zusammen mit ihrem Sohn Rudolf;
- die Verlegung des Klosters auf den Berg durch Herzog Welf und seine Gattin Irmintrud;
- die Ausstattung des Klosters mit fürstlichen Privilegien und mit vollständiger Freiheit, bestätigt von Päpsten und Kaisern.

Im zweiten Abschnitt (Z. 19–27) werden die Rechte des Klosters und die der »unten gelegenen Kirche« gegenüber dem Bischof beschrieben, besonders die Übertragung des Zehnten durch die welfischen Gründer an das Kloster.

Der dritte Abschnitt (Z. 27–32) enthält eine Poenformel.

ENTSTEHUNGSZEIT DES WERKS

Die Entstehungszeit der »Darstellung der älteren Klostergeschichte« kann man durch textinterne Kriterien näher zu bestimmen versuchen.¹⁷ Sie muss um einiges vor der – noch zu bestimmenden – Zeit des Eintrags in die ältere der beiden Handschriften liegen. Eine Altersbestimmung erfolgte bislang nur im Württembergischen Urkundenbuch: »... wohl erst in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts abgefasst«. Auffallend sind zunächst die Angaben zu Bischof Konrad und zur Zahl der Äbte.

Vorausgesetzt wird die Heiligsprechung Konrads, eines Welfen, die am 28. März 1123 in Rom erfolgte; am 26. November wurden in Konstanz unter größten Feierlichkeiten »seine Gebeine erhoben«.¹⁸ In der »Darstellung« ist Konrad in beiden Erwähnungen mit dem Attribut »heilig« (sancti / sancto, Z. 2, 22) versehen. Kaum zu verbinden ist damit allerdings die Angabe, dass seit dem Klostertransfer (1056) drei Äbte bereits verstorben sind (»tres abbates ibi ... defuncti sunt«, Z. 9 f.); der Text muss also unter dem vierten Abt verfasst worden sein. Als solcher galt und gilt Walicho (1088–1108): »Quartus

nomine Walicho«, heißt es im ältesten Abtskatalog vom Ende des 12. Jahrhunderts¹⁹. Diese Angabe würde zu einer Frühdatierung der »Darstellung« führen, sogar in die zeitliche Nähe zur Ausstellung des »Stifter-Testaments« (1094), als das junge Kloster durch Welf IV. und Judith von Flandern reich begabt wurde.²⁰ Abt Walicho verstarb allerdings bereits fünfzehn Jahre vor der Heiligsprechung Bischof Konrads. In diesem Fall müsste man davon ausgehen, dass Konrad bereits vor dem offiziellen Akt an seinem Heimatort als Heiliger verehrt wurde.

Von den auf Walicho folgenden Äbten bietet sich am ehesten dessen Nachfolger, der fünfte Abt, an: Kuno von Waldburg (1109–1132), der einem Geschlecht welfischer Ministerialen entstammte und fünf Jahre nach der Kanonisierung Bischof Konrads starb.²¹ Er ist der erste Abt, von dem der älteste Abtskatalog Genaueres berichtet²². So wurde unter ihm 1124 mit dem großartigen Neubau der Klosterkirche begonnen; für seine Zeit ist eine erste Blüte des Skriptoriums nachgewiesen; eigenhändig schrieb er den Augustinuskommentar zum Johannesevangelium ab.²³ Seine Autorschaft ist im Übrigen sogar für die »Genealogia Welforum« (1125/1126) in Anspruch genommen worden.²⁴ In diesem Fall müsste man jedoch einen der vorigen Äbte eliminieren, zum Beispiel den ersten, Heinrich (+ um 1170), der 1056 mit seinem Konvent von Altomünster nach Altdorf gekommen war.

Da diese Diskrepanz zwischen den Angaben zu Konrad und zu den Äbten nicht befriedigend zu erklären ist, müssen weitere Kriterien beachtet werden.

- Eine wichtige Rolle in der »Darstellung der älteren Klostergeschichte« spielt die »libertas«, die dem Kloster von den Welfen gewährt und durch päpstliche wie kaiserliche Privilegien bestätigt wurde (Z. 17, 19). Das Kloster hatte die »Romfreiheit« (libertas Romana) durch eine päpstliche Bestätigung vom 30. April 1094 erhalten.²⁵
- Eine relativ frühe Datierung wird dadurch gestützt, dass der Klostername »Weingarten« an Stelle von »St. Martin« (Z. 27) noch nicht verwendet wird: Dieser tauchte erstmalig in den 20er Jahren des 12. Jahrhunderts auf und setzte sich in der Folgezeit durch.²⁶
- Weitere Kriterien werden durch die folgenden Analysen zu den (sonstigen) historischen Angaben und zur Inkorporation der Altdorfer Kirche zu gewinnen sein.

DIE AUFZEICHNUNG: DATIERUNG UND HISTORISCHER KONTEXT

Nach dem paläographischen Befund erfolgte die Aufzeichnung des Textes in den beiden Handschriften nicht zur Zeit seiner Entstehung, sondern deutlich später.

Der Eintrag in der älteren Handschrift, Fulda Aa 21, wurde von A. Chroust relativ unbestimmt »einer Hand des XII. Jahrhunderts« zugeschrieben.²⁷ In den beiden neuen Handschriftenkatalogen wird er später angesetzt: »Ende 12. Jh. / Anfang 13. Jh.«²⁸ bezie-

hungsweise aus dem »frühen 13. Jh.«²⁹. B. Hausmann identifizierte sogar den Schreiber, und zwar mit demjenigen, der den – für das Kloster außerordentlich wichtigen – historischen »Bericht von den ersten Wundern des Heiligen Bluts« im Jahre 1200 verfasst hat.³⁰ Das heißt, dass der Eintrag in der Handschrift Fulda Aa 21 um 1200 zu datieren ist, geschrieben von einem bewusst historisch arbeitenden Mönch.

Warum aber wurde der Text eine gewisse Zeitspanne nach seiner Entstehung in die Handschrift eingetragen? Am Ende des 12. Jahrhunderts erreichte die Klosterhistoriographie einen Höhepunkt. Zu nennen sind hier vor allem die Aufzeichnungen in den beiden Teilen der Handschrift Fulda D 11 aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, in der die für das Kloster wesentlichen Texte zusammengefasst wurden³¹: Nekrolog und Welfenstammbaum (Teil 1), Kaiserbild, »Historia Welforum«, »Annales Weingartenses Welfici«, Konradsvita, Papstkatalog, Kaisergeschichte, »Bericht von den ersten Wundern des Heiligen Bluts« (Teil 2). In diesem Interessen-Zusammenhang konnte auch ein offensichtlich bedeutsamer Text in der damals wohl ehrwürdigsten Handschrift des Klosters festgehalten werden, in einem Evangeliar mit dem Bild der Stifterin, das bereits die zwei ältesten und grundlegenden Rechtstexte des Klosters enthielt, von Welf IV. und Judith für das Kloster erlassen: ihr »Stiftertestament« und die Fixierung der Rechte der Klosterleute. Das zeigt die Bedeutung, die der »Darstellung der älteren Klostergeschichte« beigemessen wurde.

Nichts spricht dagegen, dass die Vorlage – in welcher Form auch immer sie existiert haben mag – damals getreulich kopiert wurde. So erfolgte keine Anpassung an das erweiterte historische Wissen, wie es ja in der erwähnten Abschrift der »Historia Welforum« oder im Abtskatalog vom Ende des 12. Jahrhunderts vorlag. Einzig bei der Berufung auf die päpstlichen und kaiserlichen Privilegien (»cum apostolicis ac imperatoribus«) könnte man vermuten, dass der Kaiserbezug erst später hinzugefügt worden ist, da zwar bereits 1094 und 1105 zwei päpstliche³², aber erst 1187 unter Friedrich I. eine kaiserliche Urkunde für das Kloster ausgestellt worden waren.³³

Die Abschrift im »Codex minor traditionum« erfolgte noch einmal etwa 70 Jahre später, um 1275. Diese Textsammlung sollte, wie W. Krallert gezeigt hat³⁴, die damals bedrohten Rechte des Klosters sichern. In den 70er Jahren des 13. Jahrhunderts entstanden ansonsten größere eigene Rechtstexte wie die Güterbeschreibung im »Codex maior traditionum«³⁵ oder der »Stifterbrief«³⁶.

DIE HISTORISCHEN ANGABEN

Die »Darstellung der älteren Klostergeschichte« enthält, vor allem im ersten Abschnitt, eine Reihe von Angaben zur Kloster- wie zur Welfengeschichte.³⁷ Erwähnt werden die entscheidenden Etappen der Klosterentwicklung – Gründung, Austausch des Konvents, Ortswechsel in Altdorf – sowie die daran beteiligten Welfen. Es ist zu prü-

fen, welches historische Wissen die Angaben widerspiegeln und wie weit sie mit den sonstigen einschlägigen Quellen des 12. Jahrhunderts übereinstimmen: vor allem mit der »Genealogia Welforum« (1125/26)³⁸, der »Historia Welforum« (um 1170)³⁹ und dem »Welfenstammbaum« (1185/1191)⁴⁰. Drei Ereignisse werden herausgestellt: die Klostergründung, der Ortswechsel in Altdorf und der Austausch der Konvente.

Klostergründung: Die Gründung des ersten Klosters in Altdorf, eines Nonnenkonvents, wird Heinrich zugeschrieben, verheiratet mit Beata sowie Vater von St. Konrad, Eticho und Rudolf. Heinrich wird als »einer unserer Fürsten« (quidam ex principibus nostris, Z. 1 f.) bezeichnet. Der Geschlechtername »Altdorfer« oder »Welfen« wird im Text nicht verwendet: Von den »Welfen von Altdorf« ist erstmals 1152 bei Otto von Freising die Rede.⁴¹ Dieser Heinrich – mit dem Beinamen »mit dem goldenen Pflug« (oder »goldenen Wagen«) – galt und gilt allgemein als Gründer des Klosters in Altdorf, so auch im »Welfenstammbaum« oder im »Zensualrecht«⁴². Die Gründung dieses Klosters wird um 935 angesetzt.

Die »Genealogia Welforum« geht nicht auf diese Gründung ein, beschreibt die Familienkonstellation aber in derselben Weise; Heinrichs Frau wird hier allerdings Atha genannt.⁴³ Im »Codex maior traditionum« wird ihr Name mit Ata wiedergegeben⁴⁴, in den übrigen Quellen (»Historia Welforum«, »Welfenstammbaum«) mit Beata⁴⁵. Vom namenkundlichen Befund her ist At(h)a die ursprüngliche Form: Es handelt sich um einen »Lallnamen«, bezogen auf den Namenstamm Adal- (germ. *aþala-).⁴⁶ Beata, der relativ jungen Heiligennamen-Schicht zugehörig, dürfte als fromme Umdeutung zu lateinisch *beata* 'glücklich, selig' erfolgt sein. Die Darstellung der Gründung und auch die Namen im vorliegenden Text entsprechen genau der »Historia Welforum«: »Danach gründete er [= Heinrich] auch in dem Dorfe Altdorf eine Abtei für Klosterfrauen.«⁴⁷

Die Bestattung At(h)as in Altdorf wird ansonsten nur noch in der »Vita altera« des heiligen Konrad erwähnt; dort wird ihr sogar die Gründung des Frauenkonvents zugeschrieben.⁴⁸ Auf dem Welfensarkophag in der neuzeitlichen Welfengruft ist ihr Name nicht genannt.⁴⁹ Ihr Sohn Rudolf, zusammen mit ihr bestattet, wird als erster Welfe im ältesten Weingartener Nekrolog (um 1190) erwähnt.⁵⁰

Ortswechsel in Altdorf und Austausch der Konvente: Die beiden zeitlich nah bei einander liegenden Ereignisse – Verlegung des Klosters vom Scherzachtal auf den Martinsberg (1053) und Austausch des Nonnenkonvents von Altdorf mit dem Mönchskonvent von Altomünster (1056) – sind im vorliegenden Text in der Abfolge vertauscht.

Für die Verlagerung des Klosters auf den Berg – tatsächlich 1053 wohl aufgrund eines Brandes erfolgt⁵¹ – ist nach dem vorliegenden Text ein »Fürst und Herzog namens Welf« (Z. 12) verantwortlich, »zusammen mit seiner Gattin Irmindrude, die er von Glizberg geheiratet hatte« (Z. 12 f.). Offensichtlich handelt sich um Welf II. Dieser war zwar bereits 1030 gestorben; doch seine Gattin Irmindrude/Irmintrud (Kurzform: Imiza) von Glizberg (Gleiberg) lebte zu dieser Zeit noch (+ nach 1057). Sie sollte in der Tat die Aufnahme der Nonnen in die gräfliche Residenz veranlasst haben. Zu dieser Zeit lebte aller-

dings noch ihr Sohn Welf III., Herzog von Kärnten, der kurz darauf unverheiratet starb (+ 1055). Nach einer Nachricht in der Weltchronik Hermanns des Lahmen zum Jahr 1036 – in der übrigens der Name Altdorf erstmalig genannt ist⁵² – war diese Irmintrud bereits zuvor für die Einrichtung des Nonnenklosters verantwortlich gewesen: »Nonnen wurden von Frau Irmingard [= Irmintrud], der Witwe Graf Welfs, in Altdorf statt der Weltgeistlichen versammelt.«⁵³ Nach übereinstimmendem Bericht der welfischen Quellen wurde sie später in Altomünster beigelegt, bei den »versetzten« Nonnen also, und nicht – wie ihr Gatte Welf – in der welfischen Grablege Altdorf.⁵⁴ Zum Jahr 1053 meldet Hermann dann den Brand selbst (»Das Kloster Altdorf geht in Flammen auf.«), nicht allerdings die dadurch bewirkte Verlagerung.⁵⁵ Die sonstigen Quellen schweigen zu diesem Ereignis.

Bei der Auswechslung der Konvente werden im vorliegenden Text die Namen der Verursacher ebenso wenig genannt (»seine [= Heinrichs] Nachkommen aber nahmen eine Veränderung vor«, Z. 5) wie die Gründe. In der »Genealogia Welforum« wird der Transfer dem Klostergründer Heinrich selbst zugeschrieben: »Heinrich versetzte die Mönche ... von da [= Altomünster] nach Weingarten und die Frauen, die hier waren, nach Altomünster.«⁵⁶ In der »Historia Welforum« wie im »Welfenstammbaum« wird das Geschehen in gleicher Weise dargestellt, doch Graf Welf II. (+ 1030) zugeschrieben.⁵⁷ Hermann der Lahme konnte von diesem Austausch nicht mehr berichten, da er bereits 1054 verstarb.

Nach heutigen Erkenntnissen erfolgte der Transfer 1056⁵⁸. Der kinderlose Welf III. hatte auf dem Totenbett seinen gesamten Besitz testamentarisch dem Altdorfer Nonnenkloster vermacht.⁵⁹ Doch seine Mutter Irmintrud erkannte das Testament nicht an: Sie ließ ihren Enkel Welf (IV.), den Sohn ihrer Tochter Kuniza, aus Italien kommen und setzte ihn als Erben ein. Dieser »versetzte« dann den »übergangenen« Konvent, aus welchen Gründen auch immer, nach Altomünster. Welf wird aber in keiner der einschlägigen Quellen mit dem Transfer in Verbindung gebracht; und so ist auch hier in der »Ältesten Klostergeschichte« sein Name – der des späteren Stifters von 1094 – nicht genannt.

Zusammenfassend bleibt festzustellen, dass hier die drei wichtigsten Etappen der Klosterentstehung erfasst sind. Zwei davon – die Klostergründung und der Ortswechsel in Altdorf – sind namentlich mit Welfen verbunden: fünf bzw. zwei Personen werden genannt. Nur die heikle, auch in den anderen Quellen verschwiegene Verbindung der Konventsumsetzung von 1056 bleibt anonym. Die »Darstellung der älteren Klostergeschichte« stimmt in ihrer Darstellung überein mit den sonstigen welfischen Quellen des 12. Jahrhunderts. Keine konkreten Angaben werden gemacht und keine Namen genannt bei der Erwähnung von Privilegien und Stiftungen. So wird auch die großzügige Stiftung Welfs IV. und seiner Frau Judith von 1094 nicht aufgeführt.

VERGLEICH MIT DER »GENEALOGIA WELFORUM«

Als älteste Quelle zur Geschichte der Welfen gilt die »Genealogia Welforum« (1125/1126) – etwa zur selben Zeit entstanden wie die »Darstellung der älteren Klostersgeschichte« und auch nur durch eine Jahrzehnte jüngere Handschrift vom Ende des 12. Jahrhunderts bewahrt. Für die »Genealogia« ist sogar Entstehung in Weingarten angenommen worden.⁶⁰ Alles spricht jedoch dafür, dass sie am Hofe Herzog Heinrichs des Schwarzen entstand, der 1126 in Ravensburg verstarb und im Hauskloster St. Martin in Altdorf beerdigt wurde.⁶¹

Die historischen Aussagen der »Darstellung der älteren Klostersgeschichte« sind bereits mit denen der »Genealogia Welforum« verglichen worden. Zu betonen sind die unterschiedlichen Perspektiven der beiden Schriften: Diese ist aus der Sicht des Klosters, jene aus der Sicht der Welfen geschrieben. In der »Genealogia Welforum« werden die welfischen Vorfahren dargestellt. So heißt es unter anderem: »Durch sie besitzen wir ...« (per eam habemus ...) oder »[er] zeugte mit ihr ... unseren Welf« (ex ea ... Gwelfonem nostrum genuit).⁶² In der »Darstellung der älteren Klostersgeschichte« wird die Verbundenheit mit den Welfen zwar betont: Sie werden »unsere Fürsten« (principes nostri, Z. 16) und »sowohl ... unsere Herzöge ... als auch unsere Vögte« (et duces et aduocati nostri, Z. 16 f., 25) genannt. Die klösterliche Position des Verfassers aber ist eindeutig: »Dieses Kloster ..., wo wir jetzt sind« (abbatiam ..., ubi nunc consistimus, Z. 14) und »Der Zehnte aber, welcher ... uns übergeben wird« (Decimatio uero, que ... nobis persoluitur, Z. 23 f.).

DIE INKORPORATION DER »UNTEREN KIRCHE«

Im zweiten Abschnitt der »Darstellung der älteren Klostersgeschichte« nehmen die Besitzrechte und Privilegien des Klosters an der »unten gelegenen Kirche« (in inferiori ecclesia, Z. 20), der Altdorfer Pfarrkirche, die zentrale Funktion ein.

Außer der Martinskirche »auf dem Berg« (supra montem)⁶³ hatte es in Altdorf schon früh eine weitere kirchliche Einrichtung gegeben: das von Graf Heinrich »mit dem goldenen Pflug« begründete Frauenkloster mit einer Marienkirche, an der Scherzach bei der alten Siedlung gelegen.⁶⁴ Nach dem Brand von 1053 nahm Herzog Welf III. die Nonnen auf dem Martinsberg auf. Das – wohl bald wiederhergestellte – Gotteshaus diente fortan als Pfarrkirche für den Flecken. Erst 1788 wurde es abgerissen und in barockem Stil neu errichtet.

Im vorliegenden Text wird ausgesagt, dass die Welfen, die den Zehnten »von alters her durch vererbtes Recht« (antiquitus hereditario iure, Z. 26) besessen hatten, diesen dem Kloster zum Unterhalt der Mönche übergaben, nicht aber dem – Konstanzer – Bischof zukommen ließen. Zur Bekräftigung der Aussage wird der Konstanzer Bischof

Konrad, der Sohn des Stifters, als Erbauer der Kirche herausgestellt. Abgewehrt werden sollte jeder Rechtsanspruch des Bischofs, so dass diesem nicht einmal der liturgische Umgang (»circuitus«) gestattet war.⁶⁵

Im »Codex maior traditionum« dem großen klösterlichen Güterverzeichnis (um 1275), ist At(h)a, die Gattin Heinrichs, als erste Wohltäterin des Klosters überhaupt genannt: Sie soll dem Kloster, wohl zur Erstaussstattung, die Kirche von Altdorf »mit allen zugehörigen Zehnten und dem Grundbesitz« (cum omnibus decimis ad eam pertinentibus insuper et terram salicam) übergeben haben.⁶⁶

Die Wichtigkeit dieses Anspruchs auf die Pfarrkirche in Altdorf zeigt sich darin, dass er in den drei ältesten Papsturkunden des Klosters, ausgestellt zwischen 1094 und 1143, ausdrücklich genannt ist:

- In der – nur in »gefälschter« Fassung aus der Zeit um 1270 erhaltenen – Urkunde Papst Urbans II. von 1094 heißt es: »bestätigen wir ... das Vikariat in Altdorf mit dem Zehnten« (confirmamus ... vicariam in Altorf cum decima eius).⁶⁷
- Bestätigt wird das Recht in der Urkunde Papst Paschalis' II. von 1105, der ältesten original erhaltenen Urkunde des Klosters: »Wenn Ihr aber die Zehnten, welche den Kirchen gehören, ... erlangen könnt, so sollen diese ... für Euren eigenen Nutzen bestimmt sein, und zwar ohne jedoch Einspruch der Bischöfe« (Si quas vero decimas pertinentes ecclesiis ... recuperare potueritis, vestris proprie usibus mancipandas ... absque omni episcoporum contradictione).⁶⁸ Außerdem werden alle Stiftungen und Verfügungen des welfischen Gründers unter apostolischen Schutz gestellt.
- Auch in der kopia! erhaltenen Urkunde Papst Innozenz' von 1143 ist genannt: »die Kirche in Altdorf mit dem Zehnten« (Ecclesiam Altorfensem cum decimatione).⁶⁹

Noch im lateinischen »Stifterbrief« (um 1275, gefälscht auf 1093) werden diese Rechte (»ecclesiam in Altdorff cum decimis et mancipiis«) bekräftigt.⁷⁰

Die bischöfliche Bestätigung dieser Rechte an der Altdorfer Kirche St. Maria, bei der »das Kloster seinen Ursprung nahm« (monasterium primitus sue foundationis sumpsit), erhielt man 1279 durch Urkunden des Konstanzer Bischofs Rudolf.⁷¹

Es ist also festzuhalten, dass in den wichtigsten klösterlichen Rechtstexten, besonders in denen aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Zuständigkeit und Einkünfte hinsichtlich der Pfarrkirche bekräftigt werden. In der »Darstellung der älteren Klostergeschichte« wie im »Codex maior traditionum« werden sie auf das Stifterpaar Heinrich und Beata beziehungsweise auf Ata (Beata) zurückgeführt. Auffällig dabei ist, dass im vorliegenden Text die Altdorfer Kirche nicht mit ihrem Namen genannt ist, sondern dass nur von der »unten gelegenen Kirche« (in inferiori ecclesia, Z. 20) die Rede ist; allerdings gilt das Verschweigen des Patroziniums auch für die Kirche »auf dem Berg« (Z. 14).

DIE »DARSTELLUNG DER ÄLTEREN KLOSTER- GESCHICHTE« ALS RECHTSTEXT

Die Analysen haben ergeben, dass die Intention der »Darstellung« weder auf eine Klostergeschichte noch auf eine Welfengeschichte ausgerichtet war. Ansonsten müsste man annehmen, dass nach diesen Ausführungen (Z. 1–19) ein zweiter, kaum kohärenter Text angehängt worden wäre. Im ersten Abschnitt geht es vielmehr darum, die enge Verbindung von Kloster und Welfen herauszustellen, indem aufgewiesen wird, wie das Kloster von den welfischen Vögten und Herzögen gegründet und ausgestattet wurde.

Diese Explikation bildet die Basis für das eigentliche Anliegen: den rechtlichen Status der Altdorfer Pfarrkirche nachzuweisen und zu sichern. Diese war im Übrigen Mittelpunkt einer Ursprache und umfasste einen weiträumigen Pfarrsprengel, zu dem etwa auch Ravensburg gehörte. Die Ausführungen besagen, dass die Welfen, insbesondere der Konstanzer (!) Bischof Konrad, der die Kirche erbaute, diesen Rechtstatus geschaffen und so auch das Kloster als Adressaten des Kirchenzehnten bestimmt haben, so dass hier die Bischöfe von Konstanz keinerlei Rechtsanspruch geltend machen können.

Es besteht also kein Bruch zwischen dem ersten – historisch darlegenden – und dem zweiten – juristisch explizierenden – Teil der »Darlegungen«: Beide sind nicht aneinandergereiht, sondern gehören zusammen, bilden eine argumentative Einheit. Insofern handelt es sich, insgesamt gesehen, um einen Rechtstext, der einen Rechtsanspruch des Klosters begründete und darlegte, und zwar mit historischer Herleitung unter Berufung auf die verantwortliche Instanz.

FAZIT

Ein zutreffender Titel für die vorliegende Schrift könnte lauten: »Die Verfügungen der Welfen über die Inkorporation der Altdorfer Pfarrkirche«. Sie ist nicht aus Interesse an Geschichtsschreibung verfasst worden, sondern zur Legitimierung der klösterlichen Rechtsposition: die Zuständigkeit für die Altdorfer Pfarrkirche, die bis 1053 – bis zum Umzug auf den Martinsberg – zugleich Klosterkirche gewesen war, vor allem auch die Zuständigkeit für den kirchlichen Zehnten.

Die Bewertung der vorliegenden Schrift hängt in hohem Maße ab von der Bestimmung ihrer Entstehungszeit. Alles in allem dürften die Indizien dafür sprechen, sie in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts zu setzen. Sie ist damit ein sehr wichtiges frühes Zeugnis für das klösterliche Wissen über die eigene Geschichte wie auch über diejenigen Teile der Welfengeschichte, die mit der Klostergeschichte verbunden waren, für die klösterliche Memoria. Sie bietet zwar keine Bereicherung unseres Welfen-Wissens, doch eine Bestätigung wichtiger Namen und Ereignisse der frühen Zeit.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Norbert Kruse, St.-Longinus-Str. 10, D-88250 Weingarten

eMail: no_kruse@yahoo.de

ANMERKUNGEN

1 S. weiter unten zum wechselnden Namen des Klosters in der frühen Zeit.

2 Württembergisches Urkundenbuch (= WUB) IV, Stuttgart 1883, Nachdruck Aalen 1974, Anhang S. 49 f. (»Kurze Ausführungen zur Geschichte des Klosters«); KRALLERT, Wilfried: Die Urkundenfälschungen des Klosters Weingarten, in: Archiv für Urkundenforschung 15 (1938) S. 235–304, hier: S. 246 (»kurze Darstellung der älteren Klostergeschichte«); OEXLE, Otto Gerhard: Bischof Konrad von Konstanz in der Erinnerung der Welfen und der welfischen Hausüberlieferung während des 12. Jahrhunderts, in: Freiburger Diözesan-Archiv 95 (1975) S. 7–40, hier: S. 34 (»kurze Skizze der Klostergeschichte«); CHROUST, Anton: Monumenta palaeographica, Serie III, Bd. 1, München 1931, Tafel 5a (»Gründungsgeschichte des Klosters«); HAUSMANN, Regina: Die theologischen Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda bis zum Jahr 1600 (= Die Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda, 1) Wiesbaden 1992, S. 59–61, hier: S. 60 (»Urkundennotiz über die Gründung von Altdorf-Weingarten«); JAKOBI-MIRWALD, Christine: Die illuminierten Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda, Teil I: Handschriften des 6. bis 13. Jahrhunderts, Textband, Stuttgart 1993, Nr. 22, S. 51–54, hier: S. 52 (»Gründungsgeschichte Weingartens in Urkundenform«).

3 Berücksichtigt von: OEXLE (wie Anm. 2); WATTENBACH, Wilhelm – SCHMALE, Franz-Josef: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Vom Tode Kaiser Heinrichs V. bis zum Ende des Interregnum, Bd. 1, Darmstadt 1976, S. 305.

4 S. dazu im Abschnitt »Überlieferung«.

5 HAUSMANN (wie Anm. 2); JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 2); KÖLLNER, Herbert: Die illuminierten Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda, Teil I: Handschriften des 6. bis 13. Jahrhunderts, Bildband, Stuttgart 1976, Nr. 22, Abb. 177–196, 948.

6 Zu Judith von Flandern und dem »Stiftertestament«: KRUSE, Norbert: Der Weg des Heiligen Bluts von Mantua nach Altdorf-Weingarten, in: Kruse, Nor-

bert – RUDOLF, Hans Ulrich (Hg.): 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094–1994. Festschrift zum Heilig-Blut-Jubiläum am 12. März 1994, Bd. I, Sigmaringen 1994, S. 57–76, mit Hinweis auf die »Darstellung« S. 67; LORENZ, Sönke: Weingarten und die Welfen, in: BAUER, Dieter R. – BECHER, Matthias (Hg.): Welf IV. – Schlüsselfigur einer Wendezeit. Regionale und europäische Perspektiven (= Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Beiheft 24) München 2004, S. 30–55.

7 Datierung nach HAUSMANN (wie Anm. 2); JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 2) hat nur allgemein »12. Jahrhundert«. – Edition: WUB I, Stuttgart 1849, Nachdruck Aalen 1972, Nr. 245, S. 302 f.; KRUSE (wie Anm. 6) S. 68 f. – Mit falscher Datierung (»Abschrift vom Anfang des 13. Jahrhunderts«): Landesarchiv Baden-Württemberg: Württembergisches Urkundenbuch Online, Band I, Nr. 245: www.wubonline.de (Stand 22. März 2010).

8 Datierung nach HAUSMANN (wie Anm. 2) und JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 2). – Edition: WUB I, Nr. 244, S. 300–302.

9 Zur Datierung des Eintrags s. den Abschnitt »Die Aufzeichnung«.

10 WUB IV, Anhang S. 46–56; KRALLERT (wie Anm. 2) S. 246–248.

11 Verworren ist hier die Online-Version von WUB I (wie Anm. 7), die von einer »Privataufzeichnung« spricht und dabei auf Gerhard Hess verweist: Text und Ausführungen zur »Darstellung der älteren Klostergeschichte« finden sich aber nicht in Hess, Gerhard, Monumentorum Guelficorum pars historica ..., Kempten 1784, S. 21, sondern in Hess, Gerhard, Prodromus Monumentorum Guelficorum seu Catalogus Abbatum ..., Augsburg 1781, S. 21 f. Auf die Edition in WUB IV wird nicht verwiesen. Bei der Online-Version von WUB IV, Anhang Nr. A5, S. III, ist die richtige Angabe zu G. Hess zu finden.

12 HESS, Prodromus (wie Anm. 11) S. 21 f.

13 WUB I, Nr. 244, S. 300–302; Nr. 245, S. 302 f.

- 14 WUB I, Nr. 240, S. 290–295. – Der lateinische »Stifterbrief« stammt erst aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, der deutsche aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.
- 15 WUB IV, Anhang S. 49 f.
- 16 Die Seiten der Handschrift zählen sonst 26 Zeilen.
- 17 WUB IV, S. 50.
- 18 Regesta episcoporum Constantinensium, Bd. I, hg. von LADEWEG, Paul – MÜLLER, Theodor, Innsbruck 1895, Nachdruck 1970, S. 88, Nr. 721–723; OEXLE (wie Anm. 2); NEUMÜLLERS-KLAUSER, Renate: Zur Kanonisation Bischof Konrads von Konstanz, in: Freiburger Diözesan-Archiv 95 (1975) S. 67–81; KELLER, Erwin: Der heilige Konrad von Konstanz. Zur Tausendjahrfeier seines Todes, Karlsruhe 1975, besonders S. 108–112.
- 19 Handschrift der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart: HB I 240, fol. 7/156v-157v, hier: 156v/157r; FIALA, Virgil Ernst – HAUKE, Hermann – IRTENKAUF, Wolfgang: Die Handschriften der ehemaligen Hofbibliothek Stuttgart, Bd. 1, Teil 2 (= Die Handschriften der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, 2. Reihe), Wiesbaden 1970, S. 162–167; Catalogus Abbatum Weingartensium, hg. von HOLDER-EGGER, Oswald, MGH, Scriptores XV/ 2, 1888, Nachdruck 1963, S. 312–314. – Zu Abt Walicho: HESS, Prodromus (wie Anm. 11) S. 46–49. – So auch im Abtskatalog des »Codex maior traditionum« aus der Zeit um 1275: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, B 515, Bd. 2a, fol. 3r; WUB IV, Anhang S. 16–19, hier: S. 16.
- 20 Wie Anm. 6.
- 21 HESS (wie Anm. 12) S. 49–51.
- 22 Wie Anm. 19.
- 23 Es handelt sich um die einzige Handschrift des ältesten Bestands der Klosterbibliothek, die heute in Oberschwaben verwahrt wird: Schloss Zeil, Fürstlich Waldburg-Zeilsches Gesamtarchiv Z Ms 4; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 2) S. 178–180.
- 24 www.haus-waldburg.de. – S. dazu weiter unten.
- 25 Die im 13. Jahrhundert »gefälschte« Urkunde: WUB I, Nr. 251, S. 310–312. – S. dazu KRALLERT (wie Anm. 2), S. 248, 287–289; LORENZ (wie Anm. 6) S. 45 f.
- 26 KRUSE, Norbert: Der Name Weingarten, in: Kruse, Norbert – Rudolf, Hans Ulrich – Schillig, Dietmar – Walter, Edgar (Hg.): Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Biberach 1992, S. 108–111; KRUSE, Norbert: Zwei alte Ortsnamen im Kreis Ravensburg: Altdorf und Weingarten, in: Im Oberland 3 (1992) H. 1, S. 17–24.
- 27 CHROUST (wie Anm. 2).
- 28 HAUSMANN (wie Anm. 2).
- 29 JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 2); s. auch OEXLE (wie Anm. 2) mit der Datierung auf 1200–1230 unter Berufung auf KÖLLNER (wie Anm. 5).
- 30 HAUSMANN (wie Anm. 2). – S. dazu KRUSE, Norbert: Der Bericht von den ersten Wundern des Heiligen Bluts im Jahre 1200, in: Kruse, Norbert – Rudolf, Hans Ulrich (Hg.): 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094–1994. Festschrift zum Heilig-Blut-Jubiläum am 12. März 1994, Bd. I, Sigmaringen 1994, S. 124–136.
- 31 HAUSMANN, Regina: Die historischen, philologischen und juristischen Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda bis zum Jahr 1600 (= Die Handschriften der Hessischen Landesbibliothek Fulda, Bd. 2) Wiesbaden 2000, S. 131–136; JAKOBI-MIRWALD (wie Anm. 2) S. 96–101. – OEXLE, Otto Gerhard: Welfische und staufische Hausüberlieferung in der Handschrift Fulda D 11 aus Weingarten, in: BRALL, Artur: Von der Klosterbibliothek zur Landesbibliothek (= Bibliothek des Buchwesens, 6), Stuttgart 1978, S. 203–231.
- 32 Zu den Papsturkunden s. im Abschnitt »Die Inkorporation«.
- 33 Zum Problem der Urkunden Kaiser Friedrichs I.: MGH Diplomata X/4, 1990, Nr. 1033, S. 325–333, Nr. *964, S. 240 f., Nr. 1079, S. 424–426; KRALLERT (wie Anm. 2) S. 275–279.
- 34 KRALLERT (wie Anm. 2) S. 246–248.
- 35 WUB IV, Anhang S. 3–45.
- 36 Wie Anm. 14.
- 37 Zu den Welfen insgesamt s. vor allem SCHNEIDMÜLLER, Bernd: Die Welfen. Herrschaft und Erinnerung (819–1252), Stuttgart 2000.
- 38 KÖNIG, Erich (Hg.): Historia Welforum (= Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, 1), 2. A., Sigmaringen 1978, S. 76–81; BECHER, Matthias (Hg.): Quellen zur Geschichte der Welfen und die Chronik Burchards von Ursberg (= Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters, 18b) Darmstadt 2007, S. 24–27; LUCKHARDT, Jochen – NIEHOFF, Franz (Hg.): Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995, Bd. 1, München 1995, S. 71 f.
- 39 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 1–75; BECHER (wie Anm. 38) S. 34–91; LUCKARDT-NIEHOFF (wie Anm. 38) S. 67–70; JOHANEK, Peter: »Historia Welforum«, in:

- Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. A., Bd. 4, 1983, Sp. 61–65. – S. auch die Literatur zur Fuldaer Handschrift D 11 unter Anm. 31.
- 40 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 154 f.; LUCKHARDT-NIEHOFF (wie Anm. 38) S. 64, 66–70.
- 41 BECHER, Matthias: Der Name »Welf« zwischen Akzeptanz und Apologie. Überlegungen zur frühen welfischen Hausüberlieferung, in: BAUER, Dieter R. – BECHER, Matthias (Hg.): Welf IV. – Schlüsselfigur einer Wendezeit. Regionale und europäische Perspektiven (= Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Beiheft 24) München 2004, S. 156–198, hier: S. 156 f.; RUDOLF, Hans Ulrich: Das Adelsgeschlecht der Welfen, in: Kruse, Norbert – Rudolf, Hans Ulrich – Schillig, Dietmar – Walter, Edgar (Hg.): Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Biberach 1992, 99–107, hier: S. 100.
- 42 Wie Anm. 8.
- 43 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 76 f., Abschnitt 2.
- 44 WUB IV, Anhang S. 58 (Register).
- 45 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 10–13, 155. – S. dazu auch WATTENBACH-SCHMALE (wie Anm. 3) S. 305.
- 46 SEIBICKE, Wilfried: Historisches Deutsches Vornamenbuch, Bd. 1, Berlin etc. 1996, S. 219, 258; FÖRSTEMANN, Ernst: Altdeutsches Namenbuch, Bd. I, Personennamen, 2. A. Bonn 1900, Nachdruck München etc. 1966, Sp. 151–153; BACH, Adolf: Deutsche Namenkunde, Bd. I, Die deutschen Personennamen, Teil 2, 2. A. Heidelberg 1952, § 285, 291–293, 301.
- 47 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 10 f.
- 48 Vita Chounradi Constantinensis Episcopi, MGH Scriptorum IV, S. 429–446, hier: S. 437, Abschnitt 1; Vita S. Conradi Episcopi Constantiensis, hg. von HESS, Gerhard, in: ders.: Monumentorum (wie Anm. 11) S. 77–103, hier: S. 78..
- 49 RUDOLF (wie Anm. 41) S. 106 f.
- 50 In der Handschrift Fulda D 11, s. dazu Anm. 31. – Necrologium Weingartense, MGH Necrologia Germaniae I, 1888, S. 221–231, hier: S. 224 (zum 10. März).
- 51 KRUSE, Norbert: Martinskirche, Martinskloster, Martinskult in Altdorf-Weingarten, in: GROSS, Werner – URBAN, Wolfgang (Hg.): Martin von Tours. Ein Heiliger Europas, Ostfildern 1997, S. 101–124, hier: S. 106, mit Verweis auf die einschlägige Literatur.
- 52 KRUSE, Norbert: Der Name Altdorf, in: Kruse, Norbert – Rudolf, Hans Ulrich – Schillig, Dietmar – Walter, Edgar (Hg.): Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Biberach 1992, S. 86 f.; KRUSE (wie Anm. 51) S. 102.
- 53 BUCHNER, Rudolf (Hg.): Hermann von Reichenau, Chronicon, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches (Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters, 11), 2. A., Darmstadt 1968, S. 615–707, hier: S. 670 f.
- 54 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 78 f., 14 f.
- 55 BUCHNER (wie Anm. 53) S. 702 f.
- 56 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 76 f., Abschnitt 1.
- 57 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 14 f., 154 f.
- 58 KÖNIG, Erich: Die süddeutschen Welfen als Klostergründer. Vorgeschichte und Anfänge der Abtei Weingarten, Stuttgart 1934, hier: S. 12–16; RUDOLF (wie Anm. 41) S. 108.
- 59 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 78 f.; KÖNIG (wie Anm. 58) S. 18 f.; LUCKHARDT – NIEHOFF (wie Anm. 38).
- 60 SCHNEIDMÜLLER (wie Anm. 37) S. 23.
- 61 Necrologium Weingartense (wie Anm. 50) S. 230 (zum 13. Dezember); KÖNIG (wie Anm. 38) S. 28 f. – OEXLE, Otto Gerhard: Welfische Memoria. Zugleich ein Beitrag über adlige Hausüberlieferung und die Kriterien ihrer Erforschung, in: SCHNEIDMÜLLER, Bernd (Hg.): Die Welfen und ihr Braunschweiger Hof im Hohen Mittelalter, Wiesbaden 1995, S. 61–94, hier S. 67–69.
- 62 KÖNIG (wie Anm. 38) S. 78–81, Abschnitte 7, 10.
- 63 KRUSE (wie Anm. 51) S. 101–105.
- 64 KRUSE (wie Anm. 51) S. 106.
- 65 S. dazu: Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert, Bd. II, 1999, Sp. 594 f., 610 f., s. dort auch zu bisextilis: Bd. I, 1967, Sp. 1488; WERKMÜLLER, D.: Umgehen, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. V, 1998, Sp. 426.
- 66 WUB IV, Anhang S. 6.
- 67 WUB I, Nr. 251, S. 310 f.; nach KRALLERT (wie Anm. 2) S. 248, 287–289, hier: S. 288 ein Werk des Fälschers.
- 68 WUB I, Nr. 266, S. 336 f.; KRALLERT (wie Anm. 2) S. 248.
- 69 WUB II, Nr. 317, S. 19–23 (Fassung A); KRALLERT (wie Anm. 2) S. 248, 290 f.
- 70 WUB I, Nr. 240, S. 290–295.
- 71 WUB VIII, Nr. 2859, S. 156–158; KRUSE, Norbert – RUDOLF, Hans Ulrich: 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1094–1994. Katalog zur Jubiläumsausstellung, Sigmaringen 1994, S. 47.

Ralf Keller

HEIDENHÖHLEN

Künstliche Höhlen am westlichen Bodensee

Im Molassesandstein des Bodenseeraums sind kaum natürliche Höhlen zu finden. Dagegen bietet sich das sehr weiche Gestein geradezu für den Bau von Kellern und unterirdischen Räumen an. Zum Brauen und Lagern von untergärigem Bier sind vor allem im 19. Jahrhundert unzählige Bierkeller für die vielen Brauereien und Gastwirtschaften entstanden, und noch im 2. Weltkrieg mussten KZ-Häftlinge ganze Produktionshallen bei Überlingen in den Fels graben, die die Friedrichshafener Rüstungsproduktion bombensicher aufnehmen sollten. Doch schon zuvor gab es Höhlen, Gänge und Unterstände am Nordufer des Bodensees, über deren Ursprung und Zweck bereits im 19. Jahrhundert gerätselt wurde (Abb. 1). Weil auch ihre Entstehungszeit nicht mehr bekannt war, wurden manche davon landläufig einer lange vergangenen, vorchristlichen Zeit zugewiesen, und »Heidenlöcher« genannt. Zu einer Touristenattraktion wurden mit dem Aufschwung des Fremdenverkehrs die heute leider fast vollständig zerstörten Heidenhöhlen in den Felsen bei Goldbach (Abb. 2). Mit dem Verschwinden dieses prominentesten Kulturdenkmals aus dem Kreis der künstlichen Höhlen am Bodensee wurde es auch stiller um die anderen »Heidenhöhlen«. So kursieren die verschiedensten Vermutungen aus dem 19. Jahrhundert über den Ursprung dieser unterirdischen Räume teilweise bis heute. Ein Versuch, sich dem Phänomen »Heidenhöhlen« erneut zu nähern, muss zunächst die sehr verstreut publizierten und teils nur schwierig erreichbaren Informationen zusammentragen, das Aussehen heute verschwundener Hohlräume rekonstruieren, Sage und historische Wirklichkeit voneinander trennen.

GEOLOGISCHE VORAUSSETZUNGEN

Das Voralpengebiet, zu dem der Bodenseeraum gehört, ist hauptsächlich von den Sandsteinen der Molasse geprägt. Darüber liegen Moränen und Deckenschotter der Eiszeiten. Alle diese Gesteine bieten bei weitem nicht so gute Voraussetzungen für die Bildung von Höhlen wie die Karstgesteine der Schwäbischen Alb, die bereits im Hegau und in der Umgebung von Meßkirch an die Oberfläche treten. Im weichen Sandstein des



Abb. 1: Die wichtigsten im Text erwähnten künstlichen (Punkte) und natürlichen oder von der Entstehung her unsicheren Höhlen (Kreise) im Bodenseeraum (Grafik: R. Keller)

Voralpenraumes bilden sich Höhlen viel seltener, etwa durch Überdeckung von natürlichen Klüften, oder als mehr oder weniger tiefe Nischen und Felsüberhänge durch Auswitterung von weicheren Schichten. In eiszeitlichen Schottern bzw. Moränen liegen die Freundschaftshöhle bei Heiligenberg, das Gehrenmännleloch zwischen Ailingen und Ittenhausen,¹ das Eremännleloch bei Lindau,² sowie ein kleines Felsdach in der »Fuchshalde« bei Pfullendorf (Abb. 1). In diesem Untergrund kommt es ebenfalls vor, dass sich durch natürliche Unterhöhlungen mehr oder weniger tiefe Balmen (Überhänge) oder kleinere Höhlen bilden. Die meisten der begehbaren Felshohlräume im nördlichen Bodenseehinterland, besonders wenn sie eine Tiefe von wenigen Metern überschreiten, sind jedoch künstlich angelegt, wobei ein künstlicher Ausbau natürlicher Höhlen unter Umständen nur schwer zu erkennen sein kann.

HEIDENHÖHLEN ODER HEIDENLÖCHER?

Die ursprüngliche Bezeichnung im örtlichen alemannischen Dialekt lautete »Heidenlöcher«, wobei »Loch« einfach der mundartliche Ausdruck für eine Höhle war.³

So werden sie auch von Anfang an in der Literatur bezeichnet. Das Bestimmungswort »Heiden-« bezeichnet meist Objekte, deren Ursprung der Bevölkerung nicht mehr bekannt war, und die daher ganz allgemein in vorchristliche, also heidnische Zeit verwiesen wurden.⁴ Daneben wurde dieser Begriff aber auch für Sinti und andere fahrende Gruppen gebraucht.⁵ Solche Namen konnten aber durchaus auch in jüngerer Zeit noch gebildet werden. Der Begriff tritt als »Hajden Löcher« am Überlinger See erstmals 1634 auf einer Karte der Überlinger Stadtbefestigung für Höhlen direkt vor der Stadtmauer im heutigen Stadtgarten auf,⁶ die auch in den 1830er Jahren noch diesen Namen trugen.⁷ Für die Goldbacher Höhlen stammt dagegen der älteste mir bekannte Nachweis für diesen Namen erst von 1805.⁸ Für diese setzte sich erst in den 1930er Jahren die bis dahin parallel verwendete, eher schriftdeutsche Form »Heidenhöhlen« endgültig durch. Der Name »Heidenhöhlen« wurde aber schon bald auch als Gruppenbezeichnung verwendet, so dass von Höhlenforschern inzwischen künstliche Höhlen unbekanntem Ursprungs am nördlichen Bodensee allgemein als Heidenhöhlen bezeichnet werden.⁹ In der Höhlenforschung versteht man unter einer Höhle eigentlich einen natürlich entstandenen unterirdischen Hohlraum, der von der Größe her für Menschen zugänglich ist. Da es jedoch keinen geeigneten Begriff gibt, der künstliche unterirdische Hohlräume verschiedener Form und Funktion umfasst (wie etwa im Französischen das Wort »souterrain«), wird im Folgenden daher der Begriff »Höhlen« auch für künstliche Felshohlräume benutzt.

SAGEN – FRÜHE ERKLÄRUNGEN FÜR DIE GEHEIMNISVOLLEN HÖHLEN

Wie viele andere Höhlen auch, zogen die geheimnisvollen Heidenlöcher bereits lange vor dem Beginn wissenschaftlicher Forschung Erklärungsversuche in Form von Sagen auf sich. Diese beeinflussten noch die Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts, ja sogar erste wissenschaftliche Arbeiten. So ging von den Heidenlöchern bei Goldbach im frühen 19. Jahrhundert die Sage, verfolgte Christen oder mittelalterliche Seeräuber des 12. oder 13. Jahrhunderts hätten sich darin versteckt.¹⁰ Dass der abgedankte Kaiser Karl der Dicke hier gewohnt habe, entspringt jedoch schriftstellerischer Freiheit Joseph Victor von Scheffels in seinem Roman »Ekkehard«, einem nationalromantischen Bestseller des 19. Jahrhunderts.

Auch von anderen Heidenhöhlen am Bodensee sind Sagen im Umlauf gewesen, die jedoch keine Aussagen über die Entstehung der Hohlräume machen. Nur von den Knaubenlöchern ist die Ansicht überliefert, sie seien Goldbergwerke gewesen,¹¹ eine Überlieferung, die man vielleicht ebenfalls in den Bereich der Sage verweisen kann. In gewissem Sinne ist die Neuentstehung von Sagen auch heute noch möglich. So wird in einem Buch von 2006 erstmals darauf verwiesen, in den Goldbacher Heidenhöhlen hätten »[...] in

grauer Vorzeit der Sage nach heidnische Zauberer gewirkt.«¹² Eine solche »Sage« ist in den 200 Jahren zuvor jedenfalls noch nicht notiert worden.

DIE ERFORSCHUNG DER HEIDENHÖHLEN SEIT DEM 19. JAHRHUNDERT

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Heidenhöhlen beginnt im frühen 19. Jahrhundert. Die urtümlichen »Felsenwohnungen«, besonders die Goldbacher und Zizenhauser Heidenlöcher, finden um 1800 erste Erwähnung in Druckwerken.¹³ Die ersten Reiseführer über den Bodensee machten die Heidenhöhlen dann auch einem breiteren Publikum und dem entstehenden Tourismus bekannt. So stellte Gustav Schwab in seinem Bodenseeführer von 1827 die Heidenhöhlen und die Katharinenkapelle bei Goldbach vor, aber auch schon die Freundschaftshöhle bei Heiligenberg und die Knabenlöcher bei Unteruhldingen.¹⁴ Er kennt schon »die Volkssage dieser Gegend«, die Goldbacher Höhlen seien Zufluchtstätten der Christenverfolgungen und hält sie für »unverkennbar römische Arbeit«.¹⁵ Um einen römischen Ursprung kreisen die meisten Überlegungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Nur einmal wurde für Goldbach anhand der Architektur eine Datierung in die Merowinger- oder Karolingerzeit vorgeschlagen.¹⁶ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam der Gedanke hinzu, dass die Höhlen bereits in vorrömischer Zeit als Wohnhöhlen gedient hätten. Das ist wohl auf die Entstehung der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie zurückzuführen, speziell auf die Entdeckung der altsteinzeitlichen Höhlenfundstellen der Schwäbischen Alb. Diese Forschungen haben nachhaltig die Vorstellung geprägt, die vorgeschichtlichen Menschen hätten in Höhlen gewohnt. Zu dieser Zeit steckte die Erforschung von Siedlungen noch in den Kinderschuhen. Heute weiß man dagegen, dass sogar die Jäger und Sammler der Altsteinzeit nur gelegentlich Höhlen aufgesucht haben und dass diese zu keiner Zeit die normale Wohnform waren.¹⁷ Trotzdem haben sich die Vorstellungen des 19. Jahrhunderts zumindest in der Karikatur des Steinzeitmenschen in seiner Höhle bis heute erhalten.

Mit dieser neuen zeitlichen Tiefe konnte jedoch die sehr unterschiedliche Bauweise der verschiedenen Höhlen erklärt werden. Der Konstanzer Oberstaatsanwalt Haager, der 1876 im siebten Band dieser Zeitschrift erstmals mehrere Heidenhöhlen am Bodensee vergleichend untersuchte, betrachtete einfache, roh ausgehauene Räume als ursprünglicher, die sehr regelmäßig gearbeiteten Goldbacher Höhlen dagegen als römerzeitliche oder mittelalterliche Überarbeitungen.¹⁸ Haager bezog weitere künstliche Höhlen unbekanntem Ursprungs in der Umgebung des Überlinger Sees in seine Betrachtungen ein, beschrieb sie und übertrug seine Vorstellungen zur Datierung implizit auf die ganze Gruppe.

Haagers Beschreibungen und Maßangaben bildeten in der Folge die wichtigste Grundlage für die Beschäftigung mit den Heidenhöhlen im Bodenseeraum, zumal die

Beschreibungen und Pläne der Goldbacher Höhlen von 1846 schon damals nicht mehr allgemein bekannt waren.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kommen Überlegungen auf, die Goldbacher Heidenhöhlen könnten Reste einer Felsenburg sein,¹⁹ ein Ansatz, der auch im 20. Jahrhundert gelegentlich wieder aufgenommen wurde.²⁰ Ein Aufsatz des Schweizer Archäologen Karl Keller-Tarnuzzer, ausgehend von der Beschreibung des Bruderlochs bei Schönholzerswilen im Kanton Thurgau, war für lange Zeit der letzte, der sich der Gruppe der Heidenhöhlen insgesamt widmete.²¹ Nach der Zerstörung der Goldbacher Höhlen 1960 war schließlich auch die auffälligste dieser Anlagen verschwunden. Es wurde still um sie, und nach und nach verschwanden sie sogar aus vielen Reiseführern bzw. wurden nur noch beiläufig erwähnt. Nur zu den Heidenlöchern bei Zizenhausen und der Höhle von Bermatingen sind nach der Arbeit von Keller-Tarnuzzer noch eingehende Forschungen publiziert worden. In zwei Aufsätzen mit genauen Vermessungsplänen der Heidenlöcher bei Zizenhausen deutet Thomas Striebel zumindest einen Teil der dortigen Höhlen als Keller aus dem 18. Jahrhundert²² und hebt ansonsten die Unterschiede zwischen den einzelnen Heidenhöhlen im Bodenseeraum hervor.²³ Kleinere Aufsätze sind weiterhin zur Bermatinger Höhle erschienen.²⁴ Darin, wie auch in einer neueren religionswissenschaftlichen Untersuchung,²⁵ wird nun eine vorgeschichtliche kultische Funktion der unterirdischen Anlagen angenommen.

DIE HEIDENHÖHLEN BEI GOLDBACH



Abb. 2: Die Heidenhöhlen bei Goldbach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Lithographie von Ruegg nach Bergmann (aus: BERGMANN, Joseph: Sammlung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden, Konstanz 1825, Taf. VIII, 1)

Die Höhlen im Heidenlöcherfelsen bei Goldbach waren nicht nur die am kunstvollsten ausgearbeiteten Heidenhöhlen, sondern auch von ihrer Lage in einem herausragenden Felsen direkt am See nahe der Stadt Überlingen besonders auffällig und leicht zu erreichen. Es überrascht also nicht, dass sie bereits früh bekannt geworden sind und weit mehr als alle anderen künstlichen Höhlen in der Umgebung touristisches wie auch wissenschaftliches Interesse auf sich gezogen haben. Ihre touristische »Entdeckung« und ihre höchst

bedauerliche schrittweise Zerstörung sind kürzlich bereits von Franz Hofmann ausführlich und anschaulich geschildert worden.²⁶

Schon im 18. Jahrhundert wollte die Stadt die Ansiedlung von »Gesindel« darin verhindern. Nach Gustav Rommel wurden entsprechende Beschlüsse erst 1770 umgesetzt, dabei sprach man aber hauptsächlich vom »Vermauern«, also Zumauern von Eingängen.²⁷ Auch das Abschlagen von Zugangstrepfen ist denkbar, heißt es doch 1833: »Vor etlichen dreißig Jahren führten steinerne Treppen noch zu den Eingängen.«²⁸ Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war daher »[...] der Zugang zu diesen Höhlen sehr schwierig und kann nur mittelst Leitern bewerkstelligt werden, indem die Felsenwände sehr steil, beinahe senkrecht und nur unten mit etwas Gestrüpp gewachsen sind.«²⁹ Nur in einem Kunstdenkmälerinventar von 1848 werden auch Sprengungen in den 1790er Jahren erwähnt.³⁰ Da der Heidenlöcherfelsen zum See hin vorsprang, musste dann für den Bau der Uferstraße 1846/47 ein erheblicher Teil der Höhlen weichen.³¹ Danach bemühte man sich offenbar um eine bessere touristische Nutzung. Die Überlinger Behörden sollen 1854 versprochen haben, fehlende Zugänge wiederherzustellen und gefährliche Stellen zu sichern.³² Jedoch verursachten die bald zahlreichen Touristen auch einen schleichen- den Substanzverlust durch deren eingeritzte Namen, Jahreszahlen und Zeichnungen, die ganze Wände bedeckten.³³ »Den Überlinger Heidenhöhlen droht Zerfall!« betitelte dann Peter Romberg 1954 einen Artikel in den Bodensee-Heften. Die Zerklüftung des Sandsteins habe stark zugenommen. »Die Erschütterung durch die vorbeifahrenden schweren Lastkraftwagen haben den vorderen Wandpfeiler mit einem breiten Riß gespalten [...]«.³⁴ Die Stadt stellte zwar noch im selben Jahr 2500 DM für Sicherungsmaßnahmen im kommenden Etat ein.³⁵ Dennoch musste die Touristenattraktion für Jahre geschlossen werden. Überlegungen, den Sandstein mit Beton gegen weitere Verwitterung zu sichern, wurden schon wegen der optischen Beeinträchtigung des Kulturdenkmals verworfen. Dazu ergab die Beobachtung eines Risses im Jahr 1957, dass er sich vergrößerte. Die Klüfte im Gestein erstreckten sich in Ost-West-Richtung senkrecht durch den ganzen Fels fast bis auf das Niveau der Straße (vgl. Abb. 4).³⁶ Ein Sachverständiger legte daraufhin einen Rettungsplan vor, der eine wasserdichte Abdeckung nach oben und das Auspressen der Risse mit Beton vorsah – mit Kosten von mindestens 50 000 DM.³⁷ Diese Summe dürfte die Stadt von der Realisierung abgeschreckt haben, zumal das Stadtbauamt nicht sicher war, ob diese Maßnahme am weichen Sandstein langfristig Erfolg haben würde.³⁸ Schon drei Jahre später verursachte dann ein Unwetter den Einsturz des östlichen Teils der Heidenhöhlen: Raum 1, die »Kapelle«, stürzte am 16. Mai 1960 ab, als eindringendes Wasser den Halt des Felsens lockerte. Das Problem wurde damit akut. Eine Verklammerung oder Verankerung schien angesichts der großen vertikalen Klüfte nicht mehr möglich.³⁹ Im Interesse der Verkehrssicherheit auf der nahen Uferstraße wurde der Abbruch der restlichen baufälligen Teile beschlossen.⁴⁰ Am 13. Juli 1960 verschwand daher auch ein Großteil der 1846 noch weitgehend verschonten östlichen Heidenhöhlen. Das Jahrhunderte alte Kulturdenkmal wurde gesprengt.⁴¹

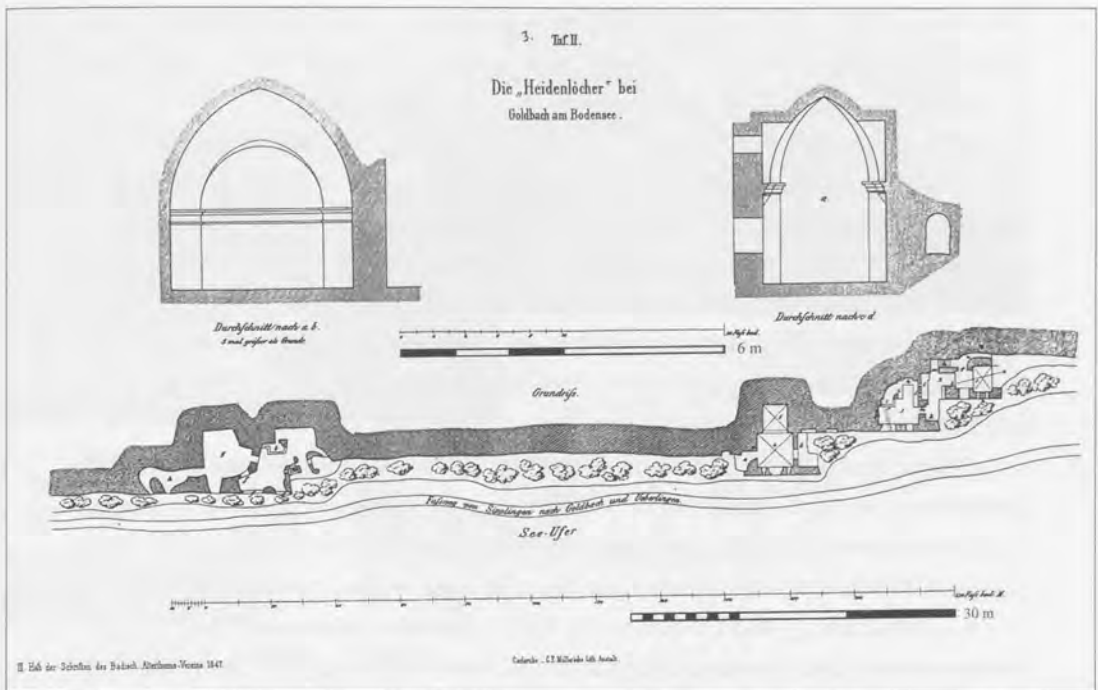


Abb. 3: Der einzige Grundriss der Heidenhöhlen vor den Zerstörungen für den Straßenbau, dem die gesamte westliche Abteilung zum Opfer fiel (aus: Schriften der Alterthums- und Geschichtsvereine zu Baden und Donaueschingen 3 (1848) Taf. II – ergänzt durch metrische Maßstäbe)

Es ist in der Tat unverzeihlich, dass in den 1950er Jahren keine genaue Aufmessung und fotografische Dokumentation der noch vorhandenen Teile erstellt wurde. 100 Jahre zuvor war man da schon weiter gewesen: Wenigstens wurde vor dem Straßenbau 1846 ein Grundrissplan angefertigt (Abb. 3), der durch einige Querschnitte und Detailzeichnungen von Räumen und Architekturteilen (Abb. 5), sowie eine Beschreibung mit Maßangaben ergänzt wird. Die Zeichnungen sind jedoch in einer schwer zu erreichenden Zeitschrift publiziert, den Schriften der Alterthums- und Geschichtsvereine zu Baden und Donaueschingen,⁴² und in einigen Bibliotheken sind außerdem die dazugehörigen Tafeln nicht vorhanden, so dass der Grundriss heute weitgehend unbekannt ist. Er bildet die Grundlage für den Versuch, mit Hilfe von alten Abbildungen und Fotos den Zustand von vor dem Straßenbau bis heute so genau wie möglich zu rekonstruieren. So soll sich doch noch die Absicht des damaligen Direktors des Badischen Altertumsvereins und späteren badischen Landeskonservators verwirklichen, »[...] dieses wichtige Alterthum unseres Vaterlandes möglichst vollständig zur Kenntniß des Vereines wie eines größeren Publikums zu bringen.«⁴³

Einen Eindruck vom Aussehen der Räume vermitteln drei Lithographien von J.J. Ruegg nach Zeichnungen von Joseph Bergmann, die 1825 in einer Hefreihe über alte Baudenkmale der Bodenseeregion erschienen.⁴⁴ Zusätzlich zu der zeichnerischen Dokumentation liegen einige aussagekräftige Beschreibungen vor, von denen drei so-

gar noch den Zustand vor den Zerstörungen durch den Straßenbau schildern.⁴⁵ Spätere Beschreibungen liefern wichtige Ergänzungen für die Rekonstruktion der erst 1960 verloren gegangenen Abschnitte.⁴⁶

Die Heidenhöhlen bestanden aus zwei »Abteilungen«, um einer Bezeichnung der ältesten ausführlichen Beschreibung von August von Bayer zu folgen: Beide lagen etwa 15 m über dem Fußweg, der am Seeufer um den Felsen herumführte. Die östliche Abteilung zeichnet sich durch sehr regelmäßige Formen, rechteckige Räume mit geraden Wänden und architektonische Verzierungen aus. Von der weniger kunstvollen westlichen Gruppe sind, abgesehen von wenigen Ansichten aus der Ferne (z. B. Abb. 2), die folgende dürre Beschreibung und der zugehörige Grundriss (Abb. 3) leider alles, was heute noch davon bekannt ist.

»Die von der vorderen etwa 60 Schritte entlegene zweite Abtheilung dieser Höhlenbauten ist weniger correct. Die Gelasse sind, wie die Zeichnung darstellt, in unregelmäßigen Formen eingehauen. An Wänden und Gewölben sind theilweise noch die Hiebe der Aushöhlungswerkzeuge sichtbar; sie haben flache Gewölbe und eine Höhe von 5 und 6' [Fuß, entspricht 1,5 und 1,8 m, Anm. d. Verf.]. Eine beinahe ganz verfallene Treppe deutet noch auf einen Zugang von unten herauf, h war ein Heerd, was seine rußige Umgebung nachweist. An den Öffnungen f sind noch Fälze für Thüren und Fenster sichtbar, und endlich von dem Raume g aus ist ein enger niederer Gang h mit zwei kleinen Lichtspalten gegen den See hin eingehauen.«

Als diese Zeilen im Jahr 1848 veröffentlicht wurden, waren diese westlichen Heidenhöhlen bereits vollständig dem Straßenbau zum Opfer gefallen.

DIE ÖSTLICHEN HEIDENHÖHLEN

Besser dokumentiert ist die östliche Gruppe. Betrat man sie von Westen, so kam man an einem sehr kleinen Raum vorbei, der heute noch vorhanden und auf dem Plan nicht ganz richtig eingetragen ist, und gelangte in einen nach Westen offenen Halbraum (Abb. 4, o). Er war möglicherweise Rest einer schon früher verfallenen Kammer. Nach den ältesten Abbildungen war hier Anfang des 19. Jahrhunderts der Zugang zu dem Höhlensystem, indem man über eine Leiter auf einen größeren Felsvorsprung und von dort über eine zweite Leiter durch ein darüber liegendes rautenförmiges Loch in der Felswand stieg (Abb. 2). Von hier aus gelangte man durch einen sich verengenden Gang in einen 3,6 m hohen Raum mit Spitzbogengewölbe (Abb. 3 oben links) und einem umlaufenden Ziergesims, einem sogenannten Kämpferprofil. An der hinteren Wand dieses Raumes schloss sich ein rundbogiger Durchgang (Abb. 3 oben links, innerer Bogen) zu einer weiteren quadratischen Kammer mit lediglich 2,7 m Höhe an. Dieser **Raum 5** ist heute noch erhalten.⁴⁷ Eine Lithographie von Joseph Bergmann aus dem Jahr 1825 zeigt den Blick von Raum 5 auf das Innere von **Raum 4** mit den vier Fensteröffnungen zum See hin (Abb.

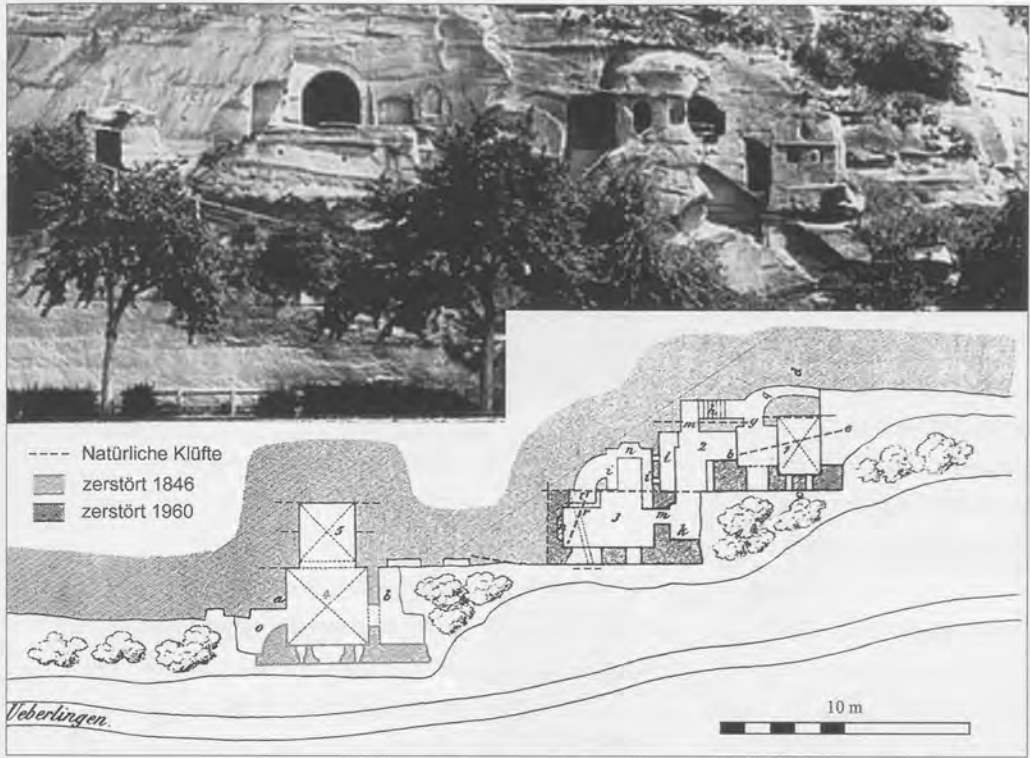


Abb. 4: Die östliche Abteilung der Heidenhöhlen, die größtenteils bis 1959 und in letzten Resten noch heute erhalten ist. Ausschnitt aus dem Grundrissplan von 1846 (Abb. 3) mit Ergänzungen durch den Verfasser. Darüber im gleichen Maßstab der entsprechende Ausschnitt einer Frontalansicht (Foto: Stadtarchiv Konstanz Z I Sammlung Wolf H 102/2514)

6). Diese Fensteröffnungen in ihrer charakteristischen Anordnung sind auf Bergmanns Außenansicht deutlich zu erkennen (Abb. 2). Erstaunlicherweise fehlen sie auf dem späteren Stahlstich von Kurz und Corradi⁴⁸ ebenso wie auf der sehr kleinen Außenansicht der Dokumentation von 1846 (Abb. 5,1).⁴⁹ Das lässt doch Zweifel an der Genauigkeit des so detailliert wirkenden Stahlstichs aufkommen, der seit seiner Publikation 1850 oft als Paradeansicht der Heidenhöhlen in Publikationen und auf Postkarten verwendet wurde.

Von Raum 4 führte ein zweiter Ausgang in einen ebenso breiten östlich angrenzenden Halbraum. Man wird der Vermutung von Bayers zustimmen müssen, dass dieser schon damals nur noch der Rest eines weiteren ehemaligen Raumes war,⁵⁰ in dem sich einst die zwei Nischen an der hinteren Felswand befanden (Abb 4, b). Dieser Felsteil fehlt seit dem Straßenbau völlig. Von Raum 4 sind Wände und Decke verschwunden, so dass die Wand mit dem Durchgang zu Raum 5 die neue Felswand bildet. Der Sockel von Raum 4 ist jedoch bis heute erhalten geblieben. Auf einer Postkarte der 1930er Jahre ist noch sein Boden und ein Rest der aufgehenden Wände zu erkennen, dazu ganz am linken Bildrand die ehemalige nördliche Raumecke (Abb. 7).

Erst 7 m weiter östlich findet sich in der hinteren Felswand der nächste Eingang. Ob zu diesem ursprünglich eine überdachte Verbindung bestanden hat, bleibt unsicher,

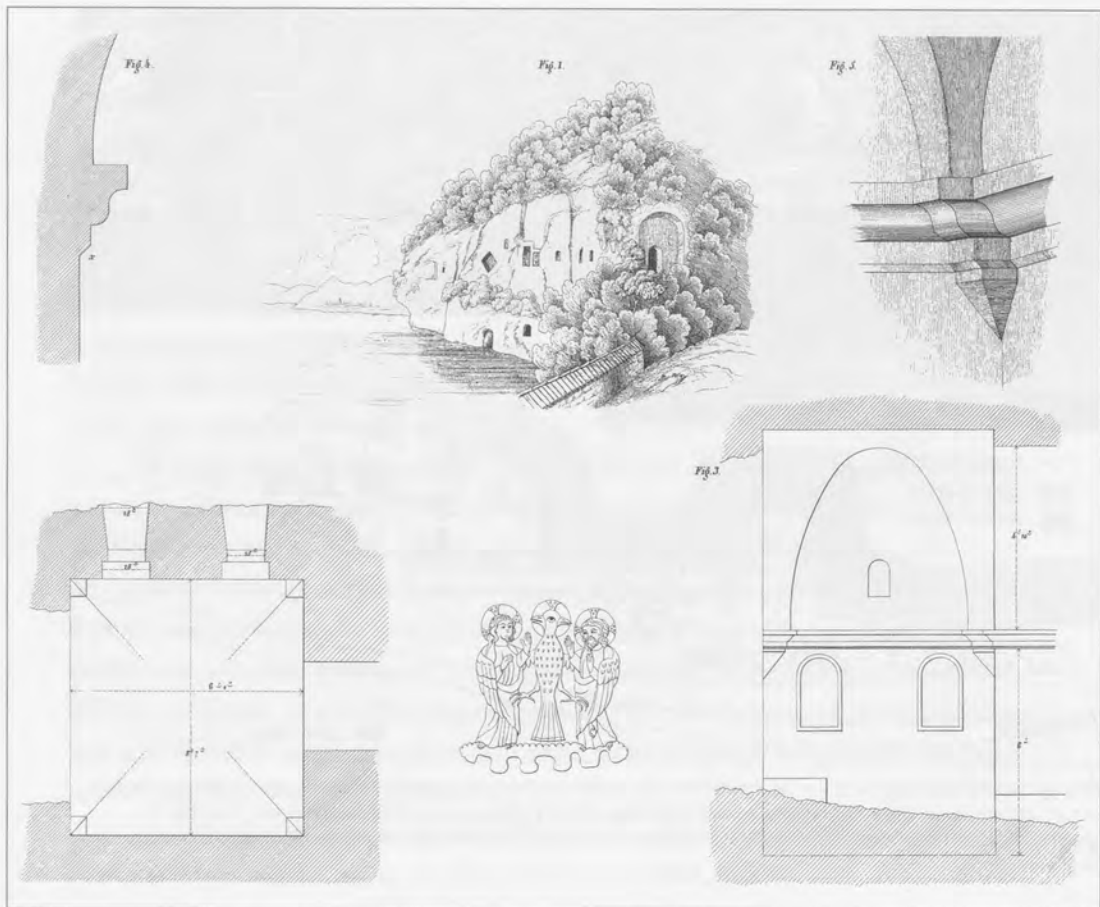


Abb. 5: Grundrisse und Querschnitte der Goldbacher Heidenhöhlen dokumentieren das Kulturdenkmal im Angesicht des drohenden Straßenbaus. Fig. 6 gehört nicht dazu (aus: Schriften des Alterthums-Vereins für das Großherzogthum Baden 2 (1846) Taf. 8)



Abb. 6: Der noch unzerstörte westliche Raum der östlichen Heidenhöhlen (Raum 4), gezeichnet vom dahinter liegenden Raum 5 aus. Durch die Fenster sieht man den See. Lithographie von Ruegg nach Bergmann um 1825 (aus: BERGMANN, Joseph: Sammlung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden, Konstanz 1825, Taf. XX)



Abb. 7: Die Reste von Raum 4 mit Blick nach Osten zur Goldbacher Kapelle auf einer Postkarte der Zwischenkriegszeit, gelaufen 1934 (Privatbesitz R. Keller)

auch offener Verbindungsweg zwischen diesen beiden Höhlenteilen.

Wenn man Raum 3 betreten hatte, sah man links einen Herd (Abb. 4,r) mit etwas erhöhter Einfassung vor sich, »[...] dessen noch sichtbarer Kaminschlauch, welchen die punktierten Linien anzeigen, voller Ruß ist.«⁵² Was damit gemeint ist, zeigt sehr anschaulich noch ein Foto der 1930er Jahre (Abb. 8)⁵³. Der Kamin war also bereits vor 1848 auseinandergebrochen, so dass das verrußte Innere bloßlag. Der desolate Zustand dieses Höhlenteils ist auf Bergmanns Lithographie durch herumliegende Trümmerteile deutlich angezeigt.⁵⁴ Von Bayer schreibt dazu: »Von dem ziemlich flachen Gewölbe ist in der Mitte ein großes Stück herausgefallen, wie auch die Lichtöffnungen gegen den See größtenteils ruiniert sind.«⁵⁵ Die Wand hinter dem Herd ist durch eine durchgehende



Abb. 8: Raum 3 mit Blick nach Nordwesten Anfang des 20. Jahrhunderts. Deutlich ist über dem Herd das rußgeschwartzte Innere des Kamins zu erkennen (Foto: W. Kratt – © Generallandesarchiv Karlsruhe 498–1 Nr. 4792)

scheint mir aber wahrscheinlich. Nach den Zerstörungen für den Straßenbau führte eine schmale Treppe mit Geländer zunächst elf Stufen nach unten und eine zweite in der nächsten großen Öffnung wieder neun Stufen hinauf⁵¹ zu dem Eingang in Raum 3. Die in den Ansichten meist etwas unförmige Öffnung dürfte bereits stark verwittert gewesen sein. Nach Bergmanns Gesamtansicht (Abb. 2) bestand damals noch ein ebener, wenn

natürliche Kluft von diesem abgesetzt. In dieser Wand befand sich jedoch eine kleine Öffnung (Abb. 8 und Abb. 4,t), die den Herd über eine im Viertelkreis geführte Verbindung mit dem hinteren Ende des Raumes verband. Damit konnte vermutlich die warme Luft der Feuerstelle auch direkt in den hinteren Teil des Raumes gelangen. Eine ganz ähnliche Konstruktion lässt sich übrigens nach dem Grundriss auch für die Feuerstelle in der westlichen Abteilung (Abb. 3,b) erschließen.

Der in den Felsen ziehende Teil des Raumes war laut Haager mit einem Kreuzgewölbe versehen. An drei Seiten waren steinerne Sitzbänke (Abb. 4,i) stehen gelassen worden. Von hier gingen zwei kleine Fensteröffnungen in den südöstlich angrenzenden Raum ab. Einen Einblick in den östlichen Teil des Raumes bietet eine Postkarte der 1930er Jahre (Abb. 9). Am hinteren Ende dieses Raumes war eine Nische eingehauen (Abb. 4,n), nach Haager sogar zwei.⁵⁶

Eine weitere befand sich an der nordwestlichen Seitenwand neben dem Herd (Abb. 8 und 4,n). Von Bayer hielt sie für Wandschränke, »[...] deren früherer Verschluß sich noch an Falz und Dübellöchern erkennen lässt.«⁵⁷ Ein Grat oberhalb der Mitte dieser Nische könnte als Auflage eines Regalbrettes gedient haben, was aber anhand der Abbildungen nicht mehr zu entscheiden ist. Noch in den 1830er Jahren waren in einigen Löchern in den Wänden der Heidenhöhlen Holzreste zu erkennen, die von den Befestigungen von Wandregalen der letzten Bewohner stammen dürften.⁵⁸ Die zwei Fenster zum See hin wiesen noch Fälze für Fensterrahmen auf. Auf dem Plan ist neben dem ausgebrochenen Eingang jedoch nur ein Fenster eingezeichnet. Die zweite, schräg nach Süden weisende kleine Fensteröffnung fehlt, ist jedoch auf einer Innenansicht Bergmanns wie auch auf Innen- und Außenansichten von vor 1960 (Abb. 10) belegt. Der Ausgang nach Süden wies ebenfalls Türfälze auf. Er führte zunächst eine Stufe nach oben ins Freie auf eine bereits 1848 nur noch »schmale Platte«,⁵⁹ da hier offensichtlich Teile des Felsens abgebrochen waren. Der Übergang nach links zu **Raum 2** musste mit Brettern überbrückt und mit einem Geländer gesichert werden (Abb. 10). Raum 2, »[...] mit noch Ueberresten eines Kreuzgewölbes bedeckt [...]«,⁶⁰ besaß links eine breite Steinbank (Abb. 4,l), eine schmalere ist im Grundriss rechts eingezeichnet. Über dieser ist eine Skulptur aus dem Sandstein herausgearbeitet, die Karner als »Fratzenkopf« bezeichnet und im Foto abgebildet hat.⁶¹ Auf einem der Fotos von Wilhelm Kratt, dessen Fotodokumentation badischer Baudenkmäler sich heute im Generallandesarchiv in Karlsruhe befindet, ist die Skulptur deutlich zu erkennen und kann meines Erachtens als Löwenkopf angesprochen werden (Abb. 11). Das Ende des Raumes führte zu einem schmalen Gang (Abb. 4,m), nach rechts setzte sich der Raum jedoch ebenfalls fort. Sein südöstliches Ende, »[...] wo man unmittelbar in die Kapelle hinuntersieht, ist an beiden Wänden sowie an den Kreuzstöcken mit einem Falze versehen. Die Vertiefung der Thürangeln sind noch deutlich vorhanden.«⁶²



Abb. 9: Innenansicht der östlichen Wand von Raum 3 mit dem Ausgang in Richtung Raum 2. Links im Bild fällt der Blick auf den hinteren Teil des Raumes mit einer Steinbank und zwei Gucklöchern zum Raum 2. Postkarte, gelaufen 1936 (Archiv des Höhlenkatasters Hessen, Gerhard Stein, Mainz)

Die »Kapelle« oder das »Kirchle« waren die volkstümlichen Bezeichnungen⁶³ für den angrenzenden, tiefer gelegenen **Raum 1**. Die Verbindung dorthin erfolgte über den erwähnten zweiten Ausgang (m), der durch eine Kluft von den vorderen Höhlenteilen getrennt war und wieder Fälze für eine Tür aufwies. Von hier ging nach links ein Gang (h) mit einer schmalen Treppe mit sieben Stufen ab.⁶⁴ Er führte hinunter zu einem kleinen Vorraum. Von diesem zweigte links ein lediglich 46 cm breiter und 70 cm hoher⁶⁵ Schlauch (q) ab, der in einer leichten Biegung an der südöstlichen Seite des Felsens ins Freie führte (Abb. 4, rechts). Rechts dagegen gelangte man durch ein »niedliches Pfortchen« in den westlichen Teil des »Kirchle«.⁶⁶ Es war in einen nordwestlichen Teil mit fast quadratischem Grundriss und einen südöstlichen gleicher Länge unterteilt, der allerdings etwas breiter war. In dem quadratischen Raum ging ein kurzes Gangstück ab, das abrupt an der Außenseite der Felswand endete (Abb. 10, die hohe rechteckige Öffnung rechts oben) und den Blick auf den See freigab. Man gewinnt den Eindruck, als ob hier noch weitere Räume bestanden hätten, die schon vor dem 19. Jahrhundert abgebrochen worden sind. Von hier konnte man auch in den westlich anschließenden, 5 Fuß höher liegenden⁶⁷ Raum 2 hinaufsehen (Abb. 12). Die Decke hier im westlichen Teil von Raum 1 war als Tonnengewölbe ausgebildet.⁶⁸ Der breitere östliche Nachbarraum trug in 1,8 m Höhe ein umlaufendes Kämpferprofil (Abb. 5,4–5 und Abb. 12), von dessen verbreiterten Ecken ein Spitzbogengewölbe ausging. Die Grate dieses Gewölbes verliefen sich aber nach der ersten Beschreibung von 1846 schon vor dem Zusammentreffen in der Mitte der Decke wieder (Abb. 5,2–3 und Abb. 3 oben rechts). Dieser Raum ist durch zwei Querschnitte,



Abb. 10: Undatierte Außenansicht der Goldbacher Heidenhöhlen aus der Fotosammlung Wolf, wohl 2. Hälfte 19. Jahrhundert. Zugangstreppe und Verbindungswege sind schon von einem Geländer gesichert. Die später vorbeiführende Telefonleitung und der Stützpfeiler bei den unteren Höhlen existieren auf der Aufnahme noch nicht. Das Bild ist eines der wenigen, bei denen auch die unteren Höhlen gut sichtbar und nicht hinter Gestrüpp verborgen sind (Stadtarchiv Konstanz Z I Sammlung Wolf H 102/2513a)

sowie einem größermaßstäblichen Grundriss bei weitem am besten dokumentiert.⁶⁹ Er ist in den Außenansichten deutlich an den drei Fenstern und an dem auch außen angebrachten Kämpferprofil zu erkennen (Abb. 10). Einen guten Eindruck vom Innenraum gewinnt man zusätzlich durch eine Innenaufnahme von Wilhelm Kratt (Abb. 12). Die östliche Wand dieses Raums fehlte nach den Grundrisszeichnungen bereits 1846. Sie war später mit einem Geländer oder Gitter verschlossen.

Nur 3,3 m hinter dem Raum mündete auch der bereits erwähnte schmale Schlauch ins Freie. Dort setzte sich dann die Felswand in der üblichen Klufrichtung nach Südosten fort. Dieses südöstliche Ende der Anlage wurde äußerst selten dargestellt. Eine Postkarte zeigt den Zustand noch Anfang des 20. Jahrhunderts (Abb. 13). Auf der Gesamtansicht



Abb. 11: Von dem höher gelegenen Raum 2 konnte man in die »Kapelle« hinunterblicken. Rechts im Bild die sog. »Fratze«, vermutlich ein Löwenkopf, der aus dem Ansatz der Decke herausgearbeitet ist (Foto: W. Kratt – © Generallandesarchiv Karlsruhe 498–1 Nr. 4791)



Abb. 12: Innenansicht der »Kapelle« mit Blick nach Westen (Foto: W. Kratt – © Generallandesarchiv Karlsruhe 498–1 Nr. 4790)



Abb. 13: Eine der äußerst seltenen Ansichten, die die Heidenhöhlen von der Ostseite her zeigen. Die Ostwand der »Kapelle« ist offen und nur durch ein Geländer gesichert. Postkarte, gelaufen 1915 (Privatbesitz R. Keller)

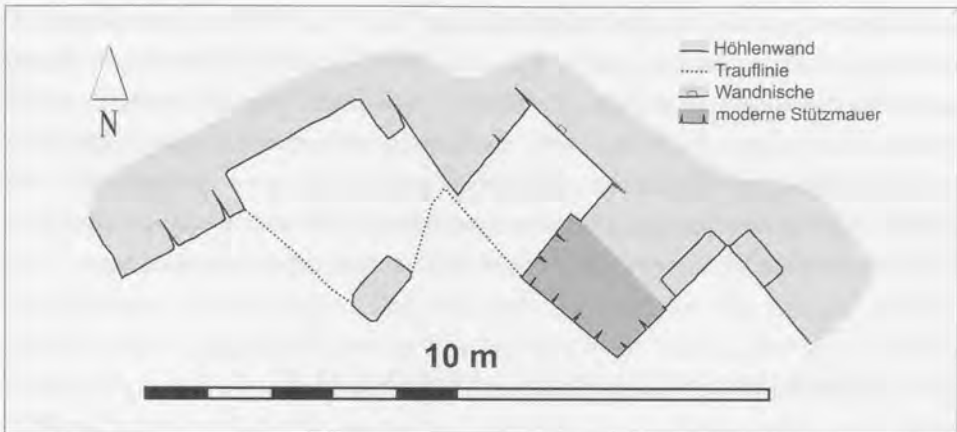


Abb. 14: Maßstäbliche Grundrisssskizze der Felsenräume unterhalb der ehemaligen Heidenhöhlen (R. Keller)

von 1846 scheint diese Wand noch weitgehend intakt mit einem rundbogigen Türrudergang darin (Abb. 5,1).⁷⁰

Unterhalb von Raum 3 gibt es noch heute zwei halboffene Räume, die von einem Felspfeiler gestützt werden (Abb. 14). Ein breiter gemauerter Pfeiler ist wohl erst im 20. Jahrhundert zur Abstützung der oberen Teile angefügt worden, er ist auf einem undatierten Foto aus der Fotosammlung Wolf (Abb. 10) noch nicht vorhanden. Unter Raum 1 liegt schließlich ein noch heute benutzter Lagerkeller, der schon 1882 auf einem Holzstich dargestellt ist.⁷¹

Anhaltspunkte zur Datierung der Anlage bietet vor allem die Ausformung der architektonisch betonten Raumüberwölbungen von Raum 1, 4 und 5: »In allen Fällen handelt es sich um Kreuzgratgewölbeimitate, deren teils spitz- (Raum 1), teils rundbogige Ausführung (Raum 5) tendenziell in die Spätromanik, d. h. in das späte 12. / frühere 13. Jahrhundert verweisen. Einen entsprechenden Zeitansatz legen auch die Rundbogenfenster bzw. das Fehlen von spitzbogig geformten Öffnungen nahe, wengleich hier die Datierungsspanne deutlich offener ist. Besonders wichtig erscheinen das verkröpft ausgeführte, umlaufende Kämpferprofil mit ausgeprägtem Karnies und die gratigen Eckkonsolen. Besonders das Profil von Raum 4 und 5 erinnert an die Kämpferprofile der Toröffnungen früher Regensburger Steinhäuser aus der Zeit um 1200. Allerdings finden sich ähnliche Karniesprofile auch schon deutlich früher (10.–12. Jh.). Umlaufende Kämpferprofile (allerdings wesentlich aufwändiger gestaltet) finden sich beispielsweise in der Walterichskapelle in Murrhardt aus der Zeit um 1225/30. Die Kombination von umlaufendem, verkröpftem Kämpferprofil und darunter liegender Konsole erinnert an die Situation der Seitenschiffgewölbe von St. Stefan in Breisach 1220/30, bei denen sich unter dem Kämpferprofil der Langhauspfeiler jedoch Würfelkapitelle vorfinden, die von Säulenvorlagen getragen werden.«⁷²

Mehrfach wird ein Kalkverputz beschrieben, mit dem zumindest ein Teil der Räume überzogen gewesen sein soll. Unter diesem Verputz soll sich in einem der Räume

die eingehauene Jahreszahl 1675 befunden haben.⁷³ An einigen Stellen der östlichen Heidenhöhlen, z. B. in Raum 5, sind bis heute Reste des Überzugs mit deutlichen Wischspuren an der Oberfläche erhalten. Daher muss zumindest dieser Teil künstlich aufgestrichen worden sein. An Funden wird ein »Kieselstein« genannt, aus dem Gott Vater mit der Weltkugel in der Hand herausgearbeitet gewesen sei, sowie das Fragment eines angeblich römischen Ziegels.⁷⁴ Diese etwas ominösen Funde sind verschollen und nicht mehr überprüfbar, können also kaum etwas zur Datierung der Anlage beitragen.

DIE HEIDENHÖHLEN ALS ARMENHAUS

Schriftliche Überlieferungen zur Entstehung, der ursprünglichen oder wenigstens der mittelalterlichen Nutzung der Heidenhöhlen sind bisher nicht bekannt. Schriftquellen setzen erst im 17. und 18. Jahrhundert ein. In den Überlinger Ratsprotokollen ist öfters von einem Armenhaus die Rede, das »Hillele«, »Hilelin«, »Hülleli« oder ähnlich genannt wurde. Es lag *bey Goldbach* oder *under Goldbach* und jedenfalls westlich des Goldbachs, da 1711 der Todesfall des Michael Häberli dem Oberamt der Landgrafschaft Nellenburg angezeigt werden musste, deren Grenze vom Bach gebildet wurde.⁷⁵ In den Protokollen wird gelegentlich zwischen einem oberen und unteren Hillele unterschieden. Ziemlich sicher ist dieses Hillele daher mit den östlichen Heidenhöhlen identisch. Den verschiedenen Erwähnungen in den Ratsprotokollen ist zu entnehmen, dass an die Felsenräume ein Häuschen mit Dach angebaut war.⁷⁶ Und tatsächlich ist dieses Gebäude auf einer Karte des Überlinger Gerichtsbezirks von Johann Morell aus dem Jahr 1664, die im Überlinger Stadtmuseum ausgestellt ist, abgebildet. Die Bewohner waren arme Leute, darunter ein blinder Schneider und ein alter Schmied, die gelegentlich darum stritten, wer im eigentlichen Armenhaus wohnen durfte und wer in die Höhlen ziehen musste. Im Jahr 1699 wollte aber auch ein Eremit in das Haus einziehen.⁷⁷ Allerdings wurde laut Ratsprotokoll vom 28. Januar 1700 der Frater Joseph Wisenegger [...] aus vorgekommenen trüftigen Motiven, sonderheitlichen aber, daß mann nihmalen gemeint gewesen, bey führwehrender Beschaffenheit, einiger Eremiten alldahin aufzunehmen, hiemit widerholtermäßig hiervor auch geschehen, abgewiesen.⁷⁸ Im Hillele, das heißt wohl einem Teil davon, hatten also wiederholt Eremiten gewohnt, was der Rat angesichts des Zustandes aber nicht mehr gestatten wollte. 1726 melden die Ratsprotokolle schließlich: *Weil das sogenannte Hilele under Goldbach keine Eremitage mehr ist, als könne man das Creuz aldorten wohl abgehen lassen.*⁷⁹

Wiederholt beschloss der Stadtrat, die Höhlen zuzumauern,⁸⁰ doch sind bis 1770 immer wieder Bewohner des Hillele belegt. Erst dann wurde das Goldbacher Armenhaus abgerissen.

Für die Heidenhöhlen, die mit dem Hillele zumindest teilweise identisch sein dürfen, ist also zumindest im 17. Jahrhundert eine Nutzung als Einsiedelei zu erschließen, vielleicht damals auch schon als Armenunterkunft. Bei systematischer Suche oder durch

Zufall könnten in den chronologisch aufgezeichneten handschriftlichen Protokollbänden durchaus noch weitere Schriftquellen zum Vorschein kommen, zumal wenn man nicht nur auf den Namen »Heidenhöhlen« achtet, sondern auch alternative Benennungen wie eben »Hille« in Erwägung zieht.

Vergleicht man die erhaltenen Abbildungen und den heutigen Zustand mit dem Grundriss von 1846, so lassen sich die jüngeren Zerstörungsphasen recht gut rekonstruieren (Abb. 4). Vermutlich waren Teile der ursprünglichen Anlage bereits Mitte des 19. Jahrhunderts verschwunden. Dem Straßenbau wurde dann 1846 zwar die gesamte westliche Abteilung geopfert, von der östlichen jedoch nur Raum 4, obwohl der Sockel, auf dem er stand, bis heute vorhanden ist. Wie schon Hofmann richtig erkannte,⁸¹ ist die häufig vorgetragene Behauptung, weitere Teile seien dem Bahnbau um 1895 zum Opfer gefallen, nicht richtig. Die Bahn wurde seeseits der Straße angelegt, und es lässt sich zwischen den Ansichten vor und nach dem Bahnbau kein Unterschied im Bestand der Höhlen feststellen. Tatsächlich gingen 1960 also nicht letzte Reste der Heidenhöhlen verloren, sondern der größte Teil der ansonsten noch weitgehend intakten östlichen Abteilung. Der Blick von der Straße hinauf zum Heidenlöcherfels zeigt, dass bis heute Reste vorhanden sind. Raum 5 ist noch erhalten, auch der davor liegende Sockel von Raum 4 weist noch den Zustand nach dem Straßenbau 1846 auf. Von Raum 3 ist immer noch der Bereich hinter der Kluft, also der viertelkreisförmige Verbindungsgang in den hinteren Bereich, sowie die westliche Hälfte des hinteren Raumteils zu sehen. Wieviel im Umfeld der Räume 1 und 2 noch vorhanden ist, kann man von unten nicht erkennen. Vermutlich bildet aber die ehemalige Kluft hinter Raum 1 die heutige Felswand. Dann müssten der Treppengang (Abb. 4,h) und der schmale hintere Gang (Abb. 4,q) heute noch im Felsen erhalten sein.

DIE KATHARINENKAPELLE BEI DER SÜSSENMÜHLE

Die Felskapelle am Seeufer am Fuß des Katharinenfelsens teilte das Schicksal der westlichen Heidenhöhlen und wurde 1846 für den Bau der Bodensee-Uferstraße zerstört.⁸² Doch schon damals scheint sie nur noch ein Rest der ursprünglichen Kapelle gewesen zu sein, die nach Rommel »[...] im 18. Jahrhundert durch Felseinsturz ruiniert worden [war]«. ⁸³ Von 1735 bis zum Straßenbau sind immer wieder Überlegungen zur Sprengung gefährlicher Felsen aktenkundig.⁸⁴ Schwab bezeichnete die Felskapelle noch 1840 als »[...] in den Felsen eingehauene Reste einer Einsiedelei, mit uralten Bildern im byzantinischen Styl. Der Rauchfang und die in Stein gehauene Schlafstätte des Einsiedlers sind noch sichtbar.«⁸⁵ 1851 wird berichtet, dass »Kapelle und Einsiedelei [...] durch Sprengen der Felsen theilweise zerstört worden« seien.⁸⁶ Wo die Einsiedelei lag, wird aus den Beschreibungen nicht klar. Die erhaltenen Abbildungen zeigen zwei Eingänge,

einen davon mit Treppe, direkt westlich neben der relativ offenen Kapelle.⁸⁷ Möglicherweise lagen hier die Wohnräume.

Die heutige Felsnische dieses Namens ist kein Rest der alten Hohlräume, sondern wurde zum Andenken an die Kapelle neu geschaffen und am 25. Mai 1858 eingeweiht.⁸⁸ Die ursprüngliche Kapelle soll 1353 von Eberhard von Frickenweiler gestiftet worden sein. Diese Angabe aus der Chronik des Johann Kutzle in der Leopold-Sophien-Bibliothek Überlingen wurde von F. X. Ullersberger in die Literatur eingeführt.⁸⁹ Allerdings gibt es eine Urkunde über eine testamentarische Stiftung Eberhards von Frickenweiler in eben diesem Jahr an den Katharinenaltar im Überlinger Münster.⁹⁰ Es kann sich dabei also auch um eine Verwechslung handeln. Die Reutlingersche Chronik berichtet zum Jahr 1572 von einem Felssturz »bei St. Catharina«.⁹¹ Auf einer Grenzkarte von 1617 ist der Eingang zur Kapelle mit zwei Nischen oder Fensteröffnungen abgebildet.⁹²

DIE FIDELISHÖHLE

Westlich angrenzend an die Katharinenkapelle liegt das Gewann »Stollen« als westlichster Zipfel der Überlinger Gemarkung – nicht zu verwechseln mit dem sogenannten »Goldbacher Stollen«, den unterirdischen Produktionshallen aus dem Zweiten Weltkrieg beim Überlinger Westbahnhof. Am »Stollen« bei der Süßenmühle ragt die Felswand 80 m hoch auf. Dort, wo der fast senkrechte obere Bereich des Felsens beginnt, liegt die Fidelishöhle. Mit einer Breite von 3,65 m und einer Tiefe von 3,6 m ist sie relativ klein, jedoch zweifellos ebenfalls künstlich angelegt. Im Jahr 1937 wurde der Vorplatz der Höhle archäologisch untersucht. Dabei wurden drei Pfostenlöcher vor der Höhle, in einer nicht ganz parallel zur Felswand verlaufenden Reihe festgestellt (Abb. 15). Sie könnten von einem Vordach oder sogar einem Vorbau der Höhle stammen. Direkt unter dem Höhleneingang fand sich dazu noch eine Grube, deren Zweck jedoch unklar bleibt.⁹³ Ihren Namen hat die Fidelishöhle von einer Sage, nach der sich ein Räuber, der »kleine Fidele«, darin versteckt haben soll.⁹⁴

In den Felsen am »Stollen« finden sich an verschiedenen Stellen Bearbeitungsspuren, meist in Form von quadratischen Ni-

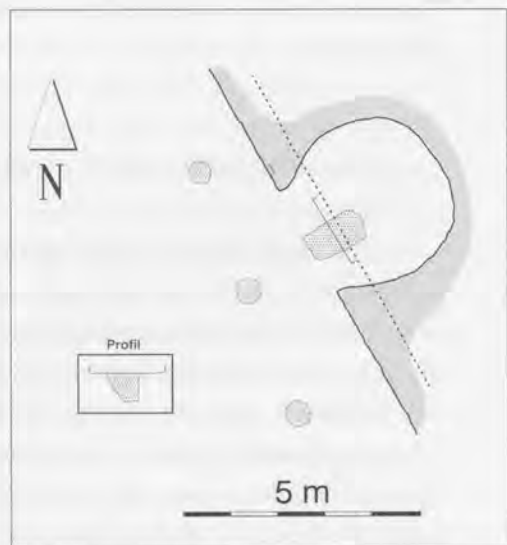


Abb. 15: Plan der Fidelishöhle mit den bei der Grabung Dürr angetroffenen Pfostenlöchern und der Grube im Eingangsbereich. Südwestlich der Pfostenlöcher fällt der Felsen steil zum See hin ab (Ortsakten Regierungsprärs. Tübingen, Archäologische Denkmalpflege, Umzeichnung R. Keller)

schen mit einer Breite von etwa 30 cm, die einst Balkenenden aufgenommen haben dürften, ferner eine 6 m lange Mauer aus Kieselsteinen.⁹⁵ Ein Schacht, der wie ein Brunnen in den baumbestandenen Felsabsatz eingetieft ist, soll mit einem Durchmesser von etwa 1,5 m⁹⁶ zumindest 15 m tief gewesen sein.⁹⁷ Am Fuß des Felsens sind weitere mehr oder weniger offene Felsenräume zu erwähnen. Wozu die Anlagen an dieser Stelle gedient haben, ist unklar. Vermutlich wurde auf den Felsabsätzen wie überall in der Umgebung ehemals Wein angebaut,⁹⁸ so dass es sich teilweise um Weinbergunterstände gehandelt haben könnte. Sie könnten auch im Zusammenhang stehen mit einem Gebäude, das bis 1818 hier am Seeufer gestanden hat.⁹⁹ Die erwähnte Grenzkarte von 1617 zeigt hier zwar dieses Haus und die Katharinenkapelle am See, aber nichts, was auf Hohlräume oder Gebäude weiter hinten am Stollen hindeuten würde – ebenso die Morellsche Karte von 1664 im Überlinger Stadtmuseum.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang noch eine Felsenkammer östlich des Katharinenfelsens, dort, wo die Ortsumgehung Überlingen bei Brunnensbach von der Uferstraße abzweigt. Der flach gewölbte, heute mehrere Meter über der Straße liegende und daher schwer zugängliche Keller mit 1,80 m breitem Zugangsportal, Fenster und Luftschacht über der Tür dürfte vom Hof der Familie Beurer stammen, der einst an dieser Stelle stand. Auf der Gemarkungsübersicht von 1882 ist hinter dem Haupthaus ein kleines Gebäude zu sehen, das vielleicht dem Kellereingang vorgesetzt war.¹⁰⁰ Offensichtlich war der etwa 5,10 x 5,80 m große Keller damals noch besser zugänglich. Vielleicht hat sich das Gelände in der Zwischenzeit durch den Straßenbau verändert.

KÜNSTLICHE HÖHLEN IM ÜBERLINGER STADTGARTEN

Im Stadtgarten vor dem östlichen Stadtgraben von Überlingen erhebt sich etwa parallel zum Seeufer in west-östlicher Richtung eine Sandsteinwand, in der einige Kellerräume parallel zur Felswand ausgehauen sind. Hier sind schon auf dem Stadtplan von 1634 sieben Öffnungen eingetragen und als *Hajden Löcher in die Felsen eingehauen* bezeichnet.¹⁰¹ Ohne Bezeichnung finden sie sich auch auf dem bekannten Merian-Stich Überlingens von 1643.¹⁰² Die Darstellungen stimmen jedoch weder miteinander noch mit den heutigen Eingängen überein. Noch in den 1830er Jahren waren diese Höhlen unter dem Namen »Heidenhöhlen« bekannt und wurden den Kurgästen als Sehenswürdigkeiten auf dem Spazierweg westlich der Stadt empfohlen.¹⁰³ Aus dieser Zeit ist auch eine vergleichsweise ausführliche Beschreibung der Innenräume überliefert.¹⁰⁴

DIE HEIDENLÖCHER AM HEIDENBÜHL BEI ZIZENHAUSEN

Neben den Heidenhöhlen bei Goldbach sind sehr früh auch die Heidenlöcher bei Zizenhausen bekannt geworden. Sie liegen bereits auf Hindelwanger Gemarkung in der steilen, 40 m hohen Molassewand des Heidenbühls, die sich westlich des Zizenhauser Ortsteils Bleiche über den Ort erhebt. Ihre erste Erwähnung in der gedruckten Literatur findet sich 1791 im Geographisch-Statistischen Lexikon von Schwaben von Philipp Ludwig Hermann Röder. Unter dem Stichwort »Heidenbühl« heißt es dort: »Hier sind viele in Sandfelsen eingehauene Wohnungen, auch hat man kürzlich Münzen und Pfeiler [!] hier gefunden.«¹⁰⁵ Im zweiten Band findet man unter Zizenhausen weitere Angaben: »Der Heidenbühl ist eine hohe Sandfelsenmasse, in welche Wohnungen eingehauen sind, worin man schon einige Münzen aus dem Zeitalter der Antonine fand.«¹⁰⁶ Der Name »Heidenlöcher« war jedoch schon vorher geläufig, wie ein in den Felsen eingemeißeltes Gedicht aus dem Jahr 1786 zeigt.¹⁰⁷ Die Heidenlöcher von Zizenhausen wurden zwar danach immer wieder in der Literatur genannt,¹⁰⁸ doch erst Haager widmete sich ihnen ausführlicher und nahm auch mündliche Überlieferungen auf.¹⁰⁹ Einen Plan veröffent-

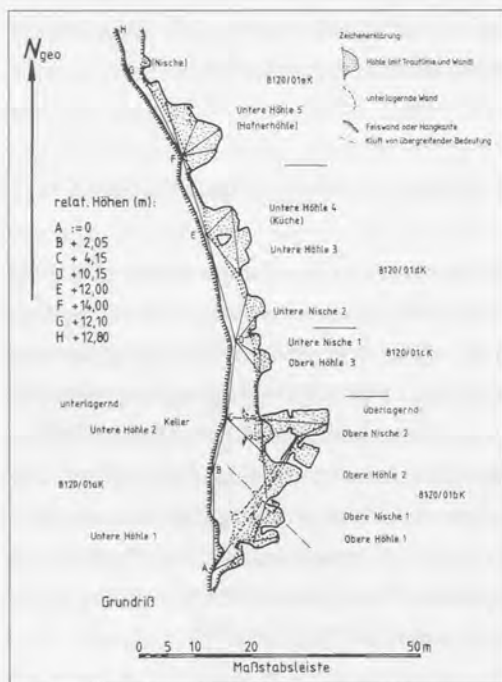


Abb. 16: Zizenhausen, Heidenlöcher: Gesamtplan der Felswand und Hohlräume an der steilen Felswand des Heidenbühls (J. Eckenfels/Th. Striebel, Vorlage nach STRIEBEL, Thomas: Die Heidenhöhlen bei Zizenhausen. Künstliche Höhlen unbekanntes Ursprungs, in: Der Erdstall 27 (2001) S. 29, Abb. 1, Anordnung verändert)



Abb. 17: Die Felswand von Süden mit der Mündung des »Ganges« (Untere Höhle 1) rechts im Vordergrund. Links hinten sieht man den Eingang in die Untere Höhle 3 (Foto: R. Keller)

lichte erstmals Karner,¹¹⁰ auf den sich wiederum Keller-Tarnuzzer¹¹¹ stützen konnte. Ein ausführlicher Artikel von Hans Wagner zu den Zizenhauser Heidenlöchern erschien 1962 in der Zeitschrift »Hegau«. Seit den 1980er Jahren liegen Pläne von genauen Vermessungen der Höhlenforschungsgruppe Blaustein vor, denen detaillierte Beschreibungen der einzelnen Höhlen beigegeben sind (Abb. 16).¹¹² Die dort eingeführten Bezeichnungen werden im Folgenden verwendet, zusammen mit den volkstümlichen Benennungen nach Haager. Die Heidenlöcher sind heute durch einen Fußpfad von einem nahe gelegenen Parkplatz aus leicht zu erreichen. Der Weg führt an die Felswand, und an dieser entlang gehend nähert man sich von Süden den Höhlen (Abb. 17).

Als erstes erreicht man eine südliche Höhlengruppe mit der **Unteren Höhle 1**. Diese zeigt sich außen als große Nische, von der aus ein 17 m langer schmaler Gang in nordöstlicher Richtung schräg und leicht ansteigend in den Felsen hinein führt. Zwei Durchgänge in der Ostwand des Ganges führen zu je einer quadratischen Seitenkammer. Die nördliche der beiden war einstmals »[...] tief ausgegraben, wurde aber vor mehreren Jahren, weil ein Kind hineingefallen, in der Weise ausgefüllt, daß nur noch 6 Fuß und einige Zoll unter der Gangfläche freigeblieben sind.«¹¹³ Diese Aussage von 1876 ist wohl so zu verstehen, dass ein Teil des Raumes damals immer noch 1,80 m tiefer lag als der Gang. Mit der Zeit wurde der Rest dieses Schachtes weiter aufgefüllt, denn 25 Jahre später war die »kreisrunde Vertiefung« noch 1 m tief¹¹⁴ und ist heute völlig verschwunden. Der Gang mündet schließlich in die hintere Kammer der **Unteren Höhle 2**, in deren Wand die Jahreszahl 1794 eingeritzt ist.¹¹⁵ Der rechteckige Raum von 6 x 4 m und einer Höhe von 2 m ist in den Ecken nicht ganz bis zum sonstigen Bodenniveau abgetieft worden, so dass die Zwickel in den Ecken als niedrige dreieckige Stufen stehen geblieben sind. Haager deutete sie als »Faßlager«, doch ziehen sich solche normalerweise als durchgehende niedrige Felsstufen an beiden Längsseiten eines Bierkellers entlang. Ein 2 m breiter Durchgang führt in einen nahezu gleich großen vorderen Raum, der zur Außenseite hin offen liegt. In diesem Raum soll angeblich »früher gewirthschaftet« worden sein, während der hintere Teil im Volksmund als »Keller« bezeichnet wurde.¹¹⁶ Am oberen und unteren Ende des Ganges finden sich Rillen für Türrahmen.

Oberhalb dieses Gangsystems befinden sich vier weitere Objekte, von denen jedoch nur die südliche **Obere Höhle 1** wirklich den Charakter eines Raumes aufweist. Die nach Norden hin folgenden Obere Nische 1, Obere Höhle 2 und Obere Nische 2 sind eher als mehr oder weniger tiefe Felsüberhänge mit Tiefen von 2 bis 5 m ausgebildet. Es ist jedoch nicht auszuschließen, dass es sich dabei zum Teil um Reste stark verwitterter Räume handelt.

Der Wanderpfad setzt sich vom »Keller« aus als Treppe fort (Abb. 17). Am oberen Ende derselben gelangt man zuerst zur **Unteren Nische 2** (Abb. 16). Einem Balkenloch an der Nordseite fehlt das Gegenstück, das vielleicht mit einem Teil der Höhlenwand abgegangen ist. Wenige Meter links davon beginnt die **Untere Höhle 3**. Diese ist nach Südwesten auf ihrer ganzen Breite offen. Mit der nördlich anschließenden **Unteren Höhle 4**,

der sogenannten »Küche« verbindet sie ein raumhoher, 1 bis 1,5 m breiter Durchgang. Im oberen Teil dieses Durchgangs sind noch auf beiden Seiten die senkrechten Aussparungen für einen Türrahmen zu sehen. Die »Küche« wies 1876 Rauch- und Rußspuren auf. 15 m nördlich davon liegt die letzte Höhle, die **Untere Höhle 5**. Laut Haager soll sie »[...] die Hafnerhöhle genannt werden und soll man dort noch Reste ungebrannter Geschirre gefunden haben.«¹¹⁷ Auch sie liegt nach Westen hin vollständig offen.

Bemerkenswert sind bei Zizenhausen die dort angeblich gemachten Funde von ungebrannten Tongefäßen, »Pfeiler« (Säulen oder Pfeilspitzen?) und römischen Münzen. Leider sind die Fundumstände völlig unbekannt und zudem alle Funde verschollen.¹¹⁸ Bei der unsicheren Überlieferung kann nicht einmal ausgeschlossen werden, dass die römischen Münzen etwa aus der Umgebung des Heidenbühl stammen und erst nachträglich mit den bekannten und auffälligen Heidenlöchern in Verbindung gebracht wurden. In einer Beschreibung der Landgrafschaft Nellenburg von 1794 heißt es, dass in einem Theile dieser Heidenlöcher ein Bauer namens Geng mit seiner Familie eine Wohnung aufgeschlagen und mit der Grabschaufel drei ineinandergende und von außen mit Thüren und Fenstern versehene Höhlen in den lockeren Felsen gegraben hat.¹¹⁹ Auf welchen Teil der Anlage sich diese Bemerkung bezieht, bleibt leider undeutlich. Die Erwähnung von Fenstern spricht eher für die nördlichen Höhlen. Weitere »Bewohner« waren österreichische Soldaten, die im Jahr 1799 hier vor der Schlacht bei Liptingen gelagert haben sollen.¹²⁰

Einen Datierungsansatz bieten Striebels Vergleiche mit spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Kellern, deren Decken oft nur flach gewölbt seien, ähnlich »abgerundeten Kastenprofilen«. ¹²¹ So erwägt er für den »Keller« (Untere Höhle 1–2) eine Entstehung bzw. Umarbeitung als Felsenkeller im 18. Jahrhundert. Dazu würde die Interpretation des runden Schachtes in der zweiten Seitenkammer der Unteren Höhle 1 passen, die nach Striebel an ein »Gesenk zur Entwässerung« in manchen Eiskellern erinnert.¹²² Für einen Lagerkeller erscheint der Platz in einer recht steilen Felswand allerdings nicht gerade als die richtige Wahl. Ziemlich unwahrscheinlich dürfte sie für die Lagerung von Fässern sein, die zumindest im heutigen Zustand nicht über die schmalen Fußwege herantransportiert werden können.

DIE HEIDENLÖCHER AM SPITALWEIHER BEI BAMBERGEN

Auf der Gemarkung Bambergen liegt ein nach Süden hin anscheinend künstlich durch einen Damm mit Fahrweg aufgestauter Weiher, der in den topographischen Karten »Spitalweiher«, in der Literatur aber auch »Heidenlocher Weiher« heißt.¹²³ Dieser Name ist ebenso wie das »Haidenloch« selbst bereits auf einer Karte von 1765 verzeichnet.¹²⁴ Während das kleine Tal nach Nordwesten relativ sanft zur Straße Überlingen-Lipertsreute hin ansteigt, erhebt sich nach Südosten eine steile Felswand direkt aus dem

Wasser. In der nördlichen Fortsetzung dieses Molassefelsens befanden sich zwei künstliche Höhlen, die dem Weiher und dem umliegenden Wald ihren Namen gegeben haben. Heute ist noch der Rest eines Hohlraumes zu erkennen, der durch einen Einsturz einen zweiten, seitlichen Zugang von Norden erhalten hat. Durch dort einrutschendes Material sind die Höhle und der wohl ursprüngliche Eingang stark verfüllt.¹²⁵ Glücklicherweise hat Haager 1876 noch eine ausführliche Beschreibung mit Maßen festgehalten. Danach war das Große Heidenloch 2,4 m breit, 2,1 m hoch und führte 3,6 m in den Felsen hinein. Am Ende der Höhle war eine Nische eingehauen. Das Kleine Heidenloch hatte eine Breite von 2,1 m, eine Höhe von 1,8 m und war lediglich 1,8 m lang. Beide waren von unregelmäßiger Gestalt und an den Eingängen waren noch Falze für Türrahmen zu erkennen, die zeigten, dass die Eingänge einst verschließbar gewesen waren. Sie waren 6 m voneinander entfernt. Welcher Eingang nördlich und welcher südlich lag, geht aus Haagers Beschreibung leider nicht hervor. Das Große Heidenloch soll danach 3 m über dem Wasserspiegel gelegen haben, das Kleine Heidenloch mit dagegen 3 m höher. Beide Höhlen waren durch einen Verbindungsgang von 60 cm Breite miteinander verbunden, der jedoch zu Haagers Zeiten bereits »größtenteils eingestürzt« war.¹²⁶ Noch im Jahr 1945 muss eine der Kammern so weit erhalten gewesen sein, dass sich bei Kriegsende ein desertierter Soldat aus Deisendorf dort verstecken konnte.¹²⁷

In einem Schreiben an das Landesdenkmalamt von 1954 wird eine 80jährige Frau aus Lippertsreute zitiert, die von ihren Eltern gehört hatte, es hätten sich früher auf der anderen Seite ebenfalls Höhlen befunden, die aber beim Straßenbau in den 1870er/80er Jahren verschüttet worden seien.¹²⁸ Hier ist allerdings noch ein Hinweis auf die Verlässlichkeit von Angaben aus der Erinnerung angebracht. Die Zeitzeugin berichtete, sie sei als Kind mit einer Kerze in die Heidenlöcher hinein, diese aber vor Ende der Höhle wegen Luftmangels ausgegangen. Sie schätzte die Länge des Ganges auf ca. 150 m, was im Vergleich mit den nahezu zeitgleichen Messungen Haagers nicht einmal annäherungsweise stimmen kann. Gerade bei Erinnerungen aus Kindheit und Jugend kann unbewusst aus einem nicht einmal 10 m langen Gang sehr leicht ein »viele hundert Meter langer Tunnel« werden.¹²⁹

Die damaligen Überlegungen zu einer Unterschutzstellung und Untersuchung der Anlage scheinen jedenfalls im Sande verlaufen zu sein.

DIE BERMATINGER HÖHLE

Im Jahr 1840 ließ der Ochsenwirt Hohenadel von Markdorf im Gewann »Nahenhard« bei Bermatingen einen Bierkeller in den Sandstein graben. Bei Anlage einer Seitenkammer (Abb. 18,J) brach plötzlich der Boden unter einem der Arbeiter ein. Es stellte sich heraus, dass man auf einen nicht mehr bekannten Hohlraum gestoßen war. Der an Archäologie interessierte Pfarrer Eitenbenz aus Bietingen bei Meßkirch, der sich zuvor

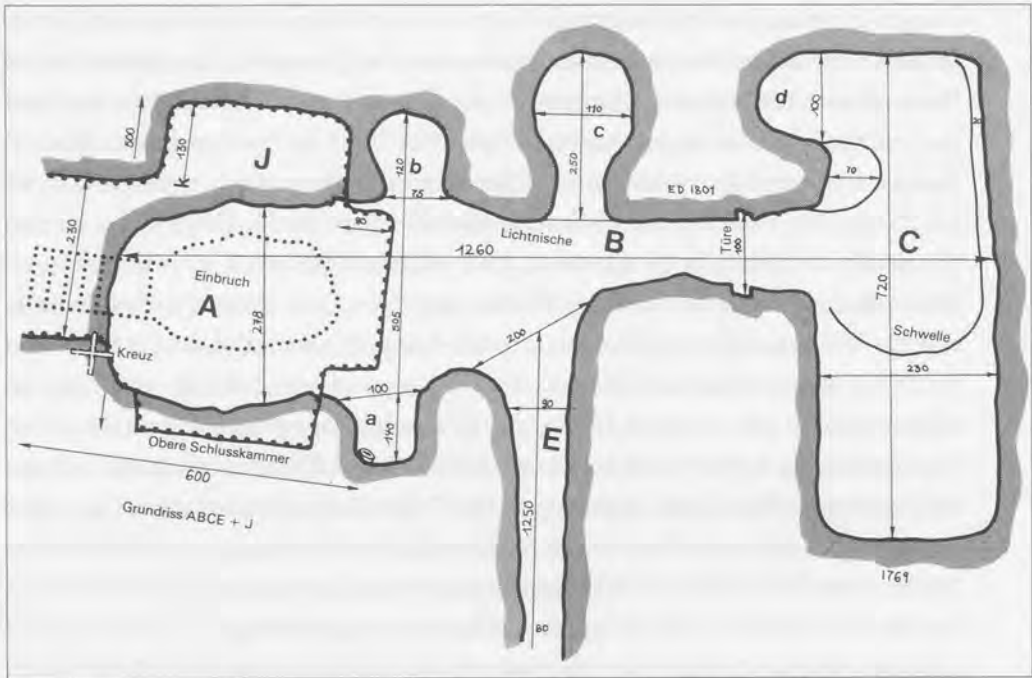


Abb. 18: Plan der Höhle von Bermatingen, aufgenommen von E. Kaiser. Der große kreuzförmige Raum J, der die künstliche Höhle im W überlagert, wurde von Kaiser der Anlage zugerechnet (auf dem Plan als »Obere Schlusskammer« bezeichnet). Er wurde jedoch ziemlich sicher 1840 als Nebenraum des Bierkellers angelegt (KAISER, Erich: Die Bermatinger Höhle. Ein Führer zum Verständnis dieses geheimnisvollen Ortes, Bermatingen 1981, S. 7.)

schon mit einer Veröffentlichung über den römischen Gutshof »Altstadt« bei Meßkirch einschlägig bekannt gemacht hatte, veranlasste eine Vermessung und publizierte eine Beschreibung der Höhle.¹³⁰

Sie hatte grob die Form eines Kreuzes mit einer Seitenkammer quer am Ende des östlichen Kreuzarmes. Der ursprüngliche Zugang, ein schmaler langer Gang (Abb. 18,E), war verschüttet. Durch ihn gelangte man von Südosten her an den Kreuzungspunkt der Anlage (Abb. 18,B). Links geht der etwa 2,2 x 6,9 m große rechteckige Raum ab,¹³¹ der zuerst entdeckt worden war (Abb. 18,A). An den Wänden sind verschiedene Vertiefungen, die vermutlich als Widerlager für eingeschobene Stangen dienten, da auf der Gegenseite mehrfach ähnliche Vertiefungen mit Einschubringen zu sehen sind. Geradeaus endet der Gang in einer 1,1 m breiten und nur 1 m hohen Kammer (Abb. 18,c), deren Zugang sich sogar auf nur 60 cm Höhe und Breite verengt. Rechts führt ein Gang an einem Falz für einen Türrahmen vorbei in einen zweiten Raum, den man durch die Längsseite betritt (Abb. 18,C). Diese sogenannte »Zweite Höhle« ist nur wenig größer als der erste Raum. Der Fußboden im südöstlichen Bereich des Raumes ist etwas erhöht, die Decke leicht spitzbogig oder dachförmig und am First entlang mit einer Flachhacke nachgezogen. In der nordwestlichen Ecke befindet sich eine große Nische, deren Rückwand verrußt ist (Abb. 18,d). Auch einige kleine Nischen in der Anlage werden schon von Eitenbenz als verrußt beschrieben und daher wohl als Ablage für Lampen gedient haben. In allen Höh-

lenteilen sind noch die Hiebe der Werkzeuge zu sehen, wobei in dem östlichen Raum die Verwendung einer Flachhacke mit 6 cm Schneidenbreite auffällt. Die Annahme von Kaiser, der kreuzförmige Raum (Abb. 18,J) über der »Ersten Höhle« (Raum A) gehöre ebenfalls zu der Anlage, widerspräche der Schilderung der Fundumstände durch Eitenbenz, wonach dieser Raum ausdrücklich als Seitenraum des Bierkellers angelegt wurde. In diesem Raum sei dann der Boden eingebrochen, wodurch ein Einstieg in die darunter liegende Höhle frei wurde.¹³²

Der ursprüngliche Eingang soll nach Angaben älterer Einwohner noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begehbar gewesen sein.¹³³ Diese Aussage wird durch Namenseinritzungen mit der Jahreszahl 1801 unterstützt. Die von Kaiser genannte Jahreszahl 1769 an der Südostwand von Raum C¹³⁴ ist von einer jüngeren Inschrift leicht beschädigt und nach eigener Beobachtung eher zu 1669 oder 1869 zu ergänzen. Bei Fundamentausschachtungen stieß man 1926 am nahe gelegenen Bachhang auf einen »Schlupf«, der aber nach wenigen Metern verschüttet gewesen sei. Der heutige Zugang wurde erst im 2. Weltkrieg vom Gang aus nach oben zur heutigen Straße angelegt.¹³⁵ Obwohl die Höhle also noch wenige Jahrzehnte vor der Entdeckung zugänglich gewesen ist, war sie den Erbauern des Bierkellers völlig unbekannt und auch Eitenbenz kam davon offensichtlich nichts mehr zur Kenntnis.

Eitenbenz erklärte die Bermatinger Höhle zu einer »Zufluchtsstätte verfolgter Christen zur geheimen Feier der Gebräuche und des Gottesdienstes ihrer Religion.«¹³⁶ Vielleicht kannte er die entsprechenden Sagen um die Goldbacher Höhlen, jedenfalls dachte er an die römischen Katakomben, die damals noch als geheime Versammlungsräume der Frühchristen galten. Heute weiß man, dass die Katakomben als öffentliche Friedhöfe dienten, die auch nicht nur von Christen genutzt wurden.¹³⁷ Der Interpretation von Eitenbenz kam auch ein in die Seitenwand der Ersten Höhle eingekratztes Kreuz entgegen (Abb. 19,1), das er wegen seiner gleicharmigen Form als »byzantinisches Kreuz« bezeichnete und in frühchristliche Zeit datierte. Links davon glaubte er, in einer Kritzelei den Namen »Christos« in griechischen Buchstaben zu erkennen. Rechts vom Kreuz und in der Zweiten Höhle fand er ein »Monogramm des Namens Jesus« aus dem griechischen ersten Buchstaben Iota (I), der in den zweiten, Eta (H), hineingesetzt sei (Abb. 19,2).¹³⁸ Solche IH-Monogramme sind tatsächlich schon (aber nicht nur) im frühen Christentum als Symbol für den Namen Jesus wohlbekannt. Die Bermatinger »Inschriften« sind jedoch wesentlich komplexer und man muss schon willkürlich Linien ignorieren, um darin ein IH lesen zu können.

In dem verschlungenen angeblichen Christus-Namenszug lässt sich mit etwas gutem Willen auch lediglich χ (Chi) und ρ (Rho) herauslesen. Die restlichen Buchstaben sind nicht nachvollziehbar. Monogramme mit den Anfangsbuchstaben des Namens Christus waren zwar schon in der Antike häufig, meist jedoch in Form von ineinandergesetzten Großbuchstaben.¹³⁹ Im Bermatinger Fall würde es sich jedoch um eine Kursivschrift handeln, was schon ungewöhnlich und gerade in einer Felsinschrift gar nicht zu

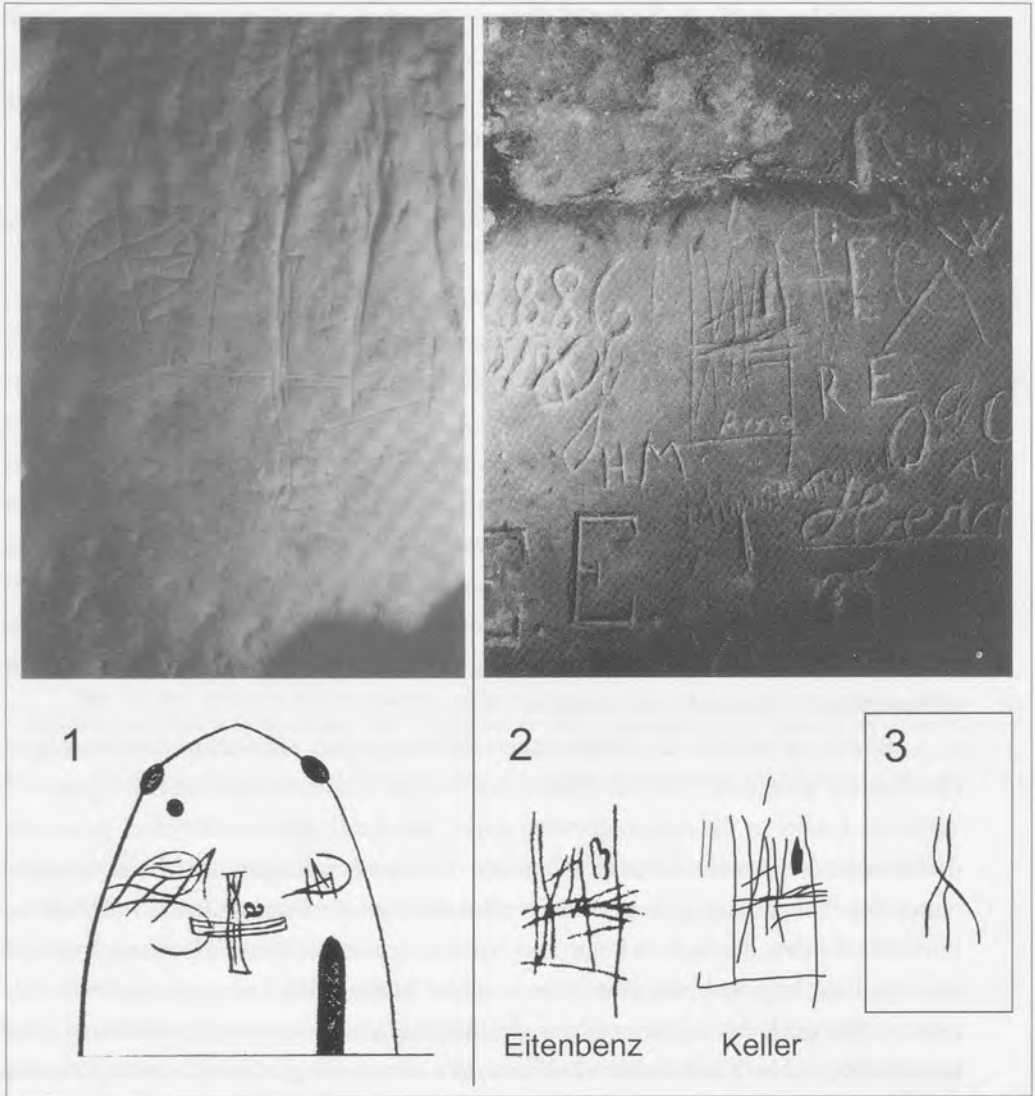


Abb. 19: Ritzungen in der Bermatinger Höhle mit Umzeichnungen aus der Publikation von Eitenbenz 1840: 1. Die von Eitenbenz als »Name Christi« in griechischen Buchstaben gedeutete Ritzung in Raum A; 2. Das »Monogramm Christi« (IH) in Raum C; 3. Weitere Ritzung in Raum C, von Eitenbenz als Monogramm IX interpretiert (Fotos aus: KAISER, Erich: Die Bermatinger Höhle, Bermatingen 1981, Titelblatt; Umzeichnungen aus: EITENBENZ, Joseph Anton: Die Höhlen zu Bermatingen, Engen 1842, Tab. II, a und Tab. III, c-d; ergänzt durch eine eigene Umzeichnung Nr. 2 rechts)

erwarten wäre.¹⁴⁰ Ein Beispiel für eine derart verschlungene Konstruktion ist mir bisher nicht begegnet. Der Namenszug »Christos« ist also nicht daraus zu erschließen, und eine Abkürzung nur durch die beiden Anfangsbuchstaben müsste die restlichen Striche und Bögen ignorieren.

Ein weiteres Zeichen in Raum C (Abb. 19, 3) deutete er als Monogramm aus I und X, allerdings reicht der senkrechte Strich nicht über die Kreuzung des X hinaus, wie das bei diesem Monogramm üblich wäre.¹⁴¹ Die meisten dieser Zeichen sind derart nachlässig in

den weichen Fels gekratzt, dass die absichtliche Zeichnung religiösen Symbols unwahrscheinlich ist. Ob diese Ritzungen eine Bedeutung haben, und wenn ja welche, bleibt damit erst einmal nicht zu klären. Eine christliche Deutung ist jedenfalls, abgesehen von dem Kreuz, nicht begründbar. Ebenso bemüht wirkt der Versuch, den niedrigen Raum in der Verlängerung des Eingangs (Abb. 18,c) als »Pastophorium« für geweihtes Brot und Messwein, oder den Nebenraum als Ort für frühchristliche Kultmahle zu interpretieren.

Im zweiten, östlichen Raum wurden bei der Entdeckung »[...] Scherben mit rother Lasur von gemeinem Thon, wie unsere Töpfer sie fertigen, aufgefunden. Ferner ein Oberbein von einem Huhn und einige Rinderknochen.«¹⁴² Die Funde sind verschollen. Im Besitz von Familie Meschenmoser befindet sich noch ein Fund aus der Höhle: eine Scherbe mit Henkelansatz, die mittelalterlich oder neuzeitlich sein dürfte.

Die Bermatinger Höhle hat trotz der ausführlichen Veröffentlichung relativ wenig überregionale Beachtung gefunden, vielleicht weil sie als Teil des Bierkellers nicht öffentlich zugänglich war.¹⁴³ Haager referierte im Wesentlichen die Ansichten von Eitenbenz, während Vikar Otto Deisler kaum einen stichhaltigen Beweis darin erblicken konnte¹⁴⁴ und Keller-Tarnuzzer sie als »lauter Phantastereien« abtat.¹⁴⁵ Neuere Forschungen von E. Kaiser wollen die Anlage mit vorgeschichtlichem Totenkult in Verbindung bringen, da seiner Meinung nach »[...] nur religiöse, mystische oder psychologische Gründe die Menschen zu solchen enormen Anstrengungen veranlassen können.«¹⁴⁶ Letzteres ist schon beim Blick auf die vielen Bierkeller zu widerlegen, die im 19. Jahrhundert mit auch nicht wesentlich besserem Werkzeug¹⁴⁷ für die Gastwirtschaften zur Lagerung von Eis und Bier angelegt worden sind. Eitenbenz' Beweise für eine frühchristliche Geheimkirche halten jedenfalls einer Prüfung nicht stand. Das Kreuz bleibt als einziges sicher christliches Symbol übrig und ist bestimmt nicht ausreichend für eine Datierung in die Spätantike.

HÖHLEN AM SCHLOSSBERG BEI BERMATINGEN

Nördlich von Bermatingen liegt im »Oberwald« der Schlossberg, auf dem die Reste zweier Burgstellen liegen. Im Vergleich mit anderen Wehranlagen der Region sind die Wälle und Gräben hochmittelalterlich und eine frühmittelalterliche Anlage eher auszuschließen.¹⁴⁸ Auch hier gibt es Berichte über eine Höhle, sie beruhen aber meist auf dem Hörensagen. Eitenbenz hat sich um 1840 offensichtlich bei älteren Einwohnern danach erkundigt, die sich erinnerten, dass sie »[...] als Hirtenknaben auf dem Bauche hineingekrochen, aber keine Ausdehnung fanden.«¹⁴⁹ Franz Xaver Staiger berichtet 1868 dagegen ausführlicher über den Schlossberg:

»Gegen den Bach zu, von dem er circa 100' aufsteigt, sah man noch vor wenigen Jahren in der Molasse einen Gang und nicht weit davon im Felsen eine beträchtliche

Höhle. Beide Eingänge fielen bei Anlegung eines neuen Waldweges zu, so daß sie jetzt [!] durch den Sandrutsch schwer mehr gefunden und nicht mehr besucht werden können.«

Als »verzweigte Höhle«, allerdings wieder verschüttet, wird sie in einer Fragebogenaktion des Landeskonservators von 1881/82 gemeldet.¹⁵⁰ Auf der gegenüberliegenden Wiese soll ein weiß gekleidetes Fräulein gespuht haben¹⁵¹ und noch heute geht das Gerücht, von der Höhle solle ein Gang bis zum Höchsten führen.¹⁵² Eine weitere Sage weiß das Badische Sagenbuch zu berichten, das den Schlossberg auch unter dem Namen »Heidenbühl« kennt. In der dortigen Höhle soll der Schiggendorfer Raubritter Rihle mit großem Glanz und vielen Gästen mit einem von ihm entführten Fräulein von Ittendorf getraut worden sein¹⁵³ – eine Sage, die wohl erst später auf die Bierkeller-Höhle übertragen wurde.

Ob es diese Höhlen tatsächlich gegeben hat oder ob die kurzen Löcher, in die die Hirten einst gekrochen sein sollen, durch die mündliche Überlieferung und die entfernte Erinnerung, wenn auch unabsichtlich, übertrieben worden sind, ist unklar. Heute findet sich lediglich ganz oben am Steilhang des Schlossbergs ein sehr kleiner, seitlich nach Westen hin offener Hohlraum mit einer kleinen »Fenster«öffnung zum Tal, in dem sich eine oder zwei Personen hockend aufhalten können. Die Decke der Höhle ist bereits kein Sandstein mehr, sondern wird vom Waldboden der Hochfläche gebildet.¹⁵⁴

HÖHLEN BEI DER KAPELLE MARIA IM STEIN BEI LIPPERSREUTE

Bisher nie in den Kreis der Heidenhöhlen einbezogen worden sind die Höhlen bei der Wallfahrtskapelle Maria im Stein nahe Bruckfelden. Noch 1984 waren sie nicht einmal in der topographischen Karte eingetragen.¹⁵⁵ Der Aachtobel weitet sich hier zu einer großen Wiese, an deren nordöstlichem Rand im Wald fast senkrechte Molassefelsen das Tal begrenzen. Die wildromantisch gelegene Kapelle soll der Sage nach von einem Ritter der nahe gelegenen Burg Hohenbodman an dem Ort gegründet worden sein, von wo aus er auf der Rückkehr von einem Kreuzzug das erste Mal die heimatische Burg erblickte. Der erste schriftliche Nachweis Unserer Lieben Frauen zum Stain findet sich 1550 in einem Erlebensrevers über Hof und Gut zum Stein.¹⁵⁶ In einer Karte der Vogteien Hohenbodman und Ramsberg von 1663 ist der Platz durch ein Kreuz und einen Turm markiert, was auf ein Gebäude schließen lässt. Um 1700 ist eine Kapelle als baufällig erwähnt, so dass 1715 umfangreiche Renovierungen vorgenommen wurden. Im 18. Jahrhundert war die Wallfahrt recht bedeutend, und 1740 sollen an der Neueinweihung nach einem Umbau 8000 Menschen teilgenommen haben und 750 Kinder gefirmt worden sein. Mit der Zeit schief die Wallfahrt aber ein und die Kapelle verkam, 1784 stürzte der größte Teil davon ein. Dennoch wurde die alte Kapelle wieder instand gesetzt und 1796 erneut eingeweiht.¹⁵⁷ Anfang des 19. Jahrhunderts ging die Kirche im Gefolge der Aufklärung

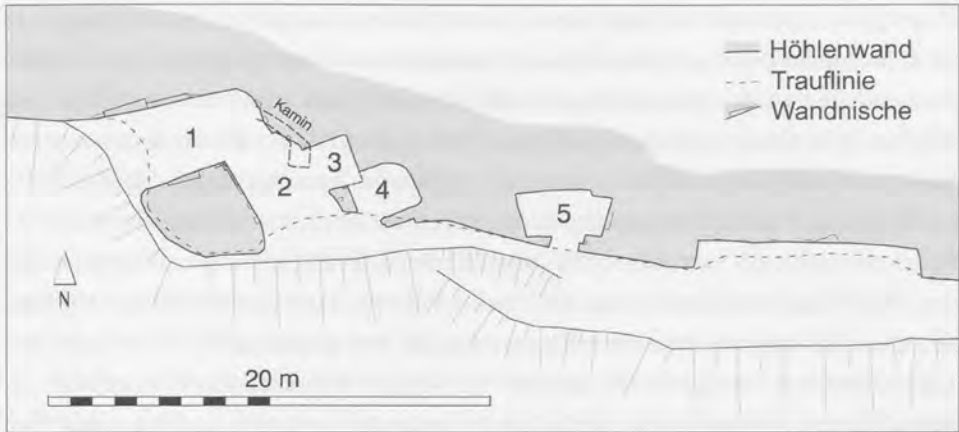


Abb. 20: Maßstäbliche Grundrisssskizze der künstlich angelegten Höhlen oberhalb der Wallfahrtskapelle Maria im Stein. Ganz rechts die breite Felsnische, die vermutlich für eine Vorgängerkapelle eingehauen wurde (R. Keller)

gegen das ausufernde Wallfahrtswesen vor, was die Wallfahrt weiter zurückgehen ließ. Schließlich wurde sie 1824 aufgehoben, das Gnadenbild in die Kirche von Lippertsreute gebracht und 1828 die Kapelle vollständig abgeräumt. Erst 1948 kehrte das Gnadenbild aus Lippertsreute zurück und erhielt eine neue Kapelle in Form eines großen halbrunden Schutzdaches, die heute wieder sehr gern besucht wird.¹⁵⁸

Am Standort der Kapelle springt die Felswand etwas zurück, so dass sich ein größerer Platz ergibt. Die Felswand hinter der Kapelle ist senkrecht abgearbeitet, wodurch eine breite flache Nische entstanden ist. Die alte Kapelle war mit einer Längsseite ganz an diese Wand angelehnt, die damit die hintere Längswand der Kapelle gebildet hat. Votivbilder von 1797 und 1809 zeigen die damalige Situation.¹⁵⁹ Leider haben die Zeichner auf die Darstellung der Umgebung weniger Wert gelegt, so dass die Höhlen



Abb. 21: Felsenräume bei Maria im Stein: Blick von Raum 1 durch die Räume 3 und 4 (links) und 2 (rechts) nach draußen (Foto: R. Keller)

nicht mit dargestellt sind. Rechts oberhalb der Kapelle befindet sich in der Ecke, wo die Felswand zur Kapelle hin zurückspringt, nämlich eine größere Höhle (Abb. 20). Der vordere Raum 2 ist rechteckig und nach Südosten offen. Nach Osten schließt sich, durch einen freistehenden Pfeiler abgetrennt, ein rechteckiger Nebenraum 3 an (Abb. 21). Ihm vorgelagert und nur mit einem unregelmäßigen Durchbruch verbunden, liegt östlich des Pfeilers noch ein kleiner

Annexraum 4, der zum Tal hin teilweise noch von einer schmalen Außenwand begrenzt wird. Ein breiter Durchgang in der hinteren linken Ecke von Raum 2 führt an zwei Wandnischen vorbei in den hinteren Raum 1, der sich nach links umwendet und an seinem nordwestlichen Ende vollständig offen ist. Von diesem Raumende, an dem heute ein Steinkreuz steht, fällt der Felsen steil zur Sakristei der heutigen Kapelle ab. Der Fels-
trauf tritt hier der Abbruchkante gegenüber um etwas über 2,5 m zurück. Hier steigt der Boden der Höhle an, was auf großflächige Abbrüche der Decke zurückzuführen ist. An der nördlichen Wand kann jedoch aus einer erhaltenen Kante zur ehemaligen Höhlendecke, an der noch Pickelhiebe erhalten sind, auf eine ursprüngliche Raumhöhe von 3,93 m über dem heutigen Boden geschlossen werden. Mehrere flache Wandnischen in der Nord- und Südwand könnten für Schränke oder Regale angelegt worden sein. Der Raum zeichnet sich zudem durch eine kleine Öffnung im südöstlichen Deckenansatz nahe dem Durchgang aus. Der davon abgehende Gang ist immerhin so groß, dass man hindurchkriechen kann.¹⁶⁰ Der Schlupf führt zunächst ein kurzes Stück waagrecht nach Osten und dann in Form eines rechteckigen Schachtes nach oben – vermutlich also ein Rauchabzug, auch wenn heute kein Ruß mehr darin festzustellen ist. Auch in Raum 4 ist an der Felswand eine Stelle zu sehen, die vielleicht den Rest eines senkrechten Kamin-schlauchs darstellt.

Vor allem in Raum 1 und 2 finden sich in einer Höhe von 1,85 bis 2 m rechteckige bis quadratische Löcher für Balkenenden mit Ausmaßen von 20–30 cm (Abb. 20). In Raum 1 konnte in jeder Raumecke eines festgestellt werden, abgesehen von der südwestlichen, die der Verwitterung ausgesetzt war. In der Westwand von Raum 2 finden sich vier solcher Löcher und dazu eine Nische für einen senkrecht stehenden Balken von 1,67 m Höhe am Durchgang zu Raum 1. In der westlichen Gegenwand und dem Felspfeiler lassen sich zum Teil noch die Gegenstücke dazu erkennen. In die Höhle scheint also zu irgendeiner Zeit eine Balkendecke eingezogen worden zu sein. Der nur 1,87 m hohe Nebenraum 3 wirkt damit wie eine zu diesem Ausbau zusätzlich angelegte Erweiterung. Man gewinnt den Eindruck, dass sich aus diesem Befund zwei Phasen ableiten lassen: Eine relativ hohe Höhle aus Raum 1 und 2, die später durch eine eingezogene Balkendecke auf Wohnraumhöhe gebracht und mit der Anlage von Raum 3 erweitert wurde.

Vor der Höhle führt ein Fußweg abwärts nach Südosten an einem weiteren einzelnen Raum in der Felswand vorbei (Abb. 20,5). Der schmale Eingang führt in eine nahezu rechteckige Kammer mit einer Grundfläche von 3,4 x 2,04 m, rechts 24 cm schmaler und an der südöstlichen Stirnwand mit einer 82 cm breiten und 39 cm hohen Nische versehen. Die Höhe des mit spitzen Pickelhieben bedeckten Raums beträgt 2,17 m. Der Türdurchgang mit 1,6 m Breite wird an seinem östlichen Rand von einem Türfalz verengt. Hinter diesem liegt ein Balkenloch, dessen Gegenstück an der äußeren Ecke des anderen Türdurchgangs der Verwitterung preisgegeben ist. Demnach muss sich hier ebenfalls ein Türfalz befunden haben, der jedoch schon weggewittert oder weggebrochen ist.

Folgt man dem Weg entlang der Felswand weiter und wieder einige Schritte aufwärts, so kommt man an eine Stelle, an der die Felswand auffällig an den Felshintergrund der Kapelle erinnert. Auch hier ist der Sandstein senkrecht abgearbeitet, so dass sich eine 9,9 m breite, an ihrem Fuß 1,3 m tiefe, nach oben flacher werdende Nische ergibt (Abb. 20 rechts). Es bleibt nur der Schluss, dass auch hier einmal ein Gebäude direkt an die Felswand angebaut war. Eine verwitterte und ausgebrochene Nische in der östlichen Hälfte dieser bearbeiteten Wand könnte ursprünglich eine Nische für ein Heiligenbild gewesen sein. Es spricht also einiges dafür, dass die Kapelle ursprünglich auf diesem nur 5–6 m breiten Felsabsatz gestanden hat und wegen Platzmangels verlegt worden ist.

Die enge Verbindung von Kapelle und Fels lässt den Gedanken aufkommen, ob die Höhlen nicht ursprünglich als regelrechte Felskapelle das Marienbild beherbergt haben. Allerdings ist keine Nische dafür vorhanden und der Kamin spricht doch eher für einen Wohnraum. Nur die später eingezogene niedrige Decke könnte auf einen sekundären Umbau zu Wohnzwecken hinweisen. Die offenen Seitenwände der Höhle waren jedenfalls sicher einmal geschlossen. Vielleicht sind die ursprünglichen Höhlenwände verwittert und abgefallen, aber auch eine künstliche Wand aus Holz, Fachwerk oder Stein ist denkbar. Da ein Einsiedler bei der Kapelle wohnte,¹⁶¹ wurde gelegentlich eine Interpretation der Höhlen als Einsiedelei angedeutet.¹⁶²

DIE FREUNDSCHAFTSHÖHLE BEI HEILIGENBERG

Westlich von Heiligenberg führt ein Fußweg an dem steilen Abhang oberhalb der Straße nach Steigen entlang. Die Oberkante dieser Steilkante wird von einer Nagelfluh-Bank gebildet, in der sich die Freundschaftshöhle mit einem weiten Blick ins westliche Bodenseebecken öffnet (Abb. 22). Sie besteht im Wesentlichen aus Felsüberhängen, die zumindest teilweise künstlich in den Fels hinein erweitert worden sind. Ein stehen gelasener Pfeiler, heute mit Beton gesichert, stützt an einer Stelle den Höhlentraf.

In einem der nach Südwesten offenen Räume führt ein Rauchabzug durch die Decke ins Freie. Die Höhle wird schon in den ersten Reiseführern des 19. Jahrhunderts erwähnt¹⁶³ und auf frühen Postkarten des 20. Jahrhunderts gern als Touristenziel in Heiligenberg abgebildet.

Auch wenn man es sich angesichts der Topographie heu-



Abb. 22: Die Freundschaftshöhle bei Heiligenberg auf einer alten Postkarte (Archiv des Höhlenkatasters Hessen, Gerhard Stein, Mainz)

te kaum mehr vorstellen kann: An die Höhle war einst ein kleines Haus angebaut, wie ein Gemälde Martin Menrads von 1688 zeigt.¹⁶⁴ Im 18. Jahrhundert wurde der Standort oben im steilen Hang aber immer prekärer, da der Fels bröckelte. Schon 1765 beantragte sein Bewohner Hans Georg Sauter, damals schon dreißig Jahre Bewohner des »Hüllele«, die Erlaubnis, in unmittelbarer Nähe ein neues Häuschen bauen zu dürfen. Doch es dauerte noch zwanzig Jahre, bis er 1785 die Genehmigung erhielt.¹⁶⁵ Bereits 1802 aber drohte auch dieses neue Haus bei der Schneeschmelze abzurutschen. Nun endlich durfte die Familie ein Haus in der Röhrenbacher Straße errichten, das in der Bevölkerung noch lange »Hilleli« hieß.¹⁶⁶

Auch in der Umgebung des Schlosses Heiligenberg, am Weg zur Klause Egg, wird von Höhlen berichtet,¹⁶⁷ die heute im Gelände aber nicht mehr eindeutig aufzufinden sind. In den Schlossfelsen selbst soll von Westen her ein 450 Fuß (135 m) langer blinder Gang geführt haben, der aber schon 1876 als verschüttet bezeichnet wird.¹⁶⁸

DIE KNABENLÖCHER BEI UNTERUHLDINGEN

Die Knabenlöcher liegen am westlichen Hang des Zihlbühls, in der Nähe der heutigen Bergstraße, deren felsiger Nordrand von modernen Felsenkellern gesäumt ist. Erwähnt werden sie bereits 1827 von Gustav Schwab.¹⁶⁹ Nach Beschreibungen aus dem 19. und 20. Jahrhundert handelte es sich beim unteren Knabenloch um einen etwa 20 m langen und 80 cm breiten Gang, der sich am Ende zu einem 3,3 m breiten Raum erweiterte.¹⁷⁰

Das obere Knabenloch (Abb. 23) liegt oberhalb der Felsenkeller an der Bergstraße und bestand ursprünglich aus einem langen

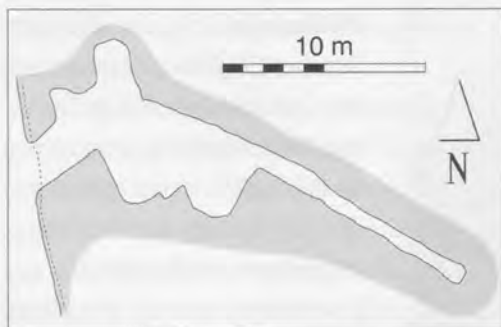


Abb. 23: Das obere Knabenloch. Maßstäbliche Grundrisskizze, Vermessung 2009 durch R. Keller unter Mithilfe von B. Keune.



Abb. 24: Blick in den hinteren Gang mit charakteristischem bauchig-trapezförmigem Querschnitt und einer Höhe von nur 1,60 m und einer Breite von 70 cm (Foto: R. Keller)

Gang, der im Eingangsbereich nachträglich unregelmäßig erweitert wurde. Am Ende setzt sich der primäre Gang in ganz ähnlichen Dimensionen wie das untere Knabenloch noch 11 m fort (Abb. 24).¹⁷¹ Das obere Knabenloch wurde auch Schustershöhle genannt, weil um 1817 dort eine arme Schusterfamilie untergekommen war.¹⁷²

EINE BISHER UNBEKANNTE GANGANLAGE AM EHBACH

Nun gibt es am Nordende des langgestreckten Zihlbühls, am Ufer des Ehbachs eine weitere künstliche Ganganlage, die bisher weder in der Literatur erwähnt noch auf Karten eingetragen ist.¹⁷³ Hinter dem niedrigen Eingang im Hang des Bachtals zieht sie sich in zwei grob parallelen Strecken bis zu 34 m weit in den Berg hinein (Abb. 25). Die nördliche Strecke beginnt mit einer sehr unregelmäßig ausgehauenen Halle, von der aus ein niedriger Gang in einen zweiten, sehr regelmäßig ausgehauenen quadratischen Raum führt. Aus diesem Raum führt ein weiterer Gang mit einem leichten Knick noch etwa 16 m weiter, um dann plötzlich zu enden. Der Gangquerschnitt ähnelt sowohl in den Abmessungen als auch mit der nach oben schmaler werdenden Form mit flachem First so sehr dem Gang im oberen Knabenloch, dass zumindest eine ungefähre Gleichzeitigkeit der beiden Anlagen anzunehmen ist.

Die Werkzeugspuren – lange parallele Linien – unterscheiden sich deutlich von den sonst in den Heidenhöhlen üblichen Hackspuren und erinnern eher an bergmännische Arbeit mit Schlägel und Eisen. Der bauchige Stollenquerschnitt mit flachem Boden

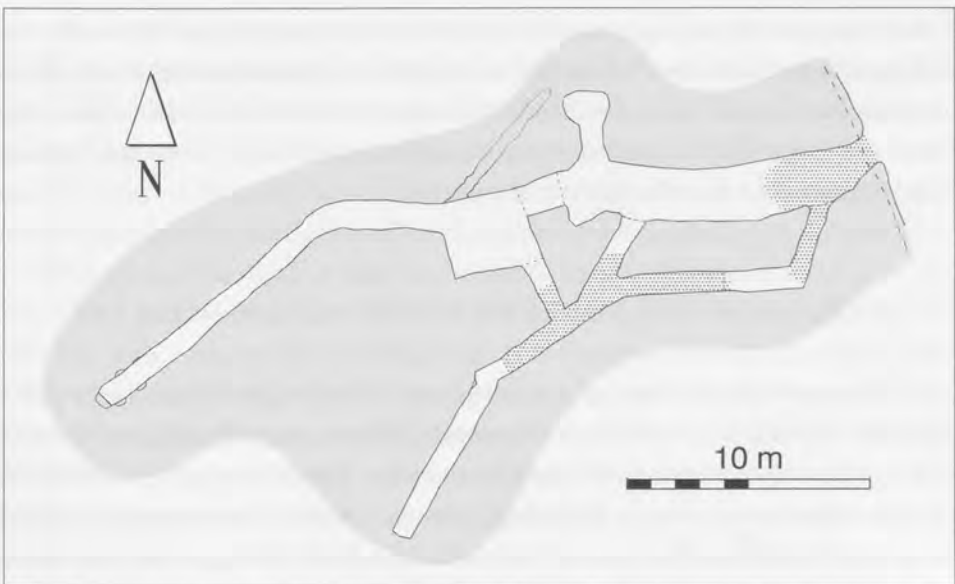


Abb. 25: Künstliches Gangsystem am Ehbach bei Unteruhldingen. Maßstäbliche Grundrisskizze, Vermessung 2010. Legende s. Abb. 20, gepunktet sind teilweise mit Sand verfüllte Bereiche (R. Keller)

und First, wie er im Ehbachloch ebenso wie im Knabenloch vorkommt (Abb. 24), findet sich am ehesten in Bergwerken vom 15. Jahrhundert bis zum Dreißigjährigen Krieg. In dem weichen Gestein kann aber auch eine spätere Entstehung (in diesem Fall wohl bis um 1800) trotz des Fehlens von Sprenglöchern nicht ausgeschlossen werden.¹⁷⁴ In den Archivalien der Grafschaft Heiligenberg im fürstlich fürstenbergischen Archiv Donaueschingen gibt es keine offensichtlichen Akten zu Bergwerken bei Unteruhldingen.¹⁷⁵

Der Sage nach soll in den Knabenlöchern Goldsand gefördert worden sein, der dann im Goldhäusle bei der Heinrichsquelle in Heiligenberg geschmolzen worden sei.¹⁷⁶ Tatsächlich dürfte es sich um Bergwerke handeln, in denen aber eher (vermutlich erfolglos) nach Braunkohle gesucht wurde.

DAS BRUDERLOCH BEI SCHÖNHOLZERSWILEN

Auch eine Höhle im südlichen Bodenseeraum muss noch angesprochen werden. Das Bruderloch liegt im schweizerischen Thurgau zwischen Hagenwil und Schönholzerswilen in einer Nagelfluhbank des stark bewaldeten Itobels. Die Höhle ist künstlich angelegt und besteht aus einem 15,8 m langen, nur am Anfang leicht gekrümmten Gang, von dem drei Kammern und eine größere Nische abzweigen. Nur eine der hinteren Kammern ist so hoch, dass man aufrecht darin stehen kann. Am Eingang sind gleich zwei Türfalze mit Riegellöchern angebracht, mit denen die Höhle nach außen wie nach innen abgeriegelt werden konnte.¹⁷⁷ Der Name Bruderhöhle beruht auf einer mündlichen Überlieferung, die von einem Einsiedler als Bewohner der Höhle im Mittelalter erzählt. Keller-Tarnuzzer hat die Sage anhand von Urkunden nachgeprüft und hält sie für widerlegt. Während auch diese Anlage früher »Heidenloch« genannt wurde, ist der Name »Bruderhöhle« relativ jung und wohl erst durch die Publikation der Einsiedlersage entstanden.¹⁷⁸ Die Höhle ist jedenfalls recht abgelegen und schwer zu erreichen, so dass Keller-Tarnuzzer sie als Zufluchtsort interpretierte.

VERGLEICH MIT ANDEREN KÜNSTLICHEN HÖHLEN

Die ursprüngliche Funktion und Entstehungszeit ist bei den meisten Heidenhöhlen bisher unklar. Um abzustecken, welche Möglichkeiten es dafür überhaupt gibt, muss man zunächst einen Blick auf die verschiedenen Arten künstlicher Höhlen werfen, die es in der näheren und weiteren Umgebung gibt, und prüfen, ob sie eventuell gemeinsame Merkmale mit den Heidenhöhlen aufweisen, die für ähnlichen Entstehungszweck und -zeitraum sprechen könnten. Wenn auch von den Heidenhöhlen bisher keine vorgeschichtlichen Funde vorliegen, so wurde doch bereits mehrfach eine prähistorische

Entstehung der Heidenhöhlen vermutet. Natürliche Höhlen wurden zwar zu allen Zeiten in der europäischen Vorgeschichte auch vom Menschen genutzt, nur selten aber sind Felsenräume in der Vorgeschichte künstlich angelegt worden.

Zwei verschiedene größere Gruppen von vorgeschichtlichen künstlichen Höhlen finden sich in Frankreich. Die Hypogäen der jungsteinzeitlichen Seine-Oise-Marne-Gruppe sind Gemeinschaftsgräber mit einer Einstiegsröhre, manchmal einer Vorkammer und schließlich einer Totenkammer.¹⁷⁹ Zeitlich und geographisch deutlich davon getrennt sind die Armorikanischen Souterrains, die während der Eisenzeit von etwa 800 v. Chr. bis zur Zeitenwende regional sehr begrenzt in der Bretagne und an der westlichen Spitze von Cornwall entstanden. Sie bestehen aus Gängen mit engen Durchschlupfen und Kammern. In den Gang gelangte man durch einen Zugangsschacht, der bei archäologischen Untersuchungen meist absichtlich verschlossen aufgefunden wurde.¹⁸⁰ Während die Hypogäen als Gräber dienten, ist der Zweck der armorikanischen Souterrains bislang ungeklärt. Beide Gruppen lassen keine durchgehende Traditionslinie zu den in diesen Gebieten ebenfalls auftretenden späteren mittelalterlichen Ganganlagen erkennen.

Das künstliche Anlegen ganzer Felshohlräume ist in der Vorgeschichte somit ein zeitlich und räumlich eng begrenzt auftretendes Phänomen. In der Umgebung des Bodenseeraums ist es nirgends nachzuweisen, und die Heidenhöhlen selbst haben bisher darauf keinen einzigen stichhaltigen Hinweis ergeben.

KULTORTE

In natürlichen Höhlen sind nicht selten Beobachtungen gemacht worden, die auf eine nicht-alltägliche, kultische Nutzung von Höhlen in der Vorgeschichte schließen lassen. Auch auf der Schwäbischen Alb gibt es dafür Hinweise, im Oberen Donautal etwa aus der Burghöhle Dietfurt.¹⁸¹ Als häufigste Nutzungsart sind aber eher kurzfristige Aufenthalte, etwa auf der Jagd oder in Gefahrenzeiten zu erschließen.¹⁸² Im Zusammenhang mit den Heidenhöhlen sind gelegentlich Zusammenhänge mit römischen Kultpraktiken vermutet worden. Man denkt dabei sicherlich zuerst an den Mithraskult, der in unterirdischen Räumen ausgeübt wurde. Von den vielen inzwischen bekannt gewordenen Mithräen liegt jedoch nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz tatsächlich in einer natürlichen oder künstlich angelegten Felsgrotte,¹⁸³ meist dagegen in normalen, gemauerten Kellerräumen. Im Mithräum von Schwarzerden (Elsass)¹⁸⁴ und Reichweiler (Kr. Kusel)¹⁸⁵ wurde nur die Rückwand mit dem Kultrelief aus einer anstehenden Felswand gebildet. Die typischen Merkmale eines Mithräums sind ein Zugang von hinten, Liegebänke beiderseits des zum Kultbild hinführenden Mittelgangs, eine Nische oder ein Sockel für das Kultbild an der Stirnseite des Raums,¹⁸⁶ sowie eine halbrund gewölbte Decke, die gelegentlich noch den Sternenhimmel als Abbild des Kosmos zeigt.¹⁸⁷ Vergleiche dazu

finden sich in den behandelten Heidenhöhlen nicht. Auch angesichts der Seltenheit von Felsenmithräen ist eine Funktion der Heidenhöhlen als Mithraskultstätten auszuschließen.

LAGERKELLER

Die meisten künstlichen Hohlräume im Bodenseeraum sind ehemalige Bierkeller. Die Herstellung von untergärigem Braun- oder Lagerbier erforderte eine kühle Lagerung bei wenigen Grad Celsius, weshalb solche Biere nur im Winter gebraut werden durften. Anfang des 19. Jahrhunderts begann man, im Winter Natureis an Eisgalgen oder aus Eisweihern zu gewinnen und mit dem Bier einzulagern.¹⁸⁸ Dafür wurden größere Keller benötigt, was im 19. Jahrhundert (vor allem von 1840 bis 1910)¹⁸⁹ eine Welle an neu angelegten Bierkellern zur Folge hatte. Die meisten Gastwirtschaften brauten nämlich ihr Bier selbst, so dass es auch bei Dörfern oft gleich mehrere Bierkeller gab. Allein eine Stadt wie Saulgau wies 1904 ganze 42 Brauereien auf.¹⁹⁰ Typische Kennzeichen für Bierkeller sind ein meist relativ breites Eingangsportal zum Anliefern der Fässer, ein etwas erhöhter Boden an den Seiten, auf dem die Fässer gelagert wurden, sowie ein senkrechter Luftschacht am Ende des Kellers, durch den warme Luft entweichen und gegebenenfalls auch Eis eingeworfen werden konnte. Eiskeller konnten auch ohne Verbindung mit Bierkellern nur zur Lagerung von Eis angelegt werden.

Daneben sind in Oberschwaben auch größere landwirtschaftliche Lagerkeller festzustellen. Ihre Entstehung reicht vermutlich maximal bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, als die Ausbreitung des feldmäßigen Runkelrübenanbaus, Anfang des 19. Jahrhunderts auch der Kartoffel, größere Lagerkeller erforderte. Schließlich gibt es noch kleinere Viktualienkeller zur Lagerung von Lebensmitteln, deren Größe sich »meist auf einige Meter in der Länge und wenige Meter in der Breite« beschränkt. Sie besitzen selten einen Belüftungsschacht,¹⁹¹ sondern eher kleine Belüftungsöffnungen wie der bereits erwähnte Keller des ehemaligen Hofes Beurer in der Felswand westlich von Brunnensbach.

BERGWERKE

Am Bodensee ist an Untertage-Bergbau bisher nur der Kohleabbau des 19. Jahrhunderts bekannt, der allerdings wegen mangelnder Rentabilität meistens schon nach Probeschürfungen wieder eingestellt wurde. Schon 1838 wurde unter anderem bei Deggenhausen auf Braunkohle prospektiert, wovon vermutlich zwei Stollen im Stumpentobel zeugen.¹⁹² Beim Buohof nahe Sipplingen entstand von 1857 bis 1859 ebenfalls ein knapp 100 m langes Stollensystem. Die geförderte Kohle war aber von so schlechter

Qualität, dass das Unternehmen dann eingestellt wurde.¹⁹³ Noch ältere Bergwerke sind mit einiger Sicherheit die Knabenlöcher und das Ehbachloch nahe Unteruhldingen. Die dort vermutete Goldförderung dürfte jedoch eher der Sagenwelt entsprungen sein.¹⁹⁴ Ob Gold oder Braunkohle – natürlich ist auch ein von vornherein erfolgloser Bergbauversuch denkbar. Ein schönes Beispiel dafür ist die Entstehung der »Tüfelschuchi« (Teufelsküche) im Birch bei Schaffhausen. Einige Bergknappen hatten den Stollen 1527 als Silberbergwerk angelegt. Silber gab es dort freilich nicht. Der Stollen diente dazu, das Vermögen der Schaffhauser Geldgeber anzuzapfen, mit dem sich die Knappen schließlich aus dem Staub machten.¹⁹⁵

ZUFLUCHTSORTE

Mehrfach sind die Heidenhöhlen bereits mit den sogenannten Erdställen in Verbindung gebracht worden,¹⁹⁶ die vornehmlich im Alpenvorland entlang der Donau von Bayern bis ans Donauknie in Ungarn vorkommen (Abb. 26).¹⁹⁷ Ausläufer dieses Phänomens ziehen sich bis in den Osten von Baden-Württemberg (Rot am See¹⁹⁸, Ringingen und Illerrieden¹⁹⁹). Sie werden oft selbst für Ortsansässige überraschend bei Bauarbeiten gefunden und reichen von einfachen Gängen bis zu komplexen verwinkelten Gang-

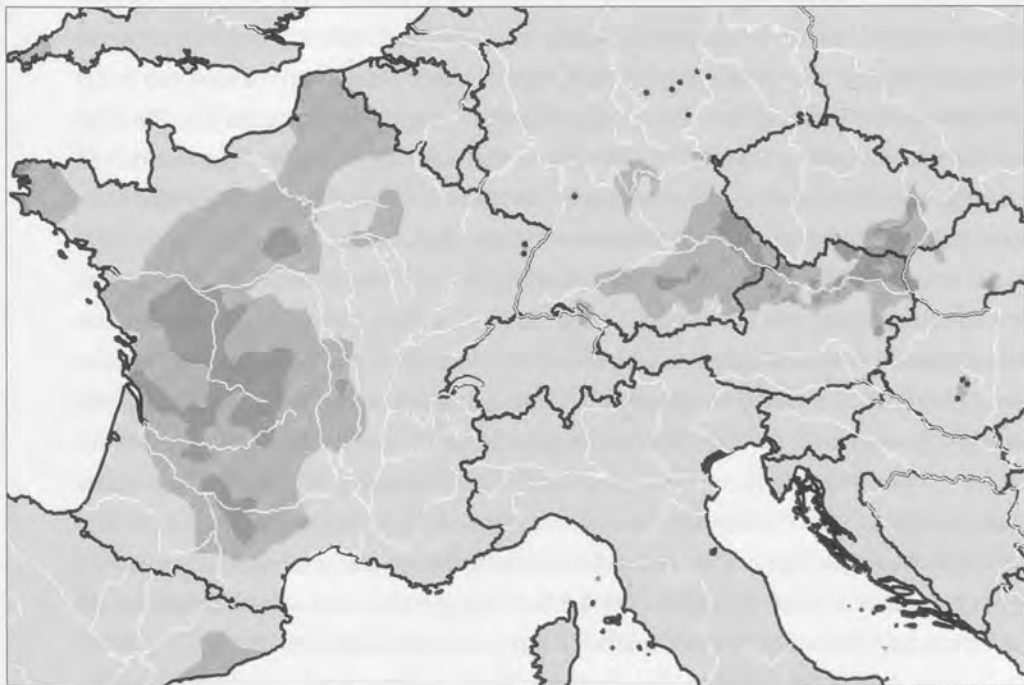


Abb. 26: Verbreitungskarte der künstlichen Höhlen in West- und Mitteleuropa. Nicht enthalten sind normale Höhlenwohnungen, ausgehauene Burgen und vorgeschichtliche Anlagen. Die Punkte stellen einzelne Funde unterirdischer Anlagen außerhalb der bekannten Hauptverbreitungsgebiete dar (zur Datengrundlage s. Anm. 197)

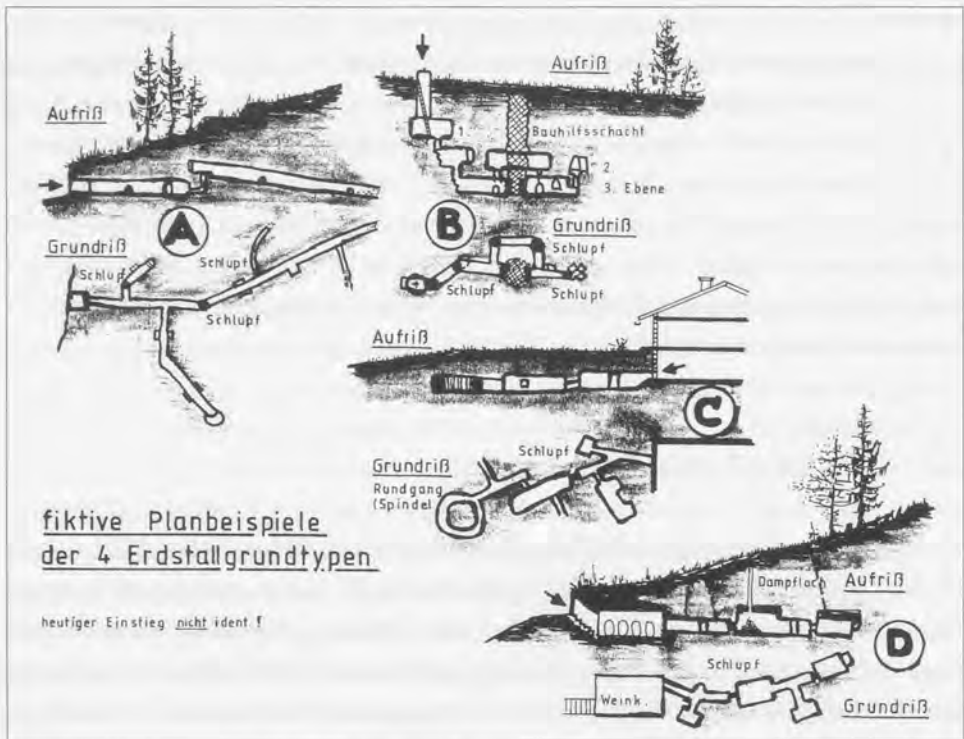


Abb. 27: fiktive Beispiele für die vier Typen von Erdställen (aus: WIMMER, Herbert: Die Regional-Typisierung der Erdställe, in: Der Erdstall 26 (2000), S. 55)

systemen mit Seitenkammern, Kreisgängen und Nischen (Abb. 27). Sehr charakteristisch sind Engstellen (Schlupfe), durch die gerade eine Person durchschlüpfen kann. Seit den ersten umfassenden Forschungen durch Pater Lambert Karner um die Jahrhundertwende ist ihre Deutung umstritten. Karner hielt die von ihm aufgenommenen Objekte zum Teil, aber ausdrücklich nicht alle, für vor- oder frühgeschichtliche Kultorte.²⁰⁰ Facharchäologen wie Moritz Hoernes, Paul Reinecke und Oswald Menghin lehnten schon früh eine vormittelalterliche Datierung ab, vor allem weil Erdställe fast immer im Zusammenhang mit noch bestehenden Häusern, Höfen und oft sogar Kirchen stehen.²⁰¹ Funde aus den Erdställen schienen ebenfalls meist aus dem Mittelalter zu stammen, aber die Kenntnisse über mittelalterliche Keramik waren damals noch sehr schlecht. »Römische« Keramik aus Erdställen stellte sich später als mittelalterlich oder neuzeitlich heraus.²⁰² Die mittelalterliche Datierung durch die Wissenschaft führte allerdings dazu, dass sich die Ur- und Frühgeschichte bis zur Herausbildung einer eigenständigen Mittelalterarchäologie kaum mehr mit der Erforschung dieser Anlagen beschäftigte und die Dokumentation solcher Objekte hauptsächlich engagierten Laien zu verdanken ist, die sich 1973 im Arbeitskreis für Erdstallforschung zusammenschlossen.²⁰³

Von Facharchäologen werden die Erdställe bis heute einhellig als mittelalterlich-neuzeitliche Anlagen angesehen. Die sicher datierbaren Funde aus den Erdställen stammen bisher allerfrühestens aus dem 10. oder 11. Jahrhundert. Oft wurden die Anlagen

dann im 15. oder 16. Jahrhundert aufgegeben, was sich in den Funden aus der Verfüllung niedergeschlagen hat.²⁰⁴ Es gibt jedoch gelegentlich auch Möglichkeiten, den Bau von Erdställen selbst zu datieren. So ist der Erdstall im Hausberg von Gaiselberg erst in der zweiten Bauphase dieser mittelalterlichen Burg im 13. Jahrhundert in den Burghügel gegraben worden.²⁰⁵ Die Verfüllung von Bauhilfsschächten kann den Zeitpunkt der Erbauung angeben, wie beim Erdstall Höcherlmühle (Gde. Teunz, Bayern), der nach einer C14-Datierung aus dem Bauschacht zwischen dem Ende des 10. und der Mitte des 11. Jahrhunderts n. Chr. gebaut worden ist und schon um 1200 wieder aufgegeben wurde.²⁰⁶ Eine Probe aus dem Bauhilfsschacht eines Erdstalls in Oberösterreich wurde auf den Zeitraum zwischen 1030 und 1210 n. Chr. datiert.²⁰⁷ Diese sicheren Anfangsdatierungen bestätigen damit nicht nur den Zeitansatz des Fundmaterials und der C14-Analysen aus der Verfüllung anderer Erdställe, sondern stehen im Einklang mit der engen und regelhaften Verbindung zu mittelalterlichen Höfen.

Neben einer Funktion als Zufluchtsorte in Notzeiten wird vereinzelt auch eine zweite Theorie vertreten, die Erdställe mit mittelalterlicher Totenkult in Verbindung bringt, etwa als Ruhestätte der Seelen Verstorbener bis zur Auferstehung beim Jüngsten Gericht.²⁰⁸

Außerhalb der Fachwissenschaft wird dagegen bis heute oft eine Interpretation als vorgeschichtliche Kultorte vertreten, da Enge, fehlender zweiter Ausgang und scheinbar sinnlose kreisförmige Gänge für eine längere Zuflucht ungeeignet erscheinen. Es sind inzwischen jedoch verschiedene historische Quellen bekannt, die beweisen, dass zumindest im 17. bis 19. Jahrhundert Menschen sich tatsächlich in Kriegszeiten in Erdställe geflüchtet haben – trotz der Gefahr, dort ausgeräuchert zu werden.²⁰⁹ Wenn hier so ausführlich auf die Interpretationen der Erdställe eingegangen wird, dann deshalb, weil sich ähnliche Tendenzen zu vorgeschichtlicher Datierung und kultischer Deutung ebenso bei den Heidenhöhlen beobachten lassen. Ein möglichst hohes, zumindest vorgeschichtliches Alter erhöht anscheinend die Faszination archäologischer Überreste und kann dazu führen, dass vielleicht näher liegende Erklärungen in den Hintergrund geraten.

Eine Parallele zu den Erdställen im Alpenvorland findet sich in mittelalterlichen Zufluchtshöhlen zwischen Loire und Garonne in Frankreich, die dort als »Souterrains aménagés« (eingerichtete, angelegte, also künstliche, unterirdische Räume) bezeichnet werden (Abb. 26). Spätestens in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts setzt die Nutzung solcher Anlagen als Verstecke in Notzeiten ein, im 12. und 13. Jahrhundert sind sie mehrfach in Schriftquellen belegt. Im 15. Jahrhundert breitete sich die Anlage solcher Verstecke über weitere Gebiete Frankreichs bis weit in die Neuzeit hinein aus.²¹⁰ Trotz der unübersehbaren Ähnlichkeiten klappt zwischen den französischen Souterrains und den donauländischen Erdställen eine geographische Lücke. Vereinzelt alte unterirdische Anlagen finden sich auch in dem Zwischengebiet, jedoch fehlen etwa den künstlichen Höhlen von Hangenbieten und Hohatzenheim im Elsass die charakteristischen engen Durchschlupfe und Rundgänge.²¹¹ Im Kraichgau wird von unterirdischen Verste-

cken des Dreißigjährigen Krieges erzählt, die dort »Lärmenlöcher« oder »Lärmlöcher« (von französisch »Alarm«) genannt werden. Archäologisch untersuchte Lärmenlöcher erwiesen sich als bienenkorbformige Hohlräume im Löss, die nur von oben durch einen engen Hals zugänglich waren. Sie enthielten Funde des 17. oder 18. Jahrhunderts.²¹² Zwei künstliche Hohlräume im südhessischen Löss bei Hornbach im Odenwald (Abb. 26) werden von der Volksüberlieferung ebenfalls als Verstecke des Dreißigjährigen Krieges erklärt.²¹³

Wo künstliche und natürliche Höhlen fehlten, flohen die Bauern bei Gefahr gewöhnlich in die Wälder. In Oberschwaben findet sich sogar ein Beispiel für die Verbindung von Wald und Höhle als Zufluchtsort. Die Schweden- oder Dobellöcher bei Reutlingendorf liegen versteckt im Wald. Noch im 19. Jahrhundert waren 12–15 Eingänge an einem Hang zu erkennen, die aber alle zumindest teilweise verschüttet waren. Eine im 19. Jahrhundert noch zugängliche Höhle bestand aus einem 5 m langen Gang, an dessen Ende ein weiterer Gang von 5 m rechtwinklig abbog. Die Gänge waren 4 m breit und 2,5 m hoch.²¹⁴ Obwohl vier der Höhlen um die Jahrhundertwende freigelegt und gesichert wurden,²¹⁵ ist heute nur von einer Höhle noch der obere Torbogen zu sehen. Mulden in der Umgebung deuten an, dass auch die Gänge zum Teil eingestürzt sind.

Glücklicherweise ist in diesem Fall ein Brief überliefert, den der Klostermayer von Reutlingendorf 1634 im Dreißigjährigen Krieg an das Kloster Obermarchthal schickte, und in dem es heißt: *Also vermeldt ich hiefür, daß die gantz gemaint, Ich, der Clostermayer mit unser hab unterschluß vnd Dach suchen in den tobellöchern, so aller nottdurft genugsamblich herperg biten.* Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerung bereit, beim Durchzug fremder Heere in die Schwedenlöcher zu fliehen.²¹⁶ Diese versteckt gelegenen, vielleicht von einzelnen Familien angelegten Räumen, sind sicher bereits als Zufluchtsort angelegt worden. Eine ähnliche Situation findet sich bei den »Schwedenhöhlen« bei Stockerau nördlich von Wien, die in den Flanken eines Tälchens im Rohrwald angelegt waren.²¹⁷ Die topographische Situation in einem engen Tälchen spricht für eine versteckte Lage abseits des Dorfes. Vielleicht lässt sich in den Anlagen von Reutlingendorf, Stockerau und vielleicht Schönholzerswilen und Bermatingen ein (jüngerer?) Typ von Zufluchtshöhlen erkennen. Von den eigentlichen Erdställen unterscheidet sie das Fehlen von engen Schlupfen und die Lage abseits der Siedlungen im Wald statt direkt unter dem Wohnhaus. Der Zugang ist daher nicht unter einem Gebäude, sondern ebenerdig an einer Felswand oder einem Hang. Das trifft ebenso für die künstliche Höhle von Hangenbieten im Elsass zu und, soweit man das anhand der dürren Beschreibungen sagen kann, für die beiden unterirdischen Gänge in Südhessen. In dem geographischen Raum zwischen den Erdställen und den französischen Souterrains scheint es also einen Typ unterirdischer Gänge zu geben, der keine Gangverengungen und vertikalen Verbindungsgänge kennt und immer außerhalb von Ortschaften liegt. Dieser Unterschied kann in einer jüngeren Zeitstellung solcher Anlagen begründet sein, aber auch in geographisch unterschiedlich verbreiteten Bauweisen. So sind beim westlichen Erdstall-Typ A keine vertikalen Schächte und höher

gelegenen Kammern üblich, im Gegensatz zu den östlicheren Typen (Abb. 27, A). Einzelne Funde erdstallähnlicher Gänge aus Sachsen und Sachsen-Anhalt deuten an, dass mit solchen Objekten auch in nördlicheren Gegenden noch zu rechnen ist (Abb. 26).²¹⁸

Im 20. Jahrhundert führte der Zweite Weltkrieg mit der Bedrohung durch den Luftkrieg zu einer traurigen Renaissance des Baus von Zufluchtshöhlen. Ein Beispiel aus dem Bodenseeraum ist ein Objekt am nordwestlichen Ortsausgang von Überlingen, das bereits als »Heidenloch an der Lippertsreuther Straße« bezeichnet worden ist.²¹⁹ Die drei Eingänge, die zum Teil winkelig geführt sind, führen zu einem ersten Raum, von dem ein Verbindungsgang zu einer hinteren Kammer führt. Die Anlage ist um das Jahr 1942 als Luftschutzbunker eines nahe gelegenen Betriebs in den Fels gesprengt worden.²²⁰

EINSIEDELEIEN UND HÖHLENKIRCHEN

Aus dem Wunsch nach Weltabgeschiedenheit war das Mönchtum entstanden, und so zog es immer wieder Mönche hinaus aus ihrem Kloster. Oft dienten kleine Häuschen mit einer Kapelle den Eremiten zur Wohnung. Ein regelrechtes Symbol für die Ideale von Armut und Abgeschiedenheit war aber das Leben in einer Höhle, von dem oft nur noch Namen wie »Bruderhöhle« oder »Felsenklausen« künden. Obwohl solche Hinweise auf Eremitagen dermaßen zahlreich und weit verbreitet sind, dass ein Überblick kaum möglich ist,²²¹ haben sie doch äußerst wenig historische Überlieferungen hinterlassen. Aber auch das Leben in einer Höhle konnte mit der Zeit komfortabler gestaltet werden, durch Rauchabzüge, Einbauten, Anbauten usw. So reicht das Spektrum von der überarbeiteten natürlichen Bruderhöhle bei Hirsau²²² über die vierräumige Eremitenwohnung der Felseneremitage bei Bretzenheim²²³ im Kreis Bad Kreuznach (Abb. 28) bis zur ausgedehnten Magdalena-Einsiedelei in Räsch bei Düdingen in der Schweiz mit Räumen und Sälen entlang einer Felsenlänge von 90 m.²²⁴ Zu einer Einsiedelei ge-

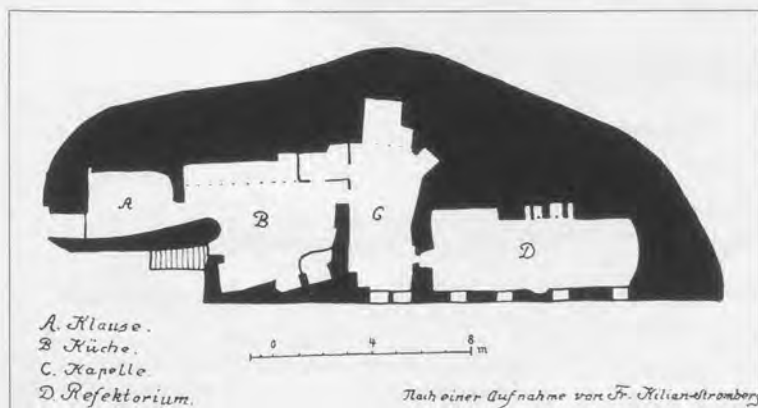


Abb. 28: Grundriss der Felseneremitage bei Bretzenheim (Lkr. Bad Kreuznach, Rheinland-Pfalz) (aus: ZIMMERMANN, Walther: Die Kunstdenkmäler des Kreises Kreuznach (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 18,1) Düsseldorf 1935, S. 139 Abb. 90.)

hörte auch eine Kapelle, so wie bestehende Kapellen gerne Eremiten anzogen. Auf diese Weise wurden auch Höhlen zu Kapellen umgebaut oder gar Kirchenräume in den Fels geschlagen. Beispiel für eine Felsenkirche ist etwa die Salvatorkirche in den

Keuperfelsen des Nepperbergs bei Schwäbisch Gmünd, die 1617–1621 ausgebaut und mit einem Türmchen versehen wurde.²²⁵ Eine Einsiedlerklausen im Fels gehörte ebenso dazu wie bei der Kapelle St. Wendel zum Stein bei Dörzbach im Hohenlohekreis.²²⁶

Die Höhlen bei Maria im Stein sind daher mit ziemlicher Sicherheit einst Teil einer kleinen Einsiedelei gewesen, die sich bei einer Kapelle entwickelt oder die diese erst notwendig gemacht hat. Eine ursprüngliche Kapelle in den dortigen Felshohlräumen wäre denkbar, bleibt aber spekulativ. Die Goldbacher Heidenhöhlen sind im 17. Jahrhundert nachweislich ebenfalls als Einsiedelei genutzt worden. Ob dies nur eine Sekundärnutzung war, oder sie bereits zu diesem Zweck errichtet worden sind, ist unklar. Aufgrund ihrer Ausstattung ist aber auch letzteres durchaus denkbar. Die Katharinenkapelle ist eindeutig eine Höhlenkapelle, anscheinend zusammen mit einer Einsiedlerwohnung.

WOHNHÖHLEN

Für dauerhafte Wohnzwecke sind künstliche Hohlräume in Mitteleuropa nur selten und eher von armen Bevölkerungsteilen angelegt worden.²²⁷ Sie erforderten wenig Baumaterial, verbrauchten so gut wie kein Land und konnten bei entsprechendem weichem Gestein relativ einfach gegraben werden. Oft war die Front mit einer Mauer verschlossen oder überhaupt nur ein Teil der Wohnung in den Fels getrieben und mit einem Vorgebäude versehen wie bei den Höhlenwohnungen in Rüdlingen in der Schweiz.²²⁸ Im 19. Jahrhundert wohnten hier auf Gemeindeland arme Familien.²²⁹ Einige derartige Wohnungen waren bis ins 20. Jahrhundert bewohnt, z. B. in Sulzbürg in der Oberpfalz (Abb. 29)²³⁰ oder Langenstein im Harz²³¹. Das Goldbacher Armenhaus, das an die Heidenhöhlen angebaut war, kann man sich so ähnlich vorstellen. Häufig kam es auch vor, dass vorhandene Höhlen nur zeitweise von fahrendem Volk, obdachlosen Familien, Räubern und Verfolgten bewohnt wurden.²³² Die



Abb. 29: Grundriss einer noch bis in die Neuzeit genutzten Felsenwohnung in Sulzbürg, Gde. Mühlhausen, Oberpfalz (aus: KAULICH, Brigitte: Pandurenloch und Felsenwohnung, zwei interessante Hohlräume im Eisensandstein in Sulzbürg, Gde. Mühlhausen, Lkr. Neumarkt, in: Der Erdstall 20 (1994) S. 79 Abb. 7)

Schusterfamilie im Knabenloch oder die Soldaten in den Zizenhauser Heidenlöchern sind Beispiele dafür.

BURGEN IM FELS

Eine seltenere Form der mittelalterlichen Burg nutzte natürliche Höhlen, die nach innen erweitert werden und mit einer Mauer nach außen abgeschlossen werden konnten. Solche Höhlenburgen kommen auch auf der Schwäbischen Alb und im oberen Donautal²³³ vor und sind meist relativ klein. Bei weichem Gestein brauchte man nicht unbedingt eine natürliche Höhle, sondern konnte auch ganze Räume aus dem Fels künstlich herausarbeiten. Solche ausgehauenen Burgen sind allerdings sehr selten. Sie kommen zum Beispiel in den Sandsteinfelsen des Pfälzer Waldes mehrfach vor.²³⁴

Am Bodensee kämen dafür Zizenhausen und Goldbach in Frage, die beide in verteidigungsgünstiger Lage in einer Felswand liegen. Im Fall der Heidenlöcher von Zizenhausen gibt es allerdings keine weiteren Indizien für eine Verwendung als Burg im Mittelalter. Anders bei den Goldbacher Heidenhöhlen: 1883 äußerte F. L. Baumann die Vermutung, sie könnten Reste einer Felsenburg sein.²³⁵ Diese Idee wurde bis in jüngste Zeit immer wieder aufgegriffen.²³⁶ Die durchaus dekorativ ausgestalteten Räume mit umlaufenden Profilen, Rund- und Spitzbögen sind in einer, wenn auch kleinen Burg

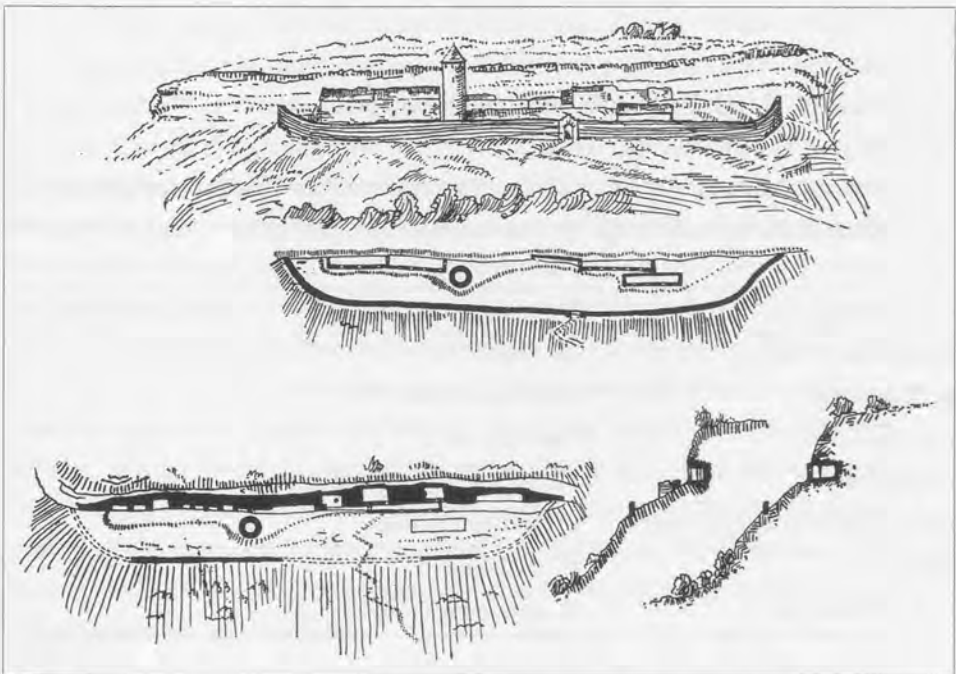


Abb. 30: Felsenburg Buchfart in Thüringen. Die Burggebäude waren zwar gemauert, im unteren Bereich aber durch in den Felsen gehauene Räume ergänzt. Die ganze Burg umgab eine Mauer (aus: EBHARDT, Bodo: Der Wehrbau Europas im Mittelalter. Berlin 1939, S. 43 Abb. 39)

durchaus vorstellbar. Wie die alten Stiche zeigen, ist die Lage in einem Felsen 15 m über dem Bodensee günstig zur Verteidigung. Vorgesetzte Mauern und Gebäude können die Anlage ergänzt und erweitert haben wie bei der archäologisch untersuchten Grottenburg Riedfluh in der Schweiz²³⁷ oder der Burg Buchfart in Thüringen (Abb. 30). Dass schon am Anfang des 19. Jahrhunderts bei den Goldbacher Heidenhöhlen Teile der ursprünglichen Anlage gefehlt haben, zeigt sich bereits anhand des in der offenen Felswand endenden Ganges neben Raum 1.

Wenn es sich bei den Heidenhöhlen von Goldbach um Reste einer Burg handeln sollte, stellt sich natürlich die Frage nach ihren Bewohnern. Wie erwähnt brachte Baumann bei der Herausgabe des Urkundenbuchs des Klosters Allerheiligen erstmals die Interpretation als Burganlage ins Spiel – als Sitz eines Arnold von Goldbach, der 1108 dem Kloster Allerheiligen Güter in der Baar schenkte.²³⁸ Dieser Adlige war vermutlich seit 1094 Vogt des Klosters Reichenau.²³⁹ Die Architekturformen passen zu diesem Ansatz allerdings nicht, da sie die Anlage auf um 1200, also etwa 100 Jahre später datieren.

Das Oberbadische Geschlechterbuch nennt ferner 1274 einen Ritter Heinrich Marschalk, genannt von Goltpach, sowie Jakob von Goltpach, der 1339 ein Gut in Mimmenshausen verkauft, und 1362 die Witwe eines Heinrich von Goldbach.²⁴⁰ Inwieweit diese Nachfahren des Arnold von Goldbach sein könnten, ob sie als Ministerialen dort in einer Felsenburg saßen oder gar nur aus einem anderen Ort gleichen Namens stammen, ist unklar. Es ist jedoch durchaus denkbar, dass wir in den Letzteren eine niederadlige Familie als Besitzer und womöglich Erbauer einer Felsenburg bei Goldbach vor uns haben.

FORM UND ZWECK DER HEIDENHÖHLEN

Anhand der Unterschiede im Grundriss der genannten Denkmäler kann man die künstlichen Hohlräume älteren Ursprungs am Bodensee in folgende Gruppen einteilen:

Ganghöhlen	Wandhöhlen	Zwischenformen
Zizenhausen Süd	Goldbach Ost	Bambergen
Bermatingen	Goldbach West	
Knabenlöcher	Maria im Stein	
Ehbachloch	Zizenhausen Nord und Mitte	
(Schlossfelsen Heiligenberg)	Freundschaftshöhle	
Bruderloch	Fidelishöhle	
(Schwedenhöhlen?)	(Katharinenkapelle?)	

Die erste Gruppe zeichnet sich durch einen mehr oder weniger langen Gang aus, der entweder den einzigen unterirdischen Raum darstellt (Knabenloch) oder nur den Zu-

gang zu am Ende gelegenen oder seitlich abzweigenden Kammern bildet (Zizenhausen Süd, Bermatingen). Da der Gang in den Fels hineinführt, bildet sein Eingang meist die einzige Verbindung zur Außenwelt. Abgesehen von den vermutlichen Bergwerken (Knabenlöcher, Ehbachloch) dürfte die Entfernung der Räume von der Außenwelt die Absicht dieses Grundrisstyps sein. Die Ganghöhlen eignen sich somit zur Lagerung von verderblichen Waren und Lebensmitteln. In diese Richtung weisen die südlichen Heidenlöcher von Zizenhausen mit dem schmalen Erschließungsgang und den seitlichen Kammern. Auch die Form des großen Raumes erinnert stark an einen neuzeitlichen Bierkeller, wenn auch die unzugängliche Lage dies auf den ersten Blick nicht gerade wahrscheinlich macht. Für Bermatingen kommt eine Lagerfunktion ebenfalls in Frage – abgesehen von Fässern, für die die Eingänge zu schmal gewesen wären.

Außerdem ist es möglich, dass diese Bauform als versteckter Zufluchtsort in Gefahrenzeiten diene, wie dies Keller-Tarnuzzer schon für das Bruderloch angenommen hat. Bei den Schwedenhöhlen ist diese Funktion schon im Dreißigjährigen Krieg nachgewiesen. Auch dabei ist schließlich die Entfernung von der Außenwelt wichtigstes Ziel. Wie die Erdställe und die französischen Souterrains zeigen, waren künstliche unterirdische Verstecke das ganze Hochmittelalter hindurch bis in die Neuzeit in Teilen Europas üblich.

Eine ganz andere Absicht zeigt sich in dem zweiten Grundrisstyp. Die Räume sind nicht in der Tiefe des Felsens angelegt, sondern zeigen das Bestreben zu einer geringen Entfernung der einzelnen Räume von der Felswand. Solche Grundrisse sind oft bei Einsiedeleien und Wohnhöhlen zu beobachten (Abb. 28–29).²⁴¹ Dadurch sind Fenster und Lichtschächte und somit eine bessere Beleuchtung der Räume möglich (Goldbach Ost, Goldbach West). Oft sind die Höhlen geradezu offen (Maria im Stein, Zizenhausen Nord) oder sogar nur Halbhöhlen oder Felsüberhänge (Freundschaftshöhle, Zizenhausen Mitte), die durch einfache davorgesetzte Gebäude abgeschlossen sein konnten. Auf einen solchen Vorbau dürften auch die Pfosten vor der Fidelishöhle zurückgehen. Als kurzfristig errichtete Unterkünfte für Tagelöhner oder Wanderarbeiter waren solche Konstruktionen vielleicht verbreiteter als es uns heute bekannt ist.²⁴² Nur in dieser Gruppe sind bei den Heidenhöhlen Rauchabzugsschächte nachzuweisen, die für einen Herd und damit eine längerfristige Wohnnutzung der Anlage notwendig waren (Goldbach Ost und West, Maria im Stein, Freundschaftshöhle). Zumindest in der Goldbacher Ostgruppe ist der Herd mit der sorgfältig ausgearbeiteten Herdplatte auch sicher keine nachträgliche Ergänzung. Ganghöhlen sind für Menschen sicherlich auch als Unterkunft in einer Not-situation (Armut, Verlust der Wohnung, Flucht) möglich, wie für die Schusterfamilie im Unteren Knabenloch. Dass Höhlen dieser Form eigens für Wohnzwecke angelegt werden, ist aber unwahrscheinlich.

Bei Ganghöhlen mit geringer Tiefe wie in Bambergen ist die Funktion schwieriger zu bestimmen. Für Lebensmittellagerung scheinen sie zu klein, so dass man etwa an Werkzeug»schuppen« denken möchte. Sie boten auch wenig Platz für Wohnzwecke, falls

sie nicht noch durch Vorbauten ergänzt waren. Die Schwedenhöhlen von Reutlingendorf zeigen jedoch, dass für Versteckräume durchaus auch kurze Gänge geeignet waren.

Betrachtet man die unterschiedliche Bauweise der verschiedenen Heidenhöhlen, so kommt man zum Schluss, dass sicher nicht alle den gleichen Ursprung und Zweck gehabt haben. Besonders die Goldbacher Heidenhöhlen setzen sich durch ihre Architekturformen deutlich ab und zeigen kaum Gemeinsamkeiten mit anderen Vertretern der Gruppe. Gemeinsam ist ihnen allen der weiche Fels, der bis in jüngste Zeit zur Anlage unterirdische Räume geradezu einlud.

DATIERUNG

Die Datierung von künstlichen Höhlen ist naturgemäß schwierig. Die Werkzeugspuren an den Wänden helfen nicht viel weiter, zumal diese auch von späteren Ausbesserungen und Erweiterungen stammen können. Funde in den Ablagerungen am Höhlenboden können Zeiten der Nutzung anzeigen und sind daher nicht unbedingt auf die Entstehungszeit zurückzuführen. Die wenigen Funde aus künstlichen Höhlen am Bodensee sind fast alle verschollen und nicht mehr überprüfbar oder sogar fraglich.

Die in der Forschungsgeschichte oft vertretene These, dass die Höhlen bereits in der Vorgeschichte gegraben und später nur immer wieder erweitert worden seien, ist zwar nicht sicher auszuschließen, entbehrt aber auch jeder Grundlage. Weder sind entsprechende Funde, noch ähnliche künstliche Höhlen aus vorgeschichtlicher Zeit bekannt. Betrachtet man den Grundriss der Goldbacher Höhlen, so ist nicht vorstellbar, dass man aus der unregelmäßigen westlichen Abteilung durch weitere Bearbeitung noch eine regelmäßige Struktur wie die östliche Abteilung machen könnte (Abb. 3). Dieser regelmäßige Grundriss spricht eher für eine geplante Anlage, für die das Vorhandensein größerer unregelmäßiger Hohlräume eher hinderlich gewesen wäre. Damit sollen keinesfalls eventuelle spätere Erweiterungen ganz in Abrede gestellt werden. Gerade die überlieferte Nachnutzung etwa als Armenwohnung (Goldbach, oberes Knabenloch) hat sicher auch zur Veränderung von vorhandenen Räumen geführt. Es führt jedoch in die Irre, für die künstlichen Höhlen prinzipiell eine vorgeschichtliche Nutzung anzunehmen. Wie bereits gezeigt wurde, basiert diese Idee zu einem guten Teil auf mittlerweile überholten Vorstellungen des 19. Jahrhunderts.

Nur die östlichen Heidenhöhlen bei Goldbach können anhand der imitierten Architekturformen ins frühe 13. Jahrhundert datiert werden. In Zizenhausen ist der Querschnitt des »Kellers« zumindest vergleichbar mit Felsenkellern aus dem 18. Jahrhundert. Da im 18. Jahrhundert dort auch eine Wohnung in den Felsen gegraben worden ist, könnte es durchaus sein, dass ein Großteil der heute vorhandenen Hohlräume am Heidenlöcherfelsen aus dieser Zeit stammt. Zeitlich fassbar sind auch die Gangquerschnitte der Unteruhldinger Anlagen, die denen neuzeitlicher Bergwerke entsprechen.

Die gelegentlich eingeritzten Jahreszahlen führen bei keiner Anlage vor die aus schriftlichen Quellen überlieferte Nutzungszeit zurück. Die erste schriftliche Erwähnung ist aber auch ein sehr unsicheres Kriterium, wie das Beispiel der Goldbacher Heidenhöhlen zeigt: Dort liegt sie viereinhalb Jahrhunderte nach der kunstgeschichtlich bestimmten Entstehungszeit. Vergleichsbeispiele und Datierungen weisen jedenfalls darauf hin, dass die unterirdischen Anlagen am Bodensee im Wesentlichen dem Mittelalter und der Neuzeit zuzuweisen sind.

Die systematische Erforschung des Phänomens künstlicher Höhlen steht östlich des Rheins noch ziemlich am Anfang. Der Arbeitskreis für Erdstallforschung hat es in Bayern und Österreich erreicht, dass im Hauptverbreitungsgebiet dieser Anlagen ständig auch Neuentdeckungen gemeldet und veröffentlicht werden. In anderen Gegenden, in denen auf solche Funde wenig geachtet wurde, sind Fortschritte schon durch allein durch eine erhöhte Aufmerksamkeit auf das Vorkommen künstlicher unterirdischer Gänge möglich und könnten neue Hinweise auch auf die Ursprünge der bisher noch nicht sicher interpretierbaren künstlichen Höhlen im Bodenseeraum erbringen. Dass Objekte wie die Höhlen bei Maria im Stein, das Ehbachloch und die Stollen bei Deggenhausen bisher in der Literatur nicht beschrieben und nur der örtlichen Bevölkerung bekannt waren, lässt es durchaus möglich erscheinen, dass es auch am Bodensee noch weitere, bisher unbekannte Anlagen gibt. Auch die noch nicht systematisch erschlossenen Schriftquellen in den Archiven lassen noch auf Zufallsfunde hoffen, die weiteres Licht auf die geheimnisvollen Gänge und Räume im Untergrund werfen können.

Anschrift des Verfassers:

Ralf Keller M.A., Burgstr. 5, D-88634 Herdwangen

eMail: ralf.keller@freenet.de

ANMERKUNGEN

1 LICHTSCHEIDEL, Winfried: Betrachtungen über die Pflanzen- und Tierwelt und ihr Lebensraum. Flurstück Hammerstatt bzw. »Gehrenmännle«, Ailingen 1989, S. 8; SCHÖTTLE, Manfred (Hg.): Geotope im Regierungsbezirk Tübingen: Steckbriefe, Elektronische Veröffentlichung Karlsruhe 2007, S. 14: <http://www.boa-bw.de/downloads/frei/3485/0/geotope_tuebingenod34.pdf> (Abruf am 12.7.2009).

2 HÖLZLER, Alois: Das Eremännleloch im Bösenreutiner Tobel, in: Jahrb. des Landkreises Lindau 4 (1989) S. 75–82.

3 Stichwort Heidenlöcher und Heide(n)höhlen, in: KLUGE, Friedrich/OCHS, Ernst: Badisches Wörterbuch 2, München 1974, S. 597.

4 BACH, Adolf: Deutsche Namenkunde II,1, Heidelberg 1953, S. 356f.

5 Stichwort Heide 1,1, in: FISCHER, Hermann/PFLEIDERER, Wilhelm (Hg.): Schwäbisches Wörterbuch 3, Tübingen 1911, Sp. 1333. – Stichwort Heide 3, in: GRIMM, Jacob/GRIMM, Wilhelm (Hg.): Deutsches Wörterbuch 10, Leipzig 1877, Sp. 801 Nr. 3.

6 StadtA Überlingen, Plan- und Kartensammlung LK 9. Grundriß des Röm. Reichs Statt Überlingen von Christoph Cuno 1634.

7 SAUTER, Johann Nepomuk: Beschreibung der Mineral-Quelle zu Ueberlingen am Bodensee, Konstanz 1836, S. 28. – HENNE, Josef Anton: Die Heidenlöcher bei Ueberlingen und Goldbach, in: Schweizerischer

- Merkur 1 (1835) H. 5, zit. nach BANDLIN, Johann Baptist: Anleitung zum Unterricht der Vaterlandskunde in Volks-Schulen, Chur 1835, Anh. II, S. 233–236. Der Text Hennes in der schwer zugänglichen Zeitschrift ist bei Bandlin in längeren Auszügen wiederabgedruckt, vgl. ebd. S. 43 Anm. 3.
- 8 SAUTER, Johann Nepomuk: Nachricht von dem Gesundbrunnen und Bad zu Ueberlingen am Bodensee, o. O. 1805, S. 26.
- 9 STRIEBEL, Thomas: Kurzer Tätigkeitsbericht über einen Wochenaufenthalt in Überlingen, in: Mitteilungsheft der Höhlenforschungsgruppe Blaustein 3 (1980) S. 1. – ECKENFELS, Jürgen: Bericht über die Höhlenforschungswoche 1982 der Hfg Blaustein in Tuttlingen, in: Mitteilungsheft der Höhlenforschungsgruppe Blaustein 5 (1982) H. 2, S. 108–110.
- 10 MONE, Franz Joseph: Die Heidenhöhlen zu Goldbach am Bodensee bei Überlingen, in: Schriften des Alterthums-Vereins für das Großherzogthum Baden 2 (1846) S. 244–248 mit Taf. 8, 1–5, hier S. 245.
- 11 SCHWAB, Gustav: Der Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg 1, 2. Aufl., Stuttgart/Tübingen 1840, S. 141.
- 12 RAACH, Karl-Heinz/POLLMANN, Bernhard: Bodensee. Traumziele im Dreiländereck, München 2006, S. 74.
- 13 RÖDER, Philipp Ludwig Hermann: Geographisch-Statistisches Lexikon von Schwaben 1, Ulm 1791, S. 68g. – HARTMANN, Georg Leonhard: Versuch einer Beschreibung des Bodensees, St. Gallen 1808, 2. Aufl. S. 57.
- 14 SCHWAB, Gustav: Der Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg, Stuttgart/Tübingen 1827, 1. Aufl. S. 373, 384, 386. Zizenhausen liegt für sein Werk wohl schon zu weit im Hinterland. VON SÖTL, Johann Michael: Der Bodensee mit seinen Umgebungen, Nürnberg 1828, S. 162 führt nur die Heidenhöhlen auf.
- 15 SCHWAB (wie Anm. 14) S. 119.
- 16 MONE (wie Anm. 10).
- 17 KEEFER, Erwin: Steinzeit (Sammlungen des Württembergischen Landesmuseums 1) Stuttgart 1993, S. 42 f.
- 18 HAAGER, [Placidus]: Die Heidenhöhlen (Heidenlöcher) am Bodensee, in: Schr. VG Bodensee 7 (1876) S. 62–82, hier S. 77.
- 19 BAUMANN, Franz Ludwig: Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen, in: BAUMANN, Franz Ludwig/MEYER VON KNONAU, Gerold/KIEM, Martin (Hg.): Die ältesten Urkunden von Allerheiligen in Schaffhausen, Rheinau und Muri (Quellen zur Schweizer Geschichte 3) Basel 1883, S. 3–218, hier S. 75 f. Anm. 1.
- 20 FRAUENFELDER, Reinhard: Die Heidenhöhlen bei Goldbach-Überlingen, Separatabdruck (1933) aus: Schaffhauser Tagblatt (1932) Nr. 201 und 202.
- 21 KELLER-TARNUZZER, Karl: Das Bruderloch bei Schönholzerswilen und die verwandten künstlichen Höhlen in Mitteleuropa, in: Thurgauische Beitr. zur vaterländischen Gesch. 61 (1924) S. 15–48 mit Taf., hier S. 40.
- 22 STRIEBEL, Thomas: Die Heidenhöhlen bei Zizenhausen – ein Beispiel für künstliche Höhlen älterer Entstehungszeit, in: Mitteilungsheft der Höhlenforschungsgruppe Blaustein 9 (1986) S. 15–29, hier S. 26–28.
- 23 STRIEBEL, Thomas: Die Heidenhöhlen bei Zizenhausen: künstliche Höhlen unbekanntes Ursprungs, in: Der Erdstall 27 (2001) S. 28–40, hier S. 39 f.
- 24 KAISER, Erich: Die Höhlen im Nahehard. Versuch einer neuen Deutung, in: DILLMANN, Erika (Hg.), Bermatingen. Heimatbuch zur 1200-Jahr-Feier 1979, Bermatingen 1979, S. 36–41, hier S. 40 f. – KAISER, Erich: Die Höhlen zu Bermatingen im Linzgau, Baden-Württemberg, in: Der Erdstall 6 (1980) S. 9–26, hier S. 17. – KAISER, Erich: Die Bermatinger Höhle. Ein Führer zum Verständnis dieses geheimnisvollen Ortes, Bermatingen 1981, S. 6 f.
- 25 LÖFFELMANN, Monika: Erdställe und ihre Bedeutung in Kult, Religionsgeschichte, Überlieferung, in: Der Erdstall 23 (1997) S. 74 f., 18 f., 58 f.
- 26 HOFMANN, Franz: Die Heidenhöhlen bei Goldbach – Über eines der spektakulärsten Reiseziele am Bodensee und seine unwiederbringliche Zerstörung, in: Hegau (2008), S. 101–130.
- 27 ROMMEL, Gustav: Goldbach. Überlingen 1949, S. 49.
- 28 SCHREIBER, Heinrich: Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen, in: Karlsruher Unterhaltungsblatt 6 (1833) S. 15 f. Der Text ist wiederabgedruckt bei SCHNEZLER, August (Hg.), Badisches Sagenbuch 1, Karlsruhe 1846, S. 63–65. – HOFMANN (wie Anm. 26) S. 105–107.
- 29 VON BAYER, August: Erklärung der dem gegenwärtigen Heft beigegebenen Bildtafeln, in: Schr. der Alterthums- und Gesch.vereine zu Baden und Donaueschingen 3 (1848) S. 223–225, hier S. 224.
- 30 VON GULAT-WELLENBURG, C. J.: Uebersicht der geschichtlichen Baudenkmäler im Großherzogthum Baden, in: Schr. der Alterthums- und Gesch.vereine zu Baden und Donaueschingen 3 (1848) S. 122–150, hier S. 130.

- 31 SCHMID, Hermann: Der Bau der Uferstraße von Ludwigshafen nach Überlingen 1846–1850. Ein früher Fall von Umweltzerstörung am Bodensee, in: Badische Heimat 63 (1983) S. 426–433; KOBERG, Gerda: 120 Jahre Straße Überlingen – Ludwigshafen, in: Hegau (1966) S. 246–251; HOFMANN (wie Anm. 26) S. 116–120.
- 32 SCHÖNHUTH, Ottmar Friedrich Heinrich (Hg.): Die Burgen, Kirchen, Klöster und Capellen Badens und der Pfalz mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen, Lahr 1865, S. 546.
- 33 HOFMANN (wie Anm. 26) S. 126–130. Größere Beschädigungen, die Hofmann vermutet, beruhen auf Ungenauigkeiten in Haagers Beschreibung: Haager unterteilt Raum 3 in seine »zweite« und »dritte Höhle«, weswegen im Vergleich zu Frauenfelders Beschreibung eine zu fehlen scheint: HAAGER (wie Anm. 18) S. 66; FRAUENFELDER (wie Anm. 20) S. 37. – Die von Haager erwähnten »Strebepeiler« in Raum 1 sind nur Halbpfeiler an den Seitenwänden, die den Raum etwas verengen. Daher werden sie von Frauenfelder nicht gesondert beschrieben: Ebd. S. 37 f.; HAAGER (wie Anm. 18) S. 67.
- 34 ROMBERG, Peter: Den Überlinger Heidenhöhlen droht Zerfall!, in: Bodensee-Hefte 5 (1954) S. 309 f., hier S. 310.
- 35 Südkurier Nr. 173 vom 29.7.1954, nach Zeitungsausschnitt im StadtA Überlingen, Hauptregistratur 365.41.
- 36 Bericht des Bauausschusses vom 15.6.1957, StadtA Überlingen, Hauptregistratur 365.41. Eine unmaßstäbliche Bestandsskizze vom 15.6.1957 mit Einzeichnung der Klüfte ist einem Schreiben des Stadtbauamtes an das Bürgermeisteramt vom 12.7.1957 beigeheftet: StadtA Überlingen, Hauptregistratur 365.41
- 37 Stellungnahme der Ortsbaukommission vom 11.4.1957, StadtA Überlingen, Hauptregistratur 365.41.
- 38 Ebd.
- 39 Pressemitteilung der Stadt Überlingen vom 1.6.1960, StadtA Überlingen Hauptregistratur 365.41.
- 40 SCHMID (wie Anm. 31) S. 434.
- 41 Südkurier Nr. 160 vom 14.7.1960 (mit Foto), nach Zeitungsausschnitt im StadtA Überlingen, Hauptregistratur 365.41.
- 42 Grundriss und Querschnitte: VON BAYER (wie Anm. 29) S. 223–225 Taf. 2. Querschnitte und Detailansichten: MONE (wie Anm. 10) Taf. VIII. Letztere Tafel auch abgedruckt bei HOFMANN (wie Anm. 26) S. 123.
- 43 VON BAYER (wie Anm. 29) S. 223.
- 44 BERGMANN, Joseph: Sammlung der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogthums Baden, Konstanz 1825, Taf. XIX–XXI.
- 45 SCHREIBER (wie Anm. 28); VON BAYER (wie Anm. 29); HENNE (wie Anm. 7). Die Schilderung in Scheffels Roman »Ekkehard« ist recht ungenau und ob er die Heidenhöhlen noch vor 1846 gekannt hat, ist unsicher. Scheffel war nachweislich 1854 am Bodensee, um Material für den Ekkehard zu sammeln, und hat bei einer Wanderung um den See herum sicherlich auch die Heidenhöhlen besucht: SCHNEIDER, Ernst: Die Höhlenwelt in Joseph Victor von Scheffels Leben und Werk, in: Abhandlungen zur Höhlen- und Karstkunde F 5 (1978) S. 27.
- 46 HAAGER (wie Anm. 18); KARNER, Lambert: Künstliche Höhlen aus alter Zeit, Wien 1903, S. 213 f.; FRAUENFELDER (wie Anm. 20).
- 47 Vgl. auch ein Foto aus den 50er Jahren: KLEMM, Heinz: Reise am Bodensee, Dresden 1956, S. 70 mit Tafeln. Es lässt den direkten Vergleich mit dem Holzstich aus der Zeitschrift »Die Gartenlaube« von 1882 zu, der bei HOFMANN (wie Anm. 26) S. 130 wieder abgedruckt ist: [o. Verf.]: Die Heidenlöcher bei Überlingen, in: Die Gartenlaube (1882) H. 3, S. 47–50, hier S. 48.
- 48 Erstmals veröffentlicht bei HUHN, Eugen H. Th.: Das Großherzogthum Baden in malerischen Original-Ansichten, Darmstadt 1850, Nr. 143 zu S. 206. Zuletzt wieder abgedruckt bei HOFMANN (wie Anm. 26) S. 113.
- 49 MONE (wie Anm. 10) Taf. 8, 1.
- 50 VON BAYER (wie Anm. 29) S. 224
- 51 FRAUENFELDER (wie Anm. 20) S. 37.
- 52 VON BAYER (wie Anm. 29), S. 224.
- 53 BUSSE, Hermann Eris: Blick auf den Überlinger See, in: Badische Heimat 23 (1936) S. 17.
- 54 BERGMANN (wie Anm. 44) Taf. XXI; HOFMANN (wie Anm. 26) S. 108 unten.
- 55 VON BAYER (wie Anm. 29) S. 224. Eine Zeichnung von 1884 zeigt diese Stelle nach dem Straßenbau: VON WERNER, Anton: Erinnerungen und Eindrücke 1870–1890, Berlin 1913, S. 419.
- 56 HAAGER (wie Anm. 18) S. 66 f.
- 57 VON BAYER (wie Anm. 29), S. 224 f.
- 58 HENNE (wie Anm. 7), zit. nach Bandlin (wie Anm. 7) S. 234.
- 59 VON BAYER (wie Anm. 29) S. 224.

- 60 Ebd. S. 224.
- 61 KARNER (wie Anm. 46) S. 213 und Taf. XXI.
- 62 HAAGER (wie Anm. 18) S. 66.
- 63 HOFMANN (wie Anm. 26) S. 126 schreibt den Namen »Kirchle« fälschlich Raum 5 zu. Beide Namen beziehen sich aber eindeutig auf Raum 1: HAAGER (wie Anm. 18) S. 66 f.
- 64 HAAGER (wie Anm. 18) S. 67. Neun Stufen zählte hingegen FRAUENFELDER (wie Anm. 20) S. 97.
- 65 Die Maße wurden von dem Querschnitt abgemessen; VON BAYER (wie Anm. 29), Taf. II, oben links.
- 66 HAAGER (wie Anm. 18) S. 67.
- 67 VON BAYER (wie Anm. 29) S. 224.
- 68 FRAUENFELDER (wie Anm. 20) S. 38.
- 69 VON BAYER (wie Anm. 29), Taf. II, oben rechts; MONE (wie Anm. 10) Taf. XIII, 2–3. Der Grundriss ist allerdings für die darauf angegebenen Maße zu wenig breit gezeichnet.
- 70 MONE (wie Anm. 10) Taf. VIII, 1; HOFMANN (wie Anm. 26) S. 123. Allerdings ist die Genauigkeit dieser Zeichnung, wie oben bereits angedeutet, nicht ganz sicher.
- 71 [o. Verf.]: Die Heidenlöcher bei Überlingen, in: Die Gartenlaube (1882) S. 49.
- 72 Die Ausführungen zur kunstgeschichtlichen Einordnung verdanke ich einer freundlichen schriftlichen Mitteilung von Tilmann Marstaller M. A. vom 5.1.2010.
- 73 SCHREIBER (wie Anm. 28) S. 16. Er spricht von einer Kammer, »deren Wände mit Kalk überworfen und von Ruß geschwärzt sind«.
- 74 HAAGER (wie Anm. 18) S. 70.
- 75 LEBEK, W.: Das Hilele bei Überlingen, in: Heimatkundliche Mitteilungen 4 (1940) H. 1, S. 17 f.
- 76 ROMMEL (wie Anm. 27) S. 47.
- 77 Ebd. S. 47
- 78 StadtA Überlingen, Ratsprotokoll vom 28.1.1700, zit. nach LEBEK (wie Anm. 75) S. 17.
- 79 StadtA Überlingen, Ratsprotokoll vom 21.10.1726, zit. nach LEBEK (wie Anm. 75) S. 18.
- 80 StadtA Überlingen, Ratsprotokolle vom 16.8.1723, 4.9.1724, 11.9.1724 und 17.5.1729 nach LEBEK (wie Anm. 75) S. 17.
- 81 HOFMANN (wie Anm. 26) S. 124.
- 82 Ausführliche Beschreibungen und Bilder der Felskapelle bietet HOFMANN (wie Anm. 26) v.a. S. 113–116.
- 83 ROMMEL (wie Anm. 27) S. 64.
- 84 Ebd.
- 85 SCHWAB (wie Anm. 11) S. 119.
- 86 SCHÖNHUTH, Ottmar Friedrich Heinrich: Neuer Führer um den Bodensee und zu den Burgen des Hühgaus, Lindau 1851, S. 310.
- 87 Zeichnung aus dem frühen 19. Jh., siehe HOFMANN (wie Anm. 26) S. 115, und Lithographie von 1832: ebd. und PECHT, Friedrich: Ansichten vom Bodensee und seinen Umgebungen, Constanz 1833, Nachdr. Konstanz 1968, Taf. 48.
- 88 STAIGER, Franz Xaver Conrad: Die Stadt Überlingen am Bodensee sonst und jetzt mit ihrem Bade und ihrer nächsten Umgebung, Überlingen 1859, S. 93 f.
- 89 ULLERSBERGER, Franz Xaver: Beiträge zur Geschichte der Pfarrei und des Münsters in Ueberlingen. Schrr. VG Bodensee 9 (1879) S. 67.
- 90 OBSER, Karl: Quellen zur Bau- und Kunstgeschichte des Überlinger Münsters, in: Festgabe der Badischen Historischen Kommission zum 9. Juli 1917, Karlsruhe 1917, S. 94 Nr. 11.
- 91 Reutlingersche Chronik Bd. XVI, S. 152 nach BOELL, Adolf: Das grosse historische Sammelwerk von Reutlinger in der Leopold-Sophien-Bibliothek in Ueberlingen, in: Zs. für die Gesch. des Oberrheins 34 (1882) S. 31–392, hier S. 375.
- 92 Abgedruckt bei KOBERG (wie Anm. 31) S. 247.
- 93 Handschriftlicher Bericht von Heinz Dürr: Bericht über die Besichtigung am 4./5. Dez. 1937: Bauspuren am »Stollen« bei Sipplingen, vom 6.12.1937. Ortsakten Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 26 Arch. Denkmalpflege.
- 94 Auf die Heidenhöhlen bezogen von REICH, Lucian: Die Insel Mainau und der Badische Bodensee. Mit Berücksichtigung der angrenzenden Gebiete, Karlsruhe 1856, S. 215 f. – Bis in Details ähnlich bei SCHNARS, Carl Wilhelm: Der Bodensee und seine Umgebungen 2, Stuttgart/Augsburg 1856, S. 133. Diese Sage könnte sich jedoch auch schon damals eigentlich auf die Fidelishöhle bezogen haben, aber auf die bekannteren Heidenhöhlen übertragen worden sein.
- 95 STAIGER (wie Anm. 88) S. 94. In den 1930er Jahren waren davon noch 2 m erhalten: Bericht Dürr (wie Anm. 93).
- 96 »ca. 5 Fuß«. STAIGER (wie Anm. 88) S. 95. Damals war er größtenteils verschüttet, sollte aber »bis zum Seespiegel herabgehen«.
- 97 Freundliche Mitteilung des Besitzers, Prof. Dr. Dieter Klemm, Donaueschingen, dem ich für ausführliche Informationen über den Platz danken möchte.

- 98 Weinbau gab es hier schon im Mittelalter, vgl. ZINGELER, Karl Theodor: Rund um den Bodensee (Woerl's Reisebibliothek) Würzburg 1879, S. 82. Noch 1881 wurde das ganze Gelände vom Fuß der Felswand bis zur Straße als »Weinberge« auf der Karte eingetragen: Uebersichts-Plan der Gemarkungen Ueberlingen, Andelshofen u. Burgberg, gezeichnet im Masstabe von 1/10000 der natürlichen Größe (Karlsruhe 1882).
- 99 Keyser, Erich (Hg.): Badisches Städtebuch (Deutsches Städtebuch 4,2) Stuttgart 1959, S. 396 Nr. 14b. Im Jahr 1551 bestand es aus Haus und Torkel, die in diesem Jahr abgebrannt sind. StadtA Überlingen, Repertorium des Spitalarchivs S. 624 Nr. 1327, so auch die Reutlingersche Chronik, nach BOELL (wie Anm. 91) S. 371. Abgebildet ist die Umgebung des »Stollen« mit dem Gebäude auf der erwähnten Grenzkarte von 1617: KOBERG (wie Anm. 31) S. 247. Ein Luftbild der heutigen Situation mit dem Katharinenfelsen findet sich bei THORBECKE, Franz/RESCH, Jürgen: Bodensee – Im Wandel der Zeit. Ein Portrait in Luftbildern aus 70 Jahren, Konstanz 1994, S. 36 f
- 100 Gemarkungsübersicht (wie Anm. 98). In einem der Balkenlöcher in dem Keller fand sich im Jahr 2002 noch pulverförmiger Holzmulch.
- 101 StadtA Überlingen, Plan- und Kartensammlung LK 9. Grundriß des Röm. Reichs Statt Überlingen von Christoph Cuno, 1634.
- 102 MERIAN, Matthäus: Topographia Sveviæ, 2. verm. Aufl., Frankfurt a. M. 1656 (Nachdruck Kassel 1960) nach S. 192.
- 103 SAUTER (wie Anm. 7) S. 28.
- 104 HENNE (wie Anm. 7), zit. nach Bandlin (wie Anm. 7) S. 234.
- 105 RÖDER (wie Anm. 13) S. 689.
- 106 RÖDER, Philipp Ludwig Hermann: Geographisch-Statistisches Lexikon von Schwaben 2, Ulm 1792, S. 1211. Auf diesen Lexikoneintrag stützen sich vermutlich die Angaben bei VON KOLB, Johann Baptist: Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden 1, Karlsruhe 1813, S. 51.
- 107 WAGNER, Hans: Die Heidenhöhlen (Heidenlöcher) bei Zizenhausen, in: Hegau (1962) S. 257–261, hier S. 261.
- 108 LEICHTLEN, Julius: Über die römischen Alterthümer in den Zehndlanden zwischen dem Rhein, dem Main und der Donau insbesondere im Großherzogthum Baden (Forsch. im Gebiete der Gesch. und Schriftenkunde Deutschlands 1) Freiburg 1818, S. 111; HEUNISCH, Adam Ignaz Valentin: Beschreibung des Großherzogthums Baden (Der Erdball und seine Völker) Stuttgart 1836, S. 11 Nr. 3; SCHREIBER, Heinrich: Das Kriegswesen der Kelten, in: Taschenbuch für Geschichte und Alterthumskunde Südwestdeutschlands 3 (1841) S. 153–242, hier S. 241.
- 109 Haagers Beschreibungen der Höhlen gehen auf den Bezirksförster Hamm in Stockach zurück, der vermutlich auch die volkstümlichen Überlieferungen zu den Höhlen gekannt bzw. erfragt hat. HAAGER (wie Anm. 18) S. 69 Anm. 1.
- 110 KARNER (wie Anm. 46) S. 214 Taf. XXI, 15.
- 111 KELLER-TARNUZZER (wie Anm. 21) S. 20–21 Fig. 5.
- 112 STRIEBEL (wie Anm. 22); STRIEBEL (wie Anm. 23). Die Vermessungspläne sind auf den 20.3.1983 datiert.
- 113 HAAGER (wie Anm. 18) S. 69.
- 114 KARNER (wie Anm. 46) S. 215.
- 115 STRIEBEL (wie Anm. 23) 32 Abb. 2b
- 116 HAAGER (wie Anm. 18) S. 69.
- 117 Ebd. S. 69.
- 118 Im Katalog der römischen Fundmünzen in Deutschland sind jedenfalls keine Münzfunde aus Zizenhausen aufgeführt. CHRIST, Karl: Südbaden (Die Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland 2, 2) Berlin 1964. KAISER-RAISS, Maria Regina/MARTIN, Peter Hugo: Südbaden Nachtrag 1 (Die Fundmünzen der römischen Zeit in Deutschland 2, 2 Nachtrag) Berlin 1980.
- 119 Abhandlung über die K.K.V.Ö.e Landgrafschaft Nellenburg (1794) von Johann Nepomuck Raiser, zit. nach MEYER, Fredy: Auf Schritt und Tritt. Burgen, Höhlen und heilige Orte am Bodensee (Hegau-Bibl. 124) Konstanz 2004, S. 128.
- 120 HAAGER (wie Anm. 18) S. 78. Auf sie führt Haager die gefundenen Münzen (»Goldstücke«) zurück, die aber schon davor bekannt waren: RÖDER (wie Anm. 13) S. 689. Offensichtlich kannte er nur die Erwähnung bei VON KOLB (wie Anm. 13) S. 51.
- 121 STRIEBEL (wie Anm. 22) S. 26–28.
- 122 STRIEBEL (wie Anm. 23) S. 37.
- 123 HAAGER (wie Anm. 18) S. 68; LACHMANN, Theodor: Überlinger Sagen, Bräuche und Sitten mit geschichtlichen Erläuterungen. Ein Beitrag zur Volkskunde der bad. Seegegend, Konstanz 1909, Nachdruck Hildesheim 1979, S. 159.
- 124 BRÜNING, Rainer/KNAPP, Ulrich (Hg.): Salem – Vom Kloster zum Fürstensitz 1770–1830. Ausstellungskatalog Salem 2002, Karlsruhe 2002, S. 152 f. Kat. Nr. VII.4.

- 125 Beobachtung bei einer Begehung am 3.10.2001. Für den Hinweis auf die genaue Lage danke ich Markus Häusler, Herdwangen.
- 126 HAAGER (wie Anm. 18) S. 68. Die Maßangaben, bei Haager in Fuß, wurden auf Meter umgerechnet (1 badisches Fuß = 30 cm). Die Kommaangaben sollen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Maße in ganzen Fuß sicher nur grob angegeben waren.
- 127 OEXLE, Adolfine: Mein Leben. Erinnerungen von Adolfine Oexle, Deisendorf o. J. [um 2007], o. Seitenz.
- 128 Ortsakten Regierungspräsidium Tübingen, Ref. 26 Arch. Denkmalpflege (Vor- und Frühgeschichte).
- 129 GEBAUER, H. D.: Der »Bierkeller« am Zeiselberg (Kat.-Nr. 7224/14K) – Eine Subsidenz im Stubensandstein bei Schwäbisch Gmünd, in: Beitr. zur Höhlen- und Karstkunde in Südwestdeutschland 35 (1992) S. 12–13.
- 130 EITENBENZ, Joseph Anton: Die Höhlen zu Bermatingen, Engen 1842. Die schwer zugängliche Publikation ist auszugsweise wieder abgedruckt bei KAISER, Erich: Die Höhlen zu Bermatingen im Linzgau, Baden-Württemberg, in: Der Erdstall 6 (1980), S. 9–26, hier S. 18–25.
- 131 Die Maßangaben sind entnommen dem Artikel von KAISER, Erich: Die Höhlen im Nahehard. Versuch einer neuen Deutung, in: DILLMANN, Erika (Hg.), Bermatingen. Heimatbuch zur 1200-Jahr-Feier 1979, Bermatingen 1979, S. 36–41, hier S. 37 f.
- 132 KAISER (wie Anm. 131) S. 39; dagegen EITENBENZ (wie Anm. 130) S. 7.
- 133 DEISLER, Otto: Geschichte der Pfarrei Bermatingen, Überlingen 1911, S. 162. Vermutlich bezieht sich darauf eine entsprechende Angabe bei KAISER (wie Anm. 131) S. 36.
- 134 KAISER (wie Anm. 130) S. 9.
- 135 KAISER (wie Anm. 131) S. 36.
- 136 EITENBENZ (wie Anm. 130) S. 7 ff.
- 137 ANDRESEN, Carl (Hg.): Lexikon der Alten Welt 2, Zürich 1965, Nachdr. Augsburg 1994, Sp. 1504–1506.
- 138 EITENBENZ (wie Anm. 130) S. 8–11.
- 139 FORSTNER, Dorothea: Die Welt der christlichen Symbole, 4. Aufl., Innsbruck/Wien/München 1982, S. 39–41; GARDTHAUSEN, Victor: Das alte Monogramm, Leipzig 1924, v.a. S. 8 f.; 112 f.; 137–139 mit Tafeln; TRAUBE, Ludwig: Nomina Sacra. Versuch einer Geschichte der christlichen Kürzung (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters 2) München 1907, S. 113–116.
- 140 SCHUBART, Wilhelm: Paläographie 1. Griechische Paläographie (Handbuch der Altertumswissenschaft 1,4/1) München 1925, S. 17–19.
- 141 FORSTNER (wie Anm. 139), S. 40 f.; GARDTHAUSEN (wie Anm. 139) Taf. Nr. 187 u. 195.
- 142 EITENBENZ (wie Anm. 130) S. 19.
- 143 Erwähnt wird sie etwa bei SCHREIBER (wie Anm. 108) S. 240 Anm.; SCHNARS (wie Anm. 94) S. 113; STAIGER, Franz Xaver Conrad: Salem oder Salmansweiler, Constanz 1863, 202–204. Heute werden die Räume von der Familie Meschenmoser betreut, der ich hiermit für die Gelegenheiten zur Besichtigung der Anlage herzlich danken möchte.
- 144 DEISLER (wie Anm. 133) S. 159–160.
- 145 KELLER-TARNUZZER (wie Anm. 21) S. 22 f.
- 146 KAISER (wie Anm. 131) S. 41.
- 147 GOBS/PREGITZER/KONOLD 1995 S. 12 f. mit Abb. 7. – Vgl. auch BUDMIGER, Georg: Die Quellenstollen in der mittelländischen Molasse. Funktion, Konstruktion und historische Bedeutung, in: Jb. des Oberaargaus 10 (1967) S. 52–73, hier S. 58 f.; 67; 70 f.
- 148 SCHNEIDER, Alois: Burgen und Befestigungsanlagen des Mittelalters im Bodenseekreis. Eine Bestandsaufnahme, in: Fundber. aus Baden-Württemberg 14 (1989) S. 525–527 Nr. 1.
- 149 EITENBENZ (wie Anm. 130) S. 5.
- 150 WAGNER, Ernst: Fundstätten und Funde aus vorgeschichtlicher, römischer und alamannisch-fränkischer Zeit im Großherzogtum Baden 1, Tübingen 1908, S. 73 Nr. 108.
- 151 STAIGER (wie Anm. 143) S. 204.
- 152 Mündliche Mitteilung einer Einwohnerin von Bermatingen 2001. Dieser Berg bei Illmensee ist 10 km entfernt. Sagen über topographisch eigentlich unmögliche unterirdische Verbindungsgänge sind bei Burgen, Klöstern, Erdställen und Höhlen aber etwas ganz und gar Übliches.
- 153 WAIBEL, Josef/FLAMM, Hermann (Hg.): Badisches Sagenbuch 1. Sagen des Bodensee's, des oberen Rheinthals und der Waldstädte, Freiburg i. Br. 1898, S. 155 f.
- 154 So beobachtet bei einer Begehung am 17.7.2001.
- 155 Topographische Karte 1:25000, Blatt 8121 Heiligenberg, Ausgabe 1984.
- 156 KELLER, Hermann: Der Wallfahrtsort Maria im Stein, in: Frickinger Heimathefte 1 (1988) S. 13–21, hier S. 14. Ältere Hinweise sind nach einer freundlichen mündlichen Mitteilung durch Hermann Keller (3.1.2009) trotz ausgiebiger Suche auch bei einer

Neusortierung im Bodmanschen Archiv nicht zum Vorschein gekommen.

- 157 Ebd. S. 14–16. Nahezu gleichlautend bei KELLER, Hermann: Lippertsreute, Maria im Stein (Schnell Kunstführer 1792) Regensburg 2000, 2. Aufl., S. 6f.
- 158 KELLER (wie Anm. 156) S. 16–20; KELLER (wie Anm. 157) S. 8–12; STENGELE, Benvenuto: Linzgovia Sacra, Überlingen 1887, S. 159–166.
- 159 Beide sind abgebildet bei KELLER (wie Anm. 157) S. 8f.
- 160 Wie gelegentliche Beobachtungen bei früheren Besuchen sowie ein im Januar 2009 darin befestigtes Kletterseil andeuten, wird diese Möglichkeit nicht selten auch genutzt.
- 161 STENGELE (wie Anm. 158) S. 165. – Als Klausel bezeichnet es RÖDER, [Philipp Ludwig Hermann]: Geographisches statistisch-topographisches Lexikon von Schwaben 3, Ulm 1797, Sp. 25.
- 162 KELLER (wie Anm. 156) S. 14.
- 163 SCHWAB (wie Anm. 14) S. 384.
- 164 Zu LYNAR, Ernst W.: Schloss Heiligenberg (Große Kunstführer 87) München 1981, S. 4.
- 165 BARTH, Franz Karl/BERENBACH, E.: Heiligenberg. Klimatischer Höhenluftkurort beim Bodensee, 3. Aufl., Überlingen 1935, S. 35.
- 166 MARTIN, Theodor: Heiligenberg. Einst und jetzt, Lindau 1876, S. 131. Zu diesen Ereignissen konnte Martin noch den 1800 in der Freundschaftshöhle geborenen Wendelin Sauter befragen.
- 167 SCHWAB (wie Anm. 14) S. 384; SCHNARS (wie Anm. 94) S. 123.
- 168 MARTIN (wie Anm. 166) S. 129. In einem Seitenstollen sollen in der badischen Revolution Wertgegenstände sicher untergebracht gewesen sein: BARTH/BERENBACH (wie Anm. 165) S. 69.
- 169 SCHWAB (wie Anm. 14) S. 386.
- 170 STAIGER (wie Anm. 143) S. 425. – KLÄHN, [0. Vorname]: Eine neuentdeckte Höhle bei Unteruhldingen am Bodensee, in: Schrr VG Bodensee 49 (1921) S. 99–100. – KELLER-TARNUZZER (wie Anm. 21) S. 24.
- 171 KELLER, Ralf/MEYERDIRKS, Uwe: Unterirdische Gänge bei Unteruhldingen und Deggenhausen – Zeugen für alten Bergbau. Plattform 19/20, 2010/11.
- 172 STAIGER (wie Anm. 143) S. 425.
- 173 Den Hinweis darauf verdanke ich einer Spaziergängerin am Zihlbühl auf die Frage nach den Knabenlöchern hin. Für Mithilfe bei der Vermessung danke ich Bernd Keune, Markus Häusler, Michael Fiebrich und Uwe Meyerdirks.
- 174 KELLER/MEYERDIRKS (wie Anm. 171).
- 175 Freundliche Mitteilung von Dr. Andreas Wilts, Fürstlich Fürstenbergisches Archiv Donaueschingen am 18.11.2010.
- 176 MARTIN (wie Anm. 166) S. 131. So schon SCHWAB (wie Anm. 11) S. 141; STAIGER (wie Anm. 143) S. 425.
- 177 KELLER-TARNUZZER (wie Anm. 21) S. 17–19.
- 178 Ebd. S. 40.
- 179 KLEINMANN, Dorothee: Die mittelalterlichen Souterrains in Frankreich, in: Zs. für Archäologie des Mittelalters 7 (1979) S. 147f. Abb. 1.
- 180 Ebd. S. 147–150 Abb. 1–2.
- 181 KREUTLE, Rainer: Höhlen, in: KASTL, Gabriele (Hg.): Goldene Jahrhunderte. Die Bronzezeit in Südwestdeutschland. Ausstellung Konstanz 1997/Heilbronn 1997/98/Ulm 1998, Stuttgart 1997, S. 123–128, hier S. 120 f; GEHLEN, Birgit: Die Grabungen in der Burghöhle Dietfurt, Gemeinde Inzigkofen-Vilsingen, Kreis Sigmaringen, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1992, S. 50–56.
- 182 HEUER, Ute: Höhlenbesiedlung der Schwäbischen Alb vom Neolithikum bis zur Latènezeit. Unpubl. Magisterarbeit Tübingen 2009, 79f. v.a. S. 47 f.; 55; 58f.
- 183 VERMASEREN, Maarten J.: Mithras. Geschichte eines Kultes (Urban-Bücher 83) Stuttgart 1965, S. 28; Pavia, Carlo: Guida dei Mitrei di Roma Antica, Rom 1999, S. 111. Einen Anteil von knapp 2 % an der Gesamtzahl nennen KUSCH, Heinrich/KUSCH, Ingrid: Kulthöhlen in Europa. Götter, Geister und Dämonen. Der Tod, die Quelle des religiösen Gedankens? Köln 2001, S. 117–120.
- 184 SCHINDLER, Reinhard: Die Mithrashöhle von Saarbrücken (Führungsblatt 2) Saarbrücken 1964, S. 15 Abb. 14.
- 185 HENSEN, A.: Mithras und Mitrazismus, in: Hoops, Johannes (Hg.): Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 20. Metuonin – naturwissenschaftliche Methoden, Berlin 2002, S. 103–107, hier S. 104.
- 186 Ebd. S. 103–107. VERMASEREN (wie Anm. 183) S. 28–31.
- 187 VERMASEREN (wie Anm. 183) S. 28.
- 188 GOBS/PREGITZER/KONOLD (wie Anm. 147) S. 6f. In Franken sind Bierkeller schon im 17. Jahrhundert belegt. Die erste Erwähnung eines »Sommerkellers« mit Ausschank stammt von 1605. HEINRITZ, Günter/POPP, Herbert: Sommerkeller in Franken. Die Retraktion eines Kulturlandschaftselementes, in: Jb. f. fränkische Landesforschung 34/35 (1974/75) S. 124.
- 189 GOBS/PREGITZER/KONOLD (wie Anm. 147) S. 22.

- 190 Ebd. S. 6f.
- 191 Ebd. S. 23.
- 192 KELLER/MEYERDIRKS (wie Anm. 171).
- 193 FAUTZ, Hermann: Die Bergbauversuche auf Braunkohlen im nordwestlichen Bodenseegebiet, in: Schrr VG Bodensee 84 (1966) S. 58–66.
- 194 KELLER/MEYERDIRKS (wie Anm. 171). Bergmännischer Goldabbau ist im Bodenseeraum sonst auch nicht bekannt, vgl. HOFMANN, Franz: Mineralische Rohstoffe und historischer Bergbau rund um den Bodensee, in: Schrr VG Bodensee 115 (1997) S. 169–191.
- 195 HUNKELER, Ernst: Höhlen und Stollen im Kanton Schaffhausen. Ein Führer durch den Untergrund. Schaffhausen 1982, S. 109.
- 196 KARNER (wie Anm. 46) S. 196 u. S. 213–217; KELLER-TARNUZZER (wie Anm. 21) S. 25 ff.
- 197 Die Verbreitungskarte basiert teilweise auf einer Kartierung von KLEINMANN (wie Anm. 179) S. 147 Abb. 1. Sie wurde anhand von meist auch aktuelleren regionalen Kartierungen wesentlich ergänzt. Süddeutschland/Donauländer: SCHWARZFISCHER, Karl: Zur Frage der Schratzellöcher oder Erdställe (Weidner heimatkundliche Arbeiten 12) Weiden 1968, S. 86 f. – Oberpfalz: RIND, Maria: Erdställe – ein rätselhaftes Phänomen? in: Beitr. zur Archäologie in der Oberpfalz 2 (1998) 479 Abb. 2. – Oberösterreich: FALKENBERG, Hans: Die Erdställe. Zwischenbilanz einer rätselhaften Unterwelt in Oberösterreich, in: Oberösterreichische Heimatblätter 36 (1982), Heft 3/4, S. 186. – Niederösterreich: BEDNARIK, Edith: Erdstalltypen in Niederösterreich, in: Der Erdstall 27 (2001) S. 5–15. – Mähren: UNGER, Josef: Unterirdische Gänge in Mähren, in: Der Erdstall 19 (1993) S. 75–81, v.a. S. 76 u. 81. – Mitteldeutschland: MOSER, Manfred: Erdstall-Bibliographie, in: Der Erdstall 3 (1977) S. 112–114; KLEINMANN, Dorothee: Souterrains in Mitteldeutschland: Löfshöhlen, Gänge, Höhlen und Bergkeller, in: Der Erdstall 4 (1978) S. 62–68. – Frankreich: PIBOULE, Patrick: Les souterrains aménagés de la France au moyen âge. Ombres et lumières d'un problème d'archéologie médiévale, in: Archéologie médiévale 8 (1978), S. 117–163, hier S. 159–163 Abb. 8–12.
- 198 ARNOLD, Susanne: Ein Erdstall in Rot am See, Kreis Schwäbisch Hall. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg (1990) S. 235 f.; SCHÜSSLER, Herbert: Der Erdstall von Rot am See, Kr. Schwäb. Hall/Hohenlohe, in: Der Erdstall 18 (1992) S. 111–114; RÖSCH, Manfred: Pflanzenfunde aus einem hochmittelalterlichen Erdstall in Rot am See, Kreis Schwäbisch Hall, in: Der Erdstall 20 (1994) S. 44–46.
- 199 PAULSEN, Peter: Der sogenannte »Erdstall« in Ringingen, Kr. Ehingen, in: Fundber. aus Schwaben N. F. 17 (1965) S. 144–152.
- 200 KARNER (wie Anm. 46) S. 231.
- 201 MENGHIN, Oswald: Über das Alter der Erdställe und Hausberge. Wiener Prähist. Zs. 3 (1916) 101–110; REINECKE, Paul: Zur Zeitstellung der Erdställe, in: Wiener Prähist. Zeitschr. 4 (1917) S. 92–95; HOCK, Georg: Erdställe in Mainfranken, in: Bayerische Vorgeschichtsbil. 12 (1934) S. 42–54, hier S. 44.
- 202 REITINGER, Josef: Ur- und Frühgeschichte Oberösterreichs 1. Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit, Linz 1969, S. 416–418.
- 203 RIND (wie Anm. 197) S. 475 f. Seit 1975 gibt der Arbeitskreis die Zeitschrift »Der Erdstall« heraus.
- 204 SCHWARZFISCHER, Karl: Hinweise aus Kleinfunden in Erdställen, in: Der Erdstall 6 (1980) S. 57–95. KAUFMANN, Verena: Die Funde aus dem Erdstall Höcherlmühle, Gemeinde Teunz, Landkreis Schwandorf, in: Beiträge zur Archäologie der Oberpfalz 6 (2004) S. 319–334, v.a. S. 27.
- 205 FELGENHAUER, Fritz: Der Hausberg zu Gaiselberg. Eine Wehranlage des 12.–16. Jahrhundert in Niederösterreich, in: Zs. für Archäologie des Mittelalters 1 (1973), S. 59–97, hier S. 79 f. und S. 95, dazu S. 75 Abb. 11.
- 206 BEILNER, Thomas/SCHALLER, Harald: Anthrakologische Untersuchung von Holzkohle aus dem Erdstall Höcherlmühle, Gde. Teunz, Lkr. Schwandorf, in: Der Erdstall 31 (2005) S. 14–16.
- 207 Unkalibriert 1040 ± 50 n. Chr. WEICHENBERGER, Josef: Alter einer Holzkohle aus dem Erdstall Bauernhofer in Bad Zell, Oberösterreich, in: Der Erdstall 30 (2005) 90.
- 208 MITTELSTRASS, Tilman: Vom Erdstall zum Karner – Der Wandel der Jenseitsvorstellungen im christlichen Mittelalter und seine baulichen Folgen, in: Der Erdstall 35 (2009) S. 5–17, v.a. S. 10, in Anlehnung an HASCHNER, Anton: Ist das Erdstallrätsel gelöst? in: Der Erdstall 28 (2002) 106–120. Die Deutung als Leergräber wurde vor allem vom Gründer des Arbeitskreises für Erdstallforschung Karl Schwarzfischer entwickelt: SCHWARZFISCHER, Karl: Zur Bauweise der Erdställe. Zweckbauten oder Kultstätten? in: Der Erdstall 16 (1990) S. 5–94, hier S. 52–58. – Ablehnend zur einer rein profanen Deutung der Anlagen auch RIND, Michael M.: Ausgrabungen im Erdstall von Mitterschneidhart, Gemeinde Langquaid,

Lkr. Kelheim, Niederbayern, in: *Das archäologische Jahr in Bayern* (1991) S. 167–170.

209 SCHILLING, Peter: Tod im Erdstall, in: *Der Erdstall* 31 (2004) S. 75–78. – EDL, Richard: Zur Funktion der Erdställe von Altlichtenwarth, in: *Der Erdstall* 21 (1995) S. 30–32.

210 KLEINMANN (wie Anm. 179) S. 151 ff.

211 FORRER, Robert: Die künstlichen Lösshöhlen von Hangenbieten und Hohatzenheim im Elsass, in: *Revue Alsacienne – Elsassische Rundschau* 16 (1914) S. 30–36; BOOS, A./TESLUTCHENKO, C./WILL, R.: Le souterrain refuge de Hohatzenheim (Alsace), in: *Cahiers alsaciens d'archéologie, d'art et d'histoire* 18 (1974) S. 75–83.

212 BAIER, Bärbel: Keller, Stollen und »Lärmenlöcher«, in: WOLF, Reinhard/HASSLER, Dieter: *Hohlwege. Entstehung, Geschichte und Ökologie der Hohlwege im westlichen Kraichgau* (Veröff. für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg Beiheft 72) Karlsruhe 1993, S. 115–118. – Kraichtal-Oberacker: *Forsch. und Ber. der Arch. des Mittelalters in Baden-Württemberg* 6 (1979) S. 255. 297 Abb. 28. – Oberderdingen: *Ebd.* 269 f. Abb. 52. Für den freundlichen Hinweis danke ich Dr. Martin Hees, Heilbronn.

213 »Ortelsklom« und »Reinigsklom«: ANTHES, Eduard: Bericht über die Tätigkeit des Denkmalpflegers der Altertümer vom April 1910 bis Ende März 1913, in: *Jahresber. der Denkmalpflege im Großherzogthum Hessen* 3 (1910/13) S. 70 f. – LEHMANN, Werner: Der Formenschatz der Lösserosion im Weschnitzbecken (Kristalliner Odenwald), in: Fezer, Fritz/Fricke, Werner (Hg.), *Kurt-Hiehle-Festschrift* (Heidelberger Geographische Arbeiten 75) Heidelberg 1982, S. 235.

214 LÖHLE, K.: Die Schwedenlöcher im Dobelhau bei Reutlingendorf, in: *Blätter des Schwäbischen Albvereins* 12 (1900) Sp. 249–254; BECK, Georg: Die Schwedenhöhlen bei Reutlingendorf, in: *Blätter des Schwäbischen Albvereins* 12 (1900) Sp. 489 f.

215 BUTSCHER, Karl: Historische Stätten, in: *Gemeinde Obermarchthal* (Hg.), *1200 Jahre Reutlingendorf 790–1990. Zur Geschichte und mit Geschichten eines schwäbischen Dorfes zwischen Bussen und Donau*, Ulm 1991, S. 75–78.

216 LÖHLE (wie Anm. 214) Sp. 251.

217 BEDNARIK, Edith: Die Schwedenhöhlen im Rohrwald bei Stockerau, Niederösterreich, in: *Der Erdstall* 17 (1991) S. 15–36.

218 KLEINMANN (wie Anm. 197) S. 62–68; Grimm, Paul: Lösshöhlen als Gegenstand der Bodendenk-

malpflege und Forschung, in: *Urgeschichte und Heimatforsch.* 13 (1975) S. 30–32 (u. a. in der Wüstung Nienstedt bei Heiligenthal, mit Keramik des 12.–14. Jahrhunderts). Weitere Literatur bei Moser (wie Anm. 197) S. 112–114.

219 Es wird unter dieser Bezeichnung nur bei STRIEBEL (wie Anm. 23) S. 40 beiläufig erwähnt.

220 Freundliche Auskunft der Anwohnerin und Zeitzeugin Frau Waibel im Januar 2009.

221 Eine Zusammenstellung für Württemberg und Hohenzollern konnte 158 Einsiedeleien aufzählen: SELIG, Anton: *Einsiedeleien in Württemberg und Hohenzollern*, in: *Zs. für württembergische Landesgesch.* 17 (1958) S. 292–301. – WEBER, Dieter: *Neuzeitliche Wohnhöhlen im Pfälzerwald*, in: *Karst und Höhle* (1986/87) S. 149–154.

222 RATHGEBER, Thomas: Die Bruderhöhle (7218/1) bei Hirsau, eine Einsiedlerklause im Nordschwarzwald, in: *Beitr. zur Höhlen- und Karstkunde in Südwestdeutschland* 36 (1994) S. 11–21.

223 ZIMMERMANN, Walther: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Kreuznach* (Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 18,1) Düsseldorf 1935, S. 138 f.

224 RAPPO, Bernhard: Die St. Magdalena-Einsiedelei in Räsch bei Düdingen, in: *Beitr. zur Heimatkunde* 5 (1931) S. 93–110, hier S. 101 f.

225 KREUZ, R.: Natürliche und künstliche Hohlräume im Keuper im Bereich von Schwäbisch Gmünd, in: *Beitr. zur Höhlen- und Karstkunde in Südwestdeutschland* 16 (1978) S. 20–21.

226 ILLICH, Heinz: Sankt Wendelin Höhlen bei Dörzbach / Jagst (6624/01; Muschelkalkgebiet 2), in: *Beiträge zur Höhlen- und Karstkunde in Südwestdeutschland* 7 (1975) S. 7–11.

227 SCHWARZ, Gabriele: *Allgemeine Siedlungsgeographie* 1. Die ländlichen Siedlungen – die zwischen Land und Stadt stehenden Siedlungen, Bonn/New York 1989, 4. Aufl., S. 93.

228 FRÜH, J.: *Moderne Höhlenwohnungen in der Schweiz*, in: *Globus – Illustrierte Zs. für Länder- und Völkerkunde* (Braunschweig) 71 Nr. 21 (1897) S. 341.

229 FRÜH (wie Anm. 228) S. 339–341; KELLER, Alfred: *Schaffhauser Heimat. Heimat- und Volkskundliches aus Rüdlingen* (Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen 15) Schaffhausen 1963, S. 29

230 KAULICH, Brigitte: Pandurenloch und Felsenwohnung, zwei interessante Hohlräume im Eisen sandstein in Sulzbürg, Gde. Mühlhausen, Lkr. Neu markt, in: *Der Erdstall* 20 (1994) S. 73–84.

- 231 TSCORN, J.-S.: Die Höhlenwohnungen in Langenstein am Nordharz, in: Mitt. des Verbands der dt. Höhlen- und Karstforscher 51 (2005) S. 126–128.
- 232 WEBER (wie Anm. 221) S. 149–154.
- 233 UHL, Stefan: Höhlenburgen und Höhlenbefestigungen im Donautal zwischen Sigmaringen und Tuttlingen, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 94 (1988) H. 1, S. 8–13.
- 234 PIPER, Otto: Burgenkunde. Bauwesen und Geschichte der Burgen, 3. Aufl., München 1912, Nachdr. Frankfurt 1967, S. 559–570.
- 235 BAUMANN (wie Anm. 19) S. 3–218, S. 75 f. Anm. 1.
- 236 FRAUENFELDER (wie Anm. 20). – LOSSE, Michael: Burgruinen und »Burgställe« in und um Sipplingen, in: BINDER, Kurt (Hg.): Sipplingen. Vom Pfahlbauort zum Ferienort, Sipplingen 2005, S. 119–135.
- 237 DEGEN, Peter/TAUBER, Jürg: Die Grottenburg Riedfluh, Eptingen BL (Schweizer Beitr. zur Kulturgesch. und Archäologie des Mittelalters 14) Olten 1988, v.a. S. 46 Abb. 51.
- 238 BAUMANN (wie Anm. 19) S. 74–76 Nr. 46 Anm. 1.
- 239 JÄNICHEN, Hans: Die schwäbische Verwandtschaft des Abtes Adalbert von Schaffhausen (1099–1124), in: Schaffhauser Beitr. zur Vaterländischen Gesch. 35 (1958) S. 7–84, hier S. 60–62 und S. 83 Taf. 3.
- 240 KINDLER VON KNOBLOCH, Julius (Hg.): Oberbadisches Geschlechterbuch 1, Heidelberg 1898, S. 454.
- 241 Vgl. auch TRIOLET, Jérôme/TRIOLET, Laurent: Les Souterrains – Le monde des souterrains-refuges en France, Paris 1995, S. 12.
- 242 Als Beispiel sei eine Felsnische bei Niederwil/Ohmstal in der Schweiz angeführt, die als Unterkunft für einen Tagelöhner gedeutet wird: GREBER, Alois: 25 Jahre Heimatvereinigung des Wiggertales, in: Heimatkunde des Wiggertales 20 (1960) S. 56 f. Nr. 13

Christoph Schmider

ST. JODOKUS IMMENSTAAD

Bemerkungen zur 600jährigen Geschichte
einer Pfarrgemeinde am Bodensee*

I. EINSTIMMUNG

»Immenstaad ist keine gewöhnliche Landpfarrei.«² Das weiß jeder Einheimische selbst, und es bedarf für diese Feststellung keineswegs des Freiburger Bistumsarchivars. Dass Immenstaad keine gewöhnliche Pfarrei ist wird beim Blick zurück von Anfang an offensichtlich: Welche Pfarrei kann schon von sich sagen, sie verdanke ihre Existenz einem Papst, der in der »offiziellen« Kirchengeschichte gar nicht vorkommt?

Dass die Pfarrei Immenstaad im Jahr 2010 auf 600 Jahre ihres Bestehens zurückblicken kann, ist natürlich zunächst das Verdienst ihrer damaligen Bürger. Diese wollten einen eigenen Seelsorger im Ort haben und nicht mehr auf den bis dahin zuständigen Pfarrer im zweieinhalb Stunden entfernten Bermatingen angewiesen sein. Sie wandten sich also im Jahr 1410 an Papst Johannes XXIII. und baten ihn um Hilfe – die ihnen prompt gewährt wurde. Dieser Papst wurde übrigens wenige Jahre danach vom Konstanzer Konzil abgesetzt und später aus der Reihe der »gültigen« Päpste getilgt. Daher konnte es fünfeinhalb Jahrhunderte später, als der Name Johannes für Päpste wieder salonfähig geworden war, noch einmal einen dreiundzwanzigsten Johannes geben. Die Pfarrei Immenstaad aber existiert bis heute, und zwar genau ein Mal – dass Immenstaad von Uneingeweihten immer wieder mit Immenstadt verwechselt wird, ist ein anderes Thema.

»Immenstaad ist keine gewöhnliche Landpfarrei.« Diese Behauptung ist zunächst recht zwiespältig. Für sich genommen kann man sie, ganz wie man will, als Lob oder als Tadel verstehen. Von mir stammt diese Qualifizierung übrigens nicht. Es wäre wohl auch ziemlich dreist, wollte sich jemand, der diese Gemeinde nur ein bisschen und zudem von außen kennt, solch ein Urteil anmaßen. Nein, der Satz stammt aus einem Brief, den der damalige Pfarrer Hermann Müssle am 19. März 1945 an das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg schrieb.³ Dort steht er freilich in einem größeren Zusammenhang:

»Immenstaad ist keine gewöhnliche Landpfarrei«, schreibt Pfarrer Müssle, sondern »eine der schwierigsten Pfarreien« des gesamten Dekanats. Und dann zitiert er seinerseits einen

früheren Landtagsabgeordneten, der ihn vor 16 Jahren, also kurz nach seinem Dienstantritt, schon gewarnt hatte: »Es gibt 4 Bodenseerepubliken: Insel Reichenau, Sipplingen, Hagnau & Immenstaad, die machen, was sie wollen«. ⁴

Aus diesem Zusammenhang wird klar, dass es Pfarrer Müssle keineswegs darum ging, den Immenstaadern ein Kompliment zu machen. Nein, mit dieser Feststellung leitete er eine recht geharnischte Antwort auf den Visitationsbescheid für 1944 ein, in dem er sich und seine Arbeit zu Unrecht kritisiert sah. Der Brief endete damit, dass Pfarrer Müssle den Bescheid zurücksandte und darum bat, ihn in seinem Sinne abzuändern. In Freiburg war der fast 70 Jahre alte Immenstaader Pfarrer natürlich kein unbeschriebenes Blatt, was noch in seinem offiziellen Nachruf deutlich anklingt: »Sein rasches, nicht lange überlegendes Temperament«, heißt es da, »schuf ihm allenthalben nicht geringe Schwierigkeiten«. ⁵

Dennoch empfand man seinen Brief als Ungehörigkeit, die man nicht durchgehen lassen wollte – immerhin war der Visitationsbescheid ein offizielles Schreiben seiner obersten Vorgesetzten. Erzbischof Conrad Gröber, selten um eine passende Antwort verlegen, schrieb ein paar Tage später höchstpersönlich zurück: »Hochwürdiger Herr Pfarrer! Ihre Antwort auf unsern Kirchenvisitationsbescheid 1944 haben Sie gewiss in schlechter Laune geschrieben. Ihnen persönlich wurde kein Vorwurf gemacht, es wurde lediglich festgestellt, dass die religiösen Verhältnisse in Immenstaad (...) sich ungünstig geändert haben.« ⁶

II. ZUR VORGEHENSWEISE

Mit dieser kleinen Anekdote sind wir schon mitten in der Geschichte der Pfarrei Immenstaad. Es wäre allerdings ziemlich vermessen, wollte ich mich als großer Kenner ihrer Geschichte aufspielen. Dafür gibt es erheblich kompetentere Leute. Ich habe mich daher für die Perspektive entschieden, die mir als einem Mitarbeiter der zentralen Bistumsverwaltung gewissermaßen schon von Amts wegen vorgegeben ist: Die Sicht von außen, aus der Vogelperspektive, oder, nennen wir es ruhig so, politisch ganz unkorrekt, mit dem Blick von »oben« nach »unten«. Diese Perspektive, mit der in der Regel eine Beaufsichtigung der »Basis« durch den »Überbau« verbunden ist, gibt es in der Kirche im Prinzip schon von Anfang an – man denke nur an die Reisen und Briefe des Apostels Paulus. Im Lauf der Jahrhunderte ist diese Überwachung mal mehr, mal weniger streng durchgeführt worden. Vor allem nördlich der Alpen, wo die Bistümer groß und die Wege schlecht waren, konnte man leicht den Bischof einen guten Mann und seine Vorschriften graue Theorie sein lassen.

Spätestens mit dem Konzil von Trient aber, das von 1545 bis 1563 tagte, begann die zunehmende Standardisierung dieser Aufsicht. Grund dafür – wie überhaupt für das Konzil – war die Reformation und die damit verbundene Kirchenspaltung. Davor, vor der Entstehung der protestantischen Kirchen, war hierzulande praktisch alles, was christlich war, auch katholisch, da gab es wenig zu diskutieren.

Danach aber musste sich die katholische Kirche einiges einfallen lassen, um zu verhindern, dass der Schaden noch größer wurde. Zunächst und vor allem musste sie sich selbst reformieren und möglichst rasch all die Missstände, die zur Reformation geführt hatten, beseitigen. Des weiteren musste sie sich theologisch neu zentrieren und ihre Position klar und entschieden gegen die Standpunkte der Reformatoren abgrenzen. Drittens mussten die katholischen Hirten ihre Herde wieder zusammenführen und sich einen klaren Überblick darüber verschaffen, wer denn eigentlich überhaupt noch dazu gehörte. Und schließlich musste in nicht zu großen Zeitabständen kontrolliert werden, ob sich alle, die Mitglieder der römisch-katholischen Kirche waren, auch tatsächlich an die vorgegebenen Regeln hielten.

Dem Konzil von Trient verdanken wir also, neben all den seinerzeit beschlossenen und durchgeführten theologischen Reformen, auch die »Erfindung« der Kirchenbücher – und eben das eigentlich nicht neue, aber neu erfundene Instrument der Kirchenvisitation. Und wir verdanken den im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg verwahrten Visitationsakten das Wissen über jene Aspekte der Pfarreigeschichte von Immenstaad, über die im Folgenden berichtet werden soll.

III. DIE ANFÄNGE DER KIRCHENOBRIKTEILICHEN KONTROLLE – KIRCHENVISITATIONEN UM 1600

Im Bistum Konstanz, zu dem Immenstaad seinerzeit gehörte, wurden die meisten Pfarreien im späten 16. und frühen 17. Jahrhundert – also bald nach dem Tridentinum – recht regelmäßig im Abstand von nur wenigen Jahren visitiert.⁷ Die bei diesen Besuchen entstandenen Akten bieten freilich stets nur eine »Momentaufnahme«. Zudem sind sie stark durch die jeweiligen kirchenpolitischen oder seelsorgerlichen Absichten geprägt, die die Obrigkeit mit der Visitation verfolgt. Anfangs ging es vor allem darum, die Einhaltung der »reinen Lehre« und die Abgrenzung von den Protestanten zu überwachen. In Kriegs- oder Nachkriegszeiten hingegen, wie etwa in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, stand die Sicherung von Rechten und Einkünften sowie die Wiederherstellung der beschädigten oder zerstörten Kirchengebäude im Mittelpunkt.⁸

Immenstaad wurde im 16. Jahrhundert mindestens sechs Mal visitiert, nämlich in den Jahren 1575, 1581, 1584, 1590, 1592 und 1597. So kurz nach dem Konzil war der Eifer offenbar noch groß. Im 17. Jahrhundert wurde die Überwachung etwas lockerer, doch noch immer kam durchschnittlich einmal pro Jahrzehnt der bischöfliche Visitor.⁹ Ich will nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern nur ein paar – hoffentlich – interessante Beobachtungen vorstellen.

1584 etwa ist der kurze, nur rund zehn Zeilen umfassende Bericht an und für sich in deutscher Sprache abgefasst. Bei der Beurteilung des Pfarrers aber – Gregor Merckh hieß er – wechselt der Visitor kurz ins Lateinische: »totus valetudinarium« sei er, »et de

concubinato non parum suspectus«. ¹⁰ Dass man bei heiklen oder nicht für die Allgemeinheit bestimmten Themen zur lateinischen Sprache griff, war in der Kirche bis vor nicht allzu langer Zeit üblich – nur Eingeweihte sollten die Kritik verstehen. Ich habe vor einigen Jahren einen pensionierten Theologieprofessor kennengelernt, der an einer Chronik seiner Heimatpfarrei arbeitete. Immer, wenn er etwas Kritisches über den damaligen Pfarrer zu sagen hatte – und das war nicht wenig! – schrieb er lateinisch. Das verstehe der Pfarrer nicht, meinte der hochwürdige Herr Professor, der selbst fließend Latein sprach.

Doch zurück zu Immenstaad. Heute brauchen wir nicht mehr zu verheimlichen, was es an der Person des Pfarrers Merckh zu bemängeln gab, denn alle denkbaren Sperr- und Schutzfristen sind ja längst abgelaufen. Sehr kränklich war er also, und zudem »des Konkubinats genügend verdächtig«. Dass es ein Pfarrer mit dem Zölibat nicht allzu genau nahm, war seinerzeit freilich ganz und gar nicht Besonderes – insofern war Immenstaad eine »gewöhnliche Landpfarrei«.

Im Jahr 1653 fiel der – diesmal durchgängig lateinische – Bericht des Visitators erheblich umfangreicher aus, was so kurz nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges allerdings nicht verwunderlich ist. An der persönlichen Lebensführung des Pfarrers gab es nichts auszusetzen. Bemerkenswert scheint jedoch etwas anderes: »*Ludimagister est in loco*« heißt es, »es gibt im Ort einen Lehrer«. ¹¹ Dass es einen Lehrer, und somit eine Schule gab, ist nach allem, was ich weiß, für die damalige Zeit keineswegs normal – also war Immenstaad doch »keine gewöhnliche Landpfarrei«.

IV ZWEI JAHRHUNDERTE SPÄTER – VISITATIONEN UM 1800

Die Menschen und das Leben in der Pfarrgemeinde kamen bei den Visitationen erst im Zuge der Aufklärung deutlicher in den Blick. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde es üblich, den Pfarrer anhand eines vorgegebenen Fragenkatalogs einen Vorbericht erstellen zu lassen. ¹² Darin wurde auch recht ausführlich auf das Gemeindeleben eingegangen. Damals lagen die Schwerpunkte der oberhirtlichen Wissbegierde vor allem auf dem Gebiet der Gottesdienstgestaltung, der Seelsorge, des Religionsunterrichts und der Sittlichkeit. Später, in den Zeiten von Kulturkampf und beginnender Säkularisierung der Gesellschaft, kam das Interesse für außergottesdienstliche Gemeindeaktivitäten hinzu, das sich beispielsweise in Fragen nach dem (katholischen) Vereinswesen oder der Verbreitung von Presseorganen manifestierte. ¹³

Nehmen wir als Beispiel die Visitation, die am 23. September 1810, also vor genau 200 Jahren, stattgefunden hat. ¹⁴ Einen willkommenen Anlass für ein Jubiläum dürfte sie freilich kaum darstellen, denn es hagelte Kritik. Bemängelt wurde zum Beispiel »*der Mißbrauch, daß die Kinder mit 8 und 9 Jahren zur hl. Kommunion giengen*« – eigentlich sollte die Erstkommunion erst nach der Schulentlassung stattfinden, also wenn die Kinder etwa

14 Jahre alt waren. Kritisiert wurde auch, dass die »Frühmesse ohne Homilie, die Predigt vor dem Amte, und das Amt mit lateinischem Chorgesang« stattfinden, dass Vesper und Requiem lateinisch gehalten werden und dass eine Sebastiansbruderschaft existiert. Auch die Gewohnheiten, am Karsamstag Holz zu weihen, bei Gewittern die Glocken zu läuten oder nächtliche Totenwachen zu halten, stießen dem Visitator sauer auf.

All dies, und noch einiges andere mehr, widersprach den Regelungen in der neuen Konstanzer Gottesdienstordnung, die im Jahr 1809 in Kraft getreten war.¹⁵ Diese Gottesdienstordnung stand völlig im Zeichen der katholischen Aufklärung – Generalvikar Ignaz Heinrich von Wessenberg war dafür verantwortlich – und wollte nicht weniger als eine durchgreifende Liturgiereform. Die Menschen sollten sich aktiv beteiligen, sie sollten die liturgischen Handlungen verstehen, und sie sollten alles unterlassen, was nicht eindeutig nützlich oder vernünftig war.¹⁶ Der Visitator ließ den Pfarrer, den Kaplan – und zugleich auch Vogt und Stabhalter, also die Spitzen der Kommunalverwaltung! – eine von ihm vorbereitete Erklärung unterschreiben. Sie sähen ein, dass »der teutsche Ritus bey Ertheilung der Sakramente, [wie] auch der teutsche Gesang für Regung des Gefühls passender sey« als der lateinische. Daher verpflichteten sie sich, die liturgischen Neuerungen möglichst rasch umzusetzen, um so den Gottesdienst »mehr lehrreicher und erbauender« zu machen.¹⁷

Das Konstanzer Ordinariat bekräftigte die Anordnungen des Visitators mit einem Schreiben vom 15. Dezember 1810. Man erwarte, dass die kritisierten Missstände abgestellt und »überhaupt in Hinkunft Alles nach der bischöfl[ichen] Gottesdienstordnung und den übrigen bischöfl[ichen] Verordnungen werde gehalten werden.«¹⁸ Bis zum Weihnachtsfest 1810 hat es allerdings mit der Umsetzung dieser Dienstanweisung wohl nicht mehr geklappt.

Auch ein paar Jahre später, 1816, musste Pfarrer Franz Joseph Berger¹⁹ – der seit bald 40 Jahren in Immenstaad wirkte – zugeben, dass noch nicht alles im Sinne der geistlichen Obrigkeit geregelt war. Nur ein Detail sei angeführt, das für die Geschichte der Kirchenmusik in Immenstaad besonders interessant ist: »An Höheren Festtügen«, schreibt Pfarrer Berger, »ist noch etwas instrumental Musig mit Geigen und blasenden Instrumenten, an ordinari Sonntügen und Festtügen wird (...) die teutsche Meeß mit der Orgel gesungen.«²⁰ Ganz so schnell, wie sich die Bistumsleitung um Wessenberg das vorgestellt hatte, ließ sich die Liturgiereform also offenbar nicht in die Praxis umsetzen.

V. ZWISCHEN AUFKLÄRUNG UND ULTRAMONTANER WENDE – IMMENSTAAD UM DAS JAHR 1850

Machen wir nun einen zeitlichen Sprung in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Das Bistum Konstanz war zwischenzeitlich untergegangen, und das Erzbistum Freiburg konnte mittlerweile schon auf ein Vierteljahrhundert Geschichte zurückblicken. Im neuen Erzbistum war kirchenpolitisch und theologisch zunächst die aufgeklärte Konstanzer Linie bruchlos fortgeführt worden. Inzwischen jedoch hatte die »ultramontane« Wende ein-

gesetzt – heutige Politiker würden vielleicht von der »geistig-moralischen Erneuerung« sprechen. Die Reform der Reform war also bereits in Gang, obwohl die ab 1809 versuchten Neuerungen längst noch nicht überall in vollem Umfang angekommen waren. Immenstaad macht da, den Visitationsakten aus dem Jahr 1852 zufolge, keine Ausnahme:

Gepredigt werde, so gibt Pfarrer Joseph Simon Sättele²¹ an, in aller Regel vor dem Amt – und das, obwohl schon mehr als vierzig Jahre zuvor vom Ordinariat angeordnet worden war, dass der rechte liturgische Ort für die Predigt nach dem Evangelium sei.²² Auch in Sachen Kirchenmusik sah es fast so aus wie rund ein halbes Jahrhundert zuvor: Gewöhnlich werde »Figural Musik« aufgeführt, »hie und da Chor-Gesang unter dem Amte, aber kein Volks-Gesang«. Diese Angabe könnte übrigens – dies nur nebenbei – die Vermutung nahelegen, Pfarrer Berger habe im Jahr 1816 nicht ganz wahrheitsgemäß berichtet, sondern das geschrieben, von dem er annahm, dass man es höheren Orts gerne lesen wollte. Doch das ist ein anderes, zeitlos aktuelles Phänomen, das hier nicht zur Debatte steht.

Stattdessen sei noch ein wenig aus dem Bericht von Pfarrer Sättele zitiert, aus dem wir viel Interessantes über das Leben in der Pfarrei vor anderthalb Jahrhunderten erfahren können. Pfarrer Sättele, in Stephansfeld geboren, war, wie die meisten Priester seiner Generation, stark von den Ideen der Aufklärung geprägt, die ihm im Meersburger Priesterseminar vermittelt worden waren. Zugleich kannte er die »guten alten Zeiten«, als das Klosterleben noch blühte – beispielsweise nahe seiner Heimat, in Salem. Diese Spannung zwischen barocker Fülle und aufgeklärt-rationaler Nüchternheit lässt sich auch im Alltag der Pfarrei Immenstaad wiederfinden, wie Pfarrer Sättele ihn beschreibt.

An Sonntagen war morgens um sechs Uhr eine Andacht mit »Rosenkranz und Litanie«, die von denjenigen besucht wurde, die später während des Hauptgottesdienstes das Haus hüten mussten. Um halb Neun gab es die Predigt und anschließend das Hochamt. Um ein Uhr nachmittags fand die Christenlehre statt, gleichzeitig für Schulkinder und Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr. Um zwei Uhr schloss sich die Vesper an, die in der Regel deutsch gesungen wurde, und zwar, so Pfarrer Sättele, »nach dem Konstanzer Bisthums Gesangbuche des Herrn von Wessenberg«. An Feiertagen war die Gottesdienstordnung im Prinzip gleich, nur die Christenlehre fand nicht statt.²³ Aus heutiger Sicht ist das ein ziemlich volles Programm und dürfte vor allem den Jüngeren unter uns recht befremdlich vorkommen, während mancher Ältere Ähnliches noch selbst erlebt hat.

Andere gottesdienstliche Bräuche hingegen unterscheiden sich deutlicher vom heute Üblichen. Zwei Beispiele mögen genügen, vorgestellt in Pfarrer Sätteles eigenen Worten:

»Alle Pfarrangehörigen beichten an Ostern und empfangen das hl. Abendmahl in der Pfarrkirche in folgender Ordnung: 1.) der geheuratheten Weibspersonen, 2.) der ledigen Mannsbilder, 3.) der ledigen Weibspersonen, 4.) der verehlichten Mannspersonen, 5.) der Schüler. Widerspänstige sind keine vorhanden.«²⁴

»Außergewöhnliche Bethstunden sind (...) an der Hagelfeier /; Johann u. Paul /; an der Danksagung für die Ernte, an der Danksagung für die Weinlese, allemal drei Stund. Morgens von 6–7 Uhr die ersten zwei Rosenkränze mit Litanei; von 9–10 Uhr der dritte Rosenkranz, dann gesungenes Amt; von 2–3 Vesper, dann ein Rosenkranz mit Litanei, alles coram ciborio. Die Hagelfeier ist am Tag selbst, die Danksagung für den Herbst an Martini, die Danksagung für die Ernte am ersten Sonntag im September.«²⁵

Werktags gab es eine stille Messe, sofern nicht aufgrund einer Jahrtagstiftung ein Amt gesungen werden musste. Die Schulkinder besuchten die Messe täglich, wobei Pfarrer Sättele im Winter 1851/52 die Neuerung eingeführt hatte, dass die Schüler zweimal pro Woche »kurze Messgesänge« singen mussten. Zudem kündigte er an, demnächst »das Vorbethen durch eines der Schulkinder« einzuführen.²⁶

Doch bei der Visitation wollte die Bistumsleitung noch sehr viel mehr über die Pfarrei und die Gemeinde wissen. Darunter waren auch Dinge, die nach heutiger Einschätzung weder den Pfarrer und schon gar nicht den Bischof etwas angehen. »Der Mesner«, so schreibt Pfarrer Sättele, »führt sich gut auf, ebenso der Lehrer.«²⁷ Selbstverständlich stehen Mesner als Kirchenbedienstete noch heute unter verschärfter Beobachtung, und für die Schulaufsicht war seinerzeit der Pfarrer zuständig. Doch damit nicht genug:

»Der sittliche Zustand der Gemeinde ist befriedigend«, berichtet der Pfarrer weiter, »die Sonntagsfeier wird ohne Tadel gehalten«, und »hier wird nicht zu oft getanzt – wegen Geldmangel«. Ein »öffentliches Ärgerniß« bestehe nicht, auch gebe es weder »feindselige Parteien« noch »getrennte Eheleute«. »Schwärmerische und Sitten verderbende Schriften« seien ihm keine untergekommen, allerdings seien in der Revolutionszeit »staatsverderbliche Schriften« gelesen worden. Überhaupt hätten »die schlechten Grundsätze der Republikaner anno 1848 und 1849« einen »sehr nachtheiligen Einfluß auf den religiös-sittlichen Zustand der Gemeinde« ausgeübt, doch sei davon glücklicherweise inzwischen nichts mehr wahrzunehmen.²⁸

»Pietistische Conventikel«, so Pfarrer Sättele weiter, seien ihm keine bekannt, und – jetzt wird's politisch unkorrekt – auch eine andere Gefahr für das Seelenheil der überwiegend katholischen Einwohner von Immenstaad schien inzwischen vorüber: »Ein evangelischer Reiseprediger kam aus Württemberg hieher, und predigte den hiesigen Protestanten etwa zweimal in einem Privathause, wo aus Neugierde auch einige hiesige Katholiken erschienen. Seit längerer Zeit kommt er nicht mehr hieher.«²⁹

Liest man den Bericht von Pfarrer Sättele, so scheint in der Pfarrei Immenstaad im Jahr 1852, nachdem er über 25 Jahre dort gewirkt hatte, alles im Wesentlichen in Ordnung gewesen zu sein. Der Visitor allerdings, Dekan Athanasius Stöhr aus Weildorf, war ein gestrenger Herr und fand bei der Visitation, die dann im Dezember 1853 stattfand, so Manches zu bemängeln.³⁰ Nur zwei der dreizehn Punkte, die er aufzählte, seien benannt: Die Christenlehre müsse »von den Kindern« – so nannte sie der Dekan ausdrücklich – »bis zum 20. Lebensjahr besucht werden«, und die »Christenlehroversäumnisse sind künftig dem Bürgermeisteramte zur Bestrafung zu übergeben«.³¹

VI. BEINAHE GEGENWART, UND DOCH SO FERN – VISITATIONSERGEBNISSE IM 20. JAHRHUNDERT

Den Abschluss meiner Ausführungen sollen nun ein paar kleine Mosaiksteinchen für die noch ungeschriebene Pfarreigeschichte des 20. Jahrhunderts bilden. Am 28. November 1934 hatte wieder eine Kirchenvisitation stattgefunden, zum ersten Mal nach Beginn der nationalsozialistischen Diktatur. Pfarrer Müsle war seit rund sechs Jahren in Immenstaad tätig und hatte, wie ihm das Erzbischöfliche Ordinariat bestätigte, »mit Eifer gearbeitet und gesucht, den Stand des religiösen Lebens (...) zu heben« – was ihm teilweise gelungen zu sein scheint. Allerdings habe er selbst darüber geklagt, »dass namentlich auch bei jungen Eheleuten unchristliche Ehesitten herrschen, so dass die Geburtenzahl sehr gering ist« – ein Patentrezept gegen diesen Missstand kannte man freilich auch in Freiburg nicht.³²

Nein, Handlungsbedarf sah das Ordinariat an anderer Stelle und gab folgende Anweisungen: »1. Der Seelsorger möge sich in seinen Predigten aller politischen Anspielungen enthalten, da ihm dies schon Schwierigkeiten bereitet hat. 2. Es wollen die Verhandlungen mit der Gemeinde wegen Anstellung einer Aufsichtsperson für den Gottesdienst aufgenommen werden, da wir eine solche für sehr notwendig halten« – offenbar stand es um die Disziplin im Gottesdienst nicht zum Besten.³³

Die nächsten beiden Visitationen fanden im Abstand von jeweils fünf Jahren statt, am 4. Dezember 1939 und am 14. November 1944.³⁴ In diesen zehn Jahren hatten sich die gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen geradezu dramatisch verändert, was selbstverständlich Auswirkungen auf den »religiös-sittlichen Zustand« der Gemeinde hatte. Das wussten die verantwortlichen Herren im Ordinariat, was sie aber nicht daran hinderte, im Visitationsbescheid – den Erzbischof Conrad Gröber unterzeichnete – ausdrücklich darauf hinzuweisen. Pfarrer Müsle reagierte, wie eingangs schon angedeutet, sehr heftig auf die vermeintlichen Vorwürfe:

Immenstaad sei keine gewöhnliche Landpfarrei, schrieb er, sondern eine besonders schwierige. »In den letzten Jahren«, fuhr er fort, »wuchsen die Schwierigkeiten noch mehr an durch den Zuzug der vielen Arbeiter & Ingenieure und durch weltanschaulichen Druck. Wie vielen wurde der Kirchenaustritt nahegelegt! Wenn dann nur 9 in 8 Jahren austraten, so ist das kein Grund zur Kritik, sondern verdient eher Anerkennung (...). Dem hochwürdigsten Ordinariat wird auch bekannt sein, welche Hindernisse dem Besuch der sonntäglichen Gottesdienste in den Weg gelegt werden (Antreten der H[itler]-Jugend, BDM, des Volkssturmes, Abwesenheit der vielen Männer im Krieg, Mehrbelastung der Frauen...). Daß dem Einfluß des Pfarrers unter den augenblicklichen Verhältnissen Grenzen gezogen sind, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung.«³⁵

VII. SCHLUSS

Damit wollen wir diesen Überblick über die sechshundertjährige Geschichte der Pfarrei Immenstaad beenden. Selbstverständlich ist dies alles andere als eine abschließende Darstellung, gleichwohl aber können die angeführten Beispiele eine Ahnung davon vermitteln, wie viel man allein aus den Visitationsakten über die Geschichte der Pfarrei – und immer auch der politischen Gemeinde – erfahren kann. Heutige Politiker werfen Kirchenvertretern gern eine unzulässige Einmischung in die Politik vor, sobald sie sich zu Vorgängen außerhalb der Kirchenmauern äußern. Wenn die kirchliche Wissbegierde noch immer so weit ginge wie in früheren Jahrhunderten, dann wäre wohl des Schimpfens kein Ende mehr.

Die Pfarrgemeinde Immenstaad hat eine reiche und gut dokumentierte Geschichte, die es wert ist, nicht vergessen, sondern hin und wieder näher in den Blick genommen zu werden. So mögen diese Ausführungen bestätigen, was jeder Immenstaader schon immer wusste: »Immenstaad ist keine gewöhnliche Landpfarre.«

Anschrift des Verfassers:

Dr. Christoph Schmider, Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Schoferstr. 3,
D-79098 Freiburg/Breisgau, eMail: christoph.schmider@ordinariat-freiburg.de

ANMERKUNGEN

* Überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung des am 17. Januar 2010 beim Neujahrsempfang der politischen Gemeinde Immenstaad gehaltenen Vortrags.

2 EAF, B4/5455, Schreiben des Pfarramts Immenstaad vom 19. März 1945.

3 Herman Karl Müsle (1875–1949), seit 1928 Pfarrer in Immenstaad. Vgl. EAF, Priesterkartei (dort, wie auch bisweilen in den Akten, »Müßle« geschrieben!).

4 Wie Anm. 2.

5 Necrologium Friburgense 1949, in: FDA 71 (1951), S. 229.

6 EAF, B4/5455, Schreiben des Erzb. Ordinariats (Erzbischof Conrad Gröber) vom 4. April 1945.

7 Vgl. ZEEEDEN, Ernst Walter (Hrsg.): Repertorium der Kirchenvisitationsakten aus dem 16. und 17. Jahrhundert in Archiven der Bundesrepublik Deutschland. Band 2: Baden-Württemberg, Teilband I (hrsg. von Peter Thaddäus Lang), Stuttgart 1984.

8 Vgl. hierzu GÖSSLI, Anton / BANNWART, Josef:

Die Protokolle der bischöflichen Visitationen des 18. Jahrhunderts im Kanton Luzern (Luzerner Historische Veröffentlichungen, Band 27), Luzern, Stuttgart 1992, S. 13–33.

9 Vgl. ZEEEDEN (wie Anm. 7), Register.

10 EAF, Ha 61, fol. 110 r.

11 EAF, Ha 70, fol. 529 r.

12 Vgl. EAF, A1/680 bis 682.

13 Für die Zeit von etwa 1750 bis 1827 siehe EAF, A1/680 bis 682, ab dem Zeitpunkt der Errichtung des Erzbistums Freiburg sind die Generalakten des Erzb. Ordinariats Freiburg zu konsultieren (EAF, B2–16–8 und B2–16–9).

14 EAF, A1/711.

15 »Allgemeine Gottesdienstordnung für alle Rheinischen Bundeslande des Bistums Konstanz« vom 16. März 1809.

16 Zu Geschichte, Inhalt und Bewertung dieser Gottesdienstordnung siehe KELLER, Erwin: Die Konstanzer Liturgiereform unter Ignaz Heinrich von Wessen-

- berg, in: FDA 85 (1965), S. 7–526, insbesondere S. 377–462. Ebd. S. 377–382 ist die Gottesdienstordnung im vollen Wortlaut abgedruckt.
- 17 EAF, A1/711.
- 18 EAF, A1/711.
- 19 Franz Joseph Berger (1754–1823), seit 1779 Pfarrer in Immenstaad. Vgl. »Schematism des Bisthums Constanz 1821«, S. 51, sowie Totenbuch Immenstaad.
- 20 EAF, A1/712.
- 21 Joseph Simon Sättele (1787–1855), seit 1824 Pfarrer in Immenstaad. Vgl. EAF, Priesterkartei.
- 22 Vgl. Gottesdienstordnung (wie Anm. 15), Abschnitt II »Der pfärliche Hauptgottesdienst«. Zitiert bei Keller, Liturgiereform (wie Anm. 16), S. 378.
- 23 EAF, B4/5455, Beantwortung der Visitationsfragen vom 14. Juli 1852.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd.
- 28 Ebd.
- 29 Ebd.
- 30 Athanasius Stöhr (1810–1877), seit 1848 Pfarrer in Weildorf und Dekan des Dekanats Linzgau. Vgl. EAF, Priesterkartei.
- 31 EAF, B4/5455, Visitationsbericht von Dekan Stöhr vom 12. Dezember 1853, Nr. 9 und 10.
- 32 EAF, B4/5455, Visitationsbescheid vom 18. Januar 1835.
- 33 Ebd.
- 34 Vgl. EAF, B4/5455.
- 35 EAF, B4/5455, Schreiben des Pfarramts Immenstaad vom 19. März 1945.

Natalie A. Holtschoppen

EDUARD SCHLEGEL

Anmerkungen zu einem Wohltäter der Stadt Isny und zur Schlegelschen Schulstiftung

Während zur Geschichte der ehemals Freien Reichsstadt Isny umfassende Darstellungen vorliegen, stehen Untersuchungen zu einzelnen Personen, welche die Geschicke der Stadt mitbestimmten, aus. Der Isnyer Handelsherr Leonhard Schlegel, der zunächst Zimmermann war, legte Ende des 18. Jahrhunderts den Grundstein für ein erfolgreiches Unternehmen zur Leinwandherstellung und des Seidenhandels. Bis 1830 führte sein

Sohn Eduard¹ das Unternehmen weiter. 1834 ging die Schlegelsche Fabrik in den Besitz der Isnyer Seidenzwirnerie und -färberei Christoph Ulrich Springer über.² Sowohl Leonhard Schlegel als auch sein Sohn engagierten sich durch finanzielle Zuwendungen und Stiftungen in der Armenfürsorge der Stadt Isny.

Nach einem kurzen biografischen Überblick über Leonhard und Eduard Schlegel sollen in diesem Beitrag erste Erkenntnisse zur Geschichte der Schulstiftung E. Schlegels im Mittelpunkt stehen.

DAS HAUS DER FAMILIE SCHLEGEL

Seit 1781 war das Haus in der Wassertorstraße 13 im Besitz der Familie Schlegel. Später wurde es unter anderem als evangelisches Pfarrhaus und Kultur-



Abb. 1: Das Haus der Familie Schlegel in der Wassertorstraße 13 in Isny⁴

haus genutzt. Heute ist das Wohn- und Geschäftshaus im Besitz der Familie Bucher. Als in späterer Zeit der Boden des Wohnhauses ersetzt wurde, fand man unter den Dielen einen Brief Leonhard Schlegels:

»Isny, den 22 July 1793, und dieses ist der Tag, an welchem mein Sohn Eduard Schlegel just 6 Jahr alt ist.

Ich [...] Leonhard Schlegel habe dieses Haus [...] vom Löblichen Magistrat versteigerungsweiß gekauft den 26^{ten} Juny 1781, bin da eingezogen am 21^{ten} July 1781. Und heute, da ich einen neuen Stubenboden legen laße, will ich die Gelegenheit nicht versäumen, demjenigen Inhaber dieses Hauses, welcher wider[!] einen neuen Stubenboden legen laßen wird, meinen freundlichen Gruß zu vermelden, und ihn meines guten geneigten Willens zu versichern. Ich hoffe, daß dieser mein herzlicher Gruß dem Gegrüßten wahre Freude machen wird – wenigstens hätte es mich gefreut, wenn ich heute einen solchen Gruß unter den Fleken gefunden hätte.

Ich lege hier ein zwölfkreuzerstück bey, dafür soll der Schreinermeister und sein Gesell, welche den neuen Stubenboden legen werden, gutes braunes Bier einkaufen, und auf meine Gesundheit trinken – und sollte ich alsdann schon 50 Jahr vermodert seyn, so sollen sie doch auf meine Gesundheit trinken – bey Verlust meiner Gnade, Gunst und Gewogenheit.

Leonhard Schlegel manu proprio

Andreas Dauscher, Secretarius

Anna Catharina Schlegel, Hausfrau

Helena Barbara Schlegel, Tochter [...].«³

LEONHARD SCHLEGEL

Der Isnyer Herrschaff Leonhard Schlegel (*14.2.1746 in Isny, †10.11.1824 in Neapel) gehörte dem Deutschen Handels- und Gewerbeverein an.⁵ 1872 schreibt Christian Springer, Sohn des Christoph Ulrich Springer, über Leonhard Schlegel⁶ in einem Gedächtnisprotokoll:

»Leonhard Schlegel, der Vater, errichtete in den 1790. Jahren in seinem Geheimbuch einen Armenfonds, der jährlich durch gewisse freiwillige Einlagen aus seinem Erwerb vermehrt werden sollte, dagegen wurden aus demselben verschiedene Ausgaben, wie z. B. an Weihnachten für Arme, sodann für andere nützliche und wohlthätige Zwecke zum Besten der Angehörigen der Stadtgemeinde Isny bestritten. Dem Sinn des Vaters gemäß, was er im Geheimbuch wörtlich zur Nachachtung unterschrieb, sollte der Betrag oder resp. Überschuß dieses Armenfonds s. Z. oder nach seinem Ableben einer Armenpflege der Stadt Isny zugetheilt werden. Die bedeutenden Ausgaben aus diesem Armenfonds werden im Geheimbuch verzeichnet sein, auch wird daraus zu ersehen sein, zu welchen speziellen Wohlthaten die Gelder [...] verwendet worden sind, während des Zeitraums der Anwesenheit des Vaters Leonh. Schlegel zu Isny bis im Jahr 1811 – Zeit oder Epoche, wo derselbe nach Neapel abreiste. Ohne Zweifel disponiert derselbe von Neapel aus mehr oder weniger speciell noch längere Zeit über dieselben, oder überließ der



Abb. 2: Leonhard Schlegel mit einer bunten Borte in der Hand (er war auch Posamentierer), im Hintergrund der Vesuv¹³

Familie [: dem Sohn, der Gattin; die Tochter Helene Barbara Sulzer war damals in der Schweiz verheirathet, kam aber mit ihrem Gatten 1814 nach Isny zurück:] die specielle Verwendung der zur Wohlthätigkeit bestimmten Gelder, unter Hinweisung auf die Vorgänge, oder neu ertheilten Instructionen, wie es namentlich 1817 im theuren Jahr der Fall gewesen sein mag, wo er auf Anfrage die Antwort ertheilt habe »Je größer die Noth, desto größer das Brod⁷, was sich auf die damals und früher stattgehabte Austheilung von Brod an die Armen u. Nothleidenden in Isny bezog, sobald das Malter Korn über 24 f – im Preise stieg [...].«⁸

EDUARD SCHLEGEL – BIOGRAFIE

Über seinen Sohn Eduard Schlegel⁹ sind nur wenige biografische Daten bekannt. Aus der Ehe mit Katharina Mendler¹⁰ gingen sechs Kinder hervor, von denen 1830 noch ein Sohn und drei Töchter lebten. In zweiter Ehe heiratete Schlegel am 15.5.1827 Magdalena Wartmann.¹¹ Aus dieser Ehe stammten ein Sohn und eine Tochter.¹²

Stadtpfarrer Schönnamtsgruber betonte in der Leichenrede¹⁴ für E. Schlegel die Wohlthätigkeit desselben besonders in den wirtschaftlich schwierigen Jahren 1816 und 1817. Beispielsweise ließ Schlegel 1817 jedem Armen und jedem Kind eines solchen wöchentlich einen Laib Brot zukommen.¹⁵ Darüber hinaus ließ er es nicht an Geldspenden fehlen.¹⁶ 1818 wurde unter anderem mit Hilfe der Familie Schlegel im Spital eine Suppenanstalt eingerichtet¹⁷, zu deren Unterhalt Schlegel wöchentlich 2 Kronentaler spendete. So klagte Stadtpfarrer Schönnamtsgruber an E. Schlegels Grab: »Wie schwer muss es also fallen, den Vollendeten in seinen[!] gemeinnützigen und wohlthätigen Wirken hier auf immer entbehren zu müssen [...].¹⁸ Er hoffte jedoch: »Sie werden es mir daher nicht verargen, wenn ich dadurch einen lindernden Balsam in die Wunden derer gieße, die einen edlen Wohlthäter verloren haben, dass ich Sie herzlich bitte, noch ferner das Werk des Wohlthuns mit Weisheit fortzusetzen, das der Vollendete angefangen hat.«¹⁹ Die Verbindung Schlegels zu Schönnamtsgruber scheint recht eng gewesen

zu sein, denn nachdem E. Schlegel und seine Schwester Helena B. Sulzer²⁰ vom 8.10.1823 bis 8.4.1824 den Vater besuchten, der seit 1811 in Neapel lebte, ließ der Stadtpfarrer anlässlich der wohlbehaltenen Heimkehr der Geschwister sogar ein Gedicht drucken.²¹

Auch die Verwandten hoben E. Schlegels Bedeutung für die Stadt Isny in einigen Gedichtzeilen hervor: »Mit Gütern hat der Herr ihn hier gesegnet/ Doch haben sie ihn niemals stolz gemacht/ Nur Gutes hat er damit ausgerichtet/ In manche Hütte Glück gebracht/ [...] Die Armen weinen bei dem offenen Grabe/ Auch sie betrübt des Edeln früher Tod/ Denn, wie vom Himmel duzu[!] auserkohren/ Hat er gemildert ihre Noth/ [...] Die späte Nachwelt wird von seinen Werken/ Noch edle Früchte reifen seh'n.«²² Am 20.9.1930 erinnerte Stadtpfarrer Siegle: »Vor 100 Jahren starb hier Herr Eduard Schlegel, Kaufmann und Inhaber der hiesigen Seidenfabrik und Baumwollweberei, Sohn des [...] Handelsherrn Leonhard Schlegel [...]. Diese um das Gemeinwohl der Stadt so hochverdiente Familie Schlegel, welche auch für die Armen beider Konfessionen stets eine offene Hand hatte, soll hier nicht unvergessen bleiben. [...] Heute, an dem vor 100 Jahren erfolgten Begräbnis des Herrn Eduard Schlegel, als letzten in Isny, soll ihm dankbar und in allen Ehren gedacht sein.«²³

DIE SCHULSTIFTUNG EDUARD SCHLEGELS

1724 bestimmte Eduard Schlegel eine Schulstiftung zur Errichtung einer Elementarschule, die ab 1826 bestand und bis 1830 in seinem Privathaus Quartier fand. Die Schulstiftung erhielt 10000 Gulden als verzinsliches Kapital.²⁴ Bis zu seinem Tod besoldete Schlegel den Elementarlehrer aus eigenen Mitteln. Dann erfolgte die Besoldung durch die Pfleger seiner Kinder und aus Mitteln der Schlegelschen Fabrik, bis diese 1834 aufgelöst wurde.²⁵

»[...] Auszug aus dem Testament des Herrn Eduard Schlegel gewesenem Kaufmanns von hier 5^{ten} Junii 1830²⁶

Der Pflieg Conto soll aus meinem Vermögen auf 10/M. ausgefüllt, und dieses Capital gut und sicher angelegt werden²⁷; der Zinß davon soll zu Besoldung eines Elementarschullehrers und wenn er hinreicht, einer Industrielhrerin²⁸ verwendet werden, deren Wahl den Pflegern meiner Kinder und andere Personen, welche die Pfleger zu ernennen haben, überlassen werden soll. Der Lehrer und die Lehrerin sollen stets Personen seyn, auf deren Redlichkeit und Religiosität zu bauen ist, damit die ihrem Unterricht anzuvertrauenden Kinder Gutes lernen, und in der wahren Bibellehre befestigt werden können. Die Entlassung solcher Personen und die Anstellung Anderer soll ebenfalls dem Committé der Pfleger meiner Kinder anheim stehen. Und wenn von Obrigkeitwegen oder sonst Miene gemacht werden sollte, die obige Vollmacht den Pflegern oder denjenigen Persohnen, die die Pfleger sich beygesellen oder zu Nachfolgern ernennen, zu entreißen, so sollen diese Macht haben das Legat auf andere Art zu [...] religiösen Zwecken in oder außer Isny zu verwenden.

Wenn es inzwischen die Pfleger meiner Kinder besser erachten, so darf der Pfliegconto meiner übrigen Hinterlassenschaft als Erbe für meine Kinder einverleibt werden, und statts des Legats von f. 10/M. soll man der Stadt Isny die Brehmenmühle verehren, jedoch mit dem ausdrücklichen Anhang,

daß die Brehmenmühle zu keinen Zeiten anderst als zu einem Spital, Krankenhaus oder Schulhaus verwendet werden darf. Im entgegen gesetzten Fall, er mag früh oder spät eintreffen, soll die Schenkung aufgehoben seyn, und diese Mühle wieder an meine Erben und deren Nachkommen zurückfallen. In dem Schenkungsbrief soll stehen, daß ich dieses Vermächtnis nicht in meinem, sondern im Namen meines seligen Vaters Leonhard Schlegel und zum Andenken an ihn gemacht habe, welcher gebohren wurde in Isny, den 14^{ten} Febr. 1746 und starb in Neapel, den 10^{ten} Novbr. 1824. und der sich als Sohn eines armen Zimmermanns durch Gottes Seegen und seinem Fleiß zur Wohlhabenheit empor arbeitete, und den Seinigen wie auch seiner Vaterstadt viel Gutes gethan hat. [...]

STREIT UM DIE ARMENSTIFTUNG EDUARD SCHLEGELS

Nach E. Schlegels Tod im Jahr 1830 zogen seine unmündigen Kinder nach Stuttgart.²⁹ »Und wenn von Obrigkeitwegen oder sonst Miene gemacht werden sollte, die obige Vollmacht den Pflegern oder denjenigen Persohnen, die die Pfleger sich beygesellen oder zu Nachfolgern ernennen, zu entreißen, so sollen diese Macht haben das Legat auf andere Art zu rein religiösen Zwecken in oder außer Isny zu verwenden.«³⁰ Der vom Stifter befürchtete Streit trat tatsächlich ein und konnte erst durch einen Vergleich beigelegt werden.³¹ Christian Springer schreibt:

»Der Vater Leonhard Schlegel [...] hinterließ seinem volljährigen Sohn Eduard Schlegel sein Vermögen unter Bestimmung, daß seiner Tochter ein gewisses ausgefolgt werde, und sie sich damit zu begnügen habe. Der Vater, freien Ansichten von früher her huldigend, band sich nicht sehr ans Religiöse. Das Gegentheil trat bei dem Sohn Eduard Schlegel ein, der, sei es aus welchen Gründen es wolle, sich wie bekannt, stark zum Pietismus neigte, und ohne Zweifel dieser Neigung gemäß handelte, was auf die Austheilung der Gelder des Armenfonds Einfluß gehabt haben mag. Der Sohn Eduard Schlegel starb 1830 und hinterließ ein legal gefertigtes Testament [...]. In demselben verfügte er über die Gelder des Armenfonds zu Gunsten einer Elementarschule, die er seit einigen Jahren her schon unterhielt, wenigstens den dabei angestellten Lehrer besoldete. Diese Schule, wenn nicht gerade von der ersten Nothwendigkeit, jedoch immer wohlthätig für die Stadt Isny, wurde s. z. mit Dank angenommen, und besteht seit 1826 bis dato. Die Tochter des Herrn Leonhard Schlegel, Frau Helene Barbara Sulzer in Isny und nach ihrem Ableben deren Erben namentlich Herr Pfarrer Ludwig sind nach dem Tode des H. Eduard Schlegel als Kläger gegen das von diesem errichtete Testament aufgetreten und wollen das Legat zugunsten der Stadt Isny [...] zu Unterhaltung der Elementarschule, sonach auch einer Industrieschule anfechten, und es nach den Bestimmungen im Geheimbuch von Herrn Leonhard Schlegel Vater aus, für die Armen verwendet wissen. Dieser Streit als Prozeß währt nun schon mehrere Jahre, und hat sich der Stiftungsrath vor einiger Zeit als Intervenient angeschlossen, jedoch nach dem Protokoll von diesem Jahr will er nur in Verbindung mit der Familie Sulzer den Prozeß führen lassen, da es, nach richtigen Ansichten, für den Stiftungsrath nicht schädlich ist, einen Prozeß zu führen, gegen eine Spendung, die jedenfalls nicht so ganz zu verwerfen ist, und weil im Testament des Herrn Eduard Schlegel dieser Spendung die Bedingung angefügt ist, daß, wenn man in Isny Miene machte, an seinem Legat etwas zu ändern oder selbigem eine andere Bestimmung zu geben, ein solches null und nichtig sei, und wieder

an seine Kinder zurückfallen solle. Obwohl nun der Stiftungsrath es lieber sehen würde, wenn es dahin gebracht werden könnte, daß ihm die Verwendung der f 10/M überlassen würde, um damit den Bestimmungen des Herrn L. Schlegel Vater Folge zu geben, zu Unterhaltung und Unterstützung von Armen und Nothleidenden, so ist derselbe anderseits doch nicht abgeneigt, um dem ferneren unangenehmen prozeßieren auszuweichen, zu versöhnlichen Maßregeln die Hand zu bieten, u. würde sich dahin erklären, die f. 10/M oder deren Zinsen zu Unterhaltung der bekanntermaßen bestehenden Elementarschule und ebenso einer Industrieschule zu verwenden [...] wenn ihm das Recht eingeräumt wird, den jeweiligen Lehrer zur Elementarschule selbst dem K. Consistorio vorzuschlagen, jedenfalls von Seite der E. Schlegelschen Pfleger ihnen kein Lehrer an dieser Schule aufgedrungen würde, da er aus Befürchten, er sei einer Secte zugethan, nicht annehmen könnte [...].«³²

Am 2.1.1834 mahnte das Königliche Oberamt in Wangen den Stiftungsrat in Isny, dass der Streit um die Schlegelsche Stiftung noch nicht beigelegt sei und forderte den Stiftungsrat auf, die Auseinandersetzung im Interesse der Gemeinde zu entscheiden und zu beenden.³³ Am 17.9.1834 schrieben die Pfleger der Schlegelschen Kinder an den Stiftungsrat, dass sie wegen des laufenden Prozesses das Kapital der Stiftung von Christoph Ulrich Springer verwalten lassen wollten.³⁴ C. U. Springer³⁵ war ab 1794 Lehrling im Handelshaus Schlegel. Als er 1834 die Schlegelsche Fabrik³⁶ erwarb, wurde ihm offenbar tatsächlich zugleich die Betreuung der Stiftung übertragen³⁷: »Dem Herrn Kaufmann Springer von hier als Pfleger der Kaufmann Schlegel'schen Schulstiftung dahier [...].«³⁸ Am 3.7.1839 erhielt die Industriellehrerin Veronika Ringmacher 22 Gulden und 30 Kreuzer »durch den Administrator der Schlegelschen-Schulstiftung Herrn C. U. Springer.«³⁹

C. U. Springer selbst ergänzte am 2. Januar 1841: »In Betreff der von dem wohlloblichen Verwaltungs-Actuariat dahier gestellten und von mir heute unterschriebenen Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben vom 10 September 1834 bis Ende Februar 1837 [...] findet sich der Unterzeichnete veranlaßt, folgende Erklärung der Rechnung beizutragen: Bey dem Ableben des Herrn Eduard Schlegel sollte das vom demselben gestiftete Capital zu einer Schulstiftung der Stadt Isny übergeben werden, da aber die Stadt sich anfangs weigerte, die Stiftung anzunehmen, damit an Zinsen nichts verloren gehe, so beauftragten die Pfleger der Schlegelschen Kinder den Kaufmann Christoph Ulrich Springer [...].«⁴¹ Springer wurden f 10 357,30 übergeben, der die Summe mit 4½ Prozent verzinste.

Der oben erwähnte Streit, der anfangs die Frage nach der Rechtmäßigkeit der Schulstiftung und dann die Frage nach dem Recht der Ernennung und Entlassung des Elementarschullehrers zum Thema hatte, wurde am 13. Dezember 1836 durch einen Oberamtsgerichtlichen Vergleich beigelegt:⁴² Der Lehrer wurde durch ein Komitee von sechs oder acht Personen bestellt oder entlassen. Das Komitee bestand aus ebenso vielen Mitgliedern des Stiftungsrats, wie es auf der anderen Seite aus den Pflegern oder der von diesen bestimmten Personen bestand. Bei Stimmgleichheit entschieden die Pfleger. Sollte die vom Stifter gewünschte Elementar- und Industrieschule aufgehoben werden, durfte das Stiftungskapital und die Zinsen nach Entscheidung der Pfleger zu anderen wohltätigen Zwecken verwendet werden, aber nicht außerhalb der Stadtgemeinde. Der Stiftungsrat hatte einen Verwalter zu bestellen, der über die Verwendung der Gelder öf-

LAUS DEO!

Kund und zu wissen sage hiemit allen denen, welchen es zu wissen nöthig ist daß ich Endsunterschriebener Christoph Ulrich Springer nach reiflicher Überlegung, und mit Anrathen meiner lieben Eltern, mich entschlossen hab bey hiesigem Herrn Leonhard Schlegel die Kaufmannschaft zu erlernen. Und zu diesem Ende, sind zwischen Herr Schlegel einerseits, und anderseits zwischen meinem lieben Vater und mir, folgende Bedingnisse verabredet und vestgesetzt worden.

- 1tens Verspricht Christoph Ulrich Springer dem Herrn Schlegel sechs Jahr als Jung zu dienen. Diese Lehrzeit hat den 21. März 1794 den Anfang genommen, und wird den 21. März 1800 sich enden.
- 2tens Wenn Herr Schlegel, den Gott lang bey Leben erhalten wolle, während meiner Lehrzeit sterben sollte, so werde ich bey seinen Erben meine Lehrjahre vollends aushalten.
- 3tens Verspreche ich dem Herrn Schlegel, daß ich mit Treue, Redlichkeit, unermüdetem Fleiß und Anstrengung aller meiner Kräften, nach meinem bestem Vermögen alles verrichten, beobachten, und thun werde, auch alles was ich erfahre, oder was mir zu wissen anvertraut wird, gegen jedermann die größte Verschwiegenheit beobachten, auch mich während der Lehrzeit dem Willen sowol meines Herrn als meiner Frauen unterwerfen werde.
- 4tens Verpflichtet sich mein lieber Vater, Gutsteher, Bürg und Zahler zu seyn für alle Untreue /: welche Gott jederzeit durch seinen guten Geist fern von mir halten wolle :/. Und über das ist auf erste Untreue plötzliche Verabschiedung von Herrn Schlegel angekündigt.
- 5tens verspricht hingegen Herr Schlegel mir während der Lehrzeit freye Kost und Logis zu verschaffen, auch mir mit gutem Rath, Lehr und Anweisung an die Hand zu gehen, damit ich mit der Zeit mein Stück Brod zu erwerben fähig seyn möge. Ich werde nie spazieren gehen, ausgenommen ich habe Erlaubnis von Herr oder Frau Schlegel. Und ich verspreche keine Wirthshäuser zu besuchen.
- 6tens für alle nöthige Kleider, Weißzeug und Waschen, werden meine lieben Eltern die ganze Lehrzeit über besorgt seyn; auch wenn ich nach dem Willen Gottes krank werden sollte, nähmen gleichfalls meine lieben Eltern mich in Pfleg und Wart und bezahlen die Unkosten. Doch sollte, nach Gottes Willen, mein lieber Vater während meiner Lehrzeit sterben, so schaft mir alsdann Herr Schlegel die Kleidung gegen billiger Verlängerung meiner Lehrzeit.
- 7tens Wenn ich bey Ende meiner Lehrzeit aus Herr Schlegels Diensten trette, so werde ich zwey Jahre als Comis in keine ander Handelsdienste treten dürfen als wo Herr Schlegel es für seine Handlung unschädlich erkennen und folglich wo er es erlauben wird. Herr Schlegel ist auch vorläufig ersucht mich alsdann in eine gute Schreibstube zu empfehlen, wenn es mein Wohlverhalten meritiren wird.
- 8tens Nach Verfluß der sechs Jahr hat kein Theil dem andern etwas hinaus zu zahlen, so bedungen wäre, als was Herr Schlegel dem Christoph Ulrich Springer auf Wohlverhalten versprochen nämlich vierzig bis fünfzig Gulden, anstatt einer Uhr oder eines Degens oder was sonst da oder dort einem auslernenden Jung geschenkt wird.

Zur Gültigkeit und redlicher Festhaltung und Erfüllung dieses Contracts haben die contrahierende Theile sich eigenhändig unterschrieben, ihr Pettschaft beygedruckt – und jedem Theil ist ein Exemplar zugestellt worden. So geschehen in Ißny den 25. Jenner 1795

Leonhard Schlegel
Johann Georg Springer
Christoph Ulrich Springer

Abb. 3: Abschrift des Lehrbriefs Christof Ulrich Springers⁴⁰

fentlich Zeugnis geben sollte. Bis dahin unterlag die Stiftung der Aufsicht durch den Staat. In die Verwaltung des Stiftungsfonds sollten sich die Erben E. Schlegels fortan nicht mehr einmischen und auf ein Aufsichtsrecht verzichten.

FORTGANG DER SCHLEGELSCHEN SCHULSTIFTUNG

Am 5. Mai 1878 und im Folgenden bis 1881 verzichteten die Nachkommen Schlegels⁴³ auf ihr Mitwirkungsrecht bei der Besetzung der Lehrerstelle der Elementarschule »für alle Zeiten zu Gunsten des evangelischen Stiftungsrates Isny, sodasß dem letzteren nunmehr ausschließlich das Nominationsrecht auf die III^{te} evangelische Schulstelle zusteht.«⁴⁴ Ihren Verzicht

leisteten sie aber nur unter der Bedingung, dass die Stiftung immer im Sinne des Stifters verwaltet würde.⁴⁵ Der Verzicht sollte auch das Berufungsverfahren zur Bestellung eines Lehrers vereinfachen.⁴⁶ Als mit Wirkung zum 1.10.1887 der Seminarlehrer Gottlob Schuon⁴⁷ zum Lehrer der Elementarschule ernannt wurde, erinnerte der Gemeinderat erneut an diesen Verzicht.⁴⁸

Am 27.2.1891 erfolgte der Beschluss des Gesamtstiftungsrates zur Übergabe der Schlegelschen Stiftung an die Verwaltung des Kirchengemeinderates und am 3.6.1892 trat derselbe die Verwaltung der Schulstiftung sowie die sieben weiterer Stiftungen an. »Nachdem durch Dekret vom 9. Sept. 1892 Schullehrer Luther nach Loffenau ernannt worden, wurde durch Konsistorialdekret vom 5. Oktober 1892 [...] der Stiftungsrat zur Ausübung der Nomination aufgefordert. Dagegen beanspruchte der Kirchengemeinderat wie schon zuvor in dem Beschluß vom 27. Sept. 1892 [...] über Belastung der 3. Schulstelle mit kirchlichen Funktionen, das Nominationsrecht [...] für sich.«⁴⁹ Dieses Recht übte der Kirchengemeinderat am 9.10.1892 erstmals aus.⁵⁰

ENDE DER SCHLEGELSCHEN SCHULSTIFTUNG?

Noch 1901 machte die Schlegelsche Schulstiftung den größten Teil der Besoldung des ev. Elementarlehrers aus. Die dazu gehörende Fruchtbesoldung wurde für die Jahre 1895/1900 wertmäßig auf 144 Mark festgesetzt, für welche ebenfalls die Schlegelsche Schulstiftung aufkam.⁵¹ Nach einem 1929 angelegten Wertpapierverzeichnis existierte die Schulstiftung mindestens bis zum 30.5.1940.⁵² Dokumente zur Auflösung der Elementarschule oder der Schulstiftung liegen nicht vor.

ANMERKUNGEN ZUR INDUSTRIESCHULE

Die im E. Schlegelschen Testament gewünschte Industrieschule bestand seit 1837.⁵³ Diese »Beschäftigungsanstalt«⁵⁴ nahm Kinder über sechs Jahren auf und wurde während des Sommers auch von Kindern wohlhabender Eltern besucht. Täglich sechs bis sieben Stunden wurde »von einer Bürgerstochter unter Aufsicht von 10 bis 12 Frauen« Unterricht erteilt. Nach dem Jahresbericht von 1850 nahmen 1849 zwischen 22 und 30 Freischülerinnen und zwischen 18 und 22 Mädchen, die Schulgeld bezahlten, am Unterricht teil. Vorrangig wurde Unterricht im Nähen und Stricken erteilt. Die in der Industrieschule erstellten Strümpfe, Schürzen, Tücher oder Hemden waren überwiegend für den Bedarf der Kinder bestimmt. So wundert es nicht, dass im Jahresbericht zu lesen ist: »Die Einnahmen der Industrieschule betragen (...) 105 Gulden, die Ausgaben 123 Gulden (...) Es ist (...) an Geld nichts vorhanden, wohl aber Materialien (...)«⁵⁵

Am 25.5.1837⁵⁶ schreibt Stadtpfarrer Schönnamtsgruber an den Stiftungsrat wegen eines Anliegens der Industrielhrerin Regine Wizemann. Dieser hatte der Stiftungs-

rat gekündigt, schuldete ihr aber nach Auffassung der Industrieherrin Geld: »[...] Es wird Ihnen erinnerlich seyn, daß während jenes angefangenen leidigen Prozesses der hiesige Stiftungsrath der Industrieherrin W. aufkündigte und diese Anstalt eingehen lassen wollte. Hierauf haben Sie als Herren Administratoren und Executoren des Eduard Schlegelschen Testamentes, wenigstens soviel ich weiß und mich erinnern kann, der Lehrerin Wizemann angerathen, dass sie noch bleiben und ihr Geschäft fortsetzen solle – damit war dann doch stillschweigend zugegeben, dass sie dafür auch werde belohnt werden.«⁵⁷ Am 16.6.1837 antwortet der Königliche Notar Hoffmans: »Der Unterzeichnete erinnert sich nicht, der in diesem Schreiben benannten Industrieherrin angerathen zu haben, länger zu bleiben, hat aber gar nichts dagegen, wenn der Wohlöbl. Stiftungsrath [...] dieselbe [...] für ihr längeres Bleiben eine Entschädigung bewilligt.«⁵⁸ Die Industrieherrin erhielt sodann als Entschädigung 15 Gulden und 17 Kreuzer. Den Erhalt dieses Betrags bestätigte Schönnamsgruber am 2.9.1837.⁵⁹

Am 26.8.1840 betonen die Erben in einem Schreiben an das Oberamt in Wangen, nur, wenn ein Rest der Zinsen des Stiftungskapitals bliebe, könne dieser zur Verwendung einer Industrieschule und einer Industrieherrin verwendet werden. Dies wäre 1839 nicht mehr der Fall, da der Stiftungsrat das Kapital nur noch zu 4 Prozent Zinsen angelegt habe. Die Erben heben hervor, dass sie sogar bereit waren, dem Elementarschullehrer Wohnung im Schlegelschen Hause zu geben, was aber das Oberamt Wangen abgelehnt habe. Die Stelle des Elementarlehrers könne nur so mit der Stiftung einer Industrieschule zu vereinbaren sein, dass zuerst die Elementarschule besetzt werden müsse und nur der Rest für die Industrieschule verwendet werden dürfe.⁶⁰ Weitere Zeugnisse zur Industrieschule sind zur Zeit nicht bekannt. Nachweislich bestand die Industrieschule bis 1850.⁶¹

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Natalie A. Holtschoppen, Mühlbachstraße 64, D-88316 Isny
eMail: a.holtschoppen@gmx.de

ANMERKUNGEN

- 1 Vgl. Wilhelm Schweizer, Archivar des evangelischen Kirchenarchivs in Isny: Vortrag über E. Schlegel anlässlich der Benennung der Förderschule in »Eduard-Schlegel-Schule« 1992, Evangelisches Kirchenarchiv Isny (im Folgenden E. K. I.), ohne Sig.
- 2 Vgl. KAMMERER, Immanuel: Isny im Allgäu. Bilder aus der Geschichte einer Reichsstadt, Kempten 1956, S. 191.
- 3 E. K. I., Sig. S 612. Auf der Rückseite: »Von Frau Apotheker Röhrle, geb. Schlegel erhalten; Isny, 10.12.1934 Karl Pfeilsticker.« (Stadtarchivar, Anm. d. Verf.). Die Familie Bucher hat 1994 an derselben Stelle wieder-

um einen Brief hinterlegt und die Kopie des Briefes von L. Schlegel hinzugefügt.

- 4 Zeichnung des Schlegelschen Hauses vom 6.8.1899 von Wilhelm Kieser. Fotografie von Heinz Bucher.

5 Vgl. KAMMERER (wie Anm. 2) S. 191.

- 6 ∞ 15.5.1775 mit Anna Catharina, geb. Sautter (*13.9.1746 in Arbon, †15.12.1816 in Isny), vgl. SCHÖNNAMSGRUBER, Christian Ernst: Einige Worte am Beerdigungstag des seligen Herrn Eduard Schlegel, Bürger und Kaufmann dahier, Isny 1830, E. K. I., Sig. S 616, o. S. Noch 100 Jahre später wird berichtet,

dass er der Stadt eine Feuerwehrspritze schenkte, E. K. I., Sig. S 611: »Isny, 20. März. Erinnerung an Isnys Wohltäter, Leonhard Schlegel [...]«.

7 Dazu KAMMERER (wie Anm. 2) S. 186.

8 SPRINGER, Christian: »Prozeßsache zwischen den Pflegern der Eduard Schlegelschen Kinder, den Erben der Frau Helene Sulzer u. [...] des Stiftungsraths zu Isny.« Das Dokument endet mit der Bekräftigung: »Obiges pro memoria [...] enthält genau dasjenige, was mir mein Vater [Christoph Ulrich v. Springer] mündlich öfter über diesen Gegenstand erzählt hat. Isny, den 1. August 1872 [...]«.

9 *22.7.1787 in Isny, †1830 in Isny.

10 ∞ 22.4.1817 Katharina Magdalena Mandler (*1799 in Leutkirch, †19.3.1826 in Isny) in Oberglatt bei St. Gallen, E. K. I., Sig. S 611.

11 *2.2.1806 in St. Gallen, †28.4.1862.

12 Auszug von Stadtpfarrer Rieber vom 6.6.1894, E. K. I., Sig. S 611, der hier die Familie Schlegel seit 1604 als steuerpflichtig in Isny nachweist.

13 Gemälde im ehemaligen Schlegelschen Haus. Fotografie von Heinz Bucher.

14 SCHÖNNAMSGRUBER (wie Anm. 6).

15 Stadtpfarrer Siegle in seiner Gedenkrede zum hundertsten Todestag Eduard Schlegels am 20. September 1930, E. K. I., Sig. S 611. Dazu auch KAMMERER (wie Anm. 2) S. 172 f.

16 Siegle (wie Anm. 15).

17 Ebd.

18 SCHÖNNAMSGRUBER (wie Anm. 6).

19 Ebd.

20 *28.2.1777, †21.6.1832.

21 SCHÖNNAMSGRUBER: Bei der glücklichen Rückkehr des Herrn Eduard Schlegel, Kaufmann dahier und seiner Frau Schwester Madame Helena Barbara Sulzer geb. Schlegel, welche am 8ten Oktober 1823 nach Neapel auf Besuch zu Ihrem Herrn Vater Herrn Leonhard Schlegel reisten und am 8ten April 1824 glücklich von dort zurückkamen. Zur Bezeugung seiner Freude gewidmet von Schönnamsgruber, Stadtpfarrer, Isny 1824.

22 Ausdruck der Wehmuth, der Dankbarkeit und Liebe an dem frühen Grabe des unvergesslichen Wohlthäters und Freundes, Herrn Eduard Schlegel, gestorben in Isni[!] den 17. September 1830, E. K. I., Sig. S 615. Ebenso VINCENZ, Anton R. (Bearb.): Chronik der Stadt Isny im Allgäu und Umgegend. Vom Jahr 200 bis 1854, Isny 1854, S. 136: »17. Septbr. Freitag Nachts 10 Uhr starb der edle Wohlthäter Herr Edu-

ard Schlegel, Kaufmann dahier; die ganze Stadt beklagte seinen Tod.«

23 SIEGLE (wie Anm. 15).

24 Ebd.

25 E. K. I., Sig. K 2058: »Schleglische Schulstiftung«.

Enthält am Schluss die Auflistung der Verwendung der Zinsen für das Jahr 1841 für den Elementarlehrer, den Lehrer, die Industrielhrerin und Mietkosten.

26 E. K. I., Sig. K 2055.

27 Das Stiftungskapital von f 10 000 wurde mit 4½ Prozent verzinst. Von den Zinsen erhielt der Lehrer f 300 im Jahr als Besoldung und die Miete für den Schulraum betrug f 30, vgl. »Stiftungs-Conto von H. Leonhard Schlegel in Isny«, E. K. I., ohne Sig. (August 1831 bis September 1834).

28 Nachweislich wurde ab 1837 eine Industrielhrerin eingestellt, E. K. I., Sig. K 2065, Jahr 1858, S. 6.

29 SIEGLE (wie Anm. 15).

30 Wie Anm. 26.

31 »Prozess zwischen den Pflegern der Eduard Schlegelschen Kinder, den Erben der Frau Helene Sulzer und dem Stiftungsrat zu Isny«, E. K. I., Sig. K 2055 (1830–1836).

32 Springer, Christian: »Prozeßsache zwischen den Pflegern der Eduard Schlegelschen Kinder, den Erben der Frau Helene Sulzer und [...] des Stiftungsraths zu Isny«, ebd. und vgl. Anm. 8.

33 E. K. I., ohne Sig.

34 E. K. I., ohne Sig.

35 Vgl. STADELMANN, Martin: Stolze Zeugen reicher Vergangenheit, in: 600 Jahre Freie Reichsstadt Isny 1365–1965, herausgegeben von der Stadt Isny im Allgäu, S. 37–43, S. 41. Der Lehrbrief befindet sich im Besitz der Familie Bucher.

36 SIEGLE (wie Anm. 15). Am 10.12.1834 wurde die Schlegelsche Handlung aufgelöst, E. K. I., Sig. K 2065, S. 6. Christoph Ulrich Springer (*1780, †1845) blieb nach seiner Lehrzeit zwei weitere Jahre im Hause Leonhard Schlegels. Anschließend bildete er sich zwei Jahre in Venedig fort. 1804 gründete er die eigene Firma C. U. Springer. Er handelte unter anderem mit Leinwand und Seidengarnen. Wegen seiner Verdienst um die Industrie und den Handel wurde er 1844 geadelt, vgl. EISELE, Karl-Friedrich: Geschichte, in: 600 Jahre Freie Reichsstadt (wie Anm. 35) S. 7–32, S. 30 f. 1844 stiftete Springer f 400 für die Errichtung einer Realschule, vgl. KAMMERER (wie Anm. 2) S. 196.

37 SIEGLE (wie Anm. 15).

38 E. K. I., Sig. K 2066b vom 18.7.1838.

39 E. K. I., Sig. K 2066b vom 11.6.1839.

- 40 Fotografie von Heinz Bucher.
- 41 E. K. I., Sig. K 2056 vom 2.1.1841 und ebenso K 2066b.
- 42 E. K. I., Sig. K 2065, S. 6ff.
- 43 E. K. I., Sig. K 2060 am 5. Mai 1878: Emilie Lettenmaier, geb. Schlegel, Lucie Schlegel, Franziska Schlegel und der Stuttgarter Notar Distel als Pfleger der minderjährigen Eugenie Schlegel, allesamt Kinder des Leonhard Schlegel aus Tettngang. In einzelnen Nachschriften auf dem Dokument verzichteten ebenfalls am 21.7.1881 Eduard Schlegel in St. Gallen, am 21.7.1881 Marie Schobinger, geb. Schlegel, am 23.7.1881 Philippine Beringer, geb. Schlegel, in Leipzig, am 12.8.1881 Catharine Liesching, geb. Schlegel und zuletzt in Stuttgart am 22.8.1881 Fritz Liesching im Namen seiner sieben Geschwister als Sohn der verstorbenen Helene Liesching, geb. Schlegel.
- 44 E. K. I., Sig. K 2065, S. 7 (spätere Ergänzung) und E. K. I., Sig. K 2060, Auszug aus dem Gemeinderatsprotokoll vom 30.9.1887, S. 127. Dem Stiftungsrat gehörte auch C. U. Springer an.
- 45 E. K. I., Sig. K 2060, Auszug aus dem Gemeinde-ratsprotokoll vom 21.10.1887, S. 95.
- 46 E. K. I., Sig. K 2060, Auszug aus dem Gemeinde-ratsprotokoll vom 11.10.1878, S. 91 mit einer Notiz vom 8.5.1878 wegen des noch ausstehenden Ver-zichts der Emilie Schlegel.
- 47 *5.10.1856 in Metzingen, Bürger in Haiterbach.
- 48 E. K. I., Sig. K 2060, Auszug aus dem Gemeinde-ratsprotokoll vom 30.9.1887, S. 127.
- 49 E. K. I., Sig. K 2065, ab Jahr 1858: »Vermerkung über den Übergang der Schlegelschen Schulstiftung in die Verwaltung des Kirchengemeinderats, Isny, Januar 1894.«
- 50 E. K. I., Sig. K 2065, S. 7 (spätere Ergänzung).
- 51 Vorhandene Rechnungsbücher: Jahre 1834–1837 (= E. K. I., Sig. K 2066b), Jahre 1838–1839 (= K 2062), Jahre 1839–1840 (= K 2064) und Jahre 1881–1926 (= K 2063).
- 52 Angelegt von Pfarrer Siegle, E. K. I., Sig. K 2061. Ebd. wird ein im Februar 1912 angelegtes Wertpa-pierverzeichnis aufbewahrt. 1939 wird die Stiftung bei der Reichsschuldenverwaltung in Berlin aufge-führt, vgl. ebd.
- 53 Vgl. Anm. 28.
- 54 Vgl. den »Jahresbericht über das Armenwesen auf Georgi 1850«, E. K. I., Sig. K 2948.
- 55 Ebd.
- 56 Vgl. Anm. 25.
- 57 E. K. I., Sig. K 2066b, Isny, 25.5.1837.
- 58 Ebd.
- 59 Im Jahr 1839 wird die Industriellehrerin Veroni-ka Ringmacher besoldet, die statt acht nun neun Gulden erhalten soll, E. K. I., Sig. K 2066b vom 11.6.1839. Am 3.7.1839 erhält sie eine weitere Aus-zahlung.
- 60 E. K. I., Sig. K 2057.
- 61 Vgl. Anm. 54.

Lucrezia Hartmann

VILLA ALWIND

»Perle am Bodensee«

Eine der schönsten und größten Villen am Lindauer Bodenseeufer ist Alwind. Fährt man auf dem Schiff zwischen Lindau und Wasserburg dem baumreichen Ufer entlang, so zieht überraschend eine barock anmutende Gartenanlage den Blick auf sich, deren Terrassen zu einem hochgelegenen imposanten Gebäude aufsteigen. Es ist Schloss oder Villa Alwind.¹

Die Villa verdient nicht nur als kunsthistorisch interessantes Objekt und Denkmal eine eingehende Betrachtung, sondern auch ihrer wechselvollen Geschichte und der

Besitzer wegen, die hier gelebt, gebaut und umgebaut haben. Je nach Bedürfnissen und Interessen wurde das Anwesen verschiedenartig genutzt und entsprechend verändert und geprägt. Die vorliegende Betrachtung beginnt nicht beim heutigen Zustand, sondern führt zunächst zu den Anfängen zurück.

Bis 1852 stand hier, an der Grenze zu Wasserburg, ein kleines Schösschen, das der Lindauer Patrizier und zeitweilige Stadtschreiber Johann von Höchst 1455 errichtet und Allwind genannt hatte. Der 1370 zum ersten Mal urkundlich erwähnte Flurname rührte *von seiner allen Winden preisgegebenen Lage* her.² Das Grundstück gehörte bis ins 19. Jahrhundert dem Lindauer Damenstift, die in der Literatur genannten wechselnden »Besitzer«

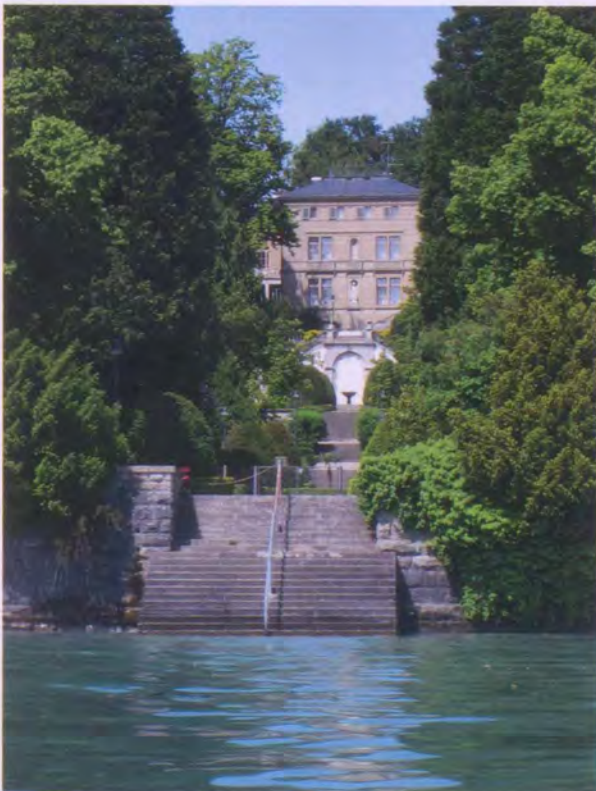


Abb. 1: Alwind vom See

kehrte er nach vier Jahren zurück.⁵ Er hoffte vielleicht, sich im milden Klima des Bodensees zu erholen, starb jedoch schon im Mai 1826, sodass es fraglich ist, ob er jemals in Alwind eingezogen ist. Nach seinem Tod fiel Alwind wieder an die Vorbesitzer.

Im Archiv des Spitals befindet sich eine 1740 von Isaac Som gezeichnete Landkarte mit dem Rebbau Allwind inmitten von Weinbergen und Obstgärten.⁶ Der dort dargestellte turmartige Anbau am dreistöckigen Wohnhaus mit hohem Giebeldach trägt zum burgartigen Charakter des ummauerten Gebäudekomplexes bei. Dicht darunter führt eine schmale Straße parallel zum Seeufer durch die Weinberge, die Vorgängerin der heutigen Alwindstraße.

BÜRGERLICHES SELBSTBEWUSSTSEIN

Ein Mitglied der Familie Gruber, nämlich Georg Gruber (1800–1861), beschloss um die Mitte des 19. Jahrhunderts, an der Stelle des alten Schösschens eine Villa zu errichten. Sein Vetter Friedrich Gruber hatte sich nur ein paar hundert Meter entfernt in Richtung Lindau seit den vierziger Jahren die Villa Lindenhof als Sommer- und künftigen Alterssitz bauen lassen, starb aber 1850 im Alter von nur fünfundvierzig Jahren. Daraufhin übernahm Friedrichs Bruder Adolf zusammen mit dem Vetter Georg die 1837 in Genua und Mailand gegründete Handelsfirma Friedrich Gruber & Co. Während Adolf Gruber im Palazzo S. Maria der Familie in Genua lebte, war Georg nach mehrjähriger Tätigkeit in Elberfeld und Manchester erst vor kurzem nach Lindau zurückgekommen und sollte – anfangs unterstützt von Friedrich Gruber – die hiesigen Geschäfte weiterführen. Er wohnte mit seiner Frau Wilhelmine Peill, die er in Elberfeld geheiratet hatte, in einem ererbten Gut auf der Bleiche, seit Friedrichs Tod jedoch lieber im sogenannten »kleinen Häusle«⁷ des Lindenhofs, weil es dort ruhiger ist als auf der Bleiche where we are rather a noisy sett of People⁸; als Teilhaber der Firma hatte er indes auch eine Wohnung im Genueser Palazzo.

Man weiß wenig über Georg Gruber. Friedrich Gruber, der den fünf Jahre älteren Vetter als Freund über alle Freunde schätzte, hat ihn in seinem Tagebuch liebevoll und für einen Dreiundzwanzigjährigen erstaunlich hellsichtig charakterisiert: Als Mensch betrachtet gehört Georg zu den wenigen die von der Natur auserkoren zu seyn scheinen um ihren Mitmenschen das Leben durch ihren Umgang angenehm zu machen. Es ist als wäre er mit dem Talente sich beliebt u. angenehm zu machen, geboren worden, u. eine sanfte willige Gutmüthigkeit leuchtet aus seinem ganzen Wesen gegen die alle studirte Gefälligkeit, alle erlernte Zuvorkommenheit nur ein schwacher Schatten erscheint. ... denn er hat ... einen hellen Geist u. eine sehr schnelle Fassungskraft. Er merkt zwar kritisch an, Georg sei eher leichtlebig und großzügig im Geldausgeben, lässt ihm aber doch Gerechtigkeit widerfahren mit dem Zusatz er fühlt tief dass er sich u. den Seinigen schuldet, seine Kräfte mit mehr Erfolg anzuwenden, u. nicht nur der Gegenwart sondern auch der Zukunft zu leben.⁹ Der geschäftliche Erfolg scheint nicht ausgeblieben zu sein.

Während Adolf den ererbten Lindenhof sukzessiv erweiterte und ausbaute, plante Georg die Umgestaltung von Alwind. Ob dabei ein Quentchen Wetteifer die Vettern beflügelte, ist denk-, aber nicht belegbar. Jedenfalls befanden sie sich als Bauherren »in guter Gesellschaft«: seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts hatten sich am Lindauer Bodenseeufer nicht nur wohlhabende Einheimische wie die Familie Pfister Sommervillen errichtet, sondern auch Fremde niedergelassen: sowohl Adelige und verdiente Münchner Hofbeamte – General Jakob Washington (Villa Giebelbach, 1821 ff.), wenig später Graf Otto von Quadt (Schloss Moos, 1836 und Villa Engel, 1854 ff.), Prinzessin Auguste von Toscana und ihr Gemahl Prinz Luitpold von Bayern (Villa Amsee, 1848 ff.) sowie Theodolinde von Württemberg (Villa Leuchtenberg, 1853 ff.) und Großherzog Ferdinand IV. von Toscana (Villa Toscana, 1859 ff.) – als auch erfolgreiche Kaufleute und Unternehmer wie der Tabakfabrikant Ferdinand von Lotzbeck (Villa Lotzbeck, fünfziger Jahre) oder später Cosmus Schindler (Villa Leuchtenberg, 1886 ff.) usw.¹⁰ Sie alle fühlten sich angezogen von der einzigartigen Lage, der reizvollen Landschaft und dem milden Klima der »Bayerischen Riviera« und genossen darüber hinaus die weite Sicht über das Wasser und die jenseits gelegene Uferlandschaft bis hin zum fernen Gebirge.

Über die Baugeschichte der Villa Alwind ist herzlich wenig bekannt, denn die Quellenlage ist äußerst dürftig, und es wurde z. B. nie untersucht, ob Fundamente oder gar aufgehendes Mauerwerk des alten Schlösschens für den Neubau benutzt worden sind. Das damals errichtete Gebäude ist in seiner ursprünglichen Gestalt weitgehend erhalten. Es ist asymmetrisch in drei Teile – Wohn- und Wirtschaftstrakt, dazwischen ein vorn und hinten zurückgesetzter Verbindungstrakt – gegliedert. Für den Gesamteindruck entscheidend ist der auf der Südseite vortretende Wohntrakt mit dort symmetrisch gegliederter Fassade, deren Mittelachse in den beiden Hauptgeschossen durch je eine Figurennische – in der unteren steht majestätisch die Göttin Athena – zwischen zwei Fensterpaaren betont wird. Im Erdgeschoss schließt sich östlich eine Veranda an, westlich eine dem Verbindungsbau vorgelagerte Terrasse mit Loggia. Auf der Nordseite markiert ein repräsentativer Säulenportikus den Haupteingang. Das flache Walmdach ist von einem kleinen Belvedere mit filigranem Eisengeländer gekrönt.

Die Wände sind aus Rorschacher Sandstein in rosa- und beigefarbenen Schichten gemauert. Fein gearbeitete Reliefs mit Laub- und Rankenwerk zieren das Sohlbankgesims zwischen erstem und zweitem Geschoss. Nur der nordwestlich gelegene Wirtschaftstrakt ist verputzt und im



Gartenfassade von Schloß Alwind nach dem Umbau 1988



Abb. 4: Südseite

Erdgeschoss mit Ziegelmuster bemalt. Die übrigen Gestaltungselemente – Fensterrahmen, Gesimse und Reliefs sowie der die Dachtraufe begleitende Rosettenfries – verleihen der Villa ihren spätklassizistischen Charakter ebenso wie der Eingangsportikus. Durch die Hanglage bedingt, gelangt man durch ihn ebenerdig zu den einstigen Wohnräumen, während sich seeseitig ein Sockelgeschoss unter die Beletage schiebt.

Laut Überlieferung wurde 1852 mit dem Bau begonnen. Tatsächlich lässt sich dies anhand zweier Dokumente bestätigen.

Ein farbig angelegter, freilich nicht signierter Plan im Maßstab 1:50 ist betitelt

mit *Landhaus auf Alwind von Hr. G. Gruber* und trägt auf der Rückseite den Vermerk *keine Einwände gegen den Bau von der Gemeindeverwaltung Hoyern, Schachen, 15 ten April 1852*; gezeichnet haben die Nachbarn Haug, Schielin, Brög und andere. Dargestellt ist der Grundriss des Erdgeschosses, der leicht in dem realisierten Bau zu erkennen ist und nur in wenigen Details davon abweicht.¹¹ Es ist nicht auszuschließen, dass der St. Galler Architekt Johann Christoph Kunkler den Plan gezeichnet hat.



Abb. 5: Veranda

Das zweite Dokument ist ein Katalog von über viertausend nummerierten Zeichnungen, den eben dieser Kunkler zwischen 1880 und 1884 angelegt hat. Die in fünfundfünfzig Mappen geordneten Blätter stellten laut Kunkler *das Produkt einer fast fünfzigjährigen Berufsthätigkeit* dar und sind mit *wenigen Ausnahmen von dem Unterzeichneten selbst oder von den auf seinem Baubureau beschäftigten Gehülften entworfen und ausgeführt* worden.¹² Das gesamte Konvolut hat Kunkler als *Mustersammlung für Architekten und andere Berufe des Baugewerbes* 1884 dem Industrie- und Gewerbemuseum seiner Vaterstadt vermacht. Jahre später scheint es entbehrlich geworden zu sein, denn es wurde um die Jahrhundertwende vernichtet – eine aus heutiger Sicht unverzeihliche Sünde. Erhalten ist nur der systematische Katalog, der rund hundert jeweils um ihr Entstehungsdatum ergänzte Pläne für die Lindauer Villa Alwind aufführt. Diesen Angaben zufolge hat Kunkler 1852 die frühesten Entwürfe angefertigt, nämlich für die *Façade des Mittelbaus* und ihre Figurennischen, die *Façade des Flügels mit Loggia* sowie für *Sockel und Unterbau*, Gesimse und Frieße. Diesen folgten bis 1857 weitere Entwurfszeichnungen für einzelne Bauteile wie Veranda, Terrasse und Freitreppe, Fenster und Türen, Kapitelle und Konsolen, Geländer und Brunnen bis hin zu Details der Inneneinrichtung wie Öfen und Wandschränke.

Stilistisch ist das Gebäude dem Spätklassizismus zuzuordnen, speziell der Nachfolge Friedrich Schinkels. Zugleich steht es in einer Reihe mit Kunklers Bauten in St. Gallen. Johann Christoph Kunkler (1813–1898) hatte sein Architekturstudium in Karlsruhe begonnen, in München und Wien fortgesetzt und schließlich in Berlin abgeschlossen. 1838 eröffnete er in St. Gallen ein Büro und profilierte sich schon mit seinen ersten Gebäuden ebenso wie mit der Planung eines neuen Stadtquartiers, sodass er nach wenigen Jahren den Auftrag für ein neues Bürgerspital erhielt. Erbaut 1840–45, ist dieses ebenso erhalten wie das Natur- und Kunstmuseum (Altes Museum, 1873–77) und die Villen Schlatter (1865) und Jacob (1874–75) in St. Gallen. All diese Bauten einschließlich der Villa Alwind eint neben den harmonischen Proportionen des Wandaufbaus ihre körperhafte Struktur und die klassizistische Formensprache der Gliederung wie auch vieler Details.¹³

Legt also einerseits der stilistische Vergleich von Alwind mit Kunklers Bauten in St. Gallen seine Urheberschaft nahe, so bestätigt andererseits sein Katalog, dass er mindestens einen großen Anteil an der Errichtung der Villa hatte, wenn schon das Fehlen weiterer Pläne außer den dort aufgeführten es nicht erlaubt, ihn zweifelsfrei als alleinigen Architekten zu benennen.

Wie erwähnt, hat Kunkler auch für das Innere der Villa zahlreiche Entwürfe geliefert, zum Beispiel für eine *Weinlaube Zwischenbau*. Tatsächlich erinnert die Decken- und Wanddekoration des oberen Ganges im Verbindungstrakt an eine Pergola, von wem auch immer sie gemalt worden ist. Aus der Bauzeit stammt wahrscheinlich auch der teilweise erhaltene Wanddekor in der Veranda mit Motiven aus der römischen Wandmalerei, die als »pompejanischer« Dekor in zahlreichen Schloss- und Villenbauten des 19. Jahrhun-



Abb. 6 Alwind, Südfassade



Abb. 7: St. Gallen, Altes Museum



Abb. 8 Alwind, Fenster



Abb. 9: St. Gallen, Wohnhausfenster



Abb. 10: Veranda, innen



Abb. 11: Kutscherhaus

derts anzutreffen sind, so auch in den Lindauer Villen Leuchtenberg, Seewarte und Lindenhof.

Alwind war nicht das einzige Bauprojekt Kunklers in Lindau. Noch von Friedrich Gruber war er 1849 mit dem Bau von zwei Ökonomiegebäuden im Lindenhof – eines davon das sogenannte Schweizerhaus – beauftragt worden. Bald darauf legte er Pläne für die Erweiterung der von Prinzessin Auguste von Toscana 1848 erworbenen Villa Amsee vor. Und 1854 schließlich baute er für Adolf Gruber auf dem Hoyerberg eine kleine Villa, das sogenannte Hoyerbergschlössle. Nur wenige Pläne zu diesen Projekten sind erhalten.¹⁴ Diese tauchen im Katalog von Kunklers Zeichnungen ebensowenig auf wie der auf S. 158 abgebildete Grundriss der Villa Alwind, da sie sich offensichtlich nicht mehr in seinem Besitz befanden. Dafür sind dort zahlreiche andere Zeichnungen für den Lindenhof und den Hoyerberg aufgelistet.

Zum Herrenhaus gehörten traditionell auch Wirtschaftsgebäude. Dem Kutscherhaus – von Kunkler als Neben- oder Ökonomiegebäude bezeichnet – liegen ein 1854 von ihm datierter und signierter Plan sowie mehrere im Werkverzeichnis genannte Detailzeichnungen zugrunde.¹⁵ Auch an der Gestaltung des Gartens war Kunkler beteiligt, zählt er doch in seinem Katalog neben der Freitreppe auf der Südseite Gartentüren, ein Geländer auf der Gartenmauer und eine Brunnensäule für die Ökonomie auf.

Wie der Garten aussah, in den Villa und Ökonomiebauten eingebettet waren, kann man nur vermuten. Einen Anhalt geben die



Abb. 12: Ansicht, Zeichnung von 1856



Abb. 13: Zeichnung von 1862

beiden ältesten Ansichten von Alwind. Eine 1856 datierte Bleistiftzeichnung zeigt die Villa von Osten. Sie verrät, dass es schon zu Grubers Zeit neben dem Haus ein terrassiertes Gartenparterre mit einem Springbrunnen gegeben hat.¹⁶ Eine andere, 1862 datierte Zeichnung zeigt ein schlossartiges Gebäude über sanft abfallendem Wiesengelände mit wenigen Baumgruppen. Bäume rahmen auch die Villa ein.¹⁷ Diese Darstellung lässt vermuten, dass es damals hinter und neben der Villa

einen Landschaftsgarten gab. Allerdings handelt es sich nicht um eine wirklichkeitstreue Wiedergabe, denn das am unteren Blattrand als »Schloss« bezeichnete Gebäude hat mit der realen Villa wenig gemein. Einen weiteren Hinweis liefert eine undatierte Ausfertigung des Lindauer Katasterplans, die nördlich der Villa einen Garten im landschaftlichen Stil mit den üblichen geschwungenen Wegen verzeichnet, südlich jedoch – unterhalb des den Hang querenden Sträßchens – Weinberge.¹⁸ Wie wir wissen, verknüpften seit eh und je Vedutenzeichner und -maler Wirklichkeit und Phantasie, nah-



Abb. 14: Katasterplan

men sich also künstlerische Freiheiten heraus, über welche die spätere Fotografie nicht mehr verfügen konnte. Solche Freiheit hat sich auch der Autor der Zeichnung von 1862 erlaubt, und so ist die Frage, wie das Gelände südlich der Villa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tatsächlich ausgesehen hat, nicht zu beantworten, solange keine neuen Dokumente auftauchen. Für den Landschaftsgarten im nördlichen Teil spricht immerhin auch das Alter einiger Bäume.

Georg Gruber hielt sich nur selten in seiner Villa auf. In seinem Testament bezeichnete er Alwind als *Luxus-Gegenstand ohne reellen Wert*.¹⁹ Seine Witwe wohnte jedoch alternierend hier und im Stadthaus zum Cavazzen. Da die Ehe kinderlos geblieben war, erbte ein Neffe das Anwesen.²⁰ Dieser scheint ein gewisses Interesse daran gehabt und vielleicht zeitweise auch hier gewohnt zu haben, denn er hat – wie ein Umbauplan ver-rät – 1896 eine wenn auch nur geringfügige Änderung veranlasst. Er hinterließ die Villa seinem Bruder Fritz, in dessen Auftrag 1899 Karl Götzger einen Plan für *bauliche Veränderung am Nebengebäude [Kutscherhaus] für Hochwohlgeborenen Herrn Gruber Schloss Allwind in Degelstein* anfertigte.²¹ Wenige Jahre später verkaufte Fritz Gruber sie allerdings einem Herrn Leopold Koenig aus St. Petersburg.

EIN LANDGUT ENTSTEHT

Leopold Koenig (1852–1912) war ein Sohn des gleichnamigen Zuckerfabrikanten deutscher Abstammung, der in Russland Pionierarbeit bei Anbau und Verarbeitung von Zuckerrüben in großem Stil geleistet hat. Auf seinen riesigen Ländereien in der Ukraine wurde das Rohmaterial produziert und in mehrmals modernisierten Fabrikanlagen in St. Petersburg verarbeitet. Seiner erfolgreichen Tätigkeit wegen wurde Leopold Koenig (I) in Russland »Zuckerkönig« genannt.

Der Sohn (Leopold Koenig II) ging andere Wege. In St. Petersburg geboren, absolvierte er seine Schulzeit und die Ausbildung zum Kaufmann und Textilfachmann in Deutschland und England. 1874 errichtete er in St. Petersburg zwei Baumwollspinnereien und später auch eine Färberei, deren Produkte sehr bekannt wurden und ihm ein großes Vermögen einbrachten. Mit seiner Cousine Charlotte Koenig führte der unermüdlich tätige Unternehmer, dem zahlreiche Auszeichnungen und Titel wie »Geheimer Kommerzienrat« verliehen wurden, eine glückliche Ehe, der zehn Kinder entsprossen. Wie schon sein Vater betrieb auch er auf einem eigenen Gut Landwirtschaft, hielt als großer Tierfreund Pferde, Kühe und Geflügel, züchtete Hunde, ritt und jagte gern.

Nach dem Tod des Vaters, der ein stattliches Erbe hinterließ, zog es Leopold Koenig nach Deutschland zurück, und er beschloss, hier einen Landsitz zu erwerben. Während er sich im Frühjahr 1905 mit der Familie in Bad Nauheim aufhielt, las er eine Zeitungsannonce, die unter der Überschrift *Perle am Bodensee Alwind zum Kauf anpries*. Er reiste sofort nach Lindau, besichtigte die Villa und war von ihr so begeistert, dass er



Abb. 15: Strandleben



Abb. 16: Vierspänner

seiner Frau telegraphisch berichtete: *ich kam, sah und siegte und habe ein Paradies gekauft.* Schon den Sommer verbrachte die Familie in Lindau, wegen der notwendigen Renovierung des Hauses jedoch im Hotel »Bayerischer Hof«, und war hier bald nicht mehr unbekannt.²² Dies belegt eine Karte des berühmten Petersburger Juweliers Carl Fabergé an seinen Freund Leopold Koenig, die lediglich an einen nicht zu mageren Herrn mit großer Familie in Lindau-Bodensee adressiert war – und prompt ankam.

Im September zog die Familie Koenig in Alwind ein und kam von nun an jeden Sommer aus Russland. Wahrscheinlich zum ersten Mal erfüllte geschäftiges und heiteres Leben die Villa. Die großen und kleinen Kinder, die zunächst die Sommeraufenthalte in der Datscha bei Pawlowsk vermissten, genossen bald den See und die Ausflüge mit Kutsche und eigenem Motorboot zu den reizvollen Orten und Städten an seinen Ufern. Auch das Reiten spielte eine große Rolle. Schon bald trafen sechs junge Araberstuten ein, die Leopold Koenig in einem Gestüt bei Kiew erworben hatte, später wuchs

die Zahl der Pferde auf zwanzig. Um sie kümmerten sich Kutscher, Knechte und ein Stallmeister, der den Töchtern und dem jüngsten Sohn Reitunterricht gab und mit ihnen fast täglich ausritt. Bei den schon zu Grubers Zeit bestehenden Ökonomiebauten wurden Pferdeställe und eine großzügige Reithalle errichtet.²³



Abb. 17: Reithalle innen

In Besitz nehmen bedeutete für Leopold Koenig immer



Abb. 18: Situationsplan ca 1906

auch Verändern, Bauen und Umbauen. Wie mit seinen Fabriken, Wohnhäusern und Landgütern in Russland verfuhr er auch mit Alwind. Ohne den Aspekt der Sommerfrische aus den Augen zu verlieren, wandelte er die verträumte Villa in den Weinbergen zu einem Landgut großen Stils um.

Das Wohnhaus erfuhr bei der Renovierung wenig sichtbare Veränderungen, umso mehr seine unmittelbare Umgebung, wie ein Lageplan aus jener Zeit deutlich erkennen lässt.²⁴ Den Hauptzugang, der sich bis dahin an der tiefer gelegenen Schachener Straße im Norden befand – so auch heute wieder –, verlegte Leopold Koenig zur Alwindstraße und verbreiterte diese dort zu einer Aussichtskanzel, von der sich ein großartiger Panoramablick bot, der – wie eine Tochter später schrieb – das Entzücken aller Wanderer und Schachener Gäste hervorrief.²⁵ Ein Pförtnerhäuschen bewachte nun den repräsentativen Toreingang. Von hier konnten Kutschen – und später Autos – auf einem breiten Weg ebenerdig bis vor das Portal fahren und Bewohner wie Besucher, durch den Portikus geschützt, trockenen Fußes ins Haus gelangen. Diesen Weg begleitete wie früher ein geometrisch gestaltetes, terrassiertes Parterre mit Blumenbeeten. Die untere Terrasse mündete in einer schattigen Laube, in der sich die Familie gern aufhielt. Hier stand der Springbrunnen, der schon auf der Zeichnung aus dem Jahr 1856 zu sehen ist. Dieser Ziergarten in Hausnähe war das einzige Zugeständnis Leopold Koenigs an eine gartenkünstlerische Gestal-

tung. Den Park nördlich der Villa, der ihr eine wirkungsvolle Kulisse bot, ließ er weitgehend unberührt, wovon der alte Baumbestand noch heute Zeugnis ablegt, bepflanzte freie Rasenflächen jedoch zusätzlich mit Obstbäumen und legte ein Rehgehege an.

Die Rebhänge im Süden tastete er nur teilweise an; im oberen Teil legte er eine Spalierobstanlage und einen Gemüsegarten sowie weiter unten im flacheren Gelände einen zweiten

ausgedehnten Obstgarten an. Zwischen den Reben wurde in der Blickachse, die von der



Abb. 19: Aussicht



Abb. 20: Treppe im Weinberg



Abb. 21: Hafen

Terrasse vor dem Verbindungstrakt der Villa zum See führte, eine Reihe von fünf Maulbeerbäumen gepflanzt.²⁶ Aber noch immer gab es keine direkte Verbindung zu diesem Teil des Geländes. Vom Haus aus gelangte man nur durch eine kleine, heute überwucherte Gartentür nicht weit von der erwähnten Laube sowie ein weiteres Gittertor jenseits des Sträßchens dorthin und weiter über eine schnurgerade Treppe bis zum Hafen. Ihre Stufen sind heute in der Wiese verschwunden.

Auch der Uferbereich erfuhr deutliche Eingriffe. Den bereits bestehenden Hafen ließ Leopold Koenig nach dem Vorbild des Lindauer Hafens ausbauen und mit einer Löwenstatue auf hohem Postament markieren. Mit dem Löwen meinte Leopold Koenig sich selbst; die Reliefs einer liegenden Löwin und zehn kleiner Löwenkinder, die den Sockel umrunden, vergegenwärtigen seine Familie. Auf der Obstwiese hinter dem Hafen bot nun ein achteckiger Gartenpavillon Schutz vor Sonne und Regen. Später kamen ein Bootshaus und ein Badehäuschen auf Pfählen dazu. Die Ufermauer wurde in der Blickrichtung



Abb. 22: Mosterei/Brennerei/Gemüsegarten



Abb. 23: Gutsverwaltung

der Villa zu einer großen Terrasse erweitert, von der eine ausschwingende Freitreppe zum Wasser hinabführte. Auf drei Seiten von einem Rankgerüst – ähnlich demjenigen vor der Villa Leuchtenberg – umgeben, bot sie einen herrlichen Aufenthaltsort. Dahinter – ungefähr da, wo sich heute ein Kinderspielfeld befindet – wurde ein Tennisplatz angelegt.

Auf dem entfernteren Gelände zwischen Villa und Ökonomie ließ Leopold Koenig einen weiteren Gemüsegarten anlegen und außer einem Palmenhaus ein kleineres Gewächshaus bauen. Hinzu kamen ein großes Mosterei- und Brennereigebäude sowie ein Weinkeller, der als langer tonnengewölbter Tunnel die Alwindstraße unterquerte, schließlich auch ein Haus für die Gutsverwaltung. Das einst von J. Ch. Kunkler gebaute Kutscherhaus an der alten Auffahrt zur Villa wurde modernisiert. Dahinter ließ Leopold Koenig einen Eiskeller und ein Wasch- und Bügelhaus bauen, ferner einen Hühnerhof mit Stall sowie Gänse- und Ententeiche anlegen.

Auch wenn sich bis heute vieles verändert hat oder verlorengegangen ist, lassen der Lageplan von 1906 wie auch alte Fotografien erkennen, dass das Hauptinteresse des ehemaligen Textilindustriellen der landwirtschaftlichen Nutzung seines Grundbesitzes galt, dass er hier also fortführte, womit er sich schon in Russland mit Vorliebe beschäftigt hatte. In den wenigen Jahren, die ihm noch blieben, widmete er sich mit Leidenschaft dem Wein- und Obstbau, züchtete Rinder und Pferde, hielt Rehe und Fasanen, kurz: machte er aus Alwind einen florierenden Gutsbetrieb. Eine auf dem Lageplan eingetragene Liste verzeichnet 361 Apfel-, 176 Birn-, 101 Kirsch- und 38 Zwetschgenbäume sowie 6 Nussbäume, 3 Quitten (Qitten) und die schon erwähnten 5 Maulbeerbäume. Auf seinen Weinberg war Leopold Koenig besonders stolz; er kümmerte sich eigenhändig um die Rebstöcke und um die Lese und erzielte manche guten Jahrgänge an Spätburgunder und Schillerwein.



Abb. 24: Weinetikette

Im Lauf weniger Jahre erwarb er auch in der Umgebung immer wieder Grundstücke und Bauernhöfe – z. B. die Güter Priel, Sulzenberg, Sulzenmoos, Oberrengersweiler und den Wasserburger Bühel, der einst Fuggerbesitz gewesen war. Hier ließ er neben einem neuen großen Kuhstall ein als Museum eingerichtetes Wohnhaus sowie einen Pavillon ähnlich demjenigen am Alwinder Seeufer bauen.

Mehrmals engagierte Leopold Koenig den jungen Lindauer Architekten Josef Kühlwein, den er, der selbst gern entwarf und zeichnete, sehr schätzte. Von Kühlweins Entwürfen für die Reithalle, den Gartenpavillon, Aussichtskanzel, Nebengebäude und Ställe sowie einen nie gebauten Aussichtsturm im Bühel sind einige erhalten.²⁷ Das Dach der Reithalle ließ Koenig allerdings von einer Düsseldorfer Spezialfirma konstruieren.²⁸

Während die Familie die Winter weiterhin in St. Petersburg verbrachte, genoss sie die Sommer am Bodensee. Während ihrer Anwesenheit wurde Alwind ein Mittelpunkt regen gesellschaftlichen Lebens. Da Leopold Koenig nicht nur zahlreiche Aufträge an örtliche Handwerker vergab, sondern auch manchen in Schwierigkeiten geratenen Bauern half und ein großzügiger Förderer verschiedenster städtischer und auch regionaler Belange war, genoss er in der Region hohes Ansehen. Er unterstützte nicht nur den Lindauer Verschönerungs- und den Trachtenverein, sondern ließ auch für den Seglerclub zwei Yachten bauen und förderte den Bau der Bregenzer Pfänderbahn und des Bismarck-Denkmal am Hoyerberg, dessen Realisierung er allerdings nicht mehr erlebte.

Schon 1912 starb der ideenreiche und tatkräftige Mann; sein Grab befand sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs an einem aussichtsreichen Platz westlich der Villa.²⁹ Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 überraschte die Witwe Charlotte Koenig und drei ihrer Töchter auf Alwind und verwehrte ihnen die Rückkehr nach Russland. Die Oktoberrevolution brachte 1917 die Familie um ihr gesamtes russisches Vermögen und zwang die während des Krieges in Russland verbliebenen Angehörigen zur Flucht nach Deutschland. Eine Zeitlang wohnten mehr als 25 Personen auf Alwind. Bald konnte die Familie das Anwesen nicht mehr halten. 1924 musste Charlotte Koenig die Villa samt dem Kernteil des Gartengeländes verkaufen und zog sich auf den Wasserburger Bühel zurück, behielt aber zunächst den größeren Teil des Grundbesitzes. Dieser wurde jedoch im Lauf der Zeit stückweise ebenfalls veräußert.

VOM LANDGUT ZUR SOMMERFRISCHE

Auch die neuen Eigentümer waren keine Einheimischen, sondern kamen aus Solingen. Dr. Paul Beckmann war Direktor der Firma Zwilling J.A. Henckels, die 1731 von Peter Henckels als Messermanufaktur gegründet worden war und dank der Qualität ihrer Schneidwaren bis heute Weltruf besitzt. Gebildet und kulturell interessiert, beschäftigte er sich mit italienischer Architektur und Gartenkunst, verstand aber auch viel von Botanik, speziell Dendrologie. Vermutlich inspirierte ihn beides zusammen zur grundlegenden Umgestaltung des Alwinder Gartens.

Wie der Vorbesitzer begann auch er mit der Renovierung der Villa, in die er zum Beispiel eine Fußbodenheizung einbauen und Kassettendecken einziehen ließ. Weitaus sichtbarer waren indes wieder die Veränderungen im Umfeld. Beckmanns Idee war, das Wohnhaus enger mit dem nach Süden abfallenden, durch die Alwindstraße zerschnittenen Gelände zu verbinden, zwischen Villa und See einen geometrischen Terrassengarten anzulegen und diesen in einen Landschaftsgarten einzubetten. Vom vorspringenden Wohntrakt bis zur Seeterrasse sollte sich eine von Bäumen gerahmte Achse spannen. Eine Überbrückung der Straße war also notwendig. Dieses Konzept, für das der Barmener Architekt Carl Kuebart zwischen 1925 und 1927 zahlreiche Pläne vorlegte, konnte nach einigen Änderungen in den folgenden Jahren verwirklicht werden.³⁰ Die Anlage hat sich bis heute weitgehend erhalten.

Die bisher von der Terrasse zwischen Wohn- und Wirtschaftstrakt ausgehende Sichtachse hat nun ihre Funktion zugunsten einer neuen Achse verloren, deren Ausgangspunkt die Mittelachse des Wohntrakts ist. Hier setzt eine Freitreppe die Symmetrie der Fassade fort und leitet zu einer schmalen Brücke über die Alwindstraße und weiter zu einem Podest, von dem sich zwei gebogene Treppenläufe elegant nach unten schwingen und dort einen kleinen ovalen Platz umschließen. Vom Podest aus eröffnet sich ein eindrucksvoller Blick auf den stufenweise zum See absinkenden Terrassengarten und wird an dessen Ende in die Weite des Dreiklangs von See, ferner Land-



Abb. 25: Lageplan, 1925

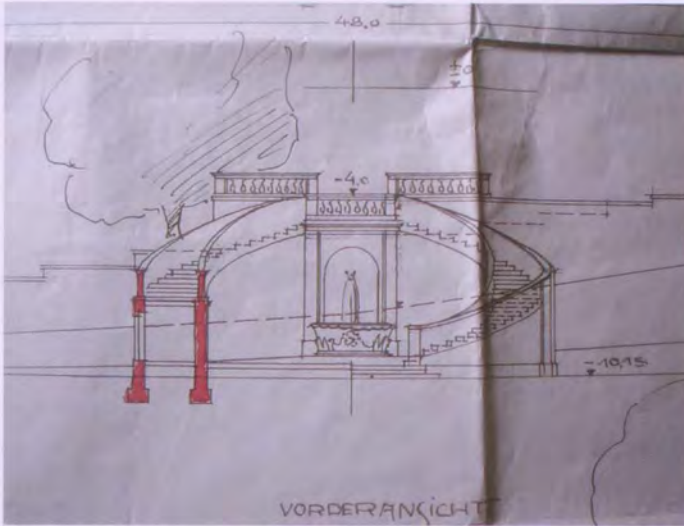


Abb. 26:
Plan für Freitreppe, 1925

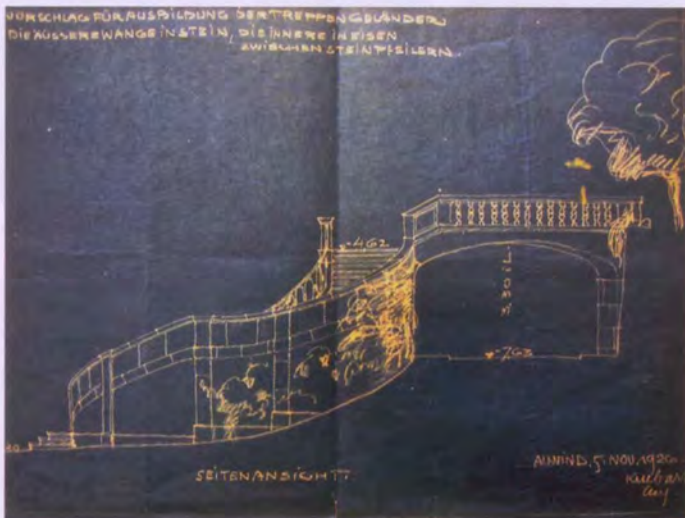


Abb. 27:
Plan für Treppe u. Brücke,
1926

schaft und Himmel entlassen. Die mächtige Achse zwischen Villa und See beherrscht die gesamte südliche Gartenanlage und unterscheidet sie von allen anderen Lindauer Villengärten.

Der rechts und links durch Hecken und hohe Bäume deutlich definierte Gartenraum, der Erinnerungen an italienische Gärten wachruft, vermittelt mit seinen geometrischen Strukturen zwischen Architektur und Landschaft. Die erste Terrasse mit ornamental gestaltetem Broderieparterre bildet einen horizontalen, auf die Architektur der Villa antwortenden Querriegel, in dem kegelartig geschnittene Thujen den kunstvoll aus Buchshecken gezeichneten, blumengeschmückten Teppich mit kräftigen Akzenten versehen. Im Verlauf des abwärts führenden, von Blumenrabatten und weiteren Formgehölzen gesäumten Stufenwegs setzen ein Rondell und ein hier querender Weg, der die



Abb. 28: Treppenanlage m. Terrassen



Abb. 29: Treppenanlage

Verbindung zum beidseitig anschließenden Landschaftsgarten herstellt, nochmals eine deutliche Zäsur. Scheinbar abrupt, tatsächlich aber über eine von oben unsichtbare Freitreppe mündet der Weg in den See. Schaut man genauer hin, entdeckt man allerdings, dass er vom Uferweg durch einen Zaun getrennt ist.³¹

In den zwanziger und dreißiger Jahren war die oberste Terrasse – das heutige Blumenparterre – als Rosarium gestaltet, auch an der rückwärtigen Stützwand und den inneren Treppenwangen rankten Rosen. Statt des ursprünglich für die Nische vorgesehenen Wandbrunnens stellte man in der Mitte des kleinen Platzes einen Springbrunnen auf. Am unteren Ende der Terrassenanlage flankierten jetzt zwei Linden die umgebaute Seeterrasse und akzentuierten den Übergang vom Land zum Wasser. Der Blick traf dort nicht mehr auf die Pergola der alten Terrasse, die entfernt worden war, sondern konnte ungehindert in die Ferne schweifen. Diese Blickrichtung – wie auch die umgekehrte vom See hinauf – gab von jetzt an der Villa das Gepräge.

Wie schon gesagt, liebte Paul Beckmann nicht nur die Kunst, sondern war auch in der Botanik bewandert. Mit den Pflanzen, die er auf seinen Geschäftsreisen rund um die Welt erwarb, legte er zu beiden Seiten des Terrassengartens, da, wo sich früher Rebhänge und Obstwiesen erstreckten, ein Arboretum mit locker in die Rasenflächen komponierten, zum Teil seltenen Gehölzen an. Der Empfehlung von Friedrich Ludwig von



Abb. 30: Terrassengarten von oben



Abb. 31: Terrassengarten von unten

Sckell, dem Schöpfer des Englischen Gartens in München, folgend, kombinierte er gern verschiedene Arten einer Gattung, etwa mehrere Kiefer- oder Zypressenarten. So dominierten westlich des Terrassengartens Nadelhölzer, östlich Laubbäume. Viele davon haben sich bis heute erhalten: Federzypresse, Mammutbaum, orientalische und serbische Fichte, Sumpfcypresse und Sumpfeiche, Ginkgo, schlitzeblättrige Rotbuche, Judasbaum, Katsura, Tulpenbaum und Tulpenmagnolie. Andere stürzten in den letzten Jahren um oder mussten gefällt werden, unter anderem Hibalebensbaum und Himalajazeder, Götter- und Trompetenbaum, Weymouths-, Latschen- und Zirbelkiefer.

Im älteren Landschaftsgarten nördlich und östlich der Villa ließ Beckmann die meisten von Leopold Koenig gepflanzten Obstbäume entfernen und durch Nadel- und Laubbäume, die als Solitäre oder in Gruppen gepflanzt wurden, ersetzen. An der Grundstücksgrenze westlich der Villa entstand eine dichte Kulisse aus Nadelhölzern. Hier oben wurden Rehgehege und Pförtnerhäuschen ebenso entfernt wie am Ufer Pavillon und Tennisplatz.

Als die Deutsche Dendrologische Gesellschaft 1931 ihre Jahresversammlung in Lindau abhielt, stand selbstverständlich auch eine Besichtigung des von ihrem langjährigen Mitglied Dr. Beckmann geschaffenen landschaftlichen Kleinods Alwind auf dem Programm. Der später veröffentlichte Bericht verzeichnet zahlreiche erwähnenswerte Gehölze und hebt darunter eine *wundervoll gewachsene Säulen-Stechfichte* (*Picea pungens columnaris*) und die *seltene Thuja occidentalis filiformis* sowie *Chamaecyparis pisifera*, *Picea excelsa* und *Cedrus atlantica* hervor.³²

Die Kombination von Landschafts- und architektonischem Garten war am Lindauer Bodenseeufer neu. Sie geht jedoch auf eine lange Tradition zurück, die bis zum italienischen Renaissancegarten zurückreicht. Seit Bramante 1506 im vatikanischen Belvedere die Treppe als Gestaltungselement eingeführt hatte, war diese in Schloss- und Villengärten Italiens und bald auch ganz Europas ein beliebtes Motiv geworden, ja sie charakterisierte Dutzende von Gärten von Genua über Bagnaia bis Caserta.

Besondere Wirkung verlieh die Treppe einem Garten, wenn dieser am Ufer eines Gewässers lag. Einer der berühmtesten Terrassengärten gehört zur Villa Carlotta in Tremezzo am Comersee, wo ähnlich wie in Alwind ein Landschaftsgarten die Terrassenanlage einrahmt. Auch Peter Joseph Lennés Plan von 1855 für den Landschaftspark Feldafing am Starnberger See sah einen Terrassengarten unterhalb des hochgelegenen, allerdings nie gebauten Schlosses vor. Für diese Gärten am Wasser gilt wie auch für Alwind die Feststellung des im späten 19. Jahrhundert einflussreichen Gartentheoretikers Eduard Petzold: »[eine] interessante Vermittelung der Horizontale des Wassers mit den Vertikallinien der Gebäude findet dann statt, wenn unmittelbar vom Wasserspiegel sich Terrassen erheben, auf deren höchster die Vertikallinie durch ein Schloss oder eine Villa vertreten wird.«³³

Genau dies begegnet uns in Alwind, so anachronistisch die Idee eines historisierenden Gartens im 20. Jahrhundert zunächst zu sein scheint. Doch ist zu bedenken, dass

im frühen 20. Jahrhundert die Reformgartenbewegung dem Architekturgarten wieder Raum gab, eine Entwicklung, die Beckmann sicher nicht entgangen war, ja die seinen Interessen entgegenkam. Auch die Kombination von Landschafts- und architektonischem Garten war in dieser Zeit nicht selten. Paul Beckmann gehörte vermutlich zu den aufmerksamen Lesern der Gartenliteratur, wahrscheinlich aber haben ihn italienische Gartenanlagen zu seinem Konzept inspiriert, so zum Beispiel die Villa I Tatti zwischen Fiesole und Settignano. Wie zahlreiche andere Renaissancevillen in der Toscana, die um 1900 von Engländern und Amerikanern aufgekauft und restauriert wurden, wechselte auch sie in dieser Zeit den Besitzer. Der Kunsthistoriker und Sammler Bernard Berenson erwarb 1905 I Tatti und ließ den verwahrlosten alten Garten wiederherstellen und teilweise umgestalten.³⁴ Ein Kernstück dieser Anlage ist ein langgestrecktes terrassiertes Parterre südlich der Villa, als dessen Mittelachse ein Treppenweg fungiert. Seitlich von locker mit Bäumen bepflanzten Arealen begleitet, erscheint es wie ein Vorbote der Alwinder Terrassenanlage. Die in seinem oberen Teil von einem Podest herabführende zweiarmige Treppe, deren halbrund gebogene Läufe eine Figurennische bergen, findet in Alwind ein überraschendes Echo.

Zweifellos meldete der Industrielle mit der für den östlichen Bodensee ungewöhnlich imposanten Anlage einen herrschaftlichen Anspruch an, der an die Selbstdarstellung früherer Schloss- und Villenbesitzer des hohen und niederen Adels erinnert. Während aber sein Vorgänger Leopold Koenig aus der Villa den Mittelpunkt eines ganzjährig florierenden landwirtschaftlichen Betriebs gemacht hatte, nutzte Beckmann mit seiner Familie Alwind ausschließlich als Sommerfrische. Im Gegensatz zu Leopold Koenig wurde er am Bodensee nie recht heimisch. Er verbrachte nur wenige Wochen des Jahres auf Alwind, während sich seine Frau mit den drei Töchtern hier meist länger aufhielt. Nach ihrem frühen Tod im Jahr 1937 verkaufte der Witwer die Villa an die Deutsche Reichspost.

Der am 21. Mai 1938 unterschriebene Kaufvertrag zählt folgende Objekte auf: Wohnhaus mit Hofraum, Stallung mit Wagenremise und aufgebauter Wohnung, Grasgarten und Baumgarten, Ödung am Bodenseeufer, Bootshafen und Weingarten.³⁵ Das Gelände umfasst 60 000 qm. Aus der großbürgerlichen Villa sollte nun ein Erholungsheim für Postangestellte werden.

Die neue Bestimmung machte grundlegende Umbaumaßnahmen im Inneren notwendig. Um Gästezimmer zu gewinnen, wurden die großzügigen Räume des ersten Stocks unterteilt. Im Erdgeschoss verband man zwei Salons zu einem Speisesaal. Ein radikaler Erneuerungswille machte vor der klassizistischen Innenausstattung nicht Halt, sondern sorgte dafür, dass Wand- und Deckenmalereien übertüncht wurden und die Kassettendecke der Veranda hinter einer darunter eingezogenen Flachdecke verschwand. Auch der Ziegelputz des Wirtschaftstrakts wurde überstrichen, Brunnen und Gitter des Hofes an der Nord- bzw. Eingangsseite wurden entfernt. Die noch vorhandene Athenastatue in der unteren Nische der Südfassade – die Figur der oberen Nische

war schon vorher verlorengegangen – sollte laut Besichtigungsprotokoll durch passende Plastik – was auch immer man sich darunter vorstellte – ersetzt werden, blieb jedoch glücklicherweise an ihrem Platz.³⁶

Für die Gestaltung der Außenanlagen engagierte man die Gartenarchitektin Herta Hammerbacher aus Potsdam-Bornim, die den historischen Bestand im Großen und Ganzen respektierte. Das unmittelbare Umfeld der Villa, das durch die Renovierung stark gelitten hatte, wurde wiederhergerichtet und entsprechend der Forderung nach Vereinfachung der Rabatten usw. des Ziergartens, offenbar mit dem Ziel leichterer Pflege, neu bepflanzt.³⁷ Eine bis dahin im Garten aufgestellte Merkurstatue wurde auf Anordnung von oben entfernt, was den Verdacht verstärkte, dass die Bauherrin Reichspost wenig Sympathie für die Antike hegte. Dabei hätte Merkur – den die Griechen Hermes nannten – mit seiner Reisemütze und den Flügelschuhen als Götterbote sehr wohl eine »passende« Symbolfigur abgegeben. In jüngster Vergangenheit hat eine private Versandfirma den Bezug erkannt und von Hermes Name und Logo entliehen.

1942 wurde das Post-Erholungsheim Alwind eröffnet. Es sollte vor allem weniger bemittelten Postangestellten einen attraktiven und dabei preiswerten Ferienaufenthalt bieten. Doch schon nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zog französische Besatzung in Lindau ein und requirierte die Villa als Wohnsitz des zuständigen Militärgouverneurs und seiner Familie.³⁸ Nach Abzug der Besatzung erhielt die aus der Reichspost hervorgegangene Deutsche Bundespost sie zurück und nutzte sie erneut als Erholungsheim. 1952 wurden Villa und Gartenanlage unter Denkmalschutz gestellt. Als die Bundespost 1989 in die drei Bereiche Post, Telekom und Postbank aufgeteilt wurde, kam Alwind unter die Obhut des 1971 gegründeten Erholungswerks der DBP e. V.³⁹

In den achtziger Jahren wurden Schäden unübersehbar, auch hatten sich die Bedürfnisse der Gäste geändert, so dass wieder einmal eine Renovierung und Modernisierung fällig war, die 1985 in Angriff genommen wurde. Jedes Gästezimmer erhielt nun ein eigenes Badekabinett, ein Aufzug wurde eingebaut, die Küche modernisiert. Da man während des Umbaus die längst vergessene Kassettendecke und die Wand- und Deckenmalerei des 19. Jahrhunderts wiederentdeckte, legte man diese frei und ergänzte die Reste. Auch die 1925 in der Veranda eingebaute Fußbodenheizung kam wieder zum Vorschein. Der russische Kachelofen im Speisesaal, das einzige Relikt des Mobiliars aus der Ära Koenig, wurde ebenfalls instandgesetzt. Außen stellte man das ursprüngliche, gemalte Ziegelmauerwerk des Wirtschaftstrakts wieder her und vergrößerte den Vorplatz sowie den Portikus. Das Kutscherhaus, in dem die ehemaligen Pferdeställe, Remisen, Kutscher- und Gärtnerwohnung schon längst verändert worden waren, um anderen Zwecken zu dienen, wurde innen komplett umgestaltet und als Gästehaus ausgestattet, das einstige Waschhaus zum Wohnhaus umgebaut.

Die sorgfältige Restaurierung beschränkte sich nicht auf die Gebäude, sondern bezog auch die Außenanlagen ein. So wurden das Hafenbecken und die Ufermauer saniert, die Treppen im Terrassengarten renoviert und eine neue Seetreppe gebaut. Bei al-

len Maßnahmen achtete man darauf, trotz Veränderungen den überlieferten Charakter der Gartenanlage zu behalten. Dies ist weitgehend gelungen und bis heute so geblieben. Wieder einige Jahre später wurden im ehemaligen Rosarium auf der obersten Ebene des Terrassengartens auch wieder Rosen gepflanzt.

Der Baumbestand ist immer noch eindrucksvoll, überalterte oder bei Stürmen umgestürzte Bäume wurden bzw. werden sukzessiv durch Neupflanzungen ersetzt. Die augenfälligste Veränderung macht sich allerdings ausgerechnet an einem Kernbereich bemerkbar, nämlich an der Terrassenanlage. Durch ungezähmtes Wachstum gewannen die beidseitig rahmenden Bäume sowie Hecken und Formgehölze so an Höhe und Umfang, dass die ursprünglich geplanten Proportionen verloren gingen. So mutet der ehemals locker gerahmte Gartenraum heute beinahe wie eine Schneise an, die nur noch einen eingeschränkten Blick auf und über den See hinweg erlaubt, und die zu wenig gestutzten Formgehölze wirken dadurch, dass ihre einst scharf umrissenen Formen und klar gezeichnete Ornamentik sich verwischt haben, nicht mehr eindeutig als architektonische Elemente. Doch trotz Veränderungen und Verlusten eröffnen sich beim Begehen auch heute noch eindrucksvolle Ansichten und Ausblicke.

1988 wurde die renovierte Anlage wiedereröffnet und zunächst als Erholungsheim für Postangestellte, seit 2005 aber als normales Hotel weitergeführt. Ein schon vor 2000 ins Auge gefasster Plan, auf dem freien Gelände im Nordwesten, einem Landschaftsschutzgebiet, eine Ferienhaussiedlung zu errichten, wurde zunächst abgelehnt. 2009 wurde er jedoch teilweise genehmigt, 2010 begannen die Bauarbeiten. Die Zimmer in der Villa werden nun, ohne dass dies von außen zu sehen sein wird, in Ferienwohnungen umgewandelt.

Mit diesen Veränderungen geht wieder etwas vom ursprünglichen Charakter des Anwesens verloren. Dieses Schicksal teilt Alwind mit vielen anderen Bauten. Bald werden nur noch Wenige wissen, dass sich hinter dem heute Sichtbaren eine so wechselvolle Geschichte verbirgt, wie sie keine andere der Lindauer Villen erlebt hat.⁴⁰

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Lucrezia Hartmann, Oberer Schranntenplatz 9, D-88131 Lindau

eMail: lucrezia.hartmann@gmx.de

BILDNACHWEIS UND DANK

Bauamt der Stadt Lindau: 25, 26

Erholungswerk Post Postbank Telekom e. V.: 3

L. Hartmann: 1, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 19, 21, 28, 29, 30, 31

Privatbesitz: 10, 15, 16, 17, 20, 22, 23, 24, 29

Spitalarchiv: 2

Stadtarchiv: 12, 13, 14, 18, 27

Für die freundliche Unterstützung meiner Nachforschungen über die Villa Alwind danke ich herzlich dem Erholungswerk Post Postbank Telekom e. V. in Stuttgart sowie dem Geschäftsführer der Villa Alwind Herrn Mai, dem Bauamt und dem Stadtarchiv Lindau, Frau Kyra Ebrecht und Frau Ruth König (Enkelinnen von Leopold Koenig), Herrn Johann Beck (ehemals Hausverwalter der Villa Alwind), Frau Rosmarie Auer (Spitalarchiv Lindau). Herrn Edgar Heilig in St. Gallen verdanke ich wertvolle Informationen zu J. Ch. Kunkler.

ANMERKUNGEN

1 Alwindstr. 18–20. Die Bezeichnung »Schloss Alwind« findet sich gelegentlich auf Plänen und in der Literatur, ist jedoch etwas zu hoch gegriffen. Angemessener ist es, von Villa zu sprechen.

2 PRIMBS, Karl: Burgen und Sitze im ehemaligen Gebiete der Stadt Lindau, in: Schrr VG Bodensee 7 (1876), S. 111–131.

3 Diese Angaben beruhen auf Quellen, die im Historischen Atlas von Bayern, Heft 5: Lindau, bearbeitet von Manfred Ott, München 1968, genannt sind (dort Anm. 165–168). Es handelt sich dabei um die folgenden Akten im Hauptstaatsarchiv München: RU Lindau: 1080; 1521 II.1, 1095; 1522 VI.5., 1153; 1532 I. 12., 1227; 1546 XII.5., ferner um die Akte RA Lindau 51 im Staatsarchiv Augsburg (St AN) und RU Lindau 430; 1621 XI.20 im Sta AL. Gegenüber den teilweise anders lautenden Angaben bei PRIMBS, Karl: Chronik der Güter und Grundstücke von 12 Pfarreien des Katholischen Dekanats Lindau. Lindau o. J. (Abschrift 1937 im Stadtarchiv Lindau) sind sie als zuverlässiger zu bewerten.

4 PRIMBS, Chronik S. 2.

5 TIEFENBACHER, Ludwig: Johann Baptist Ritter von Spix, der in Lindau unbekannt gebliebene ehemalige Herr von Schloss Alwind, in: Jahrbuch des Landkreises Lindau 15 (2000), S. 57–70.

6 Vermessen wurde das Gut schon im Jahr 1727 von seinem Vater Ludwig Som.

7 Dicht am Seeufer gelegen, stammt es aus dem 18. Jahrhundert und gehörte früher der Familie Pfister, deshalb auch »Pfistersches Haus« genannt.

8 Brief vom 1. 3. 1850, abgedruckt in GRUBER, Eduard: Friedrich Gruber und seine Familie. Freiburg 1910, S. 381.

9 Aus dem Tagebuch Friedrich Grubers 1828, abgedruckt in GRUBER, E., S. 277f.

10 Für eine nahezu umfassende Darstellung s. HARTMANN, Lucrezia: »Schau an der schönen Gärten Zier«. Historische Gartenanlagen und Villen in Lindau (Neujahrsblatt 50 des Historischen Vereins Lindau) Lindau 2009.

11 Der Plan befindet sich im Bauamt der Stadt Lindau.

12 KUNKLER, Johann Christoph: Katalog der Sammlung von Detailzeichnungen zu Konstruktionen, Bauformen und Verzierungen für den Hochbau aus den Jahren 1832 bis 1883. St. Gallen 1884. Zitate aus Kunklers Vorwort.

13 Trotz der Ähnlichkeit der Fassaden bezweifle ich die von Ch. Hölz in seiner unpublizierten Magisterarbeit (1991) aufgestellte These, dass die im Zweiten Weltkrieg zerstörte Villa von Ludwig Persius in Potsdam (publiziert 1839) als direktes Vorbild für Alwind gedient hat, denn Kunkler hatte längst seine Sprache als Architekt gefunden und war nach jahrelanger erfolgreicher Tätigkeit nicht mehr auf unmittelbare Vorbilder angewiesen. Andererseits finden sich Details der Persius-Villa auch bei zahlreichen anderen Bauten.

14 Überwiegend in Privatbesitz.

15 Der im Bauamt der Stadt Lindau aufbewahrte Plan zum Oekonomiegebäude des Herrn Gruber auf Allwind / J. C. Kunkler Architect St. Gallen 1854 enthält die Vor-

deransicht, Grundrisse und einen Lageplan. Auf der Rückseite Genehmigungsvermerk mit Datum 5. August 1854.

16 Graphische Sammlung der Stadt Lindau, G.I.u.u.51, Mappe 32.

17 Graphische Sammlung der Stadt Lindau, G.I.u.u.96, Mappe 32.

18 Die Uraufnahme von 1821 befindet sich im Bayerischen Landesvermessungsamt München, spätere Auflagen im Stadtarchiv und im Bauamt Lindau.

19 GRUBER, E., S. 384.

20 Georg Gruber (1840–1898), Kaufmann in Venedig.

21 Plan im Bauamt der Stadt Lindau.

22 Wie anspruchsvoll die Familie war, bezeugen die Pläne für eine Warmwasserheizung und -bereitung der Gebrüder Sulzer Winterthur vom Oktober 1906. Stadtarchiv Lindau, Mappe Villa König / Alwind.

23 Sie wurde nach dem Zweiten Weltkrieg abgerissen.

24 Stadtarchiv Lindau, Nachlass Götzger, ohne Signatur.

25 SCHULZE-KOENIG, Leonie: Leopold Koenig aus seinem Leben zum 100. Geburtstag, 1952. Die Aussichtskanzel wurde später um einige Meter nach Westen versetzt. Der Ausblick von dort ist leider durch danach gebaute Wohnhäuser beeinträchtigt.

26 Schon seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts wuchsen 14 Maulbeerbäume im Gut Brühl nahe Alwind, später gleich viele am Kleinen Exerzierplatz in Lindau und immerhin 56 auf der Köchlinwiese. Seit 1924 gab es dann Versuche, die Seidenraupenzucht am Bodensee zu etablieren, z. B. bitten 1926 J. P. Pfister und Fabrikant F. Jenny unabhängig voneinander um die Erlaubnis zur Seidenraupenzucht und beantragen die Pacht der Bäume auf der Köchlinwiese. Solche Versuche sind belegt bis in die dreißiger Jahre. 1935 appellierte sogar ein Zeitungsaufwurf an die Bevölkerung: »Pflanzt Maulbeeren und schafft somit die Grundlage für den deutschen Seidenbau.« Quellen im Stadtarchiv Lindau, B II 139/42.

27 Stadtarchiv Lindau, B III 692 und Mappe Villa König/Alwind.

28 Die 1906 datierten Pläne sind mit dem Stempel »Gesellschaft zur Ausführung freitragender Dachkonstruktionen in Holz »System Stephan« GmbH Düsseldorf« versehen.

29 Da nach dem Zweiten Weltkrieg die in der Villa Alwind untergebrachte französische Besatzung angeblich nicht neben Toten schlafen wollte, wurde

die Grabstätte auf den alten Aeschacher Friedhof verlegt. Ein Auto mit Holzvergaser transportierte zunächst die beiden ausgegrabenen Urnen des Ehepaars Koenig dorthin. Eine dritte Urne, die eines Bruders von Charlotte Koenig, wurde erst nach einigem Suchen gefunden. In der Familie wird die Anekdote kolportiert, an dem nicht mehr erwünschten Grab habe man einen von Leopold Koenigs Schwiegersöhnen mit einem Sieb angetroffen, und dieser habe auf die entsetzte Frage: »Anatol, was machst du da?« geantwortet: »Ich siebe Onkel George.« Die gesiebte Asche wurde ebenfalls auf dem Aeschacher Friedhof beigesetzt. (Mitteilung von Koenigs Enkelin Ruth König).

30 Pläne im Bauamt und im Stadtarchiv Lindau.

31 Dem Bayerischen Landschaftsschutzgesetz von 1983 zufolge sollte das Bodenseeufer frei zugänglich sein. Daraus ergab sich die Forderung nach öffentlichen Wegen am gesamten bayerischen Ufer, die allerdings nicht überall durchgesetzt werden konnte. Doch in Alwind wurde tatsächlich ein Uferweg angelegt, der die Gartenanlage vom See abschneidet, sodass der Zugang von der Villa zum See seitdem nur durch ein Törchen möglich ist.

32 SCHWERIN, Fritz Graf von: Jahresbericht der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft 1931, S. 476–477

33 PETZOLD, Eduard: Die Landschaftsgärtnerei. Ein Handbuch für Architekten und Freunde der Gartenkunst. Leipzig 1862, zit. nach der 2. Aufl. 1888.

34 B. Berenson war mit Edith Wharton befreundet, die 1903 mit ihrem Buch »Italian Villas and their Gardens« wesentlich zur Wiederentdeckung des Italienischen Gartens beigetragen und das angloamerikanische Kaufinteresse geweckt hatte. Berenson vermachte I Tatti der Harvard University, in deren Besitz die Villa bis heute ist und die dort ein Studienzentrum unterhält. Da Fotografieren dort nicht erlaubt ist, muss hier auf eine Abbildung verzichtet werden. S. jedoch Internet-Adressen www.itatti.it und www.gardensvisit.com/garden/villa_i_tatti.

35 Archiv des Erholungswerks Post Postbank Telekom e. V. Stuttgart.

36 Über den Verbleib der anderen Statue, die schon früher herabgestürzt war, ist nichts bekannt, ebenso wenig weiß man, wen sie dargestellt hat. Denkbar ist, dass es die 1936 im Garten vorgefundene Merkurstatue war, die ursprünglich die obere Nische ausgefüllt hat. In dieser Funktion hätte sie – Hermes/Merkur war ja auch der Gott der Kaufleute – den Be-

ruf des Bauherrn dokumentiert und gewissermaßen geadelt. Doch muss diese Möglichkeit im Bereich des Spekulativen bleiben.

37 Briefwechsel zwischen der Reichspostdirektion Augsburg und Herta Hammerbacher, Archiv des Erholungswerks, Stuttgart.

38 Jean de Lattre de Tassigny.

39 Die Bezeichnung lautet seit 2000 Erholungswerk Post Postbank Telekom e. V.

40 Die Geschichte der Villa Alwind wurde erstmals gründlich erforscht und dargestellt in einer nicht publizierten Diplomarbeit: PFISTER, Jennifer: Die historische Entwicklung der Außenanlagen der Villa Alwind in Lindau im Bodensee in Bezug zu ihren Besitzerfamilien ab 1852 mit Ausblick bis 2002 (Schriftenreihe Lehrstuhl für Landschaftsarchitektur und Entwerfen der TU München Prof. Ch. Valentini, Bd. 5) München 2003.

David Bruder

EINEM BESSEREN ZEITALTER GEWIDMET

Karl Zogelmann – Revolutionär und kaisertreuer Patriot

Als 1985 der Turm der Konstanzer Stephanskirche renoviert wurde, entdeckte man in 65 Metern Höhe, in der Kugel unter dem Kreuz eine Bleikassette. Dort hatte sie seit der letzten Renovierung 1836 rund 150 Jahre gelegen. Sie enthielt zwei Reliquienbehälter aus dem 17. und 18. Jahrhundert, Vereins- und Stiftungsstatute, Verordnungen und Gemeinderatsprotokolle, außerdem Bilder und Münzen aus den Jahren 1830 bis 1836. Das allein wäre nichts Besonderes gewesen, in Turmkugeln werden traditionell solche Dokumente eingeschlossen. In die Konstanzer Bleikassette war aber noch etwas hineingeschmuggelt worden – »hineingeschmuggelt«, weil es von der strengen politischen Zensur der 1830er Jahre mit Sicherheit beschlagnahmt worden wäre: In einer versiegelten Leinentasche fand man ein Bild zum Hambacher Fest von 1832 und zwei Exemplare einer sich auf dieses Ereignis beziehenden Broschüre, die auch eine Konstanzer Grußadresse an die Teilnehmer enthielt.

20–30 000 Menschen waren im Mai 1832 von Neustadt an der Weinstraße mit schwarz-rot-goldenen Fahnen zur Ruine des Hambacher Schlosses gezogen, um ein »Allerdeutschenfest« zu feiern. Redner forderten Freiheit, Demokratie und die nationale Einheit und wurden dafür gerichtlich verfolgt. Glücklicherweise war in der Konstanzer Leinentasche auch eine namentlich gezeichnete Widmung, durch die wir wissen, wem wir den Fund aus der Turmkugel zu verdanken haben: Karl Zogelmann, einem Konstanzer Kaufmann, damals 27 Jahre alt. Es ist eine Widmung an zukünftige Generationen, in der die Hoffnung auf Meinungsfreiheit ausgedrückt wird: Einem besseren Zeitalter gewidmet mit dem Wunsche begleitet, daß bey Eröffnung dieser Bulle kein Kämpfer für Freiheit und Recht, wie Doctor Wirth, der am 21^{ten} April dieß Jahr aus dem Gefängniß zu Kaiserslautern im Rheingau nach der Festung Oberhaus bei Passau abgeführt wurde, gleich diesem vier Jahr im Gefängnis seiner Meinung wegen schmachten muß.¹ Wie Zogelmann dieser Coup gelungen ist, ob er dabei war, als die Kugel wieder auf der Turmspitze angebracht wurde, oder ob er einen Komplizen hatte, ist nicht geklärt. Schon vor 1985 war aber bekannt, dass sich Zogelmann später gar nicht heimlich an der Revolution von 1848 beteiligt hat, so dass ihm nach der Niederschlagung die Verhaftung drohte. Er ging für einige Jahre ins Exil, wenn auch nur

in den benachbarten Thurgau, um nach einigen Jahren nach Konstanz zurückzukehren. Die Kassetten mit der Leintasche befindet sich heute im Konstanzer Rosgartenmuseum. Sie ist Teil der Geschichte des Revolutionärs Karl Zogelmann.

1891, gut vier Jahrzehnte nach der Revolution und nur drei Jahre nach Zogelmans Tod, wurde bereits eine Straße in Konstanz nach ihm benannt. Anders als bei vielen sonstigen Benennungen von Straßen nach Persönlichkeiten, gab es hier tatsächlich einen Lokalbezug, denn in der heutigen Hüetlinstraße (10), damals noch Roßgasse (432/33), von der die heutige Zogelmannstraße abzweigt, lagen sein Haus und sein Garten. Die Konstanzer Straßenbenennung war kein politisches Zeichen einer späten Rehabilitierung des Revolutionärs. Die Sozialistengesetzgebung war gerade erst

ausgelaufen, Bismarck erst im Jahr zuvor entlassen worden, der junge Kaiser Wilhelm II. wollte ein »persönliches Regiment« führen. Das Deutsche Reich war keine parlamentarische Monarchie wie Großbritannien. Geehrt wurde nicht der Revolutionär, sondern der kinderlos gestorbene reiche Bürger Karl Zogelmann, der der Stadt schon 1876 Haus und Grundstück günstig verkauft hatte. In den folgenden Jahren entstand dort ein neues Wohngebiet für die wachsende Bevölkerung.² Geehrt wurde der Wohltäter Karl Zogelmann, der den Konstanzern mehrere gemeinnützige Stiftungen hinterlassen hatte, u. a. eine Schulstiftung. Aus ihren Mitteln wurde jedes Jahr ein Fest bestritten. Man zog zur Marktstätte, zum Siegesdenkmal, wo eine patriotische Kundgebung abgehalten wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch des Stifters Karl Zogelmann fand dieses Fest ab 1880 am 2. September statt: am Sedanstag, dem Tag der entscheidenden Schlacht im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71, der die Reichseinigung gebracht hatte.

1848 revolutionär, vierzig Jahre später kaisertreu – ist Karl Zogelmann damit einfach einer von vielen Vertretern des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert? Bisher hat sich kein Biograph mit ihm beschäftigt. Kein Tagebuch ist überliefert und wir besitzen auch keine persönlichen Aufzeichnungen oder Briefe. Es existiert kein Nachlass. Die Bestände in den Archiven in Konstanz, Freiburg und Karlsruhe sind im Hinblick auf seine



Abb. 1: Karl Zogelmann im Alter von etwa 60 Jahren. Sammlung Wolf, StA Konstanz H 2/63.

Person noch nicht systematisch ausgewertet worden. Nur drei Fotografien von Zogelmann sind bekannt. Sie zeigen ihn als über 60- bzw. über 70jährigen. Das macht es nicht leicht, sich der Person anzunähern.

KINDHEIT UND JUGEND

Karl Zogelmann wurde am 8. Dezember 1808 in Konstanz geboren. Erst zwei Jahre zuvor war die Stadt, nach über 250 Jahren unter österreichischer Herrschaft, badisch geworden. Michael Zogelmann, sein Vater, war kein Konstanzer. Er stammte aus Silberberg³ in Böhmen und war noch in der österreichischen Zeit an den Bodensee gezogen. Mit seiner Frau Anna Maria, geb. Keller, hatte er mindestens zwei Kinder: den Sohn Karl und eine 1816 geborene Tochter, die wie die Mutter Anna Maria hieß. Vermutlich gab es noch einen Sohn und eventuell noch eine weitere Tochter.⁴ Der Vater handelte mit Bettfedern und Schreibwaren, Karl übernahm das Geschäft. Wie die meisten der damals etwa 4000 Einwohner von Konstanz, war die Familie katholisch. 1834 heiratete Karl eine Konstanzerin, Carolina Lorenz. Er hat sein ganzes Leben am Bodensee verbracht, selbst von seinem vorübergehenden »Exil« im Thurgau aus sah er die Stadt. Und dort ist er 1888 schließlich auch gestorben.

Unklar ist, in welchem Freundeskreis er sich bewegt hat, ob er vielleicht den im selben Jahr geborenen Prinzen Louis-Napoléon kennengelernt hat, der als Kind und junger Mann mit seiner Mutter auf dem nahen Arenenberg gelebt hat und regelmäßig in Konstanz war – und der dann schließlich am 2. September 1870 als französischer Kaiser bei Sedan gefangengenommen werden sollte. Oder wie er zu Joseph Fickler stand, der ebenfalls in Konstanz 1808 geboren wurde und später mit seiner Zeitung »Seebblätter« eine wichtige Rolle spielte. Ihn hat er zumindest gekannt. Fickler entstammte ebenfalls einer aus Österreich, aus Tirol, zugewanderten Familie. Viel gemeinsam hatten die beiden, wie noch deutlich werden wird, aber sehr wahrscheinlich nicht.

Karl Zogelmann wuchs in einer unruhigen Zeit auf. Angesichts der französischen Übermacht hatte sich zwei Jahre vor seiner Geburt das Heilige Römische Reich deutscher Nation aufgelöst. Das linke Rheinufer war von Frankreich annektiert, der Rest, außer Preußen und Österreich, zum Rheinbund, einem von Napoleon abhängigen Militärbündnis zusammengeschlossen worden. Von den vielen kleinen Fürsten-, Ritter- und geistlichen Herrschaften im deutschen Südwesten waren nur drei übriggeblieben: Württemberg, Baden und Hohenzollern. Zwischen 1815 und 1827 wurde das 1200 Jahre alte Bistum Konstanz schrittweise aufgelöst und ein neues Erzbistum mit Sitz in Freiburg gegründet. Diesen Vorgang dürfte Zogelmann schon bewusst erlebt haben, und es finden sich Anhaltspunkte, dass sein späteres Handeln dadurch geprägt wurde.

Zum Nachfolger des letzten Bischofs von Konstanz, Karl Theodor von Dalberg (1744–1817), war vom Konstanzer Domkapitel 1817 Ignaz Heinrich von Wessenberg

(1774–1860) bestimmt worden. Entgegen dem Herkommen aber wurde er vom Vatikan nicht anerkannt. Dafür gab es mehrere Gründe, die sich in zwei Punkten zusammenfassen lassen; der erste betrifft Wessenbergs kirchenpolitische Ziele, der zweite seine theologischen Überzeugungen: Wessenberg hatte auf dem Wiener Kongress 1815 Dalberg vertreten. Dalberg spielte in der Zeit nach der Auflösung des Reiches im Rheinbund eine wichtige Rolle als Kirchenmann und Politiker (er war nicht nur Bischof von Konstanz, sondern u. a. auch Erzbischof von Mainz bzw. dann von Regensburg und Fürst mit wechselnden Territorien). Napoleon hatte ihm 1806 den Titel »Fürstprimas von Deutschland« verliehen und ihn zum Vorsitzenden des Rheinbundes bestimmt. Dalberg und mit ihm Wessenberg, stand für die Idee »einer national-deutschen Kirche mit einem deutschen Primas an der Spitze«⁵, d. h. es sollte zwischen Rom und den deutschen Bischöfen eine Instanz geschaffen und damit ein höheres Maß an Selbständigkeit erreicht werden. Der Versuch, den Anteil der Volkssprache, also des Deutschen, in der Liturgie zu vergrößern, wurde im Vatikan ebenfalls als Versuch verstanden, die deutsche katholische Kirche von Rom zu lösen.⁶ Wessenberg hatte auch in der Konstanzer Bevölkerung nicht nur Anhänger, ist aber, nachdem er kirchenpolitisch kaltgestellt war, immer noch eine Autorität gewesen. Vor allem ist auch er als Wohltäter in Erinnerung geblieben. Er hat eine »Erziehungsanstalt für sittlich verwahrloste Mädchen« gestiftet (1850), sein Haus und seine Bibliothek der Stadt vermacht und seine Gemäldesammlung dem Großherzog geschenkt, der dafür 20 000 Gulden für gemeinnützige Zwecke gespendet und sie in Konstanz belassen hat.

ZOGELMANN'S RELIGIÖSE HALTUNG

Dass Karl Zogelmann Wessenberg als wichtige Persönlichkeit erlebt hat und zu seinen Anhängern zählte, ist eindrücklich belegt durch einen Vorfall aus dem Jahr 1845 beim Besuch des Freiburger Erzbischofs Hermann von Vicari (1773–1868) in Konstanz. Als die Stadt noch Bischofssitz war, war Vicari persönlicher Mitarbeiter Wessenbergs gewesen und dann als einziger aus Konstanz ins Freiburger Kapitel berufen worden. Mit der Zeit hat er sich allerdings zu einem Vertreter des sogenannten Ultramontanismus entwickelt, einer starken Orientierung an Rom. Diese Strömung gewann in der deutschen katholischen Kirche im Lauf des 19. Jahrhunderts die Oberhand. So gab es u. a. Auseinandersetzungen über die Frage, welcher Konfession die Kinder aus einer evangelisch-katholischen Mischehe angehören sollten. Wessenberg hatte sich für einen Kompromiss ausgesprochen, Söhne in der Konfession des Vaters, Töchter in der Konfession der Mutter zu erziehen. Vicari vertrat die römische Position, nach der die Kinder grundsätzlich katholisch werden sollten. Als der Streit zwischen Kirche und Staat Mitte der 1850er Jahre eskalierte, wurde Vicari sogar für kurze Zeit unter Hausarrest gestellt.⁷ Auch nach ihm ist in Konstanz eine Straße benannt.

Vicari reiste mit dem Dampfschiff an und wurde am Hafen von einem Geistlichen des Klosters Kreuzlingen und dem Bezirksamtsvorstand erwartet.⁸ Ein Konstanzer Dekan hatte die Pferde bestellen wollen, war aber im Vorfeld darauf hingewiesen worden, dass vom Kloster eine »Chaise«, also eine zweisitzige Kutsche, kommen werde. In der nahm der Klostergeistliche jenen Platz ein, den der Amtsvorstand für sich beanspruchte. Dass Vicari nicht bei Wessenberg oder einem der örtlichen Pfarrer übernachten wollte, sondern bei dem konservativen Direktor des Gymnasiums, wurde ebenfalls als klares Signal verstanden und als Brüskierung Wessenbergs und der von ihm geprägten Konstanzer Pfarrer. Die Pfarrer wurden nicht einmal zum Empfang des Bischofs eingeladen. Bürgermeister Huetlin und der Gemeinderat sprachen ihnen im Münsterpfarramt deshalb demonstrativ das Vertrauen aus.

Schließlich besuchte Vicari den Abt des Klosters Kreuzlingen. Sein Weg führte durch die heutige Huetlinstraße, vorbei am Haus von Karl Zogelmann. Es hatte Gerüchte gegeben, Zogelmann wolle den Bischof »verhöhnern«. Tatsächlich war in seinem Garten ein illuminiertes Transparent mit dem Porträt Wessenbergs aufgebaut. Was nun geschah, beschreibt Joseph Laible in seiner Stadtgeschichte so: »Ein Pöbelhaufe stürmte den Garten, zertrümmerte das Gartenhaus mit dem Bilde, mißhandelte mehrere Anhänger Zogelmanns und wich der herbeigeeilten bewaffneten Macht nicht, wohl aber den ruhigen Worten des Bürgermeisters Huetlin.«⁹ Es sollen sogar Steine geworfen worden sein, auf Zogelmann selbst und, als dieser sich zurückzog, in die Fenster seines Hauses. Es gab also auch in der Konstanzer Bevölkerung Ultramontanisten, Anhänger der römischen Linie. Einer der Beteiligten soll der Vereinsdiener des Bürgermuseums gewesen sein. Dem Bürgermuseum, einem 1834 gegründeten geselligen Verein, der eindeutig politisch-liberale Ziele verfolgte, gehörte auch Karl Zogelmann an. Der Vereinsdiener wurde auf Antrag einiger angesehenen Mitglieder entlassen, in Anbetracht, daß sich das ultramontane Treiben mit dem dem Fortschritt huldigenden Geist des »Bürgermuseums« nicht vereinigen lasse. Es wurde von einem jesuitischen Tumult gesprochen.¹⁰ Das Ereignis schlug Wellen, und der bereits erwähnte Joseph Fickler veranlasste eine an das Innenministerium gerichtete Erklärung gegen den Ultramontanismus, die vom Gemeinderat einstimmig angenommen wurde. Die Gegenpartei sammelte Unterschriften für die angeblich bedrohte Kirche.¹¹

Der Konflikt zwischen aufgeklärten, liberalen und romtreuen, konservativen Katholiken war nicht auf Konstanz beschränkt. 1844 waren innerhalb von sieben Wochen über eine Million Menschen nach Trier zum Heiligen Rock gepilgert, einer Reliquie, die Reste des Gewandes von Christus enthalten soll – das war Götzendienst aus der Sicht aufgeklärter Katholiken. Der durch diese Massenwallfahrt ausgelöste Streit führte zu einer Abspaltung von der katholischen Kirche, der deutschkatholischen Bewegung, die aber langfristig keinen Erfolg hatte. Auch in Konstanz gab es in den Jahren 1844–1849 eine deutschkatholische Gemeinde, deren Gründer Joseph Fickler war. Von ihm weiß man, dass er ein recht kompromissloser Geist war. Ob auch Karl Zogelmann sich den Deutschkatholiken angeschlossen hat, ist nicht bekannt. Immerhin ließ er einen Antrag

auf Religionsfreiheit, der 1845 vom evangelischen Pfarrer Carl Zittel in die zweite badische Kammer eingebracht worden war und von dem die Deutschkatholiken profitiert hätten, drucken und verkaufte die Schrift zum Selbstkostenpreis.¹² Vermutlich hat er sich aber an dieser Form von religiösem Engagement ansonsten nicht beteiligt, wie auch Wessenberg nicht.

Was Zogelmann an Wessenberg geschätzt hat, dürfte vor allem das Aufklärerische gewesen sein. Rom stand für ihn für Unterdrückung und Unfreiheit. Dieser Eindruck scheint sich bei einer Italienreise noch verfestigt zu haben. Von einer Kanzel herab habe er einen Priester dort sagen hören: *Wer nicht römischkatholisch ist, der ist des Teufels*. Er berichtet von diesem Erlebnis, als 1847 im Gemeinderat über die Frage debattiert wurde, ob Juden in die Stadt aufgenommen werden sollten, und von einem Gegner den Juden Fanatismus unterstellt wurde. Zogelmann verteidigte die Juden auch gegen den Vorwurf, das Gebot der Nächstenliebe gelte bei ihnen nur für die Angehörigen der eigenen Konfession oder die Unterstellung, sie seien unpatriotisch.¹³ Das Eintreten für Vernunft und Toleranz ist ein bleibender und wichtiger Aspekt seiner Persönlichkeit, wie weitere Beispiele aus späteren Jahren zeigen werden.

ZOGELMANN ALS REVOLUTIONÄR

Der Fund aus der Turmkugel der Stephanskirche belegt, dass der junge Karl Zogelmann ein Anhänger der National- und Freiheitsbewegung war. Das wird auch an anderer Stelle in seiner Biographie deutlich. Einige der liberalen Landtagsabgeordneten wurden von der Bevölkerung regelrecht verehrt. Aus einer Anzeige in den Seebältern vom August 1842 geht hervor, dass Zogelmann *wohlgetroffene* Porträts von verschiedenen Abgeordneten verkaufte.¹⁴ Seine Herkunft dürfte eine Rolle dabei gespielt haben, dass er sich in den 1840er Jahren nicht den Radikalen angeschlossen hat und kein Sozialrevolutionär geworden ist. Als Inhaber einer Handelsfirma konnte er nicht als der sprichwörtliche »Anwalt des kleinen Mannes« auftreten. Das führte zu Anfeindungen schon vor und schließlich auch während der Revolution.

1835 schloss sich Baden dem Deutschen Zollverein an. Man befürchtete damals Nachteile für das direkt an der Außengrenze gelegene Konstanz und fand deshalb eine Sonderlösung: Um der Stadt einen wirtschaftlichen Vorteil zu verschaffen, blieb Stadelhofen, der Stadtteil zwischen der Schweizer Grenze und der heutigen Bodanstraße, in dem auch Zogelmann wohnte, Zollausschlussgebiet. Nicht alle waren mit diesem Zustand zufrieden. Als der Große Bürgerausschuss sieben Jahre später über eine von mehreren hundert Bürgern unterzeichnete Petition debattierte, die den Wiedereinschluss dieses Stadtteils ins Zollgebiet forderte, hat sich Zogelmann, der inzwischen Gemeinderat war, dagegen ausgesprochen. Seine Firma profitierte von der Situation. Es kam zu einer persönlichen Auseinandersetzung, weil Zogelmann angeblich einen Gerber beleidigt hatte.

Zogelmann sollte auf einer Gemeindeversammlung behauptet haben, jener Gerber vermöge nicht einmal ein Geißfell zu kaufen um es auf seinem Bok zu schaben. Davon abgesehen, dass dies nicht wahr sei, habe Zogelmann, welcher das Glück hatte bedeutendes Vermögen zu erwerben und erheurathen, kein Recht jenem Bürger vor öffentlich versammelter Gemeinde die Armuth vorzuwerfen. Zogelmann hätte umso mehr Rücksicht nehmen müssen, als der Zollausschluss die weniger Vermögenden besonders benachteilige. Die Kritik richtete sich also gegen den damals schon als reich wahrgenommenen Zogelmann, der seinen Wohlstand nicht nur seinem Geschäft verdankte, sondern auch einer guten Partie. Zogelmann wehrte sich gegen den Vorwurf der Beleidigung, indem er diese Darstellung korrigierte: Bei der Unterschriftensammlung seien Unterschriften gefälscht worden und bei einigen seien auch noch Gewerbsnamen, also ein Beruf, angegeben worden, um dieselben gewichtiger zu machen. Der Gerber, um den es ging, übe seinen Beruf aber schon seit Jahren nicht mehr aus, und in diesem Zusammenhang habe er, Zogelmann, gesagt: *ich glaube daß er nicht einmal mehr einen Bok hat, um ein Schaaßfell darauf zu schaben.* Zudem spielten Verwandtschaftsinteressen bei den Unterstützern der Petition eine Rolle. – Wie diese Auseinandersetzung zeigt, hatte Zogelmann nicht nur auf »kirchenpolitischem«, sondern auch auf »wirtschaftspolitischem« Gebiet Gegner.¹⁵

Wie steht es nun mit dem »Revolutionär« Karl Zogelmann? Aus einem Verzeichnis der Zogelmann betreffenden Aktenbestände geht hervor, dass er schon 1832 wegen politischer Verbindungen aufgefallen war.¹⁶ An der Revolution in den Jahren 1848 und 1849 hat er sich aktiv beteiligt. Im März 1848 nahm er an einer Versammlung in Konstanz teil, auf der die Bildung eines permanenten Komites beschlossen wurde. Zogelmann wurde als eines von neun Mitgliedern hineingewählt, nicht gewählt wurde er als Delegierter für eine Volksversammlung in Offenburg. Unter den Delegierten fanden sich nur solche, die die Ausrufung der Republik befürworteten, u. a. Joseph Fickler. Allerdings kam dafür in Offenburg keine Mehrheit zustande. Zogelmann war derjenige, der die Ergebnisse dieser Versammlung vom Balkon des Konstanzer Stadthauses (heute »Bürgersaal«) verkündete. Dann wurde er ins Hinterland nördlich des Sees geschickt und sollte über die dortige Stimmung berichten.¹⁷ Im April trat er in Donaueschingen und anderswo als Redner auf. In Konstanz brachte er es zum Leitmann der Bürgerwehr.¹⁸ Er wurde als einer der Anstifter des Heckerzuges bezeichnet und soll die Freischaren sogar mit Geld und Pulver ausgestattet haben. Beim Heckeraufstand sehr tätig dabei, heißt es an einer Stelle. Friedrich Hecker war am 13. April 1848 mit Freiwilligen von Konstanz aufgebrochen, um in Karlsruhe den Großherzog zu stürzen. Er selbst berichtet, dass Zogelmann unter denen war, die ihn in einer politisch-moralischen Abmahnungskonferenz¹⁹ von diesem Vorhaben abbringen wollten. Tatsächlich ist Zogelmann ihm aber dann doch noch nachgezogen.²⁰

Der Heckerzug ist bekanntlich gescheitert. Zwei Wochen nach dem Aufbruch war Konstanz von bayerischen Truppen besetzt, es kam zu Verhaftungen und gerichtlichen Vorladungen. Zogelmann hat sich damals zum ersten Mal in die Schweiz abgesetzt und mit anderen erklärt, dass er der Vorladung nicht folgen werde, weil die Unabhängigkeit

der Gerichte nicht gesichert sei. Am 22. Mai 1848 gab er sogar ganz offiziell und mit einiger Ironie per Anzeige in den Seebältern bekannt, dass sein Aufenthaltsort derzeit Kreuzlingen sei: Da in neuester Zeit der Gebrauch »aus Gesundheitsrücksichten« den Wohnsitz zu wechseln, sehr allgemein geworden ist, und dies sogar in nächster Zukunft noch mehr der Fall sein dürfte, so habe ich mich entschlossen, bis dahin für einige Zeit aufs Land zu gehen, wozu ich mir den so nahe und freundlich gelegenen Kanton Thurgau erwählte, und auch von dort aus mein en gros Geschäft in Bettfedern, Pferdehaaren und Wolle betreibe, was ich hiermit meinen geehrten Geschäftsfreunden eröffne, mit der Bitte von meiner Adresse Vormerkung zu nehmen. In einer anderen, in derselben Ausgabe der Seebältern geschalteten Anzeige ließ seine Frau Carolina wissen, dass sie das Detail-Geschäft in Konstanz weiterführe. Ab 1. Juni 1848 war Zogelmann zur Fahndung ausgeschrieben. Auch am ebenfalls gescheiterten Struveaufstand im September 1848 in Lörrach soll er sich beteiligt haben und danach wieder in der Schweiz gewesen sein.

Während der zweiten Phase der Revolution, im Sommer 1849, wird er aktenkundig als *Handlanger* des Zivilkommissärs beziehungsweise selbst als Zivilkommissär. Im Juni 1849 sollte er 8000 Feuersteine in Karlsruhe abholen, der Ankauf einer Anzahl Gewehre zur Errichtung der Volkswehr und eine Kassenbeschlagnahme werden vermerkt. In Meersburg hat er Staatsdiener vereidigt und dort auch einen großherzoglichen Regierungsrat arretiert, dessen Reisekoffer durchsucht und einem Postaktuar Dienstbriefe *weggenommen*. Laut Angaben vom 17. Juli 1849 war er am Aufstand *besonders beteiligt*. Nach der endgültigen Niederschlagung der Revolution hielt er sich wieder in der Schweiz auf und soll dort sogar das Bürgerrecht erworben haben.

Was Zogelmann getan hatte, wurde als Hochverrat verurteilt. Im Januar 1851 verhängte das Hofgericht Konstanz in Abwesenheit eine Strafe von drei Jahren Zuchthaus, im Mai wurde das Urteil vom Oberhofgericht Mannheim bestätigt. Zwischen Juli und September 1849 waren in seinem Haus 25 hessische Besatzungssoldaten einquartiert (von insgesamt 5000; auch ärmere Einwohner mussten Quartiere stellen)²¹, sein Vermögen wurde beschlagnahmt und ihm wurde die Staatsbürgerschaft entzogen.²² Erst 1857 kehrte Zogelmann nach Konstanz zurück und galt als begnadigt.

Nimmt man diese Hinweise, dann hat Zogelmann in den vorderen Reihen der Revolutionäre gewirkt. Selbst unter den Revolutionären hatte er aber nicht nur Freunde. Dass er nicht als Vertreter des »kleinen Mannes« angesehen wurde, hat sich schon gezeigt. Im Februar 1849 erschien in den Seebältern ein polemischer Brief, in dem seine Verdienste ironisch in Frage gestellt wurden. Seine revolutionären Ambitionen wurden ins Lächerliche gezogen, er wurde zu einem *Helden der Vergangenheit* erklärt. Das Scheitern der Revolution wurde seinem persönlichen Ungeschick zugeschrieben, anschließend habe er um Begnadigung *unterthänigst nachgesucht*. In Anspielung auf den einige Jahre zuvor ausgetragenen Streit um die Petition zum Zollausschluss und die Unterschriftenliste wurde wiederum behauptet, er schätze den Menschen allein nach der *Schwerde des Geldsakes*. Er gehöre zur jenen, die als *personifizierte Egoisten* sich im Ernstfall aus dem Staube machten oder verkröchen und die das Volk als *seine größten Feinde, für seine Tirannen* und

Peiniger erkennt habe. Dagegen werde *der wahre Werth des Menschen gerade von den Besitzlosen gesehen, edler Sinn und republikanischer Geist zeichne besonders die Klasse der Handwerker aus. Zogelmann sei eben nur Volkskönig im Geiste.* Der Verfasser zog es vor, anonym zu bleiben. Zogelmann wehrte sich mit einer Gegendarstellung: Die die Unterschriftenliste betreffenden Behauptungen seien ein *elendes und verleumderisches Bubenstück.* Den Rest kommentierte er nicht, sondern überließ ihn dem öffentlichen Urtheil und sprach lediglich den Wunsch aus: *Was den »edlen Sinn und reinen republikanischen Geist« in der Klasse der Handwerker betrifft, den ich nie bestritten, so wäre es um so trauriger, wenn diese Klasse den Herrn Anonymus als ihren Vertreter erwählt und durch Gemeinheit und Lüge den edlen Sinn und den republikanischen Geist beurkunden wollte.* Der Schreiber des offenen Briefes verfasste seinerseits noch eine kürzere Antwort, die inhaltlich aber nichts Neues brachte. Die Behauptung, Zogelmann habe die alte Gewohnheit, alle seine Mitmenschen mit Grobheiten zu überschütten, entspringt wohl eher der polemischen Absicht des Verfassers, als dass Zogelmann tatsächlich als verbaler Grobian aufgefallen wäre. Offenbar gab es hier einen schon länger schwelenden Konflikt.²³

Zogelmans soziales Engagement spricht dagegen, dass er sich grundsätzlich gegenüber ärmeren Mitbürgern arrogant oder unsensibel verhalten hat. Im Nachruf wird er geschildert als *[i]n Handel und Wandel gerecht, [...] selbständig nach oben, leutselig nach unten.* Bezeichnend für seinen nur scheinbar rauhen, im Wesen milden und gerechten Charakter ist die *lange Dienstzeit aller seiner Angestellten, deren Dienstjahre von 15–40 Jahre ansteigen, und die selbst bei Besuchen konsequent festgehaltene Sitte des mit den Dienstboten gemeinsamen Tisches.* Aus der von ihm 1884 geschaffenen Dienstbotenstiftung sollten Jahr für Jahr alle diejenigen, die zehn Jahre oder länger im selben Haushalt im Dienst gestanden hatten, eine Summe ausbezahlt bekommen. Auch für seine letzte Haushälterin wurde gesorgt: Sie erhielt eine jährliche Rente bis zu ihrem Tod. Erst 1937 ist sie gestorben. Im Nachruf wird auch daran erinnert, dass Zogelmann in den 1840er Jahren für die hungernden Schlesier nicht nur gespendet, sondern auch gesammelt hat. Er soll sich dafür als schlesischer Weber verkleidet haben. Schlesische Besatzungssoldaten hätten sich bei ihm bedanken wollen, während er in der Schweiz im Exil war. Zur Fastnachtszeit soll er als Bauer verkleidet herumgefahren sein und vor den Wohnungen Bedürftiger Brennholz abgeladen haben. Anscheinend ist er auch in eine Maske geschlüpft, um die politischen Verhältnisse zu kritisieren, als *Censur verkleidet oder als Deutscher Michel.*²⁴

Zum sozialen Engagement zählt neben der Dienstbotenstiftung und einer Schulstiftung, auf die noch ausführlicher eingegangen werden muss, schließlich auch die testamentarisch verfügte Gründung einer Feuerwehrstiftung. Im Dienst verunglückte Feuerwehrmänner und ihre Familien sollten mit Mitteln dieser Stiftung unterstützt werden. Auch die Wessenbergsche Erziehungsanstalt und die Armenanstalt Bernrain wurden im Testament berücksichtigt.²⁵ Eine generelle Missachtung ärmerer Mitbürger kann man Zogelmann daher nicht unterstellen, im Nachruf wird jedoch eingeräumt, dass er sich in Auseinandersetzungen manchmal vielleicht etwas ungeschickt verhalten hat: Er *barg*

in rauher Schale weichen Kern, wurde daher oft verkannt und hatte das Mißgeschicke, da abzustoßen, wo er die besten Absichten hatte.

Als Zogelmann 1857 nach Konstanz zurückkehrte, war er fast 50 Jahre alt. In der ersten Zeit scheint er sich politisch nicht betätigt zu haben. Zwischen 1862 und 1868 gehörte er dann dem Vorstand des Bürgermuseums an und wird in den Sitzungsprotokollen als Bibliothekar aufgeführt.²⁶ Bei einem besonderen Projekt engagierte sich Zogelmann allerdings wieder an vorderster Front: Er wollte Jan Hus in Konstanz ein Denkmal setzen. Dieses Projekt hat eine Vorgeschichte, die bis in die 1830er Jahre zurückreicht.

HUS-DENKMAL UND SCHULSTIFUNG

Vielleicht lag Jan Hus Zogelmann schon aus biographischen Gründen am Herzen. Hus stammte wie Zogelmanns Vater aus Böhmen, d. h. es könnte eine »landsmannschaftliche« Verbundenheit gegeben haben. Der lokale Bezug zu Konstanz aber war klar: Der tschechische Kirchenkritiker Hus war auf dem Konstanzer Konzil 1415 als Ketzer verbrannt worden. Die Stadt Konstanz hatte sich zwar ein Jahrhundert später der Reformation angeschlossen, wurde dann aber gewaltsam gezwungen, wieder zum katholischen Glauben zurückzukehren. Entscheidend für die Motivation, Hus im 19. Jahrhundert ein Denkmal zu setzen, war, dass er für Zogelmann in erster Linie ein Kämpfer für Vernunft und Gewissensfreiheit war, während die Kirche sich – gemessen auch an der Bedeutung Wessenbergs für Zogelmann – in ein »finsteres« Mittelalter zurückbewegte. Erst später wurde Hus zunehmend von der erwachenden tschechischen Nationalbewegung vereinnahmt. Aus römisch-katholischer Sicht war Jan Hus noch immer ein Ketzer. Trotzdem wurde von katholischen Bürgern, darunter auch Bürgermeister Karl Hüetlin (1806–1861, Bürgermeister 1832–1849) schon 1834 der Versuch unternommen, ihm ein Denkmal zu setzen.²⁷ Das scheiterte am Einspruch der badischen Regierung, die deswegen keinen Konflikt mit Metternich riskieren wollte.²⁸ Auch der nächste Versuch, an Hus zu erinnern, misslang: Ein Dampfschiff, das 1840 nach Hus benannt werden sollte, wurde schließlich auf den Namen »Helvetia« getauft, weil zu befürchten stand, dass ein Dampfschiff »Hus« nicht in Lindau, also im katholischen Königreich Bayern, oder in Bregenz, im katholischen Kaisertum Österreich, anlanden dürfte.

Erst 1862 ist es gelungen, Hus ein Denkmal zu setzen. Zahlreiche Bürger gaben Geld dafür, auch aus der Schweiz und sogar aus New York gingen Spenden ein.²⁹ Von den Gegnern des Denkmals wurde diese Aktion als *Demonstration großartigsten Maßstabs gegen unsere hochehrbare katholische Geistlichkeit und überhaupt gegen den Katholizismus* gewertet.³⁰ Befürworter des Denkmals sahen darin ein Zeichen gegen mittelalterlichen Fanatismus, andere waren vorsichtiger und versuchten die Gegner mit dem Hinweis zu beschwichtigen, dass es in erster Linie darum ginge, den Ort zu markieren, wo Hus verbrannt worden war. Immer mehr Reisende hätten danach gefragt, und die Konstanzer hätten dann nicht Be-



Abb. 2: Der Hussenstein mit der von Zogelmann gestifteten Umzäunung. Sammlung Wolf, StA Konstanz H 41/4283.

scheid gewusst – man wollte nicht ungebildet erscheinen. Tatsächlich gab es so etwas wie Hus-Wallfahrer, nicht nur aus Böhmen, sondern auch aus England. Deshalb hatte man schon früher mehrsprachige Wegweiser aufgestellt.³¹ Zogelmann gehörte nicht nur zu den Hauptinitiatoren, er war einer der Konstanzer, die mit Abstand am meisten spendeten. Zusätzlich stiftete er noch eine gusseiserne Umzäunung und sorgte Jahr für Jahr zum Todestag von Jan Hus für Blumenschmuck.

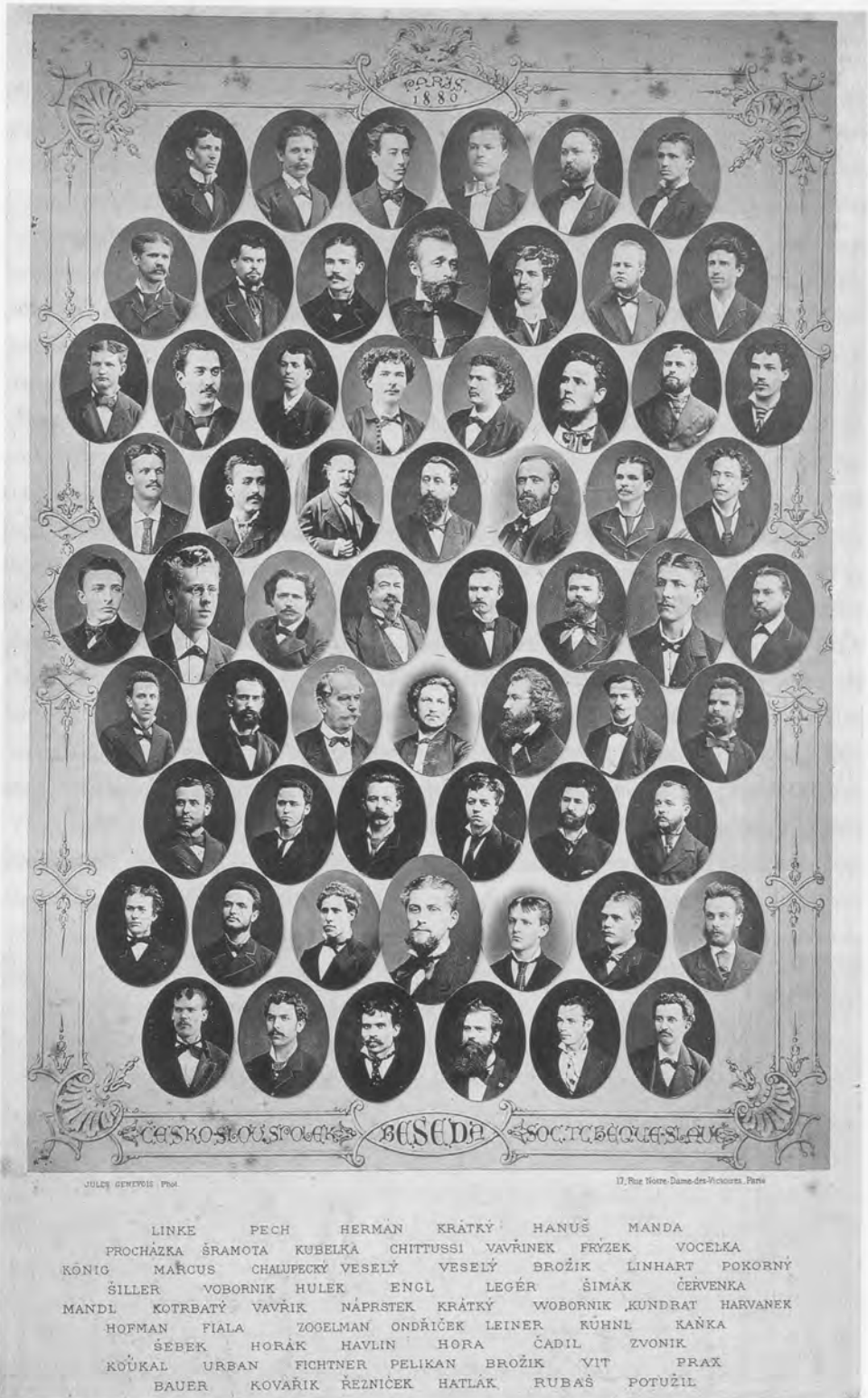
Auf den Stein, einen großen Findling, war man beim Eisenbahnbau zwischen Al lensbach und Hegne gestoßen. Der Transport zum Aufstellungsort zog sich über mehrere Tage hin. Bis zum Konzilgebäude wurde er mit einer Lokomotive gezogen. Dabei brachen zwei Achsen, allerdings erst in der Nähe des Bahnhofes. Den Wagen für den Weitertransport lieferte die Firma Escher, Wyss & Cie. aus Zürich. Die Pferde, erst zwölf, dann vierzehn, wurden von Konstanzer Bürgern gestellt. Weil man mit dem Stein an zwei Tagen nur 30 Schritte weit gekommen war, habe man bereits gemunkelt: *der Teufel sitzt darauf und hat ihn verhext, man sollte die Sache bleiben lassen*. Karl Zogelmann war es, der nur vier Pferde, dafür aber zehn Ochsen vorspannen ließ. Auch Schlitten kamen zum Einsatz. Schließlich wurde der Findling auf einen Sockel aus Feldsteinen gesetzt, in den man Schriften von Hus und Hieronymus und ein Verzeichnis der Mitglieder des Denkmalkomitees einmauerte.³²

Mit dem Hussenstein war Zogelmanns Mission noch nicht erfüllt. Zogelmann galt den Tschechen als einer ihrer großen Freunde und Fürsprecher. Er war Ehrenmitglied mehrerer tschechischer Vereine, wie auch Ludwig Leiner, der Apotheker und Stadtrat, der vor allem als Gründer des Rosgartenmuseums in Erinnerung geblieben ist. Beide erhielten, wie aus einem Brief im Leinerschen Nachlass hervorgeht, 1880 durch den Stuttgarter Verein ein Ehrendiplom tschechischer Vereine. Auf einer ebenfalls durch Leiner überlieferten Tafel mit kleinen Porträts der Mitglieder des Pariser Vereins ist neben Leiner auch Zogelmann zu sehen.³³

Die von Zogelmann 1868, sechs Jahre nach der Aufstellung des Hussensteins ins Leben gerufene Schulstiftung erhielt auf seinen Wunsch den Namen Husenstiftung – was selbst noch einigen liberaleren Katholiken im Gemeinderat Bauchschmerzen bereitet hat. Zogelmann war jedoch nicht bereit, einen anderen Namen zu wählen und zog deshalb sogar in Erwägung, die Stiftung der evangelischen Gemeinde zu übertragen.³⁴ 200 Splitter vom Hussenstein wurden verkauft und der Erlös Zogelmann für die Schulstiftung übergeben.³⁵ Ihre ursprüngliche Bestimmung war, aus den Zinsen den Schülern und Schülerinnen der *gemischten Volksschule am 6. Juli, als an dem Todestage Husens, jedes Jahr unter Leitung des verehrl. Orts-Schulraths, der Lehrer und Lehrerinnen, ein Jugendfest zu bereiten, welches aus einem Spaziergang, Turnen, Spiel und Gesang im Freien, bei angemessener Erfrischung bestehen soll.*³⁶ Wie der Name der Stiftung war auch der Umstand, dass sie für die *gemischte Volksschule* bestimmt war, keineswegs unumstritten. Bürgermeister Max Stromeyer wurde wegen der Einführung der Gemeinschaftsschule für Kinder beider Konfessionen 1869 sogar exkommuniziert. Die Mitglieder des Prager Komitees für die Hus-Wallfahrt nach Konstanz sandten daraufhin ein Gratulationsschreiben, das von Zogelmann überreicht wurde.³⁷ Als einige Jahre später im Rahmen des Kaufvertrages für Haus und Grundstück die Schulstiftung aufgestockt wurde, legte Zogelmann ausdrücklich fest: *Sollte aber je, was Gott und der gesunde Menschenverstand verhüten möge, der Fluch der Unduldsamkeit in die Gemeinde wiederkehren und die gemischte Volksschule in eine konfessionelle ungewandelt werden, so soll und darf von Seiten der Gemeinde die bedungene Verzinsung meiner Vermächtnisse an die Schule nicht mehr geleistet werden, und es hat der Stadtrath unter Zuzug der Stadtverordneten zu bestimmen, zu welch' anderen gemeinnützigen Zwecken das Zinserträgniß verwendet werden soll.*³⁸

SCHLÜSSELJAHR 1870

Nachdem Zogelmann mit der Schulstiftung Stromeyers Politik schon indirekt unterstützt hatte, ging er im Bürgermeisterwahlkampf des Sommers 1870 zur offenen Parteinarbeit über. Der Liberale Max Stromeyer stand bei seinen Gegnern, den sogenannten Demokraten, wegen verschiedener Vorhaben und aus persönlichen Gründen in der Kritik. Zogelmann führte den Vorsitz bei einer in die »Krone« einberufenen Versammlung der Unterstützer Stromeyers.³⁹ Das Interesse war so groß, dass viele keinen Platz fanden,



JULES GEMOIS phot.

17, Rue Notre-Dame-des-Victoires, Paris

LINKE	PECH	HERMÁN	KRÁTKÝ	HANUŠ	MANDA		
PROCHÁZKA	ŠRAMOTA	KUBELKA	CHITTUSI	VAVŘINEK	FRÝZEK	VOCELKA	
KONIG	MAŘCUS	CHALUPECKÝ	VESELÝ	VESELÝ	BROŽIK	LINHART	POKORNÝ
ŠILLER	VOBORNÍK	HULEK	ENGL	LEGÉR	ŠIMÁK	ČERVENKA	
MANDL	KOTRBATÝ	VAVŘÍK	NÁPRSTEK	KRÁTKÝ	WOBORNÍK	KUNDRAT	HARVANEK
HOPMAN	FIALA	ZOELMAN	ONDŘÍČEK	LEINER	RÜHNL	KAŇKA	
ŠEBEK	HORÁK	HAVLÍN	HORA	ČADIL	ZVONIK		
ROUKAL	URBAN	FICHTNER	PELIKAN	BROŽIK	VIT	PRAX	
BAUER	KOVAŘÍK	ŘEZNIČEK	HATLÁK	RUBAŠ	POTUŽIL		

Abb. 3: Tafel mit Porträts der Mitglieder des Pariser tschechischen Vereins. Das dritte Medaillon in der vierten Reihe von unten zeigt Karl Zoegelman, das fünfte Ludwig Leiner. Nachlass Leiner, StA Konstanz A 49.

und 40 bis 50 Teilnehmer noch auf der Straße standen. Im Zeitungsbericht wurde ausdrücklich betont, dass Zogelmann sich nach der Revolution vom öffentlichen Leben gänzlich zurückgezogen hatte – denkt man an den Hussenstein, stimmt das nicht ganz – und nun nach 22 Jahren zum ersten Mal wieder bei einer Versammlung als Redner aufgetreten sei, von der Wichtigkeit des Augenblicks durchdrungen. Zogelmann hatte, wie andere auch, ein anonymes Schreiben erhalten, in dem er aufgefordert worden war, gegen Stromeyer zu stimmen, weil der ein schlechter Mensch und Betrüger sei. Zogelmanns Auftritt scheint die Zuhörer beeindruckt zu haben: *Sein Erscheinen und mehr noch seine Worte wirkten elektrisierend auf die Anwesenden.* Es gab noch weitere Redner, aber Zogelmann sei der Held des Abends gewesen. In dem, was er gesagt haben soll, erkennt man jenen Zogelmann wieder, der das Wessenberg-Porträt in seinem Garten aufgestellt und Hus ein Denkmal gesetzt hat. Die Gegner Stromeyers soll er als *Gelichter, das mit den Feinden aller Freiheit buhle*, bezeichnet haben. Sie dürften sich nicht Demokraten nennen. Er verstand sich nämlich selbst als Demokrat, aber seinerzeit habe man der volksverdummenden Klerisei den Krieg erklärt. Nun meine der Bube, der die anonymen Verläumdungen geschrieben habe, dem 62jährigen Zogelmann sagen zu müssen, an wen er sich zu halten habe! Zogelmann sah die Wahl in einer Kontinuität zu früheren Wahlen, bei denen man ebenfalls gegen Staats- und Pfaffengewalt zu kämpfen hatte. Einzelne Gegner griff er auch direkt an. Im selben Zeitungsbericht wurde behauptet, beim Treffen der Gegenpartei in einem anderen Lokal seien der katholische Männerverein und Gesellenverein anwesend gewesen. Zu dem, was sich dort abgespielt haben soll, hieß es lapidar: *Die Schimpfereien auf Bürgermeister Stromeyer erregten solche Begeisterung, daß die Wirkung des Freibieres nicht dagegen in Betracht kam.* Bürgermeister Stromeyer gewann die Wahl.⁴⁰

Zwei für die folgenden Jahre wichtige Ereignisse liegen im zeitlichen Umfeld dieser Wahl: Im Dezember des Vorjahres war das Erste Vatikanische Konzil zusammengetreten und im Juli 1870 das sogenannte Unfehlbarkeitsdogma beschlossen worden. Ebenfalls im Juli hatte der Deutsch-Französische Krieg begonnen, Kaiser Napoleon III. kapitulierte bereits im September. Im darauffolgenden Januar wurde König Wilhelm von Preußen zum Deutschen Kaiser proklamiert. Nicht alle Katholiken akzeptierten das auf dem Ersten Vatikanischen Konzil verabschiedete Unfehlbarkeitsdogma. Es formierte sich Widerstand, und die Gegner schlossen sich zur Alt-Katholischen Kirche zusammen. Auch in Konstanz kam es zur Gründung einer alt-katholischen Gemeinde, nachdem 657 Konstanzer (Männer) im Februar 1873 einen Protest gegen das Dogma unterzeichnet hatten. Diese Gemeinde besteht bis heute. Auch Ludwig Leiner gehörte zu jenen, die von Anfang an dabei waren. Zogelmanns Name findet sich zwar nicht auf der Liste, aber auch er hat sich möglicherweise den Alt-Katholiken angeschlossen oder sich ihnen zumindest verbunden gefühlt. In seinem Testament ordnete er die Bestattung durch den alt-katholischen Pfarrer an. Angesichts seiner Haltung in kirchlichen Fragen ist diese Entscheidung nur konsequent gewesen.⁴¹ Interessant wäre die Frage, wie sich der bereits

1860 verstorbene Wessenberg verhalten hätte. Für die Alt-Katholiken in Südbaden und in der Nordschweiz stellt er heute eine wichtige Legitimationsfigur dar.

Joseph Laible, der eine Chronik der alt-katholischen Gemeinde zu ihrem 25jährigen Bestehen verfasst hat, betrachtete die Ereignisse in aus heutiger Sicht zu stark national bestimmter Perspektive. So verstand er das Erste Vatikanische Konzil und den Deutsch-Französischen Krieg als doppelte Herausforderung für den *deutschen Geist* und das *deutsche Volk* (tatsächlich wurde das Dogma am 18. Juli verabschiedet, und die französische Kriegserklärung erfolgte am 19. Juli).⁴² Damals aber war dies eine in bestimmten Kreisen sehr verbreitete Wahrnehmung: In beiden Fällen schien es um deutsche Selbstbehauptung zu gehen.

KAISERTREUER PATRIOT

Zogelmann hat sich wie die meisten Deutschen über die Reichseinigung gefreut. Für viele Bürger war damit eines der wesentlichen Ziele von 1848 erreicht: Endlich gab es einen deutschen Nationalstaat. Angesichts dieses Erfolges war es zu verschmerzen, dass Österreich nicht zu diesem neuen Nationalstaat gehörte und dass die demokratischen Freiheiten, für die man 1848 gekämpft hatte, nicht verwirklicht waren. Konstanz wuchs: Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende stieg die Einwohnerzahl weiter an, von etwa 10 000 auf 20 000, d. h. sie verdoppelte sich. Stadelhofen und vor allem das östliche Paradies, Stadtteile, in denen es bis dahin noch viele freie Flächen gegeben hatte, wurden damals nach und nach überbaut. Auch solche Zeichen des Fortschritts mögen die Haltung vieler zum Bismarck-Staat beeinflusst haben. 1873 wurde auf der Marktstätte das Siegesdenkmal eingeweiht.



Abb. 4: Das Siegesdenkmal auf der Marktstätte. Sammlung Wolf, StA Konstanz H11/751.

Wie weit Zogelmanns Zustimmung zu diesem Staat ging, verdeutlicht auch die Änderung der Satzung seiner Schulstiftung aus dem Jahr 1880; die Begründung wurde am 2. September, dem Sedanstag, in der Konstanzer Zeitung abgedruckt:⁴³ *Da ich aber zur Ueberzeugung gelangt bin, daß der Ertrag der Stiftung besser und nachhaltender wirkend verwendet werden könne, so wurde auf meinen Antrag, unter Beirath des löblichen Stadtraths und der verehrlichen städtischen Schulkommission beschlossen, die Bestimmungen vom 28. Juli 1868, Spaziergang etc. etc. fallen zu lassen und dagegen zu bestimmen: Es soll aus den Zinsen des Stiftungsfonds, welcher, wie zu wünschen, durch Beiträge edler Schul- und Jugendfreunde sich mehren wird, nach dem Ermessen des löbl. Stadtraths und der verehrl. Schulkommission alljährlich oder alle zwei Jahre am 2. September ein Schul- und Jugendfest abgehalten werden. Die Schüler und Schülerinnen der gemischten Volksschule sollen sich an diesem Tage festlich gekleidet in der Schule sammeln zur Feier des 2. September 1870, an welchem Tage, durch die Tapferkeit und Heldenmuth unserer wackern deutschen Truppen, unter Führung unseres greisen Helden Kaiser Wilhelm die glorreiche Schlacht bei Sedan geschlagen, die Macht unseres Erbfeindes gebrochen, und selbst dessen Kaiser gefangen worden. Mehr aber als Alles ist der Erfolg dieser That, daß hierdurch die Wiedergeburt eines einzigen und kräftigen Deutschlands ermöglicht und vollzogen wurde.*

Unseres greisen Helden Kaiser Wilhelm – das war derselbe Wilhelm, der 1848 den Beinamen »Kartätschenprinz« erhalten hatte, weil er die Berliner Revolutionäre mit Kanonen beschießen lassen wollte, und derselbe Wilhelm, der 1849 mit preußischen Truppen in Baden einmarschiert war und die Badische Revolution und damit die Revolution insgesamt endgültig niedergeschlagen hatte. Das Bild von Wilhelm hatte sich unter dem Eindruck der Einigungskriege vollkommen gewandelt. 1878, zwei Jahre vor der Satzungsänderung, hatte Zogelmann dem Rosgartenmuseum sogar eine goldene Gedenkmedaille mit dem Porträt Wilhelms übergeben.⁴⁴

Gleich am ersten Schulfest zum Sedanstag beteiligte sich Zogelmann nicht nur finanziell, sondern trat auch als Redner auf. Die Konstanzer Zeitung berichtete ausführlich:⁴⁵ *Schon nach 8 Uhr fanden sich die Schüler und Schülerinnen der gemischten Volksschule, festlich gekleidet, auf dem Sammelplatz »Untere Laube« ein, Festfreude im Herzen, die sich auf dem Gesicht deutlich ausprägte. [...] Herr Privatier Zogelmann, der edle Schulfreund von Konstanz, hielt nun eine Ansprache an die Kinder, in welcher er ihnen die Bedeutung des Sedantages auseinandersetzte und ihnen an's Herz legte, einstens ebenso kräftig für des Vaterlands Ehre einzutreten, wie es unsere Krieger von 1870 gethan haben. Zogelmann stiftete eine Fahne als Symbol der Zusammengehörigkeit, brachte ein Hoch auf das Vaterland und den Heldenkaiser Wilhelm aus, das von allen begeistert erwidert wurde. Gemeinsam marschierte man zum Siegesdenkmal auf der Marktstätte, wo die höheren Klassen recht korrekt und schön die »Wacht am Rhein« sangen. Weiter ging es zur Turnhalle an der Unteren Laube. Nachdem die Kinder sich aufgestellt hatten, trugen die Knaben ein Lied vor; ein Mädchen deklamirte das Gedicht »Des Knaben Tischgebet«, welches die Freude eines Knaben beim Bekanntwerden des Sieges von Sedan am 2. Sept. 1870 schildert, der so voll von Begeisterung war, daß er am Schluß seines Tischgebetes hinzusetzte: »Lieber Gott, kannst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein.« In seiner Festrede blickte der Schulinspektor*

zurück auf die Zeit des Krieges, die Unsicherheit bis zur Nachricht des Sieges und der Gefangennahme Napoleons III., an die seither jedes Jahr feierlich erinnert worden sei. Hier in Konstanz sei es durch die hochherzige That eines langjährigen edlen Schulfreundes, des Herrn Privatier Zogelmann, ermöglicht, an diesem Tage auch der Armen in wirksamer Weise zu gedenken. Aus den Mitteln der Husenstiftung erhalten alljährlich eine Anzahl arme, fleißige und brave Kinder Anzüge, und heuer schon könnten 27 Schüler, 14 Mädchen und 13 Knaben auf diese Art bedacht werden. Die Festrede schloss mit einem Dank an den Stifter und dem Wunsch, dass sich andere ebenso engagieren mögen. Die Bedeutung des Sedanstages wurde noch einmal durch einen Rückblick auf 200 Jahre deutscher Geschichte hervorgehoben. Nach einem erneuten Hoch auf den Kaiser, Gedicht- und Liedvortrag und der Verteilung der Gaben an 27 Kinder fand die Feier durch Absingung der Hymne »Heil Dir im Siegerkranz« ein Ende. In den Klassenzimmern erhielten die Kinder schließlich einen »Festwecken«.

Noch ein zweites Mal hat Zogelmann die Satzung seiner Schulstiftung geändert und den Zeitumständen angepasst. 1884 war er zu dem Schluss gekommen, dass die Volksschule mittlerweile ein Niveau erreicht habe, dass eine Stiftung mit dem Zweck zu ihrer Hebung nicht mehr nötig war. Diese Bestimmung erschien ihm zu vage, und er befürchtete Missbrauch. Auf seinen Wunsch wurde sie in eine Schularmenstiftung umgewandelt, deren Zinsen zur Anschaffung von Kleidungsstücken und Beschuhung von armen, braven und würdigen Schulkindern, sowie zur Anschaffung von Schulrequisiten, welche armen Kindern zu schwer zur Anschaffung sind, verwendet werden sollen. Bei dieser Gelegenheit bestimmte er auch die Verwendung eines Teils des Kapitals als Zuschuss zum Bau eines neuen Schulhauses.⁴⁶

KARL ZOGELMANN IM GEDÄCHTNIS DER STADT KONSTANZ

Karl Zogelmann starb am 4. August 1888. Von seinen Stiftungen existiert heute keine mehr. Während der Inflation der 1920er Jahre konnte die Dienstbotenstiftung schon einmal nichts mehr ausbezahlen, den Zweiten Weltkrieg hat keine der Stiftungen überdauert. Als Zogelmanns Haushälterin 1937 starb, rätselte man in der Stadtverwaltung, was mit der »Husenstiftung« gemeint sein könnte, an die der Rest des zur Zahlung der Rente bestimmten Geldes fallen sollte. Eine Anfrage ans Stadtarchiv ergab, dass die Schulstiftung inzwischen in einem größeren Ortsschulfonds aufgegangen war.⁴⁷ Die Hussenstraße wurde in Römerstraße umbenannt, Hus wurde inzwischen nur noch als eine ausschließlich tschechische und deutschfeindliche Figur betrachtet. In einem Artikel von 1938 zum 50. Todestag wurde Karl Zogelmann viel gelobt für sein Wirken als Wohltäter, seine Beteiligung an der Revolution wurde gewürdigt als Kampf für Volksrecht und Reichseinheit. Sein Einsatz für die Aufstellung des Hussensteins ließ sich am Ende damit entschuldigen, dass man in Hus damals nur den Märtyrer seiner religiösen Ueberzeugung gesehen und nur eine Kundgebung für Gewissensfreiheit und religiöse Toleranz im Sinn gehabt

habe.⁴⁸ Der damalige NS-Oberbürgermeister spielte sogar mit dem Gedanken, den Hussenstein sprengen zu lassen.⁴⁹ Dazu ist es nicht gekommen. Aber das von Zogelmann gestiftete Gitter ist verschwunden, vom Sockel sieht man kaum noch etwas.

Zogelmanns aufklärerische Haltung und sein soziales Engagement sind bemerkenswert. Dass er sich vom Revolutionär zum kaisertreuen Patrioten entwickelt hat, hat er dagegen mit vielen Deutschen des 19. Jahrhunderts gemeinsam. Und noch etwas, ein makabres Detail, macht ihn zu einem typischen Vertreter seiner Zeit: In seinem Testament bat er darum, ihm vor dem Schließen des Sarges die linke Halsschlagader zu durchtrennen. Die Furcht, lebendig begraben zu werden, war im 19. Jahrhundert noch stark und sie verband Zogelmann nicht nur mit etlichen Zeitgenossen, sondern auch mit einem viel berühmteren Stifter: Alfred Nobel, der den Menschen diese Angst nehmen und in seinem ersten Testamentsentwurf deshalb noch den Bau von Krematorien fördern wollte. Dass seine Schultiftung dem kinderlosen Zogelmann am meisten bedeutet und dass er darin sein bleibendes Vermächtnis gesehen hat, kann man aus der Inschrift schließen, die auf eigenen Wunsch hin auf seinem Grabstein angebracht wurde: *Schul- und Jugendfreund* steht unter seinem Namen. Die Grabsteine von Karl Zogelmann und seiner zehn Jahre früher verstorbenen Frau sind Findlinge und ähneln mit ihren in Ovale eingesetzten Inschriften auffällig dem Hussenstein (auch wenn sie erheblich kleiner sind). Sie unterscheiden sich dadurch von allen anderen der noch vorhandenen Gräber des 19. Jahrhunderts auf dem Konstanzer Hauptfriedhof. Die Stadt hat das Grab erhalten, auch wenn die Inschriften inzwischen ziemlich verblasst sind und außer Efeu nichts darauf wächst. 2018 soll erneut darüber entschieden werden, ob es so bleibt oder ob das Grab abgeräumt wird.

Anschrift des Verfassers:

David Bruder M.A., Zollernstr. 15, D-78462 Konstanz,
eMail: David.Bruder@uni-konstanz.de

ANMERKUNGEN

1 Nach dem Original im Rosgartenmuseum Konstanz.

2 Zogelmann selbst wohnte in seinen letzten Lebensjahren in der Paradiesstraße 213.

3 Bei Klattau, heute Nalžovské Hory, eine kleine Stadt ungefähr auf der Höhe von Nürnberg, nahe der bayerischen Grenze.

4 Die Angaben in einem englischsprachigen genealogischen Artikel in der Sammlung zu Konstanzer Persönlichkeiten im StA Konstanz passen schlecht zusammen mit den Verwandtschaftsverhältnissen, wie sie sich aus Zogelmanns Testament ergeben. Einer ebenfalls dort abgelegten Auskunft des

Reichenauer Münsterpfarramts zufolge existierten weitere Namensträger auf der Insel Reichenau, ohne dass mögliche Verwandtschaftsbeziehungen geklärt wären.

5 BBKL, »Dalberg«.

6 Im Hinblick auf Wessenbergs theologische Überzeugungen hat sich die heutige Position der katholischen Amtskirche vollständig gewandelt. So schreibt der Leiter des Erzbischöflichen Archivs, Dr. Christoph Schmider, auf der Homepage der Erzdiözese Freiburg: »Wessenberg war, vereinfacht ausgedrückt, ein fortschrittlicher, aufgeklärter und liberaler Kirchenmann und hat Manches vorweggenommen, was

erst nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil richtig umsetzbar war. Trotz erheblicher Anfangsschwierigkeiten – mit seinen Verordnungen zur Abschaffung all dessen, was er selbst am religiösen Brauchtum für überflüssig oder abergläubisch hielt, stieß er anfangs viele vor den Kopf – hatte er bald großen Rückhalt im Klerus gewonnen. Manche Erscheinung in der Freiburger Bistumsgeschichte wirkt daher wie eine nahtlose Fortsetzung der Konstanzer.« <http://www2.erzbistum-freiburg.de/Ignaz-Heinrich-von-Wessenberg.890.o.html> (26.08.10).

7 BBKL, »Vicari«.

8 Vgl. ZANG, Gert: Konstanz in der Großherzoglichen Zeit. Restauration – Revolution – Liberale Ära. 1806–1870 (= Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 4.1), Konstanz 1994, S. 139 f.

9 LAIBLE, Joseph: Geschichte der Stadt Konstanz, Konstanz 1921, S. 191.

10 Die Zitate sind als solche einem am 6. August 1938, anlässlich Zogelmanns 50. Todestag, in der Bodensee-Rundschau erschienenen Artikel entnommen.

11 ZANG (wie Anm. 8) S. 139 ff.

12 Ebd., S. 143 f.

13 Seeblätter vom 14. Juli 1847.

14 Seeblätter vom 14. August 1842.

15 Seeblätter vom 4. und 6. September 1842.

16 RAAB, Heinrich: Revolutionäre in Baden 1848/49. Dort heißt es auch, er sei am 16. April 1848 in das Frankfurter Vorparlament gewählt worden (StAF A25/5 Nr. 35:10).

17 ZANG (wie Anm. 8) S. 159 ff.

18 Zogelmann wurde im April 1849 zum »Rottmeister«, Anführer einer Rotte, gewählt: Vgl. ZANG (wie Anm. 8) S. 183.

19 HECKER, Friedrich: Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848, Köln 1997 [Basel 1848], S. 30 f.

20 HERMANN, Marliese: Untersuchungen zur Revolution 1848/49, Magisterarbeit, Konstanz 1998, S. 50.

21 LAIBLE (wie Anm. 9) S. 201.

22 ZANG (wie Anm. 8) S. 195 bzw. S. 203.

23 Seeblätter vom 8., 9. und 10. Februar 1849.

24 Der Nachruf erschien in der Konstanzer Zeitung vom 12. August 1888. Darin wird auch erwähnt, dass Zogelmann die Begehung der verbotenen Rotteckfeier – wohl die Trauerfeier im November 1840, s. ZANG (wie Anm. 8) 128 f. – ermöglicht und den Empfang der berüchtigten Lola Montez (die im Februar 1848 aus

München über Lindau in die Schweiz flüchtete) verhindert habe.

25 StA Konstanz S II 18918.

26 StA Konstanz Y II 46–49.

27 Konstanzer Zeitung vom 10. April 1862. Genannt werden neben Huetlin »drei Mitglieder des Gemeinderaths, ein Professor des Lyzeums, ein in Konstanz ansässiger Kaufmann aus Böhmen und der hochbetagte Medizinalrath Dr. Sauter«. Bei dem böhmischen Kaufmann dürfte es sich noch um Karl Zogelmanns Vater gehandelt haben, der erst im darauffolgenden Jahr verstarb.

28 Ebd.

29 Konstanzer Zeitung vom 21. Juni 1862.

30 Zit. nach ZANG (wie Anm. 8) S. 276 f.

31 KOŘÁLKA, Jiří: Konstanz als Reiseziel tschechischer Husvereiner um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Schrr VG Bodensee 105 (1987) S. 93–130.

32 Ein detaillierter zeitgenössischer Bericht findet sich in: Die Gartenlaube 41 (1863), S. 655 f.

33 Nachlass Leiner, StA Konstanz A 44 (Brief) und A 49 (Porträt-Tafel).

34 Karl Zogelmann an Ludwig Leiner, 1. August 1868. Nachlass Leiner, StA Konstanz A 51.

35 Konstanzer Zeitung vom 8. Juli 1868.

36 Konstanzer Zeitung vom 2. September 1880.

37 KOŘÁLKA (wie Anm. 31) S. 129 f.

38 Konstanzer Zeitung vom 5. März 1876.

39 Konstanzer Zeitung vom 23. Juni 1870 (am Tag der Wahl).

40 KÖNIG, Gustav (Hg.): Konstanzer Licht- und Schattenbilder seit 1848, bearbeitet nach den persönlichen Schilderungen des Gürtlermeisters Josef Wirth in Konstanz anlässlich seines 80. Geburtstages (13. April 1911), Konstanz 1911, S. 60.

41 Mitglied des Kirchenvorstandes war Zogelmann in den bis zu seinem Tod 1888 verbleibenden fünfzehn Jahren nicht. Vgl. LAIBLE, Joseph: Chronik der altkatholischen Gemeinde zu Konstanz von 1873 bis 1898, Konstanz 1898.

42 Ebd., S. 11.

43 Konstanzer Zeitung vom 2. September 1880.

44 Nachlass Leiner, StA Konstanz A 130.

45 Konstanzer Zeitung vom 4. September 1880.

46 Konstanzer Zeitung vom 13. November 1884.

47 StA Konstanz S II 18668.

48 Bodensee-Rundschau vom 6. August 1938.

49 Bruno Leiner an Alfons Beck, 3. Oktober 1938. Nachlass Leiner, StA Konstanz A 363.

Ernst Ziegler

ARTHUR SCHOPENHAUER

Seine Reisen an Rhein und Bodensee

Arthur Schopenhauer wurde am 22. Februar 1788 in Danzig als Sohn von Heinrich Floris Schopenhauer (1747–1805) und Johanna Henriette Trosiener (1766–1838) geboren. Zehn Jahre später kam seine Schwester Louise Adelaide Lavinia (1797–1849), genannt Adele, zur Welt. Im selben Jahr 1797 schickte der Vater Arthur nach Le Havre, wo er zwei Jahre lang Französisch lernen musste. In einem Brief bittet der Vater Arthur, brav das Einmaleins in französischer Sprache zu lernen, und die Mutter schrieb ihm am 8. April 1799: »Mache nur jetzt noch guten Gebrauch von der Zeit, denn, wie ich Dir schon in meinem letzten Brief schrieb, Du wirst nicht mehr lange in Frankreich seyn. Dein Vater erlaubt Dir die eilfenbeinerne Flöte für einen Louisd'or zu kauffen; ich hoffe daß Du einsiehst wie gut er gegen Dich ist, er bittet sich dagegen aus, daß Du Dir daß einmaleins recht angelegen seyn läßt. Das ist nun wohl das Wenigste was Du thun kannst, um ihm auch zu zeigen wie gerne Du alles thust was er wünscht.«¹

JUGEND

Die Eltern waren 1793 von Danzig nach Hamburg gezogen, wo Arthur nach seiner Rückkehr aus Frankreich fast vier Jahre lang eine Privatschule besuchte. – Von 1800 bis 1804 durfte der junge Schopenhauer mit seinen Eltern zuerst von Hamburg aus nach Karlsbad und Prag und später, als er 16 Jahre alt war, durch Holland, England, Frankreich, die Schweiz, Österreich, Schlesien und Preussen reisen. Vom 30. Juni bis zum 20. September 1803 lernte er in der Pension des Reverend Thomas Lancaster in Wimbledon Englisch, während seine Eltern durch Schottland reisten. In einem Brief aus Edinburgh vom 26. Juli 1803 verlangte der Vater von seinem Sohn, er müsse »in gantzer Vollkommenheit« schreiben lernen, und er wünschte, dass er sich »der besten und deutlichsten teutschen Handschrift« befleissige; seine Mutter ermahnte ihn 1803, die Zeit nützlich anzuwenden »mit zwey Schreibstunden den Tag«.²

Eine 1805 begonnene Kaufmannslehre gab Schopenhauer auf, um während zweier Jahre Gymnasialunterricht in Gotha und Weimar zu absolvieren. In seinem von ihm 1819

verfassten Lebenslauf schrieb er, weitaus am meisten hätten ihn die alten Sprachen beschäftigt: »Dieses unablässige Lesen der griechischen und römischen Klassiker habe ich auch später während meiner ganzen Universitätszeit gewissenhaft fortgesetzt, indem ich demselben täglich zwei Stunden widmete.«³ Ohne Zweifel wurde – wie Schopenhauer zurecht rühmte – »durch dieses andauern fortgesetzte Lesen der alten Autoren, besonders der griechischen Philosophen«, seine deutsche Schreibart und sein Stil »wesentlich gefördert, verbessert und gereinigt«.⁴

STUDIUM

Im Oktober 1809 begann Arthur Schopenhauer in Göttingen Medizin zu studieren; er gab dann aber die Medizin auf und wechselte zur philosophischen Fakultät. Im Herbst 1811 zog er nach Berlin, wo er an der 1810 errichteten Friedrich-Wilhelms-Universität philosophische sowie historische, medizinische und naturwissenschaftliche Studien betrieb. Er hörte Vorlesungen beim Philosophen Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) und beim Physiker Paul Erman (1764–1851), der sich u. a. um die Lehre von der Elektrizität und dem Magnetismus verdient gemacht hat. (1816/17 wurden in Berlin zwei Anhänger des sogenannten »Tierischen Magnetismus« (Magnetotherapie, Vorform der Hypnosebehandlung) auf ordentliche Lehrstühle für Medizin berufen. Schopenhauer hat bekanntlich die Entwicklung dieser »Wissenschaft« aufmerksam verfolgt: schon 1815 finden sich eine Notiz über den »magnetischen Schlaf« und eine längere »Andeutung einer Erklärung des Thierischen Magnetismus«.⁵ In seiner 1836 erschienenen Schrift »Ueber den Willen in der Natur« ist dann ein ganzes Kapitel mit »Animalischer Magnetismus und Magie« überschrieben.) Weiter besuchte er Vorlesungen beim Philosophen Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher (1768–1834) und beim Altertumsforscher Friedrich August Wolf (1759–1824). Ueber Schopenhauers höchst vielseitiges und anspruchsvolles Universitätsstudium geben seine Vorlesungshefte, die Kollegnachschriften und die Studienhefte Auskunft.⁶

Im Mai 1813 vertrieben Kriegsunruhen Schopenhauer aus Berlin; über Dresden, Weimar und Jena ging er nach Rudolstadt an der Saale, wo er den Sommer über blieb und in einem Gasthause die in Berlin begonnene Dissertation beendete. Schon im Oktober erwarb er an der Universität Jena mit der »elementarphilosophischen Abhandlung« »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« die Doktorwürde. (Die erste Auflage erschien 1813 in Rudolstadt, die zweite, »sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage« 1847 in Frankfurt am Main.)

DIE WELT ALS WILLE UND VORSTELLUNG

Den Winter 1813/14 verbrachte Schopenhauer in Weimar, wo er die Freundschaft und den »vertrauten Umgang« Johann Wolfgang von Goethes (1749–1832) genoss; in vielen Gesprächen konnte er mit dem Dichter über die Farbenlehre und über »alle möglichen philosophischen Gegenstände« diskutieren.⁷ Im Frühjahr 1814 zog er nach Dresden und verfasste die Abhandlung »Ueber das Sehn und die Farben« – »eine neue Theorie der Farbe, die schon am Ausgangspunkte von allen bisherigen sich gänzlich entfernt«; sie wurde 1816 in Leipzig gedruckt.⁸ Im August 1818 schrieb Schopenhauer in Dresden die Vorrede zu seinem Hauptwerk »Die Welt als Wille und Vorstellung: Vier Bücher, nebst einem Anhang, der die Kritik der Kantischen Philosophie enthält«. An diesem seinem Hauptwerk hatte er »fünf Jahre lang anhaltend gearbeitet«; es wurde 1819 ebenfalls in Leipzig gedruckt (zweite Auflage 1844, dritte Auflage 1859) – und war ein totaler geschäftlicher Misserfolg!⁹

HABILITATION

»Nach elfjähriger fortgesetzter wissenschaftlicher Tätigkeit«, beschloss er, sich in Italien zu erholen; fast vier Monate lang weilte er in Rom. Nachdem er elf Monate auf Reisen zugebracht hatte, kehrte er im August 1819 über den Gotthard und durch die Schweiz nach Dresden zurück.¹⁰

Nach seiner Italienreise beschloss Schopenhauer, sich als Privatdozent in Berlin zu habilitieren und richtete Ende 1819 aus Dresden ein Gesuch an die Philosophische Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität »in der Philosophie und deren sämtlichen Zweigen Lehrvorträge« halten zu dürfen. Gleichzeitig reichte er seine bis dahin veröffentlichten Schriften ein, seine Dissertation, die Abhandlung über das Sehen und die Farben sowie »Die Welt als Wille und Vorstellung«. Am 23. März 1820 hielt er seine Probevorlesung »Ueber die vier verschiedenen Arten der Ursachen«.¹¹ – War der junge Dozent schon in der Disputation nach der Probevorlesung mit dem berühmten Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) zusammengestossen, hatte er den Mut, seine Vorlesung im Sommersemester 1820 (und auch die späteren) über »Die gesamte Philosophie oder die Lehre vom Wesen der Welt und dem menschlichen Geiste« demonstrativ auf die Stunden von Hegels Hauptkollegium anzusetzen. Bis zum Sommer 1822 kündigte er noch vier weitere Vorlesungen an, von denen jedoch keine zustande kam.¹²

ITALIEN UND MÜNCHEN

Vom September 1822 bis Mai 1823 hielt sich der Philosoph wieder in Italien auf, wo er in Florenz die Kunstwerke »recht mit Muße« studierte.¹³ Er schrieb seinem Jugendfreund Friedrich Gotthilf Osann (1794–1858) Ende Oktober 1822 aus Florenz, er habe sich »von der langen und schönen Schweizerreise, die herrliche Erinnerungen zurückläßt«, in Mailand ausgeruht und lebe jetzt wieder »unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüther hat: am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Minen: sie kommt von ihrer Gesundheit und diese vom Klima: dabei sehn viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäcke: sie sind fein und schlau und wissen sogar sobald sie wollen brav und ehrlich auszusehn, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schaamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt. [...] Mit Italien lebt man wie mit einer Geliebten, heute im heftigen Zank, Morgen in Anbetung: – mit Teutschland wie mit einer Hausfrau, ohne großen Zorn und ohne große Liebe.«¹⁴

Auf seiner Rückreise aus Italien erkrankte Schopenhauer 1823 in München, wo er deswegen fast ein Jahr lang festgehalten wurde. Seinem Freund meldete er am 21. Mai 1824 aus München: »Vor einem Jahre kam ich hieher, und etwa 6 Wochen darauf, als ich weiter wollte, fieng eine Verkettung von Krankheiten an, die mich den ganzen Winter hier fest gehalten hat. Hämorrhoiden mit Fistel, Gicht, Nervenübel succedirten sich: ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht und sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt, aber noch so nervenschwach, daß ich, vor Zittern der Hände, erst jetzt Ihren Brief und zwar mit vieler Mühe beantworten kann, mich matt dahinschlepe und bei Tage einschlafe: dabei ist das rechte Ohr ganz taub. Allen diesen Uebeln soll das berühmte Bad Gastein in Süd-Oestreich abhelfen, dahin ich in ein Paar Tagen abgehe: es soll das wirksamste Bad in der Welt seyn. Man erzählt Wunder davon. Nach der Badekur muß ich hieher zurück, werde mich aber in diesem Höllenklima dann nicht wieder aufhalten, sondern an den Rhein gehen, dort den Sommer und die Wiederkehr meiner Kräfte zu genießen.«¹⁵

BERLIN

Nach dieser dreijährigen Reise kehrte Schopenhauer nach Berlin zurück, wo er im Wintersemester 1826/27 wieder eine Vorlesung zu halten gedachte: »Die Grundlegung zur Philosophie, begreifend Dianoeologie und Logik oder die Theorie der gesammten Erkenntniß«, zweimal wöchentlich von zwölf bis ein Uhr. Diese Vorlesung kam so wenig zustande wie die folgenden zehn jeweils noch angekündigten, und Schopenhauers akademische Laufbahn endete nach zehnjährigem Bemühen erfolglos. Im August 1831

flüchtete er vor der Cholera aus Berlin nach Frankfurt am Main und zog dann Mitte Juli 1832 versuchsweise nach Mannheim, wo er bis Anfang Juli 1833 blieb.¹⁶

FRANKFURT AM MAIN

Im Juli 1833 liess sich Arthur Schopenhauer definitiv im »Klatschneest« Frankfurt am Main nieder, wo er den Rest seiner Tage blieb. »Klima, Gegend, auch Theater und kleine Bequemlichkeiten sind hier ungleich besser als in Mannheim, die Gesellschaft hingegen ungleich schlechter: aber ich lebe als Einsiedler, ganz und gar nur mit meinen Studien und Arbeiten beschäftigt«, berichtete er Ende Mai 1835 seinem Bevollmächtigten in Danzig Carl Wilhelm Labes (geb. um 1790).¹⁷ Und im Dezember 1835 meldete er seiner Schwester, er arbeite seit fünf Monaten täglich drei bis vier Stunden an einer kleinen Abhandlung (Ueber den Willen in der Natur) und ihm gefalle der Rhein, »weil ich bloß aufs Physische, Klima, Wohlfeilheit und Bequemlichkeit sehe: Frankfurt ist a comfortable place: – Menschen sind mir nichts, nirgends«. ¹⁸ Im Januar 1838 schrieb er Labes: »Auch ist für die Frankfurter Frankfurt die Welt, was draußen liegt ist aus der Welt. Es ist eine kleine, steife, innerlich rohe, Municipal-aufgeblasene, bauernstolze Abderiten-Nation, der ich mich nicht gern nähere. Ich lebe als Einsiedler und ganz allein meiner Wissenschaft.«¹⁹

Schopenhauer bewohnte am Main, an der Schönen Aussicht, unweit der Stadtbibliothek, seit 1843 in einem stattlichen Haus (zuerst in Nr. 17, später in Nr. 16) eine geräumige Wohnung mit einem Bibliothekszimmer »mit annähernd vierzehnhundert Werken« oder 3000 Bänden.²⁰

In seinen »Notizen über mein Leben« schrieb der Philosoph 1851: »Als 1831 die Cholera zum ersten Mal nach Deutschland kam, gieng ich ihr vorläufig bis hieher, nach Frankfurt, aus dem Wege. Da dieser Ort verschont blieb und ich fand, daß Klima und die Bequemlichkeit desselben mir besonders zusagten, bin ich hier geblieben, wo ich nun schon 21 Jahre als privatisirender Fremder lebe. Im J. 1836 habe ich hier meine kleine Schrift ›über den Willen in der Natur‹ erscheinen lassen, auf welche ich einen ganz besonderen Werth lege, weil in ihr der eigentliche Kern meiner Metaphysik gründlicher und deutlicher dargelegt ist, als irgendwo. Bald darauf beantwortete ich 2 moralische Preisfragen, eine der Norwegischen und eine der Dänischen Societät der Wissenschaften. Nur die erstere ist gekrönt worden und beide zusammen sind 1841 hier erschienen, u.d.T. ›die beiden Grundprobleme der Ethik‹. – Endlich habe ich im J. 1844 mein Hauptwerk in 2ter Auflage erscheinen lassen; um das Doppelte vermehrt und in 2 Bänden. – Ich habe das Glück gehabt, mein Leben in völliger Unabhängigkeit und im unbeschränkten Genuß meiner Zeit und Kräfte zuzubringen, wie es zu den vielseitigen Studien und zu der Elasticität und Freiheit des Geistes, welche meine Werke erforderten, nöthig war.«²¹

DIE SCHOPENHAUERS IN DER SCHWEIZ

Die Schopenhauers trafen am 11. Mai 1804 von Lyon kommend in Genf ein und begaben sich vom 14. bis 18. Mai auf eine »Reise nach dem Thal« von Chamonix.²² Von St-Martin bei Sallanches aus glaubte Schopenhauer den Mont Blanc »ganz nahe zu sehn«: »Wir waren grade zur rechten Zeit gekommen um die Sonne darauf untergehn zu sehn. Die untern Spitzen waren von Wolcken umflogen, aber der Gipfel war unbewölckt: nachdem im Thal die Sonne schon verschwunden war, wurde der Berg nach u. nach roth, u. immer röther, Rosenfarb, Orange, u. erblaßte dann schnell: u. nachdem es schon finster war, sahen wir noch lange den weißen Schimmer der entsetzlichen Schneemasse.«²³

Der Anblick des Mont Blanc beeindruckt den jungen Schopenhauer so sehr, dass er später in seinem Hauptwerk darüber schreiben wird: »Die selbe falsch angewandte Schätzung nach der Luftperspektive läßt uns sehr hohe Berge, deren uns allein sichtbarer Gipfel in reiner durchsichtiger Luft liegt, für näher als sie sind, zum Nachtheil ihrer Höhe, halten, z. B. den Montblanc von Salenche aus gesehn.«²⁴ Und: »Die so häufig bemerkte trübe Stimmung hochbegabter Geister hat ihr Sinnbild am Montblanc, dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh Morgens, der Wolken-schleier reißt und nun der Berg vom Sonnenlichte roth, aus seiner Himmelshöhe über den Wolken, auf Chamouni herabsieht; dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht.«²⁵

Die Reise ging dann am 20. Mai weiter, von Genf über Lausanne, Avenches nach Bern, wo am 24. Mai im Theater die »Zauberflöte« gegeben wurde: »Die Vorstellung war in jeder Hinsicht erbärmlich, das spashafteste dabey war daß die Schauspieler fast alle in dem harten unleidlichen Schweizer-Accent sprachen, was eine ganz eigne Wirkung machte.«²⁶

Von Bern aus wurde ein Ausflug nach Thun, Interlaken und Lauterbrunnen zum Staubbachfall unternommen, und Ende Mai 1804 fuhr die Familie von Bern nach Burgdorf, wo sie die Schule von Heinrich Pestalozzi (1746–1827) besuchte, »über dessen neuer Erziehungs-Methode so viel gesagt u. geschrieben ist.«²⁷ Über diesen Besuch im »Institut des berühmten Pestaluzzi« notierte Schopenhauer in seinem Tagebuch: »Das Institut nimmt das alte ehemalige Schloß des Amtmanns ein, welches auf einer Anhöhe liegt, u. aus dessen Fenstern man eine Aussicht hat, die es allein der Mühe werth machen würde hinaufzugehn. Wir fanden den Herrn Pestaluzzi nicht zu Hause, aber die untern Lehrer waren sehr bereit uns einen kleinen Begriff von der Methode des Unterrichts zu geben.«²⁸ Man blieb etwa eine Stunde im Schloss, liess sich eine »Probe des Unterrichts« geben und kehrte dann wieder nach Burgdorf zurück: »Kaum waren wir wieder zu Hause, als wir schon einen Besuch von Hrn. Pestaluzzi erhielten, der mittlerweile zu Hause gekommen, von unserer Visite bey ihm gehört u. uns gleich nachgeeilt war. Hr. Pestaluzzi scheint schon sehr alt, hat aber demohngeachtet einen außerordentlichen Grad von Lebhaftigkeit. Sonderbar ist es daß er sich so wenig auszudrücken weiß: er spricht deutsch

u. französisch beydes gleich schlecht, stottert oft, u. weiß seine Worte nicht zu finden. Auch in seinem Institut sprechen Lehrer u. Schüler das schlechte Schweizer Deutsch. Er sagte uns er wähle seine Lehrer nie unter den Gelehrten, weil diese nach ihren eigenen Grundsätzen arbeiten u. seine Methode nicht befolgen würden: er nimmt im Gegentheil lieber Leute aus den niedrern Volcksklassen, von gesundem Menschenverstande u. ohne Vorurtheile.«²⁹

Auch der Besuch in Pestalozzis Erziehungsanstalt blieb Schopenhauer in Erinnerung; er schrieb in »Die Welt als Wille und Vorstellung«: »Nun aber ist das einfache Zählen schon ein Multipliciren mit Eins, weshalb auch in Pestalozzi's Lehranstalt die Kinder stets so multipliciren mußten: ›2 Mal 2 ist 4 Mal Eins.«³⁰ Und in den »Parerga und Paralipomena«, den kleinen philosophischen Schriften, heisst es, unser moralischer Wert komme, wie der intellektuelle nicht von aussen in uns, sondern gehe aus der Tiefe unseres eigenen Wesens hervor, »und können keine Pestalozzische Erziehungskünste aus einem geborenen Tropf einen denkenden Menschen bilden: nie! er ist als Tropf geboren und muß als Tropf sterben.«³¹

In Burgdorf machte sich Schopenhauer seine Gedanken über die Schweizer: »Man pflegt sich von den Schweizer Bauern gewöhnlich eine äußerst vorteilhafte Vorstellung zu machen. Sie sind freylich im ganzen gutmüthig, aber dabei oft grob, u. bey dergleichen Jahrmarcktsgelegenheiten auf eine plumpe Art ausgelassen: eine auffallende Langsamkeit zeichnet alle Schweizer aus.«³² Er hatte sich schon in Lauterbrunnen über die dortigen Bauernkinder geärgert: »Etwas was den Fremden der nach Lauterbrunn kommt um die erhabensten Schönheiten der Natur zu betrachten, auf eine höchst unangenehme u. ärgerliche Art unterbricht, sind die Bauerkinder die ihn bettelnd umringen u. unablässig verfolgen.«³³

Die offensichtlich beschwerliche Reise führte dann dem Sempachersee entlang nach Luzern: »Die größte Unannehmlichkeit des Reisens in der Schweiz ist ohne Zweifel der Mangel an Posten. Man miethet Fuhrmanns-Pferde tageweis, welche, da man sie auch für die Tage der Rückreise zu dem Ort von dem man sie genommen hat, bezahlt, theurer sind als die Post. Man färbt dabey unausstehlich langsam, äußerst selten anders als im Schritt. Um Mittag muß man zwey bis drey Stunden still liegen, u. rückt so schneckenartig von der Stelle: Reisen, die man mit der Post so leicht in Einem Tage machen könnte, legt man mit den Fuhrleuten in zwey zurück, deren Interesse es überdem ist, langsam zu fahren, da sie Tageweis bezahlt sind. Auch ist man von diesen Menschen auf eine ärgerliche Art abhängig, da sie ihren Preis, für den keine Taxe ist, die Zeit der Abreise, des Aufenthalts usw. nach Belieben bestimmen. Dabey sind diese Fuhrleute durchgängig die grössten Menschen, die es in der Schweiz giebt, was viel sagen will. Man hat schon öftere Versuche gemacht in der Schweiz Posten einzuführen, allein sie haben nicht bestehen können: der Grund davon soll seyn daß keine Reisestraße durch die Schweiz geht, u. daß keine andre Reisenden hinkommen als die welche grade nach der Schweiz wollen. Ich glaube aber daß auch wohl die Gewohnheit der Schweizer auf diese Langsame Art mit

den Fuhrleuten zu reisen, dazu beyträgt, u. sie sich der Posten nicht bedienen. [...] Es ist unbegreiflich wie man auf eine so ermüdende u. langweilige Art reisen kann wenn eine Post vorhanden ist. Aber die Langsamkeit ist das Element der Schweizer.«³⁴

Von Alpnach aus bestieg Schopenhauer mit einem Führer am Sonntag, dem 3. Juni 1804, den Pilatus, eine Bergtour auf welcher er »funfzehn Stunden auf den Beinen gewesen war«.³⁵ Der Pilatus sei, schrieb er, »nach Ebels Angabe, 5 586 Fuß über die Meeresfläche erhaben«.³⁶ Diese Angabe könnte belegen, dass sich Schopenhauer anhand einer Schrift Johann Gottfried Ebels (1764–1830) auf diese Reise vorbereitete: »Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen.«³⁷

DER RHEINFALL

Von Luzern aus ging es am 4. Juni weiter nach Zürich und nach einem Aufenthalt von nur zwei Tagen, am 7. Juni, an den Rheinfall: »Gegen sechs Uhr gelangten wir in die Nähe des Rheinfalls, wo wir ausstiegen um bis dorthin zu gehn. Wir waren noch eine kleine halbe Stunde davon entfernt, u. schon hörten wir das dumpfe Brausen, was immer stärker wurde bis wir am Ufer standen u. den großen Wasserfall vor uns hatten: u. mit Erstaunen sahen wir die brüllenden Gewässer als Wolcken von Schaum mit tobender Wuth herabstürzen, und dann wieder hoch in die Luft sprüzen, daß von dem bloßen Staub der in dem Kampf verlohren geht, sich ringsumher ein ewiger Regen verbreitet. Es hatte eben geregnet, demungeachtet kam die Sonne grade hervor als wir zum Rheinfall gelangten, u. mahlte über dem Schaum einen schönen Regenbogen.

Der Rheinfall ist nur siebenzig Fuß hoch, u. wird also in Hinsicht der Höhe von vielen Wasserfällen in der Schweiz übertroffen: aber seine ungeheure Wassermasse zeichnet ihn vor allen aus. Der Rhein ist hier gar nicht mehr unbeträchtlich. Er hat in der Breite drey Abtheilungen, zwischen denen mosige Felsen hervorragen, durch welche sich das Wasser mit schrecklichem Ungestühm drängt. Zur linken liegt eine Mühle, u. zur rechten auf einem schroff herabhängenden Felsen das Schloß Laufen, im Hintergrund erheben sich schöne bewachsene Anhöhen. Der Rhein macht gleich hinter dem Fall eine Biegung, u. es ist ein gar seltsamer Kontrast, dasselbe Wasser was kurz vorher so schrecklich tobte, jetzt so ruhig u. ungetrüb den alten Gang der Natur fortgehn zu sehn. Bey der Mühle ist ein Stein im Wasser über dem Fall; von wo aus man den Rhein, vor dem Falle, kommen sieht: er ist hier nicht so ruhig wie unten. Ein Schiffer ist Ein Mal bey dieser Stelle eingeschlafen u. den ganzen Fall, was unmöglich scheint, unverletzt hinab gestürzt. (Oft fallen die großen Rhein-Lachse, vom Strom fortgerissen, hier herab.) Der Müller der hier wohnt muß, denck ich, durch das fortwährende Getöse taub u. halb toll werden, man kann sich hier nur durch das lauteste Schreien verständlich machen. Dieses Ufer ist nicht das vorteilhafteste um den Rhein zu sehn: es wurde also beschlossen Morgen früh nach dem Schloß Laufen zu fahren, u. ihn von dort anzuschauen.

Nach einer Stunde waren wir in Schafhausen, wo wir etwas herumgingen, aber nichts wie eine kleine schlechtgebaute Stadt sahen, in der ein jedes Haus ein Schild führt.

FREYTAG. D. 8. JUNY.

Schon früh fuhren wir heute nach dem Schlosse Laufen, um den prachtvollen Anblick des Rheinfalls von der andern Seite zu sehn. Wir ließen uns über den Rhein setzen. Auf dem Wege jenseits hatten wir fortwährend eine äußerst schöne Aussicht auf die Gegend um Schafhausen. Nach einer kleinen Stunde waren wir in Laufen, wo wir sogleich nach einem kleinen runden Pavillon giengen der am äußersten Rande des schroffen Abhangs steht, bey welchem der Rhein dicht vorbeystürzt. Von hier ist der Anblick des Rheinfalls noch viel größer u. erhabener wie unten: man hat jetzt das große Schauspiel dicht vor Augen u. übersieht es ganz. Man kann es nicht besser beschreiben wie mit Schillers Worten im Taucher, die ich hier angeschrieben fand:

»Und es sprudelt u. siedet u. heulet u. zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt:
Bis zum Himmel sprüzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen u. leeren,
Als wollt das Meer noch ein Meer gebären.«

[Friedrich von Schiller: Der Taucher

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzt der dampfende Gischt,
Und Well auf Well sich ohn Ende drängt,
Und wie mit des fernen Donners Getöse
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoße.]

Nie habe ich eine Inschrift an der Wand so am rechten Plaz gesehn wie diese; nur hier wenn man das tobende Element vor Augen hat faßt man des Dichters Worte ganz. Aber unsrer wartete noch ein größerer, der Phantasie völlig unerreichbarer Anblick. Ganz unten, am Fuß des Rheinfalls, ist eine Art kleiner Brücke herausgebaut: hier ist man so nah am Rheinfall wie es nur irgend möglich ist: der feine Staubregen ist hier so starck daß ich in ein Paar Minuten durchnäßt war, u. das Wasser stürzt so nahe vorbei daß mir bisweilen die Luft davon vergieng. Der Anblick des Rheinfalls von dieser Stelle macht einen großen wunderbaren Eindruck auf jeden der zum ersten Mal hier steht, u. das fürchterlich erhabene Schauspiel sieht; nur mit einer gewissen Furcht staunt man die gewaltsamen Kräfte der Natur an: es brüllt u. donnert als giengen Welten unter, u. die ungeheure sich immer erneuernde Wassermasse, die hoch durch die Luft herabstürzt,

scheint den vernichten zu wollen, der unten auf der bebenden Brücke steht. Gewiß ist dieser Anblick einer der erhabensten, den man sehn kann.

AM BODENSEE

Wir führen wieder nach Schafhausen zurück, wo wir uns nicht länger aufhielten, u. unsern Weg nach Constanz fortsetzten. Wir durchfuhren eine größtentheils flache Gegend: oft sahen wir den Rhein, mit seinen schönen angebauten Ufern, auf denen häufige Dörfer, Städtchen, u. große, alte u. neue Klöster liegen. Bald erreichten wir den herrlichen Bodensee, dessen Gestade, besonders anfangs, einen unbeschreiblich schönen Anblick gewähren. Um sechs Uhr waren wir in Konstanz.

Die Stadt ist klein u. schlechtgebaut. Die Cathedral-Kirche ist ein großes gothisches Gebäude, mit einer Menge sonderbar verzierter Altäre: die Kanzel darin wird von einer alten Statüe von Huß getragen.

Längst dem See geht hier ein Damm, von dem man eine ganz besonders reizende Aussicht auf die angebauten Ufer hat, ganz jenseits sieht man ferne Berge, die sich im Strahl der untergehenden Sonne, besonders schön ausnahmen.

SONNABEND. D. 9. JUNY.

Jetzt haben wir die Schweiz verlassen, ihre Bergspitzen schimmern uns nur noch von weitem, u. erinnern an die Herrlichkeiten die sie umschließen: wir lassen den göttlichen Tempel der Natur hinter uns, u. vor uns eröffnet sich, in unabsehbaren Flächen, das Land der Schwaben. Aber mit vieler Freude sah ich heute als wir ausfuhren, statt des verhaßten langsamen Schweizerfuhrmanns, einen ordentlichen Postillion auf dem Pferde, u. noch dazu mit einem Posthorn, was mir seit einem Jahr nicht zu Gesicht gekommen war, u. dessen heymischer Klang das Vaterland verkündigte. Wir nahmen unsern Weg über die Insel Meynau, die wir, nachdem wir eine Stunde gefahren waren, reizend u. schön Mitten in dem weiten See vor uns liegen sahen. Vom festen Lande auf die Insel geht eine gewaltig lange, aber dafür kaum drey Fuß breite, Brücke, über welche man geht wenn man nicht schwindlich ist, sonst läßt man sich übersetzen. Die Insel Meynau, ist ein Besitzthum der Maltheser-Ritter, welche hier einen Kommenthur haben, der auf dem Schlosse wohnt. Auf der Insel wächst sehr viel Wein; außer dem Schloß stehn hier nur noch ein Paar Bauerhäuser, da die Insel sehr klein ist. Das schlechte Wetter verfolgte uns auch hier, kaum waren wir über die Brücke, als es anfieng zu regnen. Wir durchgiengen den altmodischen steifen Garten, u. giengen dann ins Schloß, welches sehr groß, ein wenig alt aber doch in gutem Stande ist. Es waren jetzt grade viele Ritter in Geschäften hier, weswegen uns nichts als der große hohe Speisesaal gezeigt werden konnte. Die herrliche Aussicht die man aus seinen Fenstern hat, dehnt sich weit über den See, u. seine schönen Ufer ringsum: aber der Regen verbarg uns viel davon.

Nachdem wir die Insel verlassen hatten fuhren wir noch immer längst dem Bodensee, bis wir ihn endlich durchkreuzten: wir hatten eine Fahrt von einer kleinen Stunde, u. unterwegs immer die Aussicht auf die ungemein schönen Ufer: der See war vom Sturm heftig bewegt, u. schlug gewaltige Wellen: u. als wir in Mörsburg landeten, wurde der Sturm außerordentlich starck.

Wir fuhren Nachmittag wieder von Mörsburg ab. Wir kamen durch eine ungemein schöne Gegend, die überall herrliche bewachsene Anhöhen, viele Wälder zwischen denen sich herrliche Wiesen erstrecken, u. in der Ferne schneegeaderte Berge, zeigte. – Die Nacht brachten wir in Ravensburg zu.

NACH MÜNCHEN

SONNTAG. D. 10. JUNY.

Wir fuhren heute bis Memmingen. Die Gegend fanden wir noch überall wie die welche wir gestern durchstrichen: besonders reizend sind die Ufer der Iller. Memmingen ist ein großer ordentlich gebauter Ort.

MONTAG. D. 11. JUNY.

Man hört hier nichts wie das harte schwaben Deutsch: aber doch war es mir Wohl laut gegen die abscheuliche Sprache der Schweizer, der wir jetzt entflohen waren. Wir fuhren heute auf unabsehbaren Flächen, die nur durch die großen Wälder begränzt waren, durch welche oft unser Weg gieng. Das Land ist nicht sehr fruchtbar, wir fanden viel Hayde. Man sieht hier keinen Wein mehr.

Diesen Nachmittag um sechs Uhr, kamen wir bey starkem Regen in Augsburg an.

D. 12. U. 13. JUNY.

Wir haben zwey Tage in Augsburg, mit vieler Langerweile, zugebracht. Es regnete beyde Tage unaufhörlich, doch verlohren wir glaub ich nicht viel dabey, ich habe von Augsburg doch genug gehabt. Das alte, das reichsstädtische, das Schwäbische Wesen, welches aus allem in dieser Stadt athmet, verleidet gewiß jedem Fremden den Aufenthalt. Die Häuser sind alle im ältesten Geschmack gebaut, mit hohen spitzen Giebeln, u. dazu größtentheils von oben bis unten mit biblischen Geschichten bemahlt, denn man ist hier wie überall in Schwaben so katholisch wie möglich, die bemahlten Häuser habe ich auch vorher in allen Städtchen u. Dörfern dieser Gegend gesehn, wo man auf jedem Hause Märtyrer aller Art sehn kann, auf dem Spieß, auf dem Rost, mit Pfeilen gespickt, in Öhl gesotten, u.s.w. nach gusto. Das einzige hübsche was ich in Augsburg gesehn habe, sind schöne bronzerne Figuren, welche auf allen Brunnen, öffentlichen Gebäuden, u.s.w. angebracht sind. Das Rathaus u. das Zeughaus sind ziemlich hübsch. – Aber nichts ist langweiliger wie die todte Leere der Straßen, nirgends habe ich weniger

Menschen gesehn, u. weniger Lerm gehört wie in Augsburg: es ist als käme man in eine der verwünschten Städte, des Tausend u. Eine Nacht, wo die Einwohner versteinert sind: besonders in der Mittagsstunde zwischen zwölf u. halb zwey kann man ohne Einen Menschen zu begegnen durch die Hauptstraßen gehn: auch ist in dieser Stunde durchaus in keinem Laden etwas zu haben. Um acht ist die ganze Stadt zu Bette.

Von der Gesellschaft in Augsburg, haben wir zweyer Adreß Briefe ungeachtet, nichts gesehn.

DONNERSTAG. D. 14. JUNY

Auch heute als wir abreisten dauerte der Regen wie in den letzten Tagen fort. – Aus Schwaben traten wir jetzt in Baiern u. sahen auch hier nichts wie unabsehbare Ebenen, zur Hälfte mit Wald bedeckt, in dem wir hin u. wieder Wild bemerkten.

Die Pelzmützen sind auffallend, welche man hier auch bey den Weibern, ohne Ausnahme findet.

Wir begegneten die Churfürstinn, die zum Besuch nach Karlsruh gieng.
Gegen Abend erreichten wir München.«³⁸

NACH ÖSTERREICH

Der Aufenthalt in München mit einem Ausflug nach Nymphenburg dauerte vom 14. bis 18. Juni. Über Ampfing reisten die Schopenhauers dann nach der österreichischen Grenzfestung Braunau, wo sie Bayern verliessen: »Es geht hier eine lange hölzerne Brücke über die Salza; auf derselben steht an dieser Seite der letzte bairische Soldat, bey seinem weiß u. blauen Schlagbaum, am andern Ende steht ein andrer Schlagbaum der die häßliche finstre Farbe Östereichs, schwarz u. gelb, trägt.

Wir ließen das Land der ehrlichen Baiern hinter uns u. fuhren durch den häßlichen Schlagbaum durch, nicht ahnend das Unheil, was uns jenseits von der *chicaneusesten*, aller *chicaneusen* Polizeien, u. der *impertinensten* aller *impertinenten* Accisen bevorstand. Ein halb Duzt Diener der Kanzeley u. Polizey buchstabirten, sobald wir angekommen waren, mit der *skrupulösesten* u. *wichtigsten* Mine von der Welt an unserm Paß: u. es ward befunden daß derselbe von keinem österreichischen Gesandten *visirt*, folglich ungültig sey: denn in Österreich haben die Zeugnisse fremder Regierungen keinen Credit, der Paß der überall gut gewesen war, der in Ländern *gegolten* hatte wo des Krieges u. der schwankenden Regierungen wegen die Vorsicht in dem Stück *nothwendiger* ist, wie in dem unbedeutenden, verarmten u. *ausgesogenen* Österreich, dessen Regierung dem Himmel dancken sollte, wenn ein Fremder sein Geld dort *verzehren* kommt, – der Paß war hier nicht gut: ich gieng sogleich zum Polizey-Commissär, wir *bataillirten* eine Stunde mit ihm, nichts wollte helfen. Es war kein Ausweg als entweder *umzukehren*, was wir vor vier Jahren ein Mal unter ähnlichen Umständen *gethan* hatten, od. eine *Estaffette*

um einen Paß nach Wien zu schicken, u. uns zu entschließen 6 Tage in Braunau zuzubringen: das letztere ward beschlossen: die Estaffette mußte sogleich aufsitzen, u. wir waffneten uns mit Geduld.

Wir bezogen ein Wirthshaus in Braunau, was noch besser war als es sich erwarten ließ, wenn man nicht bedächte daß die zlöbliche Kanzeley ihm öftern Zuspruch verschafft. – Wir haben eine volle Woche in Braunau zugebracht, u. während derselben manche Anfechtungen von Langerweile u. österreichischer Polizey gehabt.

Nachdem sogleich bey unserer Ankunft die Maut den Wagen u. alle unsere Koffer durchgewühlt, u. mit unermüdetem Eifer dem Duft eines halben Pfundes Toback nachgegangen war; wurde unser Wagen in Beschlag genommen, mit der Anzeige daß er nicht anders wie unter Vorzeigung eines österreichischen Passes herausgegeben werden würde.

Am Morgen nach unserer Ankunft wollte ich spazieren gehn: ich wurde aber am Thor angehalten, gefragt wer ich sey, wo ich hinwollte, wo ich herkäme, ob ich einen Paß habe, u. dgl. österr. Fragen mehr: ich sagte endlich, wenn man so examinirt würde um zum Thor hinaus zu gehen, wollte ich drinnen bleiben: doch darauf wurde ich als eine verdächtige Person zu dem mir schon bekannten Polizey-Commissair gebracht. Diesem erzählte ich mit vielem Eifer meine Geschichte, u. sagte ihm daß entweder kein Mensch ohne Paß aus dem Thor gelassen werden müßte, od. man könnte auch mich meines fremden Ansehns wegen nicht anhalten, denn es könnte die Pflicht der Wache nicht seyn alle Einwohner zu kennen, u. die Fremden zu unterscheiden: dennoch ward dem Thorschreiber nicht unrecht gegeben. Der Polizey-Commissair schrieb mir aber einen Paß um die Thore zu passiren.

Mit dem Herrn Polizey-Commissair habe ich mich fast täglich zu zanken gehabt, dies u. häufige Spaziergänge waren mein einziger Zeitvertreib, u. Verdauungsmittel.«³⁹

Am 25. Juni reiste die Familie Schopenhauer von Braunau ab und über Linz erreichte sie am 27. Juni Wien. Den gut dreiwöchigen Aufenthalt in Wien mit Ausflügen nach Schönbrunn, Pressburg usw. hat Schopenhauer ausführlich beschrieben, und beispielsweise auch wieder Notizen über die Sprache gemacht: »Die Wiener Sprache ist für sehr unrein bekannt, u. mit Recht. Den gemeinen Mann zu verstehn ist für einen Fremden unmöglich, auch Leute von Stande reden selten reines deutsch, doch dafür geläufig französisch. Gewisse National-Ausdrücke muß man durchaus verstehn lernen. Besonders die Benennungen der Speisen: Fasolen, geboch'ne Hendel etc. etc.«⁴⁰

Bevor Schopenhauer von Wien abreiste, mokierte er sich noch über die vielen Türken in der Kaiserstadt: »Ein auffallender Anblick in Wien ist die Menge Türcken, die man hier sieht: sie sind hier fast eben so häufig wie in Marseille: doch sind es größtentheils Armenier, u. von denen in Marseille die zum Theil Marokaner sind, in der Kleidung sehr verschieden. In allen Kaffeehäusern u. öffentlichen Orten findet man hier Polster für sie hingelegt.«⁴¹

NACH HAUSE

Am Sonntag, dem 22. Juli 1804, fuhren die Schopenhauers »von Wien auf dem Wege nach Schlesien«, und über Znaim, Königsgrätz, Breslau, Görlitz, Bautzen ging es nach Dresden und schliesslich nach Berlin, wo sie am 25. August 1804 ankamen. Mit diesem Datum enden die »Reisetagebücher aus den Jahren 1803–1804«. ⁴²

SCHOPENHAUER UND DIE SCHWEIZ

Was der junge Arthur Schopenhauer mit seinen Eltern unternehmen konnte, war eine Art Bildungsreise. Teil seiner »Bildung« war auch das Reisetagebuch, das er vermutlich auf Befehl seiner Eltern führen musste. Als er dann zehn Jahre später seine Doktorarbeit »Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« schrieb, erinnerte er sich wieder an die Reise durch die Schweiz: »Denn der Philosoph wird stets die Helle und Deutlichkeit suchen, er wird sich bestreben, nicht einem trüben reissenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweitzer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht.« ⁴³

Im Mai 1822 schaffte sich Schopenhauer »schwere Alpenschuhe an«, machte sein Testament und verliess Berlin. ⁴⁴ Über Leipzig und Nürnberg reiste er nach Stuttgart und dann weiter über Tübingen nach Schaffhausen, wo er seine »lange und schöne Schweizerreise« begann, die dann »herrliche Erinnerungen« zurückliess. ⁴⁵ Damals begann er sein Manuskriptbuch »Brieftasche«, in welches er 1822 vielleicht in Schaffhausen notierte: »Die Schweiz ist wie ein Genie, schön und erhaben, aber nicht produktiv an wahrhafter Frucht. – Dagegen sind Pommern und das holsteinische Marschland überaus fruchtbar und nahrhaft aber platt und langweilig wie nützliche Philister.« ⁴⁶ Schopenhauer reiste dann weiter nach Zürich und unternahm am 11. Juli 1822 »eine Bergbesteigung auf den Rigi-Kulm«, wo er sich ins Gästebuch eintrug: »Arthur Schopenhauer; geführt von Jakob Schneider aus Zürich, d. 11ten Julj 1822.« Von Luzern aus ging die Reise über Bern nach Vevey, wo er in die »Brieftasche« folgendes schrieb: »Es giebt auf der Erde schöne Landschaften aber die Staffage taugt nirgends viel: daher man sich nicht dabey aufhalten muß.« ⁴⁷ Schopenhauer besuchte dann noch einmal Chamonix, und am 17. August 1822 kam er in Mailand an. ⁴⁸

Am 28. August 1855 besuchte der Neukantianer Carl Hebler (1821–1898), Privatdozent der Philosophie an der Universität Bern, Schopenhauer in Frankfurt. Während eines langen Gesprächs kamen die beiden Philosophen auch auf die Schweiz zu sprechen; Schopenhauer meinte, »sie sei wie zurecht gelegt zum Tranchiren, wegen der Verschiedenheit ihrer Nationalitäten; nur ihre Armuth schütze sie und daneben die Absicht, ein republikanisches Warnungsbeispiel zu conserviren«. ⁴⁹ Seinem Freund Julius Frauenstädt (1813–1879) empfahl Schopenhauer 1856, sich an der Universität Zürich um einen Lehr-

stuhl für Philosophie zu bewerben, und er lobte in seinem Brief vom 28. März die Stadt: »Zürich ist ein Sammelplatz aller heterodoxen Lehrer, Moleschott u.s.w. Sie haben nun Zeit, sich die Sache vorläufig zu überlegen. Zürich hat nur 200 Studenten. Sehr brilliant wird wohl die Besoldung nicht seyn: aber doch eine feste und ehrenvolle Anstellung, dabei schöner Aufenthalt, Schweiz, See, Alpen in der Nähe, Schweizer Athen, meine Gemeinde, viele Gelehrte, Künstler, ein ander Leben, als in dem gräulichen, magern Berlin und seiner Verruchtheit.«⁵⁰

Schopenhauers erster Biograph Wilhelm von Gwinner (1827–1919) schrieb in »Schopenhauers Leben«, dem verwöhnten Touristen habe auf seiner Reise 1804 durch die Schweiz »außer der Natur« alles missfallen, und im Zusammenhang mit dem Eintrag in der »Brieftasche« über die schönen Landschaften erwähnte er eine Briefstelle von George Gordon Noel Lord Byron (1788–1824) an seinen Freund, den irischen Dichter Thomas Moore (1779–1852): »Switzerland is a curst, selfish swinish country of brutes, placed in the most romantic region of the world.« Dazu schrieb Gwinner 1910 den für uns Schweizer tröstlichen Satz: »Dieselbe Schweiz, die jetzt der besteingerichtete Gasthof der Welt ist, in dem sich alle Nationen begegnen.«⁵¹

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, Oberhofstettenstr. 26, CH-9012 St. Gallen

ABGEKÜRZT ZITIERTE WERKE

Arthur Schopenhauers sämtliche Werke, hg. von Paul Deussen, München 1911ff.

- Erster Band D,1 = Die Welt als Wille und Vorstellung, Erster Band, München 1911, 1924.
 Zweiter Band D,2 = Die Welt als Wille und Vorstellung, Zweiter Band, München 1911.
 Dritter Band D,3 = Der Satz vom Grunde, Über den Willen in der Natur, Die beiden Grundprobleme der Ethik, München 1912.
 Vierter Band D,4 = Parerga und Paralipomena, Kleine philosophische Schriften, Erster Band, München 1913.
 Fünfter Band D,5 = Parerga und Paralipomena, Kleine philosophische Schriften, Zweiter Band, München 1913.
 Sechster Band D,6 = Ueber das Sehn der Farben, Theoria colorum physiologica, Balthazar Gracian's Hand-Orakel, Ueber das Interessante, Eristische Dialektik, Ueber die Verhunnung der deutschen Sprache, hg. von Franz Mockrauer, München 1923.
 Neunter Band D,9 = Arthur Schopenhauers handschriftlicher Nachlaß, Philosophische Vorlesungen, Erste Hälfte: Theorie des Erkennens, Im Auftrage und unter Mitwirkung von Paul Deussen zum ersten Mal vollständig hg. von Franz Mockrauer, München 1913.
- Arthur Schopenhauer, Der handschriftliche Nachlaß, hg. von Arthur Hübscher, Frankfurt am Main 1966–1975.
 Erster Band HN I = Frühe Manuskripte (1804–1818).
 Zweiter Band HN II = Kritische Auseinandersetzungen (1809–1818).
 Dritter Band HN III = Berliner Manuskripte (1818–1830).
 Reisetagebücher = Schopenhauer, Arthur: Die Reisetagebücher, Zürich 1988.
 GBr (1978) = Arthur Schopenhauer, Gesammelte Briefe, hg. von Arthur Hübscher, Bonn 1978.
 Die Schopenhauers = Die Schopenhauers, Der Familien-Briefwechsel von Adele, Arthur, Heinrich Floris und Johanna Schopenhauer, hg. und eingel. von Ludger Lütkehaus, Zürich 1991.

ANMERKUNGEN

- 1 Die Schopenhauers, S. 49.
- 2 Die Schopenhauers, S. 55–56, 61.
Vgl. Reisetagebücher.
- 3 GBr (1978), S. 47–55, 652.
- 4 GBr (1978), S. 653.
- 5 HN I, S. 326, 338–339.
HN II, S. XIX–XX.
- 6 HN II, S. VII–XXX, 1–247: Die Vorlesungshefte von 1809–1813; S. 249–426: Studienhefte 1811–1818.
- 7 GBr (1978), S. 654–655.
- 8 D, 6, S. 125.
- 9 GBr (1978), S. 655.
- 10 GBr (1978), S. 655–656.
- 11 GBr (1978), S. 647.
D, 9, S. V–XXXII, 5–24.
- 12 D, 9, S. IX–XIV.
- 13 GBr (1978), S. 91–92.
- 14 GBr (1978), S. 87–88.
- 15 GBr (1978), S. 92.
- 16 GBr (1978), S. 131–132, 522.
D, 9, S. XII–XIII.
- 17 GBr (1978), S. 142.
- 18 GBr (1978), S. 152.
- 19 GBr (1978), S. 175.
- 20 Die Schopenhauer-Welt, Ausstellung der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin und der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main zu Arthur Schopenhauers 200. Geburtstag, Frankfurt am Main 1988, S. 108–110.
HÜBSCHER, Angelika: Arthur Schopenhauer, Leben und Werk in Texten und Bildern, Frankfurt am Main 1989 (insel taschenbuch 1059), S. 266.
- 21 GBr (1978), S. 263.
- 22 Reisetagebücher, S. 156.
- 23 Ebenda, S. 157–158.
- 24 D, 1, S. 29.
- 25 D, 2, S. 437.
- 26 Reisetagebücher, S. 176.
- 27 Ebenda, S. 187.
- 28 Ebenda, S. 187.
- 29 Ebenda, S. 189.
- 30 D, 2, S. 40.
- 31 D, 4, S. 529.
- 32 Reisetagebücher, S. 189.
- 33 Ebenda, S. 184.
- 34 Ebenda, S. 189–190.
- 35 Ebenda, S. 200.
- 36 Ebenda, S. 198.
Pilatus 2129 (2118) m. ü. M.
- 37 Ebel schrieb diese Anleitung 1793; 1804/05 erschien eine zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Vgl. beispielsweise in EBEL, J.G.: Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen, Zürich 1805, Dritter Theil, S. 299–302: die Sage vom gewittererregenden Bergsee (ehemaliger Pilatussee, heute Oberalp) und von Pontius Pilatus sowie über »die sonderbare Bildsäule, Dominik genannt«; dazu Reisetagebücher, S. 199–200.
Vgl. dazu FAESSLER, Peter: Johann Gottfried Ebel als Reiseliterat, Neues Licht auf Schillers und Hölderlins Bild von der Schweiz, St. Gallen 1983.
- 38 Reisetagebücher, S. 203–208.
- 39 Ebenda, S. 215–217.
- 40 Ebenda, S. 218–241, S. 241.
- 41 Ebenda, S. 241.
- 42 Ebenda, S. 257.
- 43 D, 3, S. 6.
Vgl. dazu DIKENMANN, Rudolf: Schopenhauer und die Schweiz, in: Schopenhauer-Jahrbuch, Frankfurt am Main 1965, 46. Band, S. 3.
- 44 GWINNER, Wilhelm: Schopenhauers Leben, Leipzig 1878, S. 295.
- 45 SCHOPENHAUER, Arthur: Sämtliche Werke, hg. von Arthur Hübscher, Wiesbaden 1972, Erster Band, S. 94–95.
GBr (1978), S. 87.
- 46 HN III, S. 147.
D, 5, S. 711.
- 47 HN III, S. 148.
- 48 DIKENMANN: Schopenhauer und die Schweiz, S. 3–4.
- 49 Arthur Schopenhauer, Gespräche, hg. von Arthur Hübscher, Stuttgart-Bad Cannstatt 1971, S. 212.
- 50 GBr (1978), S. 390.
Heterodox: andersgläubig, von der herrschenden Lehre abweichend.
Jakob Moleschott (1822–1893): Arzt, seit 1856 Professor der Physiologie in Zürich.
- 51 GWINNER, Wilhelm von: Schopenhauers Leben, Leipzig 1910, S. 24.

Axel Hoinka und Arnulf Moser

RUDERN AM BODENSEE

Sozialgeschichte und Technik am Beispiel des
Konstanzer Rudervereins Neptun von der Gründung
1885 bis nach dem Zweiten Weltkrieg

Als der Ruderverein Neptun in Konstanz im März 1885 gegründet wurde, gab es in Deutschland bereits an die 100 Rudervereine. Der erste war 1836 nach englischem Vorbild in Hamburg gegründet worden. Gleichzeitig mit Konstanz wurde auch in Arbon ein Ruderverein gegründet, der aber nach wenigen Jahren wieder einschlief und erst 1910 neu gegründet wurde. Somit ist Konstanz mit Abstand der älteste Ruderclub am See, gefolgt von Bregenz (1900), Rorschach (1907), Lindau (1908), Arbon (1910), Friedrichshafen (1912), Radolfzell (1920).

Gegründet wurde der Konstanzer Verein von Mitgliedern des Turnvereins, sieben Handwerkern und zwei Kaufleuten unter der Führung eines Fotografen. Ein eigenes Boot war bei der Gründung noch nicht vorhanden, man konnte zu ermäßigtem Preis Gondeln

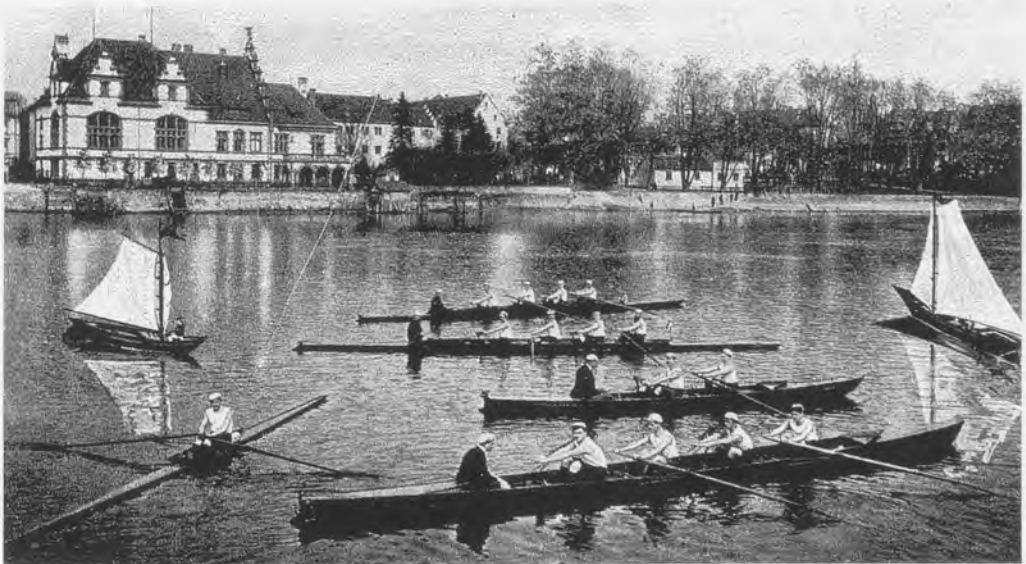


Abb. 1: Bootsparade am Seerhein 1908. Links das Offizierskasino, in der Mitte das zweite Bootshaus des Neptun.
(Quelle: Konrad von Arx: Illustrierter Führer durch Konstanz und Umgebung, Konstanz 1908)

im Hafen mieten. Mit einem gedruckten Rundschreiben warb der Verein um fördernde Mitglieder: *Allein noch nie ist eine Anregung zur Pflege des Ruderns hier gegeben worden, und jetzt, da sich ein Verein hier gebildet hat, findet derselbe von Seiten der Bürgerschaft wenig oder gar keine Unterstützung.*¹ Die erste Liste vom gleichen Jahr mit 31 Förderern enthielt mehr Handwerker und Gastwirte als Kaufleute und Akademiker, doch am Jahresende hatte der Verein 18 Ruderer und schon 64 unterstützende Mitglieder. Eine Mitgliederliste aus der Zeit um 1888 bestätigte bei den Ruderern noch die gleiche Tendenz, überwiegend Handwerker bei den Aktiven. Aber bei den fördernden Mitgliedern standen neben Handwerkern jetzt auch Kaufleute und Beamte, aber auch schon Fabrikanten und adlige Offiziere der Konstanzer Garnison auf der Liste. Und der Verein hatte nun einen Protektor, den Prinzen Ludwig Wilhelm von Baden, auf den 1902 Prinz Max von Baden folgte, der 1918 letzter Reichskanzler des Kaiserreiches wurde.

BOOTSTECHNIK VOR DEM ERSTEN WELTKRIEG

Zum Zeitpunkt der Vereinsgründung des Konstanzer Neptun waren die wesentlichen Erfindungen im Ruderbootsbau bereits gemacht worden. Das sportliche Rudern in England hatte eine ständige Weiterentwicklung der Boote mit sich gebracht. Ursprünglich waren diese Boote hochbordig, weit über einen Meter breit und aus schwerem Holz in Klinkerbauweise, d. h. mit Überlappung der Planken wie bei Dachziegeln, hergestellt. Die Ruderer saßen seitlich versetzt auf Bänken, sogenannten Duchten, die Riemen lagerten zwischen Holzpflocken, die auf der Bordwand befestigt waren. Die Ruderbewegung erfolgte wie beim Kutterpullen mit kurzen Stippschlägen, bei denen die Arme gestreckt blieben.

Mit der Verlagerung der Wettkämpfe weg von der offenen See und bewegten Flussläufen auf ruhigere Binnenreviere wurden die Boote niedriger und schmaler. Weniger als 1 m Breite war allerdings nicht möglich, da sonst das Verhältnis von Innen- zu Außenhebel beim Riemen nicht mehr gestimmt hätte. Die Erfindung des Auslegers um 1830 in England ermöglichte es, die Boote deutlich schmaler zu bauen und die Ruderplätze mittig hintereinander anzuordnen. Die Überlegenheit der neuen Konstruktionen war so groß, dass bei Wettkämpfen fortan Dollenboote und Auslegerboote getrennt starteten. Bei diesen war der nächste Schritt zu mehr Schnelligkeit die Entwicklung des Schalenbaus, bei dem die Klinkerplanken durch ein einzelnes dünnes Furnier ersetzt wurden und der Außenkiel wegfiel. 1857 fand das erste Rennen Oxford gegen Cambridge mit solchen Booten statt.

Um auch ansatzweise die Beine zum Vortrieb nutzen zu können, kam der Gebrauch von Fellhosen auf, die auf dem mit Fett eingestrichenen Sitzbrett etwas hin- und herrutschen konnten. Allerhand Salben gegen die damit verbundenen Scheuerstellen am Gesäß wurden auch angeboten. Es folgte die Erfindung des Gleitsitzes, bei dem

der mit Kufen versehene Sitz in Schienen vor- und zurückbewegt werden konnte. Anfang der 1880er Jahre wurde dann der Rollstuhl erfunden. Die damit weiter zunehmende Schlaglänge – auch wenn wie bisher im Wesentlichen der Körperschwung für den Vortrieb sorgte – machte die Riemenlagerung zwischen Holz- oder Metallpflocken immer schwieriger. Das Problem wurde durch die Verbreitung der schon um 1860 erfundenen Drehrolle gelöst.

Das 1885 erworbene erste Boot des Vereins war ein geklinkertes Rennboot, das 1882 bei der renommierten Bootswerft Leux in Frankfurt für den dortigen Ruderverein »Germania« gebaut worden war. Von dem Boot existiert ein Foto, das einen gesteuerten Ausleger-Vierer zeigt. Klar erkennbar ist, dass er bereits mit Drehrollen ausgestattet war. Es darf angenommen werden, dass er feste Sitzbänke hatte. Mit dem ersten Boot wurden auch Tricots und Mützen angeschafft. Das zweite Boot – ein breiterer, sogenannter Gig-Vierer mit Außenkiel – wurde noch im gleichen Jahr als Neubau bei der führenden Schweizer Bootswerft Treichler in Zürich bestellt. Zusammen mit dem Neuboot kam 1886 noch ein gebrauchter Vierer des Seeclubs Zürich nach Konstanz. Zwei weitere Boote wurden 1888 beschafft, je eines 1891, 1895 und 1898. Das erste Bootshaus entstand 1886 an der Spanierstraße neben der Rheinbrücke, wo der Verein noch heute seinen Sitz hat, das zweite Bootshaus im Jahre 1894.

REGATTA UND SPORTBETRIEB

Die erste Ruderregatta fand im Sommer 1886 im Rahmen eines Festes mit Segelregatta und Fischerstechen statt. Der Ruderclub Arbon schickte ein Boot, gerudert wurde mit festen Sitzen, die Strecke führte über 3000 m von Bottighofen bis zum Konstanzer Stadtgarten. Über die Distanzen bei einer Regatta gab es zunächst Diskussionen. Beim Neptun vertrat man die Ansicht, dass »ein Rennen auch eine ernsthafte Leistung

verlangen solle und deshalb eine Bahn von 3000 m durchaus nicht zu lang erscheine.« Bei der englischen Henley-Regatta wurde über etwas mehr als 2000 m gerudert, und ab 1888 wurde diese Distanz übernommen.² Die Rennen fanden jetzt vor der Seestraße in Konstanz statt. Die Internationalen Regatten wurden durchlaufend gezählt, auch wenn sie in den ersten Jahren nicht regelmäßig durchgeführt wurden. Dies hängt auch mit einer gewissen Mitgliederfluktuation in den Anfangsjahren zusammen.³ Neben



Abb. 2: Ruderregatta in der Konstanzer Bucht 1909, im Hintergrund die Badeanstalt des Sanatoriums Büdingen und die Villa Menet (Quelle: Archiv Yachtclub Konstanz)

dem Wettkampfsport mit Training gab es auch schon längere meist zweitägige Ausfahrten, z. B. nach Bregenz oder Schaffhausen.⁴

RUDERVERBÄNDE UND AMATEURREGELUNG

Der Konstanzer Verein war im Mai 1887 mit Zürich, Luzern und Basel Mitbegründer des Schweizer Ruderverbandes, was angesichts der damaligen lockeren Grenzbeziehungen und der Lage von Konstanz nicht überraschend ist. Die regelmäßigen Kontakte zu Schweizer Vereinen sind sicher eine Besonderheit dieses Vereins. Nach einigen Jahren musste Konstanz dort aber wieder ausscheiden. Im Fachblatt »Wassersport. Fachzeitschrift für Rudern, Segeln und verwandte Sportzweige« wird der Neptun in seinem 25. Jahr 1910 als *gänzlich isolierter Verein* dargestellt, der von Anfang an auf Kontakte zur Schweiz angewiesen war, der aber die Gründung von weiteren Clubs am Bodensee selber gefördert habe.⁵

Entscheidend für die Weiterentwicklung des Konstanzer Vereins war der Beitritt zum Deutschen Ruderverband von 1883 im Jahre 1888 und die Übernahme von dessen Regelwerk. Dazu gehörte die strengste von mehreren englischen Amateurregelungen. Sie stammte von der elitären Henley-Regatta und lautete: *Amateur ist jeder, der das Rudern nur aus Liebhaberei mit eigenen Mitteln betreibt oder betrieben hat und dafür keinerlei Vermögensvorteile in Aussicht hat oder hatte, weder als Arbeiter seinen Lebensunterhalt lediglich durch seine Hände Arbeit verdient noch in einem anderen Sportzweig als Nicht-Amateur gilt noch in irgendeiner Weise beim Bootsbau beschäftigt ist noch nach dem 1. Januar 1884 um Geldpreise gestartet ist.* Ihr liegen drei Tendenzen zugrunde: 1. die Abgrenzung von professionellen Ruderern, die es in Deutschland im Übrigen gar nicht gab. 2. Der soziale Ausschluss von Leuten, die von ihrer Arbeitskraft lebten. Jemand, dem man Geld geben musste, damit er kürzer arbeiten und dafür trainieren oder zu auswärtigen Regatten fahren konnte, war kein Amateur. Dieser musste über freie Zeit und Geld verfügen. 3. Ein weiterer Gesichtspunkt bei dieser Regelung war offensichtlich, dass die Honoratiorenöhne Angst hatten, den Muskelkräften der Handwerker und Arbeiter von vornherein unterlegen zu sein.⁶

HONORATIORENCLUB

Damit war die Entwicklung in Richtung eines Honoratiorenclubs aus den besseren Kreisen der Stadt vorgegeben. Das Mitgliederverzeichnis von 1911 enthielt sechs Ehrenmitglieder, darunter Oberbürgermeister Dr. Franz Weber. Unter den 36 aktiven Mitgliedern dominierten jetzt Kaufleute, Fabrikanten und Architekten. Ein Konditormeister war noch dabei. Unter den 141 passiven oder fördernden Mitgliedern findet man gerade noch einen Zimmermeister, drei Bäckermeister, einen Friseur, einen Dekorationsmaler und

einen Elektrotechniker. Unter den fördernden Mitgliedern liest man die Namen Dreyfus, Levi, Picard, Rothschild, Spiegel, Seligmann und Wieler, also jüdische Kaufleute und Anwälte. Das war nicht selbstverständlich, weil es damals in Hamburg und Berlin Rudervereine gab, die von vornherein keine Juden aufnahmen. Obwohl das Rudern aus England herüberkam, bekam es wie das Turnen rasch eine deutsch-nationale Komponente. Beim 1909 gegründeten Konstanzer Yacht-Club findet man die Namen Picard und Spiegel. Im Jahre 1910 betrug die Eintrittsgebühr beim Neptun 5 RM, der Jahresbeitrag der Aktiven 24 RM, der Förderer 6 RM. Beim Yachtclub lagen die entsprechenden Beträge bei der Eintrittsgebühr der Aktiven bei 5 RM, Förderer 60 RM, Jahresbeitrag Aktive 20 RM, Förderer 10 RM.⁷ Bei der Internationalen Ruderregatta von 1913 haben wir außer den Namen der Konstanzer Rennrunderer auch deren Berufe, nämlich Kaufleute, Fabrikanten, Architekten und einige einjährig-freiwillige Soldaten, also Soldaten mit höherer Schulbildung, die eine verkürzte Militärzeit leisten mussten. Auch das gesellschaftliche Leben des Vereins passte sich der Entwicklung an. Der Verein hatte ein Vereinslokal, es gab Bälle, Tanzstunden, Herrenabende und Fastnachtsvergünstigungen. Da das Rudern zunächst nur in den Sommermonaten betrieben wurde, begann die Saison meist mit einem Festakt in einem der besseren Hotels mit einer feierlichen Trainingsverpflichtung der aktiven Ruderer.

Auch die Internationale Regatta selber war inzwischen in der Stadt ein gesellschaftliches Ereignis, bei dem auch der großherzogliche Protektor meist persönlich anwesend war. Im Jubiläumsjahr 1910 nahmen 13 auswärtige Vereine teil. Die Rennen selber fanden am Sonntagnachmittag statt, doch schon am Samstagabend gab es einen Begrüßungsabend, der Preisverleihung am Sonntagabend schloss sich ein Bankett mit Damen an. Am Montagnachmittag folgte noch ein »zwangloses Zusammensein« im Waldhaus Jakob.⁸ Der Montag gehörte noch zur Regatta. Der logistische Aufwand war damals ein deutlich größerer, die empfindlichen Boote wurden doch mit der Bahn transportiert, was eine rudernde/tragende Überführung zur Verladestation bedeutete, wo sie auf zuvor bestellten Waggons mit aufgenagelten Lagerböcken verzurt werden mussten. Bei größeren Booten verlangte die Bahnverwaltung auch noch einen leeren »Schutzwagon« hinter dem Transportwagen, was die Reisekosten noch einmal erhöhte.⁹

Im Ersten Weltkrieg war der Seerhein für Ruderer gesperrt, zunächst auch die Durchfahrt unter der Rheinbrücke, sodass gar nicht gerudert werden konnte. Dann wurde die Fläche entlang der Seestraße freigegeben, wobei eine Sperrlinie zur Schweiz in der Mitte der Bucht beachtet werden musste. Schließlich konnte man am Ufer entlang wieder bis zur Insel Mainau rudern.

BODENSEEWOCHE

Die 8. Internationale Ruderregatta im August 1909 hatte einen besonderen Charakter, weil sie als Bodenseewoche bezeichnet wurde, bei der auch Segler und vor allem die Motorbootfahrer beteiligt waren. Veranstalter war der Motor-Yacht-Club von Deutschland. Zweck der Veranstaltung war, dass die Industrie Gelegenheit erhalten sollte, ihre Schiffsmotoren vorzustellen. Außerdem sollte die Veranstaltung das neue Projekt der Schiffbarmachung des Hochrheins fördern. Es gab einen Segelwettbewerb und eine Ruderregatta, aber eine Woche lang Motorbootrennen, einmal sogar bis nach Bregenz und zurück.¹⁹ Diese Veranstaltung wurde 100 Jahre später ab Sommer 2009 als Bodenseewoche der drei Sportarten wieder aufgegriffen und seither fortgeführt. Ab dem Jahre 1910, dem 25-jährigen Jubiläum des Vereins, trennten sich die Wege aber wieder. Der Neptun veranstaltete seine internationale Regatta stets im Juni, die Bodenseewoche der Segler wurde im August durchgeführt. Beide Veranstaltungen wurden in den 60er Jahren eingestellt.

RUDERTECHNIK

Laut Bodensee-Handbuch von 1912 besaß der Verein im Jahre 1912 fünfzehn Boote, darunter einen Achter und einen Einer. Rudern hieß zu dieser Zeit »riemen«, lediglich der Einer wurde zwangsläufig geskullt, d. h. mit einem Ruder in jeder Hand angetrieben. Neulingen wurde erst mit langen Trockenübungen die richtige Körperhaltung beigebracht, bevor sie ins Boot durften. Bei festen Sitzen hing der Vortrieb von der Länge des



Abb. 3: Bootstaufe Neptun 1912 (Quelle: Archiv Neptun Konstanz)

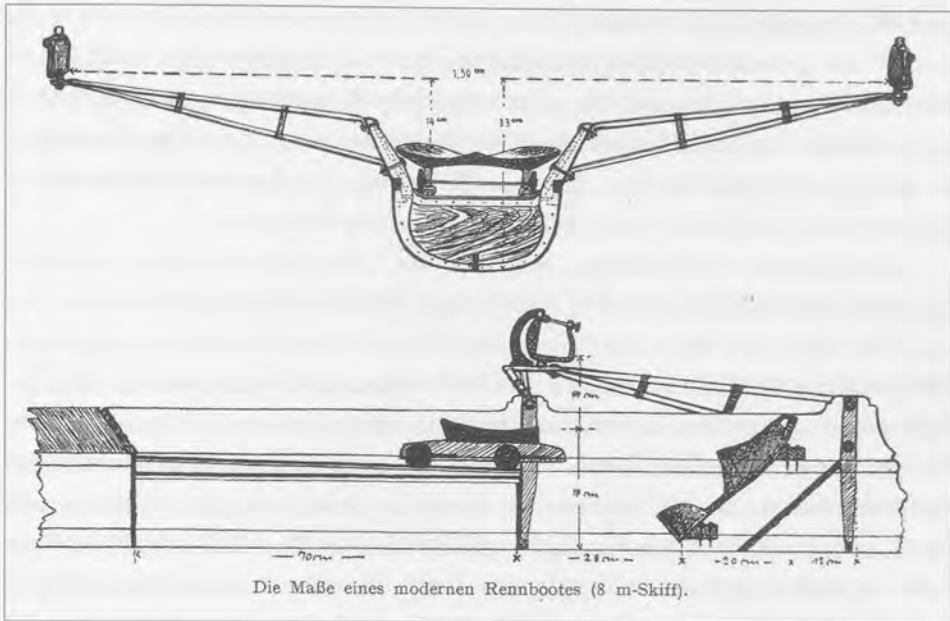


Abb. 4: Querschnitt eines Rennbootes 1912 (Quelle: Bernhard von Gaza: Der Rudersport, Leipzig 1912, S. 96)

Körperschwung ab. Weite Auslage, weite Rücklage, den stocksteif gehaltenen Rücken um die Lende drehend, war das Ideal. Der Endzug war nicht mit den Armen, sondern mit den Schultern auszuführen. Dieses Haltungsrudern, auch als «Wasserturnen» bezeichnet, entsprach dem Zeitgeist aufrechter, militärisch disziplinierter Männlichkeit. Das Standardwerk war das erstmals 1889 erschienene Buch »Rowing and sculling« des Engländers Walter Bradford Woodgate. Es erschien in mehreren Auflagen über Jahrzehnte auch in deutscher Sprache.¹¹ An dem dort beschriebenen orthodoxen Stil, eigentlich für Fest- und Gleitsitz gedacht, wurde über lange Zeit auch bei Rollsitzen festgehalten.

WEIMARER REPUBLIK

Ausgerechnet in den schwierigen Nachkriegsjahren 1920/21 errichtete der Verein sein neues drittes Bootshaus. Da der Jahresbeitrag mit 60 RM um ein Drittel über dem des Segelclubs lag, wollte man ihn nicht noch mehr erhöhen, sondern der Verein bat die Stadt um ein Darlehen über 50 000 RM. Als Begründung gab der Verein an, dass er jugendlichen Interessenten nicht nur eine sportliche Ausbildung vermitteln wolle, sondern auch das leisten wolle, was bislang die Wehrpflicht erreicht habe, nämlich *arbeitsfreudige, pflichtbewusste und tatkräftige Männer* zu erziehen. Der Antrag, der von der Stadt bewilligt wurde, führt zunächst zu einer öffentlichen Diskussion über den sozialen Status dieses Vereins. So schrieb die Arbeiterzeitung »Konstanzer Volksblatt«, es handle sich beim Neptun um eine *streng abgeschlossene Vereinigung*, in der z. B. die Anwesenheit eines Arbeiters Ver-

wunderung ausgelöst hätte, und beim Rudern handle es sich um einen untergeordneten Detailsport, an dem nur Vereine teilnehmen, deren Lungen wenig vom Werkstattstaub tangiert sind, die auch sonst die Nöte des Lebens nicht so kennen und auch unter ihnen nie zu leiden hatten. Und der Redakteur kritisierte eine Benefizveranstaltung des Vereins zugunsten des neuen Clubhauses, bei der es so hoch herging, dass das an sich magere Portemonnaie eines Sport- und Schriftleiters nicht ausgereicht haben würde, auch nur den Anfang der Veranstaltung mitzumachen.¹²

Der Deutsche Ruderverband war in diesen Jahren ein rückwärts gerichteter deutschnationaler Verband, und das gleiche gilt auch für den Konstanzer Verein, der z. B. nach wie vor nur die Farben Schwarz-Weiß-Rot der Kaiserzeit statt des republikanischen Schwarz-Rot-Gold verwendete. Der Amateurparagraph wurde zwar 1919 neu gefasst, der Ausschluss der Handarbeiter gestrichen, aber es änderte sich eigentlich nicht viel, denn entscheidend war, wer nach seiner gesellschaftlichen Stellung und Art seiner Tätigkeit als Herrenruderer anzusehen ist. In einem Kommentar zu dieser Neuregelung heißt es, dass nun jedermann in Arbeitsstellung regattafähig geworden ist, es sei denn, dass er der aller untersten Schicht angehört, wie z. B. die Straßenfeger, Ritzenschieber, Hundefänger, Abortwächter und Kaffeekellner.¹³

Schaut man sich die Mitgliederliste von Ende 1924 an, so änderte sich eigentlich nicht viel. Die Zahl der Aktiven war mit 111 Namen stark angestiegen, doch findet man unter ihnen auch pensionierte Bankdirektoren und pensionierte Offiziere. Einige Lehrlinge, Handlungsgehilfen und einfache Berufssoldaten tauchen jetzt auf, aber kaum Handwerker, ansonsten dominierten nach wie vor Kaufleute, Beamte und Unternehmer. Ab 1926 startete der Verein eine Mitgliederwerbung. Alle mit Ausnahme der reinen Handarbeiter waren eingeladen, aber tatsächlich wünschte man sich vor allem Handwerksmeister und höhere Beamte.

Der Verein errichtete im März 1924 noch vor den Soldatenverbänden oder der Stadt das erste Kriegerdenkmal in Konstanz, das vom Standortpfarrer der Garnison mit revanchistischen Parolen gegen den Erzfeind Frankreich eingeweiht wurde.¹⁴ Im gleichen Jahr wurde der amtierende Vorstand durch einen Misstrauensantrag abgewählt. An seine Stelle trat ein pensionierter Offizier. In diesem Zusammenhang kam es auch zu Angriffen gegen die jüdischen Mitglieder im Verein. Unter der Überschrift »Was geht im Ruderverein Neptun vor?« kommentierte das »Konstanzer Volksblatt« den Vorgang so: Seit einigen Wochen sickert jedoch durch, dass es im Inneren des Vereins nicht mehr so recht klappen will. Und zwar sei es die J u d e n f r a g e, die die Gemüter erregt und entzweit habe. Einige stramm deutsch-völkische und nationalsozialistische Mitglieder glauben, sich in den Vordergrund drängen zu müssen ... Ob die Hakenkreuzlerei des Neptun diesem zum Vorteil reicht, wird die Zukunft lehren. Demokraten und Republikaner haben unter solchen Umständen im Neptun wohl kaum etwas zu suchen.¹⁵ Tatsächlich gab es 1924 bereits eine NSDAP-Ortsgruppe in Konstanz, die in der Firma HIAG (Holzverkohlungsindustrie AG), dem Vorläufer der Firma Degussa, am Seerhein angesiedelt war. In dieser Firma hatte sich 1920 eine eigene Sportgruppe der dort beschäftigten »Beamten«, also höheren Angestellten gebildet, die im Sommer Rudern und im Winter Fechten

anbot. Sie verfügte über ein eigenes Bootshaus mit Steg und war eigenständiges Mitglied im Deutschen Ruderverband. Obwohl vorwiegend Wanderfahrten, auch mit Damen, durchgeführt wurden, nahmen Mannschaften auch erfolgreich an Regatten teil, so 1923 in Konstanz und 1926 in Lugano. Das Anrudern im Frühjahr wurde mit dem Neptun gemeinsam organisiert.¹⁶

TECHNISCHE ENTWICKLUNG UND REGATTEN

In den zwanziger Jahren nahm das Rudern in Deutschland einen großen Aufschwung. Der Deutsche Ruderverband setzte einen technischen Ausschuss ein, der sich um Standardisierungen bemühte. Es wurden Spurweiten für Rollsitze festgelegt und die Nichttrennboote (Gigboote) in verschiedenen Klassen normiert, um durch Maximallängen bzw. Minimalbreiten und –gewichte eine weitgehende Chancengleichheit bei Wettkämpfen zu erreichen, aber auch um die Lagerung im Bootshaus zu vereinfachen. Später folgte die Normierung von Dollen und Stembrettbeschlägen.

Auf dem Wasser wurde nun auch zunehmend geskullt, das Damenrudern wird seinen Teil dazu beigetragen haben. Die Ruder waren nicht mehr massiv, sondern verleimte Hohlrunder.

Erst im Juli 1921 wurde wieder eine Internationale Regatta veranstaltet, bei der sich 10 Vereine, darunter die inzwischen gegründeten von Radolfzell und Friedrichshafen, an acht Rennen beteiligten. Unvorstellbar für heutige Verhältnisse berichtete die Zeitschrift »Wassersport« von wohl 20.000 zahlenden Zuschauern.¹⁷ Wohl aufgrund des häufig unruhigen Wassers in der Konstanzer Bucht wurde die Regatta im folgenden Jahr an den Seerhein mit Start beim Stromeyersdorf und Ziel beim Bootshaus verlegt, was sich aber nicht bewährte. Man kehrte nach einem Jahr Pause 1924 wieder an die Seestraße zurück.

Wie schon vor dem Ersten Weltkrieg waren die Ruderer in drei Klassen eingeteilt, die nicht mit den heutigen Alters- oder Gewichtsklassen übereinstimmen:

1. Jungmann ist, wer vor dem 1. Januar des Jahres, in dem die Wettfahrt stattfindet, noch kein offenes Rennen im... In- oder Ausland gewonnen hat. 2. Junior ist, wer vor dem 1. Januar des Jahres, in dem die Wettfahrt stattfindet, noch keine drei offenen Rennen im... In- oder Ausland gewonnen hat. Rennen, die nach der Ausschreibung auf die Jungmannklasse beschränkt waren, zählen hierbei nicht mit. Wer für das Deutsche Meisterschaftsrudern gemeldet wurde, verliert vom Zeitpunkt des Meldeschlusses an die Eigenschaft als Jungmann oder Junior. 3. Senior ist, wer die Eigenschaft als Jungmann oder Senior verloren hat.¹⁸

Noch 1919 lehnte der Verband die Aufnahme der Frauenruderclubs, die es seit der Jahrhundertwende gab, ab. Erst 1930 wurden sie aufgenommen, und erst dann bildete auch der Neptun eine Frauenabteilung. Bei Wettkämpfen der Frauen wurde nicht auf Zeit gerudert, sondern es wurde der Ruderstil bewertet.

MILITARISIERUNG

In der Untersuchung von Gerhard Reckendorf, die die Ruderentwicklung in England und Deutschland vergleicht, wird nicht nur der starke englische Einfluss auf das Rudern in Deutschland im 19. Jahrhundert betont, sondern zugleich als unterschiedliche Entwicklung die stärkere Militarisierung in Deutschland hervorgehoben, also im disziplinierten Auftreten und im Zeremoniell, aber auch in dem hölzern-steifen Ruderstil dieser Zeit. Man hat den Eindruck, dass die Militarisierung des Ruderns in der Weimarer Zeit, als es nur noch eine kleine Berufsarmee und keine Wehrpflicht gab, stärker war als in der Kaiserzeit. So heißt es im Programmheft der Internationalen Konstanzer Regatta von 1926 zum Sinn der Trainingsverpflichtung: *«Manneszucht» ist das Ziel, ein für manchen Sportler vielleicht noch nicht in seiner vollen Bedeutung erfasstes Wort. In diesem einfachen Wort aber liegt die hervorragende Stellung der Ruderei. Wenn je die Losung »Sport ist Dienst am Vaterland« Berechtigung hat, so ist dies beim Rudersport der Fall. Er erinnert in der Auswirkung seiner Kampfvorbereitungen an die strenge asketische Erziehung der spartanischen Jugend. Betrachtet der Sportsfreund die Regatta von diesem Gesichtspunkt aus, sieht er sie nur als Mittel zum Zweck, dann erfasst er die richtige Bedeutung des Rudersports und fördert seine Bestrebungen. Und der Vorsitzende, Hauptmann a.D. August Dittmar, erklärte im Vereinsheft des gleichen Jahres unter dem Titel »Rudersport ist Manneszucht«: Die Mannschaftsdisziplin ist geworden und wird stets sein der beste Ersatz für die der heutigen deutschen Jugend unbekannte militärische Disziplin... Schon rein äußerlich zeigt sich die Verwandtschaft der militärischen und ruderischen Manneszucht in den straffen, kurzen Kommandos... Unter einen fremden Willen muss sich die Mannschaft beugen, wenn ihr eigener Siegeswille zur Tat werden soll. Das Rudern fördere neben der körperlichen und geistigen Ertüchtigung auch staatsbildende und staatserhaltende Tugenden, als da sind Selbsterziehung zu Gemeinschaftssinn, Unterordnung, Liebe zur Scholle und zum Vaterland, der freiwillige Entschluss zur Ein- und Unterordnung, das Zusammenfinden zu gemeinsamer uneigennütziger Arbeit, Achtung vor der Autorität und den festen Glauben an all dies.¹⁹*

RUDERN UND POLITIK

Sportlich war der Neptun in den Jahren ab 1924 sehr erfolgreich. Und er besuchte nach wie vor regelmäßig auch Regatten in der Schweiz, was zu einem Konflikt mit dem Deutschen Ruderverband führte. Dieser lehnte nämlich die Teilnahme an Regatten im Ausland ab. Man hätte dort womöglich auf Engländer und Franzosen treffen können. Die Devise des Verbandes bis zu den Olympischen Spielen von 1928 in Amsterdam lautete: *Solange Soldaten Frankreichs, Belgiens und Englands auf deutschem Boden stehen, wollen wir nicht Gäste dieser Nationen sein und wollen sie nicht bei uns sehen.* Die Konstanzer Spitzenrunderer, die auf eine Teilnahme in Amsterdam hofften, wurden wegen der Starts in der Schweiz aus den Vorbereitungskursen und -rennen gestrichen. Es gab daraufhin sogar

eine kurze Diskussion in Konstanz, ob man den Neptun nicht besser nach Kreuzlingen verlegen sollte.

Und in der Schweiz geschah nun genau das, was der deutsche Verband nicht wollte. Im Jahre 1927 trafen erstmals seit 1914 bei einer Regatta Deutsche, nämlich die Konstanzer, und Franzosen in Luzern bei einem Achterrennen aufeinander, was völlig problemlos und in gegenseitigem Respekt verlief.²⁰ Es wurde aber offensichtlich als Sensation empfunden. In einem Bericht an den badischen Staatspräsidenten sprach der Neptun, dessen Ruderer gegen die Pariser Konkurrenz gewonnen hatten, zwar von einem *ersten Waffengang*, er wollte dann aber doch eine *Brücke schlagen und Glied in der Kette einer künftigen Verständigung* sein. In der gleichen Zeit bekam der Neptun immerhin vom Auswärtigen Amt in Berlin finanzielle Zuwendungen, um die Schweizer Regatten besuchen zu können. Die guten Verbindungen des Clubs zur Schweiz galten als Teil der auswärtigen Kulturpolitik.

DRITTES REICH

Nach dem Bodensee-Handbuch von 1934 hatte der Verein etwa 200 Mitglieder, zur Hälfte aktive und zur Hälfte fördernde Mitglieder.²¹ Die Werbeaktion nach 1926 hatte nicht viel gebracht, weil in der Weltwirtschaftskrise auch etliche Mitglieder ausgetreten waren. Mit dem neuen System hatte der Verein wenig Probleme. Er kündigte Ende März dem Oberbürgermeister an, dass er seine Jubiläumsregatta, die 25., trotz der ernsten Verhältnisse abhalten werde: *Wir wollen es als günstiges Zeichen bewerten, dass unsere Jubiläumsregatta gerade in das Jahr fällt, das unserem deutschen Vaterland den Wiederaufstieg bringt.* Als die Regatta im Juni stattfand, hieß die Seestraße bereits Adolf-Hitler-Ufer.

Am 30. April 1933 fand eine Bootstaufe statt. Unter starker Beteiligung des Militärs wurde ein Boot, das die Firma HIAG dem Verein schenkte, auf den Namen »Horst Wessel« getauft. Bei der Bootstaufe sagte der Vorsitzende des Neptun: *Vaterlandsdienst ist es, der von alters her in den deutschen Rudervereinen an erster Stelle stand. Vaterlandsdienst ist es, die Jugend körperlich leistungsfähig zu machen, Vaterlandsdienst, sich einzusetzen für Einfachheit, Sittensstrenges, Manneszucht, Opfersinn, Treue und Gemeinschaft. Diese Tugenden, getreu unseres Reichspräsidenten und unseres Reichskanzlers, seien die vornehmste Aufgabe, sie im Ruderverein zu üben und in die Tat umzusetzen.* Ab Oktober 1933 übernahm der Kreisleiter der NSDAP Eugen Speer den Vorsitz, jetzt Vereinsführer genannt. Er wurde im Herbst 1934 zum Bürgermeister von Radolfzell ernannt und musste den Vorsitz wieder abgeben. Beim Yachtclub übernahm NS-Bürgermeister Leopold Mager den Vorsitz bis 1945.

Beim Festakt zum 50jährigen Jubiläum des Vereins 1935 wurde die besondere Verbundenheit mit der Schweiz mehrfach hervorgehoben. Auch das Verbandsblatt »Wassersport« rühmte die Teilnahme der Konstanzer an den internationalen Großregatten der Schweiz als Besonderheit dieses Vereins.²² Umgekehrt war das Problem, dass etliche

deutsche Vereine die Konstanzer Regatta links liegen ließen, weil zu abgelegen. Dies war Teil der so genannten Grenzlandnöte von Konstanz im Dritten Reich. Und die Schweizer fragten sich, wieso sie nach Konstanz kommen sollten, wenn sie dort hauptsächlich auf Schweizer Ruderer trafen.

GLEICHSCHALTUNG

Der Neptun konnte sich 1935 noch nicht einmal den genauen Tag der Jubiläumsfeier aussuchen, weil dieser natürlich mit dem Anrudern im Frühjahr verknüpft war. Und das Anrudern war ab 1934 als »Tag des deutschen Rudersports« reichseinheitlich festgelegt. 150 000 Ruderer in 650 Vereinen versammelten sich am 7. April 1935 vormittags vor ihren Bootshäusern. Fahnen wurden gehisst, die Toten des Kriegs geehrt, Horst-Wessel-Lied und Deutschland-Hymne gesungen. Um 11h wurden die Lautsprecher des Rundfunks eingeschaltet. Der Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten sprach von der Ruderanlage Grünau bei Berlin aus zu den Ruderern und gab das Kommando zum Anrudern. Danach folgte bei allen Vereinen ein Eintopfsonntag in einem Gasthaus, d. h., ein Teil des Essenpreises ging als Zwangsspende an das Deutsche Winterhilfswerk. In den Jahren danach sprach außer dem Reichssportführer auch der Vorsitzende des Deutschen Ruderverbandes im Rundfunk zu den Ruderern, und alle Ruderer in Deutschland mussten an diesem Opfertag des deutschen Rudersports wieder Eintopf essen und spenden. Allerdings wurde 1936, genau 100 Jahr nach der Gründung des ersten deutschen Ruderclubs in Hamburg, der Deutsche Ruderverband aufgelöst und als Fachverband in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen überführt. Die Gleichschaltung war bei den militärisch angehauchten Ruderern sehr viel intensiver als bei den mehr individualistischen Seglern. Keine große Rolle beim Neptun spielte der Dietwart, ein neues Amt, das alle Vereine einführen mussten. Er war für ideologische Schulungsabende und die Gestaltung der Vereinsfeste zuständig. Das Amt war keine nationalsozialistische Erfindung, sondern stammte von den völkischen Turnern der 20er Jahre.

ÖFFNUNG DER RUDERVEREINE?

Es stellt sich die Frage, ob es im Dritten Reich eine Öffnung der Rudervereine durch Anordnung von oben gab. Dass die bisherige Amateurregelung die Rudervereine sozial abgeschottet hatte, wurde klar ausgesprochen. Beim Anrudern 1934 erklärte der stellvertretende Vorsitzende des Neptun, dass jetzt auch der Arbeiter Mitglied werden könne und das Rudern nicht mehr »ein Sport gewisser Kreise« bleibe. Die Schriftleitung der Konstanzer NS-Zeitung »Bodensee-Rundschau« kommentierte: *Wir möchten wünschen, dass auch den geldarmen Volkgenossen, von denen sich so viele nach ruderpoltischer Betätigung*

sehen dürften, dieser Zweig deutschen Sports mehr und mehr erschlossen wird. Die Zeit des deutschen Aufbruchs in eine bessere Zukunft der einigen Nation wird auch hier Mittel und Wege finden.²³ Und bereits im Programmheft der Regatta von 1934 hieß es: Durch die von England übernommene Amateurbestimmungen wurde die Ausbreitung des Rudersports stark behindert, weil Minderbemittelte und Arbeiter von der Ausübung der Ruderei so gut wie ausgeschlossen waren. Eine wesentliche Änderung dieser Verhältnisse brachte erst das Jahr 1933. Es ist heute jedem anständigen Menschen, der seinen Vereinsbeitrag zahlt, möglich, Mitglied eines Rudervereins zu werden. Konkret wurden gestaffelte Beiträge nach der Finanzlage des Mitglieds eingeführt. In der Einheitssatzung von 1935 stand dann nur noch, dass der Vereinsführer über die Aufnahme entscheidet und dass die Mitglieder arisch sein müssen. Von 1930 bis 1931 stieg die Zahl der Mitglieder von 242 auf 267, hier machte sich die neue Frauenabteilung bemerkbar, doch im Dritten Reich gingen die Mitgliederzahlen bis 1939 wieder zurück. Das kann auch damit zusammenhängen, dass jetzt ganze Jahrgänge von jungen Männern beim Arbeitsdienst und Wehrdienst waren.

Änderungen gab es bei der Jugend. Die Vereine wurden verpflichtet, eine Jugendabteilung einzurichten, was in Konstanz bereits der Fall war. Diese wurde aber mit der Hitler-Jugend verknüpft, d. h., Rudern wurde als Dienst in der Hitler-Jugend anerkannt,

und bei der Staatsjugend konnte man schlecht nach der sozialen Herkunft der Eltern fragen. Die HJ-Sportdienstgruppe Rudern veranstaltete eigene Ruderwettbewerbe wie Gebietsregatta, Bannmeisterschaften, Sommerkampfspiele mit Zukunftsvierer, Pimpfenvierer, Kübelvierer, Anfängervierer und Kutterrennen. Der Neptun stellte bis zum Kriegsende der HJ Boote zur Verfügung.²⁴

Nach «Horst Wessel» oder »Einig Volk« waren einige weitere Bootstauen besonders militärisch orientiert, zunächst 1936 ein Boot »Skagerrak« nach der Seeschlacht im Ersten Weltkrieg. Es folgte ein Boot »Cherisy«, was nicht überraschend war, denn die Chérisy-Kaserne in Konstanz wurde gerade gebaut. Cherisy ist ein Schlachtenort in Nordfrankreich im Ersten Weltkrieg, wo das Konstanzer Regiment beteiligt war und auch Mitglieder des Neptun gefallen sind. Bei der Bootstaupe 1937 waren die Reichswehr,



Abb. 5: Programmheft der 28. Internationalen Ruderregatta 1936 (Quelle: Stadtarchiv Konstanz)

die Soldatenverbände und der SA-Marinesturm anwesend, und ein General Groeneveld erklärte: *Möge das Boot für den Neptun sein, was die Wehrmacht für das Vaterland ist. Das Kämpfertum der Helden vom Grünen Regiment möge Symbol und Ansporn sein für die Mannschaft, die im neuen Boot sich für die sportliche Ehre des Vereins und des Vaterlandes einsetzt.*²⁵ Das Rudern wurde allmählich zum Ersatzkrieg.

Im Krieg hielt der Verein Kontakt über gedruckte Rundbriefe Kontakt mit den Ruderern, die im Kriegseinsatz waren. Für die Instandsetzung von Bootshaus und Bootssteg beschloss der Verein Ende 1943 eine Umlage, an der sich auch die Soldaten freiwillig beteiligen sollten. Zudem sollten alle Mitglieder einschließlich der Soldaten für den Wiederaufbau von zerstörten Bootshäusern und Booten in Deutschland eine Pflichtabgabe von 3 RM an die »Ruderstiftung der Kriegskameradschaft« leisten.

TRAININGSVERPFLICHTUNG

Die feierliche Trainingsverpflichtung der Rennrunderer im Frühjahr beim Anrudern bestand auch im Dritten Reich weiter. Da die Mannschaftsleistung als Dienst an der Volksgemeinschaft jetzt besonders zählte gegenüber der individuellen Leistung, wurde sie etwa in einem Artikel der »Bodensee-Rundschau« von 1938 geradezu überhöht: *... es ist der innere Zusammenschluss zu gegebener Stunde vor dem Kampf, die Geburt der Mannschaft!... die Mannschaft ist nicht die Summe mehrerer Ruderer, sondern die Gemeinschaft Gleichgesinnter, sich im gleichen Streben zutiefst verbunden fühlender Menschen... Es gibt im Leben des Sports kaum Stunden, die so tief die Bedeutung des Begriffs »Mannschaft« fühlen lassen und so harte Forderungen stellen wie die Trainingsverpflichtung der Ruderer.*²⁶ Von den Rennrunderern wurde erwartet: pünktliches Training, kein Alkohol, kein Tabak, 8–10 Stunden Nachtruhe, keine Tanzveranstaltungen, keine anderen Sportarten, keine kraftraubenden Tätigkeiten wie Schwimmen, Baden, Sonnen.

NEUE RUDERTECHNIK

In den 30er Jahren hatte sich auch in Deutschland endgültig die Erkenntnis durchgesetzt, dass der Rollsitz eine andere, natürlichere Rudertechnik verlangte, um seine sportlichen Möglichkeiten auszunutzen. Protagonist war der Australier Steve Fairbairn, der als Ruderlehrer in England arbeitete. Die Erfolge der von ihm trainierten Mannschaften waren überzeugend, nach und nach kam es zu einer Abkehr vom Haltungsrudern. Der heutige dynamisch-rhythmische Bewegungsablauf mit dem Fokus auf der Wasserarbeit begann seinen Siegeszug, mit Verzögerung auch in Deutschland.²⁷

NACHKRIEGSZEIT

Kurz vor Kriegende konnte der Kaufmann Oskar Delisle ein paar Boote im Lager seiner Firma an der Marktstätte verstecken. Mit der Besetzung der Region durch die Franzosen im April 1945 war zunächst Schluss mit Wassersport für die Deutschen, auch wegen der Nähe zur Schweiz. Die Franzosen beschlagnahmten viele Segelboote, Motorboote und Ruderboote für ihren eigenen «Club Nautique», hinzu kamen mutwillige Beschädigungen an den Booten im Clubhaus und am Haus selber. Delisle stellte bereits 1946 zwei Mal mit Unterstützung der Stadt, aber ohne Erfolg, Anträge auf Rudererlaubnis. Im Frühjahr 1947 wurde ein neuer Versuch gestartet, dieses Mal wurde ein Wassersportverein Konstanz gegründet für Rudern, Segeln und Kanu mit Delisle als 1. Vorsitzendem, aber wieder ohne Erfolg, denn im Herbst 1948 war der See immer noch gesperrt. Erst zum 1. April 1949 erlaubte die Militärregierung die Gründung neuer Wassersportvereine und kündigte die Rückgabe der meisten beschlagnahmten Wasserfahrzeuge an. Der Seerhein blieb wegen der Nähe zur Schweiz weiterhin gesperrt, und auf dem Obersee wurde von Lindau nach Konstanz zwischen deutschem und Schweizer Gewässer eine neutrale Zone von 1 km Breite gezogen, die nicht befahren werden durfte.²⁸

Sofort wurde ein neuer Verein, der Ruderverein Konstanz gegründet, auf den die badische Regierung später die Sachwerte des alten Vereins übertrug. Das Bootshaus wurde wieder hergerichtet, ein neuer Bootssteg angelegt. Die ersten Bootstufen beim Anrudern im Juli 1949 waren Umtaufen von vorhandenen Booten. Bei den Bootstufen standen die Ruderer genauso stramm wie vor 1945. Beibehalten wurde das bundeseinheitliche Anrudern bzw. der Tag des deutschen Rudersports. Es sprach jetzt nicht mehr der Reichssportführer, sondern wieder der Präsident des Ruderverbandes morgens um 7 Uhr im Rundfunk und gab das Zeichen zum Anrudern, 1952 vom Bootshaus Konstanz aus. 1951 und 1952 meldeten die Clubs abends die Kilometer, deren Summe am nächsten Tag veröffentlicht wurde, 1951 = 196 505 km, 1952 = 300 000 km.

REGATTA UND TECHNIK NACH 1945

Die erste Regatta 1950 lief noch ohne Schweizer Beteiligung. Ab 1951 wurden aber die Internationalen Ruderregatten mit 32 Vereinen, darunter 11 aus der Schweiz und Österreich fortgesetzt. Beim Amateurparagraphen wurde inzwischen nicht mehr nach sozialen Kriterien unterschieden, zugelassen war nun, »wer das Rudern als Amateur mit eigenen Mitteln betreibt und wer aus der aktiven Ausübung keine Vermögensvorteile zieht oder gezogen hat.« Bis zum Jahre 1960 fand die Regatta – mit Ausnahme der Jahre 1953 und 1955 – Jahr für Jahr statt, wenn auch nicht mehr mit so vielen Teilnehmern. Dann endete mit der 36. Internationalen Bodensee-Regatta diese Tradition.

Mit den Europameisterschaften 1959 im französischen Mâcon setzte sich ein breiteres Ruderblatt durch, das auch heute noch als »Mâconblatt« Standard ist. Noch einen Schritt weitergehend experimentierte Neptun-Trainer Karl-Heinz Bantle mit noch kürzeren und breiteren Blättern. Auch bei den Gigbooten war nun, durch die Verfügbarkeit von wasserfestem Sperrholz, eine glatte Außenhaut möglich.



Abb. 6: Bootstaupe Neptun 1949 (Quelle: privat)

Die Bootswerft Empacher war in Deutschland führend in diesem Sektor. Die Boote wurden dadurch nicht unbedingt leichter, aber deutlich robuster. In den sechziger Jahren folgten erste Kunststoffboote aus Polyester/Glasmattenlaminat im Gigbootbereich. Diese waren relativ schwer, vorteilhaft war aber der geringe Pflegeaufwand.

Etwa zeitgleich baute die Bootswerft Gehrman erste formverleimte Boote, das heißt aus mehreren Furnierschichten verklebte Bootskörper. Diese waren eher schwerer als Schalenbauten, doch war das Problem der ständigen Beschädigungen durch Risse der dünnen Außenhaut abgestellt. Etwa 1970, im Vorfeld der Münchner Olympiade, entstanden erste konkurrenzfähige Rennboote aus Kunststoff, als die Sandwichbauweise erfunden war. Das Laminat besteht hier aus sehr dünnen Gewebeinnen- und Außenlaminaten, verbunden durch eine wabenartige Zwischenlage aus Polyacetat. Sehr steife und leichte Bootskörper ließen sich nun herstellen. Der »Bodensee-Vierer« gewann mit einem solchen Boot – noch mit Holz ausbau – im Vierer mit Steuermann 1972 in München die Goldmedaille.

Das erste Kunststoff-Rennboot beim Neptun war 1988 ein Vierer. Bis dahin setzte der Verein vor allem auf die leichten Schalenbauten der Schweizer Bootswerft Stämpfli. Bis Mitte der 80er Jahre wurden aber auch noch hölzerne Schalenboote, deren Rissanfälligkeit durch den Überzug mit einem feinen Glasgewebe verringert war, angeschafft. Lieferant war nun die Kreuzlinger Bootswerft Graf. Schon zuvor setzte auch bei Riemen und Skulls ein Wechsel zu Kunststoffmaterial ein. Nach ersten erfolgreichen Experimenten des Würzburger Skullmachers Ziegler, der Ruder mit Kohlefaserstreifen verstärkte, wurden ab Ende der siebziger Jahre auch komplette Kohlefaserrieder angeboten. Das Gewicht war deutlich niedriger, und die aufwändigen ständigen Lackier- und Ausbesserungsarbeiten der Holzruder konnten entfallen. Auch der zunehmend günstiger werdende Preis sorgte für eine schnelle Verbreitung.

Anschrift der Verfasser:

Axel Hoinka, Am Pfaffenmoos 5, D-78479 Reichenau

eMail: Axel.Hoinka@t-online.de

Dr. Arnulf Moser, Allmannsdorfer Str. 68, D-78464 Konstanz

eMail: arnulf.moser@t-online.de

ANMERKUNGEN

- 1 Archiv des Rudervereins Neptun Konstanz. Vgl. die Festschriften des Vereins zum 75. (1960), 80. (1965), 100. (1985) und 125. (2010) Jubiläum. WIELAND H., MALLAUN Otto u. HAUTTMANN Max: Bodensee-Handbuch für Segler, Motorbootfahrer und Wanderruderer, Berlin 1912, S. 52. Konstanzer Zeitung, 14. April 1885.
- 2 Wassersport, Jg. 1888, Nr. 22, S. 234, und Nr. 24, S. 256.
- 3 Stadtarchiv Konstanz, S II 4374, Ruderverein Neptun 1885–1926. Konstanzer Zeitung, 31. August 1886. KALLENBACH Karl: Zur Geschichte des Sports am Bodensee, in: Das Bodenseebuch 9/1922, S. 148–156.
- 4 Wassersport, Jg. 1893, Nr. 22, S. 265, und Jg. 1898, Nr. 25, S. 317.
- 5 Wassersport, Jg. 1910, Nr. 20, S. 272: Zur Beschreibung der Konstanzer Jubiläums-Regatta.
- 6 UEBERHORST, Horst: Hundert Jahre Deutscher Ruderverband, 1883–1983, Hannover 1983. Ders.: Historische Perspektiven des Rudersports, in: Lenk Hans (Hg.): Handlungsorientierter Leistungssport. Karl Adam zum Gedenken, Schorndorf 1977, S. 267–275. RECKENDORF, Gerhard: Entwicklungsgeschichte des Ruderns in England und Deutschland, Bochum 1991, S. 368.
- 7 Wassersport-Almanach 1910, redigiert und herausgegeben von der Redaktion des »Wassersport«, Berlin 1910, S. 312, S. 368. Zu den Seglern vgl. SCHUHMACHER, Joachim: Vom Menuett zum Matchrace. Die Entwicklung des Segelsports. Soziologie, Technik, Recht und Wirtschaft in Deutschland, Österreich und der Schweiz unter besonderer Berücksichtigung des Bodensees, Marburg 1997, 23 Mikrofiches (Diss. Konstanz 1997). ELLEGAST, Andreas: 100 Jahre Konstanzer Yachtclub e.V. 1909–2009, Konstanz 2009.
- 8 Vereinsarchiv des Neptun, Regattaprogramm 1910.
- 9 Wassersport, Jg. 1911, Nr. 24, S. 378.
- 10 Vgl. Einladung und Programm, Stadtarchiv Konstanz, S II 4374.
- 11 WOODGATE, Walter Bradford: Rudern und Scullen, Berlin 1926.
- 12 Konstanzer Volksblatt, 24. Mai und 1. Juni 1921.
- 13 RECKENDORF (wie Anm. 6), S. 294.
- 14 Zeitungsberichte Stadtarchiv Konstanz, S II 4374.
- 15 Konstanzer Volksblatt, 18. August 1924.
- 16 Wassersport, Jg. 1922, Nr. 25, S. 376. Jg. 1927, Nr. 28, S. 808–810. KALLENBACH, Karl: Das Turn- und Sportleben in Konstanz, in: 200 Jahre Konstanzer Zeitung 1728–1928, 12. Heft, Konstanz 1928.
- 17 Wassersport, Jg. 1921, Nr. 30, S. 499 f.
- 18 WILKE, Georg: Das Handbuch des Ruderers, Berlin 1926, S. 27 f.
- 19 R.-V. Neptun Konstanz e.V., Jg. 3, Nr. 3, März 1926, S. 26.
- 20 Wassersport, Jg. 1927, S. 263 und S. 731.
- 21 MALLAUN, Otto: Bodensee-Handbuch für Schiffsführer, Bregenz 1934, S. 74 f.
- 22 Wassersport, Jg. 1935, Nr. 14, S. 235; Nr. 16, S. 275; Nr. 26, S. 563 f.
- 23 Bodensee-Rundschau, 16. April 1934.
- 24 Stadtarchiv Konstanz, S II 16631, Neptun Konstanz 1938–1952. Pläne 1935–1939 zur Umsiedlung des Vereins unterhalb des Schlachthofs am Seerhein: S II 16622.
- 25 Deutsche Bodensee-Zeitung, 5. April 1937.
- 26 Bodensee-Rundschau, 23. April 1938.
- 27 FAIRBAIRN, Steve: on rowing, hg. von Ian Fairbairn, London 1990.
- 28 Südkurier Konstanz, 29. April 1947, 6. Mai 1947, 11. Februar 1949, 20. März 1949. Stadtarchiv Konstanz, Hauptamt, Bd. 540/62a, Heft 3: Akten Neptun 1953–1962.

Manfred Bosch

BEFREIUNG VON DEN DOGMEN

Pfarrer Jakobus Weidenmann und seine 1923
gehaltene Rede auf den »ungefesselten Gottsucher«
Fritz Mauthner

»Stille und Frieden hatte er gesucht; jetzt war er die Stille und der Friede und wußte es nur nicht mehr. Das Nichtsein hat er gepriesen; jetzt war er das Nichtsein und wußte es nur nicht mehr. All-Einheit hatte er gelehrt, Einheit mit dem All der Tierlein, der Blumen und der Steinbröckchen; jetzt war er die Einheit mit allem und wußte es nicht. Und war die Einheit ganz, weil er es gar nicht wußte. Ein Wissen war untergegangen, war heimgegangen. Eine Sonne war untergegangen, klar bewusst untergegangen, gern untergegangen, um niemals wieder aufzugehen, niemals wieder. Eine Sonne war heimgegangen.«

Eine Sonne ist heimgegangen! Freunde Fritz Mauthners, wer unter Ihnen, müde und verdrossen geworden von der Wanderung durch den Wüstensand jener Art Philosophie, die das Geheimnis des Lebendigen geheimnislos zu machen sich unterfing, sich dann an die eisig-klare Quelle der Sprachkritik gesetzt und sich den blendenden Blütenstaub hat wegsprühen lassen, um wieder jung und frisch zu werden, der versteht, wieviel Wehmut uns heute erfaßt, wenn wir am Sarge unseres Meisters die verlesenen Schlußworte aus seinem innigsten Werk, dem Gautama Buddha, hören. Eine Sonne war untergegangen!

Nun sind wir hier versammelt, nicht um lange Reden zu hören, sondern um noch einmal, bevor wir seinen müden Leib hinausführen, uns von seinem Wesen berühren zu lassen. Wir wollen es in aller Kürze tun; denn Fritz Mauthner wünschte weder einen feierlichen Wortemacher, noch viele Worte an seinem Grab. Ich denke, wenn wir seiner in dieser Stunde gedenken wollen, so geschieht es, indem wir unserem Gefühl unendlichen Dankes Ausdruck geben. Unendlichen Dankes dafür, daß uns Fritz Mauthner ein Befreier geworden ist, den einen vom Dogma des Materialismus, den anderen vom Dogma der Wissenschaft, und dritten vom Dogma der Kirche. Daß er uns ein Führer geworden ist vom wortabergläubisch-gebundenen an Scheinerkenntnis sich klammernden Denken weg, zum unmittelbaren, freudigen, die Schachtelwände des Wortwissens heiter durchdringenden Leben hin, zu jenem Leben, das keine Religion als besonderes Fach

braucht, weil es selbst schon Religion ist. Das Wort des Piaristenlehrers zu Prag, das ihm wie ein Lichtstrahl aus jenen düstern Hallen durch das Leben hindurch nacheilte, schließt in sich das Wesentliche seiner vom bloßen Wortglauben gereinigten religiösen Liebe zum Unerforschbaren: »Erhalte dir solange als möglich deine Liebe zu Blumen und Schmetterlingen, das ist die Liebe Gottes«. Und Fritz Mauthner war alles Lebendige geheimnisvolle Blüte unantastbarer Überwirklichkeit.

Als Fritz Mauthner auf seinem Sterbebett lag, da glitt als letzte Bewußtseinsregung jenes Lächeln der Seele über sein Antlitz, das schon halb aus der überirdischen Schau des Irdischen stammt. Ein Lächeln, wie es nur aus dem Amor intellectualis Dei geboren werden kann. Und als ich wenige Minuten vor seinem Tode nach seinem Pulse griff, da schlug er so fein, als läute sein Herz noch wie ein kleines, zartes Silberglöcklein, verkündend, daß hinter der zerstörenden Wucht des Denkens die blaue Blume seelischen Einklangs mit der Gott-Natur träumte und blühte.

Das danken wir Fritz Mauthner vor allem, daß er uns die Welt, die wir erklärt und begriffen zu haben uns anmaßen, als eine Trugwelt, als eine Lebensatrophie, als eine Kulissenwelt gezeigt hat. Er hat mit der überlegenen Ruhe und Heiterkeit des wahren Philosophen diese Kulissen unbarmherzig niedergerissen. Oft schien es, als ob damit die Welt zusammenbreche. Wer Fritz Mauthner nicht nur verstanden, sondern auch geliebt hat, der jubelte in dem Besitz des aus dem Starrkrampf der Aufgeklärtheit erlösten, unmittelbaren Lebens. Fritz Mauthner hat mit der Wucht des einsamen Denkers Grabsteine und Mauern niedergerissen, nicht, damit wir über Trümmern vegetieren müßten, sondern damit der natürliche Flor der geistigen Natur sich entfalte. Er hat uns Tore geöffnet in unbefleckte Länder. Wem unter uns die Offenbarung dieser Wiedergeburt einer durch die Wissenschaft unter Leichensteinen beerdigten Welt je zuteil geworden, und der sich bewußt wurde, wieviel Fritz Mauthner beigetragen hat, der steht heute dankerfüllten Herzens an diesem Sarg.

Wir dürfen schon sagen, ohne unwahrer Lobrednerei oder falscher Interpretation seines Wollens bezichtigt zu werden: Fritz Mauthner hat weder Gott totgeschlagen, noch die Religion, sondern das, was in seiner erkenntnisfrohen Voreiligkeit Gott und Religion erstickt hat, jene Degradierung des Lebens aus der Ehrfurcht zum Leben aus Ansichten und Meinungen. Er hat die areligiöse Religionssattheit totgeschlagen zugunsten der ewig sich erneuernden Sehnsucht. Er hat Götzenbilder zerschlagen, die breit und frech das Keimen junger Saat verunmöglichten. Er wußte von der glühenden Lava, die nun zu toten Religionslehren erstarrt war, und er wußte, daß das Leben, das zwangsweise auf dem Magma angesiedelt wird, Irrtum, Irrweg, Vergewaltigung, Mumifizierung des ursprünglich mit dem lebendigen Wesen der Natur innig verbundenen Lebens bedeutet. Was Fritz Mauthner zerschlagen konnte, war immer nur Erstarretes, waren ausgehängte Laternen, in denen kein Licht brannte, waren Sonnen, die nicht wärmten, waren Wasser, die nicht belebten und nicht erquickten. In diesem Sinne bleibt Fritz Mauthner ein Befreier und Erlöser von Banden, in die die Menschen sich nur allzu gern binden lassen.

Er ist im Grunde ein Einsamer geworden, weil die heutigen von der Aufklärung Besessenen nicht erkannten, wie wenig sie sich mit ihren tiefenlosen Viertelswahrheiten auf ihn berufen dürfen, und weil die wirklichen Gottsucher nicht einzusehen fähig waren, wie nah im letzten Grunde Fritz Mauthner ihnen steht. Was ihn hinderte, seinem »Gott-losen« Mystizismus klare Form zu geben, das war allein die ungeheure Ehrfurcht vor dem hinter den Dingen Liegenden, die wahrhaft titanische Demut vor dem Unergründlichen. Das aber ist im tiefsten Sinne Religion. Und weil seine Skepsis gegenüber allen Worten, die das Unergründliche ergründlich, das Unaussprechbare aussprechbar machen wollen, in der Ehrfurcht begründet liegt, darum ist diese Skepsis nicht unfruchtbar, sondern schöpferisch. Von dieser demutvollen, zu Staub zerschlagenden, aber auch im Staube liegenden Skepsis aus geschieht die Umwertung aller Werte, die Revolutionierung des Lebens. Das Echte dieser Philosophie besteht darin, daß sie sowohl Trugbilder zerschlägt, als auch den Zertrümmerer in Verzweiflung wirft. Aber aus den tiefsten Erschütterungen des Lebens, aus dem Zusammenbruch alles Gekünstelten und Erdachten quillt das namenlose, selige Ineinanderfließen der losgebundenen Mensch- und Weltseele.

Das hat uns Fritz Mauthner gelehrt. Unendlich Dank sei ihm dafür. Wie die Berge meiner Heimat mit ihren furchtbaren Abstürzen das Herz des Menschen zum Schaudern bringen, und wie die silbernen Firne mit ihrem blauen Schleier den Gruß des Sehnsuchtslandes ausbreiten, jener Welt, die in unsere Nächte hineinleuchtet und ohne deren Hauch zu spüren unser Leben nicht lebenswert wäre, so steht auch das Lebenswerk Fritz Mauthners vor uns: Wir schauern an seinen Abgründen und zugleich wird unser Blick emporgezogen, hinauf und hinaus, weit, weit hin zum Land Orplid. Und wir wissen: Des Menschen Teil wird nie Erkenntnis sein, deren er wahrhaftig froh sein kann; des Menschen Teil kann nur die ewig sich verjüngende Sehnsucht sein, vom Strome des Heimatlandes erfaßt und getragen zu bleiben.

Fritz Mauthners Werk wird immer wieder erleuchten im Zertrümmern. Immer wieder werden starke Menschen sich von ihm erschüttern, sich von ihm die kleinen Fittiche verbrennen lassen. Und wer in den Bereich seiner Wellenringe des Geistes gerät und in den alles verzehrenden Flammenkreis seines Wesens, der spürt, wie neben ihm kein zweiter Denker der Gegenwart mit Nietzsche sprechen darf:

Ja, ich weiß, woher ich stamme,
 Ungesättigt, gleich der Flamme,
 Glühe und verzehr ich mich.
 Licht wird alles, was ich fasse,
 Kohle alles, was ich lasse,
 Flamme bin ich sicherlich.«¹

Die vorstehende Ansprache wurde am 2. Juli 1923 von einem befreundeten evangelischen Pfarrer an der Bahre Fritz Mauthners in der Meersburger Schlosskirche gehalten. Innerhalb der katholischen Kirche völlig undenkbar, stellt sie auch innerhalb der protestantischen ein seltenes, wenn nicht singuläres Zeugnis religiöser Toleranz und geistiger Aufgeschlossenheit weit über den Bodensee hinaus dar, das die ausführliche Dokumentation an dieser Stelle wohl erlaubt. Dies umso mehr, als die ehrenden Worte einem berühmten Philosophen und Sprachkritiker galten, der 1909, mit sechzig Jahren, im verwunschenen »Glaserhäusle« am Rande Meersburgs sein Tusculum gefunden hatte und hier in inspirierender Lebens- und Arbeitsgemeinschaft an der Seite seiner zweiten Frau Hedwig Mauthner geb. Straub sein Werk zu vollenden gedachte. Mauthner, ein in ganz Deutschland geachteter Theaterkritiker und gefeierter Schriftsteller, war der journalistischen Tagesfron und des lauten Kulturbetriebs müde und hatte der deutschen Hauptstadt den Rücken gekehrt, um sich im idyllischen Abseits des Bodensees Neuem zu widmen. Doch das Glück seiner »Greisenehe«² – Mauthner hatte erst 1910 geheiratet – wurde alsbald getrübt: Zunächst durch den Ersten Weltkrieg, der sich wie Mehltau auf die Stimmung des Paares legte, sodann durch Vorgänge um seine Person, die Mauthner um alles Behagen brachten und die als »Meersburger Kirchenkampf«³ in die Lokalgeschichte eingegangen sind. Sie seien hier in aller Kürze referiert.

Von der literarischen Bedeutung des Schriftstellers und denkerischen Leistung des Sprachkritikers, den neben Romanen und Parodien auch seine »Beiträge zur Kritik der Sprache« (3 Bände, 1901/02) und das »Wörterbuch der Philosophie« (2 Bände, 1910/11) bekannt gemacht hatten, war zumindest soviel nach Meersburg durchgedrungen, dass es sich bei Mauthner offenbar um eine bedeutende Persönlichkeit handelte, die anlässlich ihres 70. Geburtstages im Jahre 1919 mit der Ehrenbürgerwürde auszuzeichnen der Stadt wohl anstünde. Der Neubürger stand denn auch bereits im Begriffe bewegt zu sein und die vorgesehene Verleihung »abseits von allen politischen Gegensätzen« als ein Zeichen der »Achtung vor geistiger Arbeit«⁴ zu verstehen, als eine aus gleichem Anlass erschienene Hommage des Meersburgers Otto Ehinger im »Berliner Tageblatt«⁵ wider Willen das Holz für ein Autodafé lieferte. Ehinger⁶, ein Freund Mauthners und mit dessen Lebensgeschichte gut vertraut, gedachte die Person des Jubilars in Form einiger Anekdoten zu würdigen, deren eine davon handelte, wie der Jude und Atheist einmal dem sterbenden Kind seiner Dienstmagd die Nottaufe spendete. Mauthner, der sowohl um den »geheimen Zauber der Offenbarungen« als auch um die »Macht der Vorstellungen in den Köpfen der Armen« gewusst habe, habe »für einen Augenblick sein eigenes lächelndes Wissen zum Schweigen« gebracht, »in tiefem Ernst seine Finger in das Wasser getaucht und »dem sterbenden Wurm die heilige Taufe« erteilt – und wenn er damit, so Ehinger weiter, »dies sterbende Kind auch vielleicht nicht vor der ewigen Hölle bewahrt hat [...], so doch gewiß die Mutter vor der Gewissensqual um die Kinderseele bis an ihren Tod. An welches Ereignis sich eine Betrachtung knüpfen ließe über das Recht, seine Überzeugung zu verleugnen.«⁷

Dieses Ereignis werteten kirchliche Kreise Meersburgs indes weniger als mitfühlende menschliche Tat denn als Blasphemie und Sakramentenmissbrauch. Das Skandalon nährte ohnehin im Schwange befindliche Vorbehalte und Verdächtigungen, wie sie in dieser »Seele einer Zentrumsburg«⁸ unausbleiblich waren, und erhielt zusätzlich Zugkraft, als 1920 Mauthners letztes großes, vierbändiges Werk »Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande«⁹ zu erscheinen begann. Der Meersburger Geistliche verlangte nun die Schriften dieses schlimmen Freigeistes näher einzusehen, betrieb, wenn auch vergeblich, das Rückgängigmachen der inzwischen verliehenen Ehrenbürgerschaft und ließ Mauthner wissen, er sei ein »arger Heide«, dem man »das Leben am rebenreichen Ufer des Bodensees«¹⁰ unmöglich machen werde. In der Folge nahmen die Auseinandersetzungen die Form eines »blutigen Froschmäusekrieges« (Mauthner) an, in dessen Verlauf der Philosoph gar als Vater des notgetauften Kindes gehandelt wurde, es aber auch zu einer Sympathiekundgebung für Mauthner kam. In einem Beitrag für die Konstanzer Theaterzeitschrift fand Mauthner dann aus seiner verständlichen Erregung zu distanzierter Überlegenheit zurück: Sich selbst als einen »ungefesselten Gottsucher« und »Befreier der Menschheit« begreifend, lässt sich der geborene Tscheche von seinem Landsmann Hus in einem imaginierten Privatissimum sein vermeintliches Märtyrertum wieder ausreden: »Du Menschlein, du Narre. Freilich bist Du kein Blutzzeuge, weil Du für die Freiheit des armen Menschengestes gar nicht gestorben bist. Ist aber eigentlich nicht Deine Schuld. Die dunklen Feinde des Geistes sind machtlos geworden [...]. Drohen dürfen sie nur noch in Zeitungsblättern, die unsere Brüder nicht lesen; brennen, morden, jagen dürfen sie nicht mehr [...] die einst einen Hus – und tausend andere – lebendig verbrannten, müssen jetzt froh sein, wenn es ihnen gelingt, dir deine Suppe anbrennen zu lassen [...] So kam der Friede über mich.«¹¹

Doch wer war nun jener Geistliche, der vor diesem Hintergrund den Mut und die Größe hatte, Mauthner in dieser Weise zu würdigen, ja der es wagte, dem Verstorbenen Dank zu sagen nicht allein für die Befreiung vom Dogma der Wissenschaft, sondern auch für die Befreiung »vom Dogma der Kirche«? Denn es sind ja Worte wirklichen Verstehens dessen, was Mauthner gedacht und geschrieben hat; mehr noch: sie zeugen von einer weit gehenden Übereinstimmung in den Auffassungen des unorthodoxen Kirchenmannes und des »frommen Atheisten« und mystischen Gottsuchers Fritz Mauthner.

Jakobus Weidenmann wurde 1886 in Zürich als Spross einer Winterthurer Familie geboren und wuchs unter ärmlichen Verhältnissen vaterlos auf. Ins Pfarramt geriet er auf Umwegen: Ursprünglich Schriftsetzer in einer katholischen Druckerei, wurde er Mitarbeiter des christlich-sozialen Gewerkschaftssekretärs und späteren St. Galler Bischofs Aloysius Scheiwiler, der, Weidenmanns Begabung und Neigung zum Lehrerberuf erkennend, diesem Nachhilfe gab, damit er die Aufnahmeprüfung für das Lehrerseminar Küssnacht bestand. Während der Seminarjahre 1907–1911 gehörte Weidenmann zu den Mitbegründern des Schweizer Wandervogel und redigierte dessen Vereinszeitschrift. In dem jüdischen Philosophen Robert Saitschik (1868–1965) und dem pazifistischen Päd-

gogen Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966) lernte er zwei Bekenner des Christentums ohne kirchliche Bindung kennen. Weidenmann, damals noch a-religiös, besuchte ihre Zürcher Vorlesungen und nahm über Jahre an ihren privaten Zusammenkünften teil, und es war der damals vielgelesene und übersetzte Autor, der philosophische Schriftsteller Foerster, der ihm auf einer Bergtour das Studium der Theologie empfahl. Weil er nur Seminausbildung hatte, wollte man Weidenmann zum Studium zunächst gar nicht zulassen; schließlich konnte er sich doch an der Universität Zürich für Philosophie und Pädagogik immatrikulieren. 1915 legte er seine Dissertation über »Richtlinien der Fürsorge für verwahrloste Kinder auf der Basis der pestalozzischen Anschauungen über das Wesen der Verwahrlosung« vor und wurde zum Dr. phil. promoviert. Dieses Thema war Ausfluss seiner eigenen schweren Jugendzeit, die ihn vier Jahre lang in einem Waisenhaus gesehen hatte, und war kennzeichnend für die ausgesprochen soziale Haltung, die Weidenmann sein Leben lang beibehielt. »Ich wurde ein Gerechtigkeitsfanatiker, Sozialfanatiker, machte mich über die bürgerliche Gesellschaft lustig«, bekannte er in einem späten Lebenslauf.¹² Aber auch Pestalozzi und sein Erziehungskonzept blieben für ihn eine nachhaltige Erfahrung: »Meine Dissertation [...] nötigte mich den ganzen Pestalozzi zu lesen. Das war eine ungeheure Offenbarung; denn Pestalozzi war nicht nur ein Wohltäter, sondern auch ein ungeheurer Revolutionär. Bis zum heutigen Tage bedeutete er mir, bzw. seine Lehre, die allein richtige Lebensgrundlage. Und darum bin ich auch mit sämtlichen Behörden, vor allem mit den geistlichen in Konflikt gekommen.«¹³ Nach einem Jahr am Lehrerseminar Solothurn setzte er sein Studium als Theologe fort und legte 1917 sein theologisches Staatsexamen ab.

Als Weidenmann 1918 in der Thurgauer Gemeinde Kesswil sein erstes Amt antrat, tat er dies an der Seite von Julie Weidenmann-Bösch. Er hatte die Toggenburgerin und damalige Basler Lehrerin bereits 1914 geheiratet; kennengelernt hatte er sie als literarische Mitarbeiterin an seiner Wandervogel-Zeitschrift, deren lyrische Einsendungen ihm »bald wie nur für mich geschrieben«¹⁴ vorgekommen waren. Weidenmann sollte diese Pfarrstelle zehn Jahre bekleiden – bis zu seinem Wechsel an die St. Galler Lindebühlkirche. Wenn man davon ausgeht, dass er Mauthner erst am Bodensee begegnete, kann er ihn allenfalls fünf Jahre gekannt haben; er zählte jedoch zusammen mit seiner Frau seit Kriegsende zum engen Freundeskreis Fritz und Hedwig Mauthners. Sowohl das Glaserhäusle als auch das Kesswiler Pfarrhaus, in dem 1875 C. G. Jung als Sohn eines der Vorgänger Weidenmanns geboren worden war, zählten damals zu den wichtigsten Orten geistig-künstlerischer Begegnung am Bodensee. Von ihrer Ausstrahlung zeugen im Falle Mauthners zahlreiche Erinnerungen und Korrespondenzen, im Falle Weidenmanns vor allem ein Gästebuch mit vielen originellen Eintragungen von Literaten, Künstlern und Persönlichkeiten des kulturellen und öffentlichen Lebens. Unter ihnen finden sich auch mehrere Besuchseintragungen des Ehepaares Mauthner, wie umgekehrt auch die »Weidenleute« (diese Bezeichnung gebrauchte Jakobus Weidenmann gerne) immer wieder Gäste im Glaserhäusle waren. »Unendlich reich und bewegt waren die Kesswiler Jahre«,

schrrieb Weidenmann, »weil unser Pfarrhaus vom Frühjahr bis in den späten Herbst hinein Herberge, Arbeitsstätte und Tummelplatz für alle möglichen Dichter, Musiker und Maler war. Für uns beide bildete der Umgang mit diesen welt- und ewigkeitsoffenen Künstlern eine Quelle vielfältigsten Erlebens. Er befruchtete die Kunst Juliens und verhinderte bei mir die theologische Erstarrung.«¹⁵

Ein zusätzlich verbindendes Element zwischen den Ehepaaren Mauthner und Weidenmann bildete die Tatsache, dass beide Ehefrauen schriftstellerisch tätig waren. Hedwig Mauthner, die unter dem Pseudonym Harriet Straub¹⁶ veröffentlichte, hatte nach einem Band humorvoller Geschichten im Stile der Heimatliteratur (»Rupertsweiler Leut«, 1912) eine Reihe emanzipatorischer und kulturkritischer Erzählungen verfasst, die die überkommenen Geschlechterverhältnisse und weiblichen Rollenzwänge, die patriarchalischen Gesellschaftsformen und die konfessionellen Bindungen ätzender Kritik unterzogen – nicht anders als die europäische Zivilisation generell (»Zerrissene Briefe«, 1913). Hatte Hedwig Mauthner/Harriet Straub, deren Bücher seit den neunziger Jahren wieder aufgelegt wurden, den Impuls ihrer Veröffentlichungen aus einem mehrjährigen Aufenthalt in der Sahara empfangen, so Julie Weidenmann vom Bodensee – er wurde für sie zum großen Erlebnis und ließ sie recht eigentlich zur Dichterin werden. In den Gedichtbänden »Baumlieder« (1919) und »Seele, mein Saitenspiel« (1928), gehalten im Gestus versenkender Einfühlung und poetischer Anverwandlung, gerieten ihr Wasser und Ufer, Bäume und Wolken bald zum Traumbild, bald zur Offenbarung eines Höheren, ja zur Erfahrung mystischen Einsseins mit der Schöpfung. Von »animistischer Verbundenheit der Dichterin mit See und Ufer«¹⁷ sprach ihr Mann; sie ist jenem Leben eng benachbart, von dem Jakobus Weidenmann in seiner Rede auf Mauthner sagte, es benötige »keine Religion als besonderes Fach, weil es selbst schon Religion ist«.

Theologisch wie als Person war Weidenmann ein selbständiger, ja zu Widerspruch und Opposition aufgelegter streitbarer Geist, der unerschrocken für seine Überzeugungen einstand und auch an Mauthners ketzerischem Denken Gefallen fand. Allem Konfessionalismus abhold, bezeichnete er diesen gar als eine »Todsünde wider den Heiligen Geist.«¹⁸ In einer postumen Würdigung Weidenmanns meinte der geistliche Kollege Herbert Hug, der Verstorbene sei zwar ein leidenschaftlicher Theologe gewesen, habe sich jedoch »zeitlebens gefürchtet vor unsern Antworten. Wer immer da klar zu wissen meint, was er sagt, wenn er ›Gott‹ sagt, gebe wohl darauf acht, dass er von Gott nicht zu menschlich, ja, allzumenschlich denke und rede. Jakobus hat für das dogmatische Gezänk und konfessionelle Abstraktionen wenig übrig gehabt und es lieber mit C. F. Meyer gehalten: ›Was Gott ist, wird in Ewigkeit kein Mensch ergründen‹[...]. Nur ehrfurchtlose Verblendung kann eine Lösung der Gottesfrage erwarten«. Umso mehr habe Weidenmann die Frage nach dem Menschen – und man kann hinzufügen: das Soziale und Mitmenschliche – interessiert: »Er war immer leidenschaftlich und vorbehaltlos für das grosse ›Du‹ gegen den Mammon, der den Menschen hoffnungslos versklavt, für den Frieden und gegen Militarismus, der mit Millionen Soldatenstiefeln die Menschheit

immer wieder in den Sumpf des Krieges stösst und gnadenlos zermalmt, für den Geist gegen den Militarismus.«¹⁹

Ein besonders eindrückliches Beispiel für die Freundschaft zwischen Mauthner und Weidenmann, für die Nähe ihrer Anschauungen findet sich im vierten Band von »Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande«. Dort hat Weidenmann auf Anregung bzw. Bitten Mauthners eine gedrängte Darstellung der neueren, auf Blumhardt zurückgehenden religiös-sozialen Bewegung in der Schweiz beigesteuert²⁰, deren Hauptvertreter Hermann Kutter und Leonhard Ragaz waren. Seine recht differenzierte Sicht akzentuiert, jenseits der eigentlichen theologischen Fragen, die Überzeugung eines gelebten Evangeliums im Sinne der Bergpredigt, wie sie Weidenmanns stürmischem Temperament und seinem Engagement in sozialen Belangen entsprach. »Zehn ebenso reiche, wie teilweise sehr schwere Jahre durften wir dort verbringen«, bekannte er mit Blick auf die Kesswiler Jahre. »Schwer deswegen, weil ich als sozialer Fortschrittler meinen konservativen Bauern viel zu schaffen machte mit meinen ewig-stürmischen Bemühungen, alle möglichen und unmöglichen Reformen durchzusetzen, die doch dem Wesen meiner bodenständigen Bauern ganz zuwider waren.«²¹ Ergänzend lesen wir in einem späten Lebensrückblick: »Die Dörfer Kesswil, Uttwil und Dozwil waren mir anvertraut. Sie waren 20 Minuten voneinander entfernt, und ich hatte jeden Sonntag zweimal zu predigen und oft auch zweimal Kinderlehre zu halten. Die Kesswiler, meistens reiche Bauern, hatten die Armen im Sack; ich predigte 10 Jahre lang soziale Gerechtigkeit. Es änderte sich kein Jota; sie waren immer gleich geizig. In Uttwil kamen die Leute seit hundert Jahren nicht zur Kirche; sie waren aber ein reizend fröhliches Volk, und die Fischer brachten regelmäßig dem Pfarrer von ihrer überreichen Beute ins Pfarrhaus. Die zehn Jahre auf dem Land waren die herrlichste Zeit meines Lebens.«²² Und als an Pfingsten 1929 in Stuttgart ein Internationaler Vagabundenkongress stattfand, an dem 500 Wohnsitzlose teilnahmen, ließ es sich Weidenmann nicht nehmen, zusammen mit seiner Frau seine Solidarität mit den Verstoßenen der bürgerlichen Gesellschaft zu bekunden. Neben dem Arbeiterdichter Heinrich Lersch, dem Schriftsteller Alfons Paquet, dem Philosophen Rudolf Geist, dem Künstler Hans Tombrock und anderen wandte er sich mit einem Redebeitrag (»Die Heimat der Heimatlosen«) an die versammelten Vagabunden.²³ Mit Gregor Gog, einem der Wortführer dieser Bewegung und Herausgeber der Vagabundenzeitschrift »Der Kunde«, verband ihn persönliche Freundschaft, und als dieser einige Jahre später aus der Nazihaft über den Bodensee in die Schweiz floh, war Weidenmann sein erster Anlaufpunkt.

Bevor Weidenmann 1928 einem Ruf nach St. Gallen folgte, bewarb er sich um die Stelle als Seminardirektor des Kantons Thurgau. »Wissenschaftlich und praktisch wäre ich von den möglichen Kandidaten weitaus am besten ausgewiesen«, ließ er Gregor Gog Ende 1927 wissen – »Aber meine politische Einstellung ist das große Hindernis. Bisher hat mich die Stelle, von der man wusste, dass sie bald frei wurde, sehr gelockt. Heute gar nicht mehr; denn ich bin nun doch einer, der von der Freiheit nicht nix versteht!« Trotz dieser starken Bedenken reichte Weidenmann seine Bewerbung um

den Posten ein – wollte er doch »die Regierung [...] zwingen, sich selbst das Zeugnis der Borniertheit auszustellen.«²⁴

Auch in St. Gallen blieb Weidenmann der unbequeme Streiter für überkonfessionelle Religiosität. »Pestalozzi und nicht Luther, Calvin und Zwingli hatten Gewalt über meine Seele«, schreibt Weidenmann über diese Jahre, »aber St. Gallen hielt an seiner kirchlichen Tradition fest. Dr. Aloysius Scheiwiler, der mich für die Eintrittsprüfung ins Lehrerseminar vorbereitet hatte, wurde zu gleicher Zeit Bischof von St. Gallen. Wir reichten einander die Hand und versprachen, alles zu tun, was dem Streit zwischen den Kirchen ein Ende bereiten könnte. Er hielt sein Wort, bis er dann leider allzu früh starb. Ich gehörte in der Folge keiner Partei an, weder einer kirchlichen, noch einer politischen. So stand ich ganz allein und musste alle meine Kämpfe allein durchfechten [...]. Ich war versessen auf meine Ideale der politischen Gerechtigkeit und des sozialen Ausgleichs. Und so kam es, dass ich den Bürgerlichen und den Sozialdemokraten als richtiges ›Enfant terrible‹ erschien.«²⁵ Neben seinem Pfarramt, das er bis 1952 ausübte, versah Weidenmann Ämter als Kantons- und Bezirksschulrat (als solcher zugleich Inspektor der katholischen Kantonsrealschule), wirkte während 44 Semestern als Dozent für Philosophie an der Handelshochschule, war Mitredaktor der Zeitschrift »Leben und Glauben«, unterrichtete am kantonalen Lehrerseminar Rorschach sowie am kantonalen Arbeitslehrerinnenseminar der höheren Töchterschule Religionsunterricht, saß in der Kommission für das neue Kirchengesangbuch und während des Nationalsozialismus im Arbeitsausschuss der Sektion St. Gallen des »Schweizerischen Hilfswerks für die Bekennende Kirche in Deutschland«²⁶ und setzte sich für verfolgte Juden ein.²⁷ »Die Ämter wuchsen mir über den Kopf. Selten ging ich vor 1 Uhr nachts zu Bett«, schrieb Weidenmann.²⁸ Hinzu kamen Bücher: Von seiner 1942 verstorbenen Frau gab er 1943 den umfangreichen Band »Weltfahrt und Ziel. Gedichte aus drei Jahrzehnten« heraus, in dessen Titel noch die fernen Tage ihrer ersten Bekanntschaft beim Wandervogel nachklangen, ferner 1945 den Band »Ausgewählte Gedichte«. Dann stieß ihr Verlust in ihm den Gedanken an ein Buch mit dem Titel »Fürchte Dich nicht! Der Mensch und der Tod« an, das 1944 erschien; und 1946 schrieb er im Auftrag der Schweizerischen Arbeiterbildungszentrale die Gedenkschrift »Heinrich Pestalozzis soziale Botschaft«. Seinen Lebensabend verbrachte Weidenmann mit seiner zweiten Frau Elsa Vomstein in Speicher/Appenzell und in Niederdorf/BL. Ein Leiden zwang ihn zu einem Aufenthalt im Kantonsspital Liestal, wo er am 22. November 1964 starb. Beigesetzt wurde er auf dem St. Galler Friedhof Feldli neben seiner ersten Frau Julie Weidenmann, die er nie hatte vergessen können.

In einem selbst verfassten Lebenslauf von 1960 hatte Weidenmann geschrieben: »Von Pestalozzi sagte man, er habe in einem ständigen Oppositionsgeist zu seiner Umgebung gelebt. Und das ist auch auf mich übergegangen. Dem Menschen muss aus einer höheren Weisheit geholfen werden, als es die bürokratische ist [...]. Der Bürokratie galt mein Kampf in Kirche und öffentlichem Leben. Vielleicht habe ich zu wenig Liebe gezeigt in diesem Kampf, aber ich konnte nicht anders.«²⁹ Die Bodenseeregion verdankt

dieser Haltung ein bemerkenswertes Beispiel für Unabhängigkeit, Mut und ökumenischen Geist, das sich nicht zuletzt in Weidenmanns schöner Rede auf den toten Fritz Mauthner bekundet.

Anschrift des Verfassers:

Manfred Bosch, Marktstätte 30, D-78462 Konstanz

eMail: Manfred.Bosch@gmx.com

ANMERKUNGEN

- 1 Zit. nach: Fritz Mauthner. Worte gesprochen an seiner Bahre in der ev. Kirche zu Meersburg am 2. Juli 1923 von Jakob Weidenmann. Privatdruck. Buchdruckerei Volkswacht am Bodensee 1923. 8 S. – Die abschließenden Verse entnahm Weidenmann Nietzsches »Ecce homo«.
- 2 So Mauthner über seine zweite Ehe.
- 3 Vgl. hierzu: KÜHN, Joachim: Gescheiterte Sprachkritik, Fritz Mauthners Leben und Werk. Berlin/New York 1975 und BOSCH, Manfred: »Das aber ist im tiefsten Sinne Religion«. Der »ungefesselte Gottsucher« Fritz Mauthner oder Kleine Erinnerung an den »Meersburger Kirchenkampf«, in: Bodenseekreis und Stadt Friedrichshafen (Hg.): Leben am See. Jahrbuch des Bodenseekreises Bd. XI, 1994, S. 58–61.
- 4 MAUTHNER, Fritz: Entwurf eines Dankschreibens »an den wohlloblichen Gemeinderat von Meersburg«, 24. 1. 1920. Zweiseitiges Schreiben im Nachlass Mauthner, Leo Baeck Institute, New York.
- 5 EHINGER, Otto: Der Weise und die Welt. Fritz Mauthner, aus der Nähe gesehen, in: Berliner Tageblatt, 21. 11. 1919. Wiederabgedruckt in: Glaserhäusle. Meersburger Blätter für Politik und Kultur 1, 1981, H. 1, S. 5–7.
- 6 Zu Otto Ehinger vgl.: Otto Ehinger: Jurist, Schriftsteller, Bürgermeister – vor allem aber unabhängig. Ein Porträt von Manfred Bosch und Peter Salomon. Eggingen 1994 (= Replik 4), S. 20–23. Hier auch erneuter Abdruck von Ehingers »Der Weise und die Welt«.
- 7 Vgl. Anm. 5, S. 7.
- 8 Vgl. EHINGER, Otto: »Heiliges Land. Die Seele einer Zentrumsburg«, in: März. Eine Wochenschrift 8, 1914, H. 27, S. 30–34.
- 9 Stuttgart/Berlin, 1920–1923 und reprographischer Nachdruck in der Sammlung Historica, Frankfurt/M. 1989.
- 10 MAUTHNER, Fritz: Ketzler und Funken, in: Konstanz 1919, H. 12, S. 41.
- 11 Ebda., S. 41.
- 12 Lebenslauf von Jakobus Weidenmann. Aufgeschrieben im Oktober 1960 von ihm selbst, S. 2, in: Nachlass Jakobus Weidenmann, Bibliothek Vadiana, St. Gallen.
- 13 Ebda., S. 3.
- 14 WEIDENMANN, Jakobus: Julie Weidenmann. St. Gallen 1943, S. 7.
- 15 WEIDENMANN, Jakobus (Hg.): Julia Dorothea Weidenmann geb. Bösch 16. November 1887 – 25. November 1942 zum Gedächtnis. St. Gallen 1943, S. 12. – Zum Kesswiler Künstler- und Freundeskreis um Jakobus und Julie Weidenmann gehörten beispielsweise die Maler Gustav Gamper und Otto Marquard sowie die Schriftsteller Anni und Gregor Gog und Carl Sternheim, ferner der Winterthurer Industrielle und Dichter Hans Reinhart. Über diesen hatten die Weidenmanns auch den Dichter Alfred Mombert kennengelernt, der Jahre später, nach seiner Freilassung aus dem KZ Gurs, in Winterthur ein letztes Domizil gefunden hatte. Anlässlich der Trauerfeier für ihn hielt Weidenmann am 10. April 1942 eine einfühlende Ansprache, Julie Weidenmann schrieb das Gedicht »Abschied von Alfred Mombert«. Beides in: Dr. Alfred Mombert geboren den 6. Februar 1872 in Karlsruhe gestorben den 8. April 1942 in Winterthur. Winterthur o. J. [1942].
- 16 Zu Hedwig Mauthner bzw. Harriet Straub siehe BOSCH, Manfred: »Ins Freie will ich«. Harriet Straub/Hedwig Mauthner und das »Glaserhäusle« in Meersburg. Marbach a. N. 1996 (= Spuren 33); LÜTKEHAUS, Ludger: Nachworte zu STRAUB, Harriet: Zerrissene Briefe. Freiburg 1990 und dies., Wüstenabenteuer. Frauenleben, Freiburg 1991 sowie BOUMAAIZ, Amina: Zwischen Schwarzwald und Sahara. Leben und Werk

Harriet Straubs, in: *s Eige zeige*. Jahrbuch des Landkreises Emmendingen 20, 2006, S. 25 – 84.

17 WEIDENMANN, Jakobus: Julie Weidenmann und der Bodensee, in: *Internationale Bodensee-Zeitschrift* 5, 1955, Nr. 1, S. 14. – Zu Julie Weidenmann vgl. auch: Julie Weidenmann-Boesch 1887 – 1942. In: *St. Galler Frauen. 200 Porträts*, Zürich 2003, S. 406 f.

18 Dies der Titel eines 1958 in den »Schweizerischen Republikanischen Blättern« veröffentlichten Vortrags, den Weidenmann einst vor Berner Studenten gehalten hatte.

19 HUG, Herbert: In memoriam Dr. Jakobus Weidenmann. Typoskript im Nachlass Jakobus Weidenmann.

20 Vgl. Anm. 9, S. 378–383.

21 Vgl. Anm. 15, S. 10.

22 Vgl. Anm. 12, S. 3.

23 Weidenmann, der damals bereits in St. Gallen lebte, bat sich gegenüber dem Organisator Gregor Gog aus, dass sein Wohnort ungenannt bleibe: »Du weisst warum. Ich fühle mich nicht stark genug, so wie Du die Kunden zu empfangen und quasi eine Herberge zu eröffnen. Du darfst mich trauriges Subjekt nennen, aber nicht unehrlich. Um so zu sein wie Du, braucht es eine Reife, die aus anderm Frühling stammt, als es der meine war. Wenn Du findest, ein solcher Schwächling wie ich habe nicht das Recht, zu den Kunden zu reden, so sag mir's offen; ich ziehe dann den Schwanz ein« (Karte vom 14. 2. 1929; Nachlass Gregor Gog im Fritz-Hüser-Institut, Dortmund, Nr. 139). – Ein Foto, auf dem Weidenmann und seine Frau als Teilnehmer am Vagabundenkongress 1929 zu sehen sind, findet sich in: Künstler-

haus Bethanien (Hg.): *Wohnsitz: Nirgendwo. Vom Leben und vom Überleben auf der Straße*, Berlin 1992, S. 219.

24 Brief vom 24. 11. 1927, Nachlass Gregor Gog im Fritz-Hüser-Institut, Dortmund, Nr. 138. – Weidenmann unterlag damals dem Mitbewerber Willi Schohaus. *Freundliche Mitteilung* Hans Ulrich Wepfer, Kreuzlingen.

25 Vgl. Anm. 12, S. 4.

26 Vgl. hierzu: KRUMMENACHER, Jörg: *Flüchtiges Glück. Die Flüchtlinge im Grenzkanon St. Gallen zur Zeit des Nationalsozialismus*. Zürich 2005, S. 92 u.

298 sowie JEHLE-WILDBERGER, Marianne: *Das Gewissen sprechen lassen. Die Haltung der Evangelisch-Reformierten Kirche des Kantons St. Gallen zum Kirchenkampf, zur Flüchtlingsnot und zur Flüchtlingspolitik 1933–1945*. Zürich 2001, S. 59 u. passim.

27 Erstaunlicherweise scheint Weidenmann seine konfessionsübergreifende Toleranz nicht auch auf den jüdischen Glauben übertragen zu haben. So verband er etwa die Forderung nach Hilfe für die verfolgten Juden mit dem Gedanken ihrer Bekehrung zum Christentum – womit er freilich selbst in der sozialdemokratisch orientierten Pfarrerschaft nicht allein stand. So schrieb er in der *St. Galler »Volksstimme«*: »Jesus Christus hat uns eine Aufgabe an diesem Volke aufgetragen. Wir sollen nicht aufhören, ihm die frohe Botschaft des von ihm verworfenen Christus zu verkündigen« (Nr. 289 v. 10. 12. 1938, zit. nach METZGER, Thomas: *Antisemitismus in der Stadt St. Gallen 1918–1939*. Fribourg 2006, S. 242).

28 Ebd., S. 4.

29 Ebd., S. 5.

Markus Wolter

RADOLFZELL IM NATIONALSOZIALISMUS

Die Heinrich-Koeppen-Kaserne als Standort der Waffen-SS

»Wahrheit ist zeitlich und örtlich.« – Erhart Kästner

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten und die endgültige Inthronisierung ihrer »Weltanschauung« 1933 mussten dem in Gaienhofen lebenden Schriftsteller Dr. Ludwig Finckh (1876–1964) eine späte, doch tiefe Genugtuung bedeuten. Seit Ende des Ersten Weltkrieges gab er sich in zahlreichen kleineren Schriften als entschiedener Antidemokrat und Gegner der Weimarer Republik zu verstehen, in denen er in Kategorien des Völkischen und Sippenkundlichen in bedenkliche Nähe zu antisemitischer Rassenkunde, Erbbiologie und Eugenik geriet. Der geistigen Vorläuferschaft des Nationalsozialismus mehr als nur verdächtig, fand der fast 60jährige Autor im »Neuen Deutschland« die lang erhoffte Bestätigung, endlich verstanden zu werden.¹ Gerade so, als hätte er immer schon gewusst, worauf es in Deutschland nach 1918 hinauslaufe und vor allem ankomme, wurde Finckh 1933 aktives Parteimitglied der NSDAP und gehörte am 26. Oktober des Jahres zu jenen 88 deutschen Autoren, die das offizielle »Gelöbnis treuester Gefolgschaft« für Adolf Hitler und den nationalsozialistischen Staat unterzeichneten.²

»KLEINE STADT AM BODENSEE«

Sein 1942 in erster Auflage erschienenenes, nur auf den ersten Blick naiv-volkstümliches Porträt der Stadt Radolfzell kann als Fallbeispiel dafür gelten, wie unter diesem Vorzeichen eine harmlos-provinzielle Stadt- und Heimatkunde nationalsozialistisch ausgerichtet wurde. Das mit reichlich Germanenkult und Brauchtumspathos, Reichsnaturschutz- und Blut- und Boden-Ideologie angereicherte Büchlein – Titel: »Kleine Stadt am Bodensee« – avancierte zu einem lokalen Bestseller, erfuhr bis 1944 drei bearbeitete Auflagen, wurde 1951 in »bereinigter« Fassung im Selbstverlag der Stadt Radolfzell neu aufgelegt und auch im Nachkriegsdeutschland oft zitiert und gerne verschenkt. Die Textvarianten der zweiten und dritten Auflage von 1943 und 1944 zeigen signifikante Erwei-

terungen. Sie wurden vom Autor um das abstruse Kapitel »Ritterschaft« ergänzt, das sich der seit 1937 in Radolfzell stationierten und heimisch gewordenen Waffen-SS annimmt. Noch im vierten Kriegsjahr von keinem Zweifel gebrochen, erschienen dem Höri-Dichter die Stationierung des ersten bewaffneten SS-Verbandes sowie die von ihm stolz und einzeln aufgezählten Ritterkreuzträger aus dem Hegau wie eine beweiskräftige Offenbarung von »Blut und Scholle«, ein Ritter- und Heldenepos aus der »Neuen Zeit«:

»Die Zeiten der alten Hegauer Ritter waren versunken, Waffengeklirr und Geschützdonner verstummt. Unseren Tagen blieb es vorbehalten, der kleinen Stadt wieder soldatischen Atem einzuhauchen. Im Sommer 1937 war, wie aus dem Boden gewachsen, ein großer Hof mit hohen, schlichten Gebäuden umgeben, und mit einem Bataillon der SS / Germania bevölkert. Was für ein frischfröhliches Leben im alten Radolfzell! Ein Freundschaftsbund wurde geschlossen, erst in Scherz und Freude und Arbeit, Handel und Wandel blühten auf; die Seele der Kameradschaft war der Kommandeur der SS, Obersturmbannführer Koeppen, – auf der anderen Seite der allzeit bereite und tatkräftige Vater der Stadt, Bürgermeister Jöhle. (...). Auch im nahen Hegau sind neue Ritter auferstanden aus dem urkräftigen Mutterboden der Vulkanberge (...): Sieben Ritterkreuzträger des Eisernen Kreuzes (...), – kaum irgendwo im Deutschen Reich ist auf so schmalen Raum soviel Heldentum zusammengedrängt.«³

In der »Schutzstaffel« (SS), die sich, wie Finckh selbst, dem »Ahnenerbe« in Heinrich Himmlers gleichnamiger »Forschungsgemeinschaft« verschworen hatte, eine neuzeitliche Wiederkehr des mittelalterlichen Rittertums nach Vorbild des *Deutschritterordens* zu sehen, war weder Finckhs erste noch blieb dies seine letzte Geschichtsklitterung, traf aber durchaus den Ton der Zeit und der Menschen. Die es anging, durften sich vom »Dichter« angesprochen fühlen: So überreichte die Waffen-SS-Unterführerschule Radolfzell im Oktober 1943 jedem ihrer rund 200 erfolgreichen Lehrgangabsolventen und SS-Unterscharführern ein vom jeweiligen Kompanieführer abgestempeltes, von Finckh handschriftlich signiertes Exemplar zum *Andenken an den 6. Unterführerlehrgang*. Es sollte vermutlich etwas »Radolfzellerisches« sein und schien geeignet, bei den jetzt an die Fronten des Krieges beorderten SS-Kämpfern die als idyllisch geltende Kleinstadt in guter Erinnerung zu behalten. Noch in seiner 1961 veröffentlichten Autobiographie »Himmel und Erde« sah sich Finckh nicht veranlasst, sein auf Gegenseitigkeit beruhendes Wohlwollen für die Radolfzeller SS zu leugnen und seine »Blut- und Ahnen«-Vorträge, die er gleichlautend an der Gauschule des Nationalsozialistischen Lehrerbundes (NSLB) und an der Waffen-SS-Unterführerschule hielt, zu unterschlagen: »(Ich) hielt (...) Vorlesungen über Heimat und Ahnen, im Lager der Badischen Erzieher – Seeheim Gaienhofen, – und vor der SS-Schule in Radolfzell, Abteilung Kultur, – ich wollte mich niemand verweigern, der dies hören wollte.«⁴ Ein »frischfröhliches Leben der SS im alten Radolfzell«? Die Stationierung wechselnder SS-Verbände in den langen Jahren zwischen 1937 und 1945, die vor und während des Krieges begangenen Verbrechen dieser Einheiten und ihrer Verantwortungsträger, bedeuten für die neuere Geschichte der Stadt eine tiefgreifende

Zäsur, die bis heute die Frage nach ihrer historischen Verantwortung aufwirft. Wie sich zu ihr verhalten? Neben der offenen oder nur stillschweigenden Unterstützung der vom SS-Traditionsverband HIAG (»Hilfsgemeinschaft auf Gegenseitigkeit der ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS e.V.«) organisierten »Kameradschaftstreffen«⁵ unternahm die Stadt bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts den nicht minder fraglichen Versuch, das Problem ihrer SS-Vergangenheit in einem eigentümlichen Verfremdungs- und Amnesieverfahren zu lösen. Der Aufzug und die Stationierung der über 1500 Mann starken SS-Einheiten in der nach ihrem ersten Kommandanten benannten Heinrich-Koepfen-Kaserne wurden nachträglich entweder als Invasion einer fremden Macht gedeutet, die von der Stadt nicht gewollt war, ein kasernierter Fremdkörper am Stadtrand blieb und die ansonsten »anständig« gebliebene, vom Nationalsozialismus wie unberührt gebliebene Provinz wie eine Heimsuchung befallen hatte, oder man »bewältigte« das Problem in angeordnetem Vergessen und seinem Beschweigen. Am Ende verbarg es sich bis zur Unkenntlichkeit in einem sanierten, denkmalgeschützten Bauwerk und im Volksmund der Stadt als »ehemalige Franzosen-Kaserne« und »Franzosen-Schießstand«.

MACHTÜBERNAHME UND »GLEICHSCHALTUNG«

Aufgabe einer Geschichte Radolfzells im Nationalsozialismus ist es, im Kontext allgemein-historischer Voraussetzungen und Strukturen der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945 das überlieferte, signifikante Archivmaterial nach spezifischen und lokalen Ausprägungen des NS- und SS-Systems zu erschließen. Die mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 einhergehende Totalisierung und Ideologisierung des öffentlichen und privaten Lebens vollzog sich in Radolfzell – wie überall im damaligen Deutschen Reich – ebenso umfassend wie ausnahmslos.⁶ In der Stadt gab es seit 1926 eine Ortsgruppe der NSDAP, seit 1930 eine örtliche SA (1934 SA-Sturmabteilung II/114, 1937 SA-Reiterstandarte 54) und seit 1931 einen Zug der Allgemeinen SS, der dem SS-Sturmabteilung Konstanz unterstellt war und aus etwa 30–40 Mitgliedern bestand. Bereits am 29. Juli 1932, kurz vor der Reichstagswahl vom 31. Juli 1932, bei der die Nationalsozialisten in Radolfzell erstmals einen bedeutenden Stimmenzuwachs erhielten und zweitstärkste Partei nach der katholischen Zentrums-Partei wurden, hatte die NSDAP zusammen mit der Schweizerischen NSEAP in Radolfzell eine Wahlkampf-Kundgebung im Mettnau-Stadion mit Adolf Hitler als Redner und vor Tausenden Zuhörern organisiert.⁷ Nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler kam es am Abend des 30. Januar 1933 in Radolfzell zu einem von der örtlichen SA und NSDAP veranstalteten großen Fackelzug. Analog zu der reichsweiten »Gleichschaltung« des gesellschaftlichen und politischen Lebens und dem Verbot demokratischer Parteien und freier Gewerkschaften erfolgte 1933/34 die Auflösung der bisherigen kommunalen Selbstverwaltungskörper

(Kreistag, Bezirkstag, Bezirksräte, Stadträte, Stadtverordnetenversammlungen, Gemeinderäte). Vor Ort vereinnahmten die neuen Machthaber mit willkürlichen Verordnungen und Erlassen die städtischen Behörden, Betriebe und Schulen. Zahlreiche Straßen und Plätze wurden in Folge nach prominenten Nationalsozialisten umbenannt, von denen man einigen (Reichskanzler, Gauleiter, Bürgermeister) in vorauseilendem Gehorsam auch gleich die Ehrenbürgerwürde verlieh. Nach dem Brand des Berliner Reichstags und im Vorfeld der letzten, mehr oder weniger freien Reichstagswahl vom 5. März 1933 begannen die Nationalsozialisten in ganz Deutschland mit der systematischen Verfolgung ihrer »politischen und weltanschaulichen Gegner«. Mit der »Verordnung zum Schutz von Volk und Staat« vom 28. Februar 1933 wurden »bis auf weiteres« die wichtigsten bürgerlichen Persönlichkeits- und Freiheitsrechte aufgehoben und die Möglichkeit geschaffen, missliebige, »verdächtige« Personen durch die außergerichtliche Anordnung einer zeitlich unbegrenzten »Schutzhaft« zu internieren, ohne dass dagegen Rechtsmittel eingelegt werden konnten. Die politischen Verfolgungen betrafen vor Ort wie überhaupt im Deutschen Reich vor allem Mitglieder von SPD und KPD, mit dem Reichstagsabgeordneten Carl Diez (1877–1969), der insgesamt 13 Wochen in »Schutzhaft« verbringen musste, auch ein örtlich prominentes Mitglied der katholischen Zentrumsparterie. Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) nahm am 9. Juli 1934 bei Hausdurchsuchungen in Singen, Radolfzell und Konstanz mehr als 70 Personen fest. Ihnen wurde der Besitz »verbotener, durchweg von der Schweiz eingeschmuggelter Druckschriften kommunistischen Inhalts« beziehungsweise »kommunistische Zellenbildung« vorgeworfen. Den bisherigen Bürgermeister Otto Blesch (1876–1951), ebenfalls ein Mitglied des Zentrums, hatte man bereits Anfang 1934 aus seinem Amt verdrängt, obwohl er den regionalen NSDAP-Machhabern bei jeder Gelegenheit Loyalität zugesichert und von den Bürgern der Stadt entschlossene Mitwirkung an der »Nationalen Bewegung« gefordert hatte. Indessen installierte Badens Reichsstatthalter und Gauleiter Robert Wagner (1895–1946) im Februar 1934 den damaligen NSDAP-Kreisleiter und Gauinspekteur Eugen Speer (1887–1936) als Nachfolger im Amt, ein »verdientes« NSDAP-Mitglied aus der »Kampfzeit« (Partei-eintritt 1922) und eine frühe, berüchtigte Schlüsselfigur des Nationalsozialismus in der Region.⁸ Die kurze, aber folgenreiche Amtszeit Speers als Bürgermeister endete mit der wegen »übler Vorkommnisse« ausgesprochenen Amtsenthebung bereits im Juni 1935. Neuer Bürgermeister wurde der damalige Konstanzer Handelskammerpräsident Josef Jöhle (1889–1942), der das Amt bis zu seinem Tod 1942 linientreu führte, gefolgt vom kommissarischen Beigeordneten und Bürgermeisterstellvertreter August Kratt (1882–1969), der bis 1945 amtierte. Am 13. Oktober 1935 verpflichteten sich 180 Amtsträger und 1200 Hauswarte gegenüber dem Reichsluftschutzbund, Ortsgruppe Radolfzell. Am 25. Oktober 1936 kam es zu einer Großkundgebung der Partei, bei der Robert Wagner als Hauptredner auftrat. Über 300 Radolfzeller »Parteianwärter« wurden am 8. Juni 1938 im Saal des *Scheffelhofs* öffentlich auf Hitler vereidigt und in die NSDAP aufgenommen.⁹ Mit großem propagandistischem Aufwand und wiederum unter Anwesenheit Robert Wag-

ners weihte der völkisch und antisemitisch gesinnte Leiter des Berliner »Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte« Hans Reinerth (1900–1990) am 10. Juni 1938 auf der Mettnau ein von ihm konzipiertes Freilichtmuseum mit 14 rekonstruierten Steinzeithütten ein. Auf seiner offiziellen Werbepostkarte ließ das Verkehrsamt der Stadt diesbezüglich verlauten, die Rekonstruktionen seien »auch von größter weltanschaulicher Bedeutung« und stellte sich selbstredend in den Dienst nationalsozialistischer Germanenerbe- und Rassenideologie.¹⁰

Die Betriebe und Arbeitnehmer der industriell-gewerblich geprägten Kleinstadt waren nach Verbot und Auflösung der freien Gewerkschaften seit 1933 in der nationalsozialistischen »Deutschen Arbeitsfront« (DAF) organisiert und als solche weisungsgebundene Gefolgschaftsmitglieder eines nach dem Führerprinzip hierarchisch strukturierten Einheitsverbandes. Mit Beginn des Krieges sollte dies für die rüstungsrelevante Industrie und den planmäßigen Einsatz von Zwangsarbeitern von entscheidender Bedeutung sein. In die um 1939 rund 8300 Einwohner zählende Stadt wurden während des Krieges etwa 800 Frauen und Männer aus den besetzten Gebieten als Zwangsarbeiter verschleppt. Die ersten 180 Polen trafen bereits am 1. Mai 1940 in der Stadt ein und wurden zunächst in der Landwirtschaft im Umland eingesetzt. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion 1941 brachte man vermehrt »Kriegsgefangene und Zivilhäftlinge« aus der Ukraine und Russland nach Radolfzell, die in den drei großen Industriebetrieben, der Schiesser AG, der Gotthard Allweiler AG und den Radolfwerken für die »Kriegsproduktion« arbeiten sollten.¹¹ Der offensichtlich gelungenen Bewährung im Sinne des Nationalsozialismus verdankt die örtliche Industrie propagandistisch und werbewirksame Auszeichnungen. Das Trikotage-Unternehmen Schiesser AG bekam im »betrieblichen Leistungskampf« 1939/40 als einer von bis dahin zehn Betrieben im Gau Baden den von der DAF verliehenen Titel eines »Nationalsozialistischen Musterbetriebs« zuerkannt. Der 1936 von der DAF erstmals ausgeschriebene Wettbewerb hatte zum Ziel, Betriebe »mit nationalsozialistischer Gesinnung« zu erfüllen (DAF-Führer Robert Ley) und musste dabei folgende Kriterien berücksichtigen: Betriebsgemeinschaft, technische Voraussetzungen und wirtschaftliche Ergebnisse. 1939/40 hatten sich allein aus dem Gau Baden 14 776 Betriebe angemeldet und am »Leistungskampf« teilgenommen – fünf Betriebe wurden dabei als »Musterbetriebe« bestätigt, drei weitere, darunter die Schiesser AG und die Singener Maggi Gesellschaft mbH, erstmalig ernannt. DAF-Gauobmann Reinhold Roth hatte im Vorfeld die ideologische Ausrichtung des Wettbewerbs nochmals betont: Die Auszeichnung solle eine Anerkennung »für die zielbewußte Aufbauarbeit an Unternehmen darstellen, deren Weg klar und eindeutig vom nationalsozialistischen Gemeinschafts- und Leistungswillen getragen ist«¹². Von einem »NS-Musterbetrieb« wurde im ersten Kriegsjahr überdies verlangt, ein »Bollwerk nationalsozialistischer Widerstandskraft« zu sein, »um den Rücken unseres Frontheeres (zu) stärken«, so Roth bei der Überreichung der »Goldenen Fahne der DAF« an die Schiesser AG am 1. Mai 1940 in Karlsruhe.¹³ 1943 zeichnete die DAF die Pumpenfabrik Gotthard Allweiler AG, die bereits 1935 erste

Rüstungsaufträge für das Reichsluftfahrtministerium bekommen hatte, als »Kriegsmusterbetrieb« aus. Mit diesem Titel versah die DAF seit Mai 1942 Betriebe höchster Rüstungsleistung und Produktivität und unter Vernachlässigung der sozialen Kriterien eines »NS-Musterbetriebs«.

RADOLFZELL ALS STANDORT DER WAFFEN-SS

Die bewaffnete SS kam weder ungewollt noch ungerufen, sie kam buchstäblich wie gerufen nach Radolfzell. Der von Gauleiter Robert Wagner ins Amt gehobene Bürgermeister Eugen Speer bekam anlässlich einer – für jeden »politischen Führer« der NSDAP obligatorischen – Weiterbildung an der Berliner »Reichsführerschule« 1934 früh Kenntnis von Stationierungsplänen, ergriff Gelegenheit und Initiative und zeichnete für die Umsetzung des SS-Kasernenprojekts in Radolfzell maßgeblich verantwortlich. So unterschrieb er noch im selben Jahr Verträge mit Architekten und Bauunternehmern für einen Kasernen-Neubau, zu dem die Stadt 55 Hektar ihrer Gemarkungsfläche dem Deutschen Reich als Schenkung überließ und den sie nach Bauabschluss an die SS zu vermieten gedachte. Obwohl der Standort Braunschweig vom SS-Hauptamt später als mindestens ebenso geeignet angesehen wurde, brachten diese Schenkung und Speers vertragliche Bindungen das Deutsche Reich in Zugzwang und führten schließlich dazu, dass Ende 1935 im Nordwesten der Stadt mit dem Bau der weiträumigen Kaserne begonnen wurde. Das sogenannte Ratsherren-Kollegium, der Gemeinderat der Stadt, der mit Speers Berufung im Zuge der kommunalen »Gleichschaltung« gleich mit ausgewechselt worden war und aus Mitgliedern der NSDAP-Ortsgruppe bestand, unterstützte ihn in diesem Anliegen nach Kräften. Wie gelegentlich kolportiert, seien für Speer und seine Ratsherren ausschließlich wirtschaftliche Interessen der Grund gewesen, das Projekt einer dauerhaften Stationierung bewaffneter SS vor Ort so entschieden voranzutreiben. Das Richtfest des vom NS-Architekten Hermann Reinhard Alker¹⁴ entworfenen und offiziell gerühmten Kasernen-Neubaus am 26. September 1936 war aber nicht zuletzt Aus-



Abb. 1: »Bin hier tadellos untergebracht und schon eingewöhnt.« SS-Feldpostkarte, gelaufen 1940. SS-Kaserne Radolfzell – Durchfahrt Stabsgebäude mit Blick auf das Wirtschaftsgebäude. Fotografie von F. F. Bauer.

druck eines ideologischen Willens zur Macht, mit dem sich die bislang unbedeutende Kleinstadt am äußersten Rand des Reiches als eine sich dem SS-Staat verpflichtende Kommune zu profilieren suchte, deren ideologische Aufwertung sich in Mark und Pfennig letztlich gar nicht zu rechnen brauchte, um ihr im NS-Reich von Nutzen zu sein.¹⁵ Der als stilprägender SS-Fotograf und persönlicher »Schützling« des Reichsführers SS (RFSS) Heinrich Himmler geltende Friedrich Franz Bauer (1903–1972), der u. a. mit einem 1933 erschienenen, propagandistischen »Porträt« des Konzentrationslagers Dachau fragliche Berühmtheit erlangt hatte, fertigte 1937/38 eine fotografische Bildkartenserie zur neuen Kaserne an, die in zahllosen SS-Feldpostkarten Verbreitung fand und das offizielle Bild der Garnisonsstadt Radolfzell prägen sollte.

Mit dem von der Bevölkerung bejubelten Einzug des dritten Bataillons (»Sturmabteilung«) der SS-Standarte »Germania«¹⁶ im Juli 1937 wurde Radolfzell zu einem nicht unbedeutenden, innerhalb der Organisationsstruktur der SS-Verfügungstruppen (VT) sogar prominent zu nennenden Ort. Hervorgegangen aus einer kleinen, privaten Schutzgarde zur ausschließlichen »Verfügung« Adolf Hitlers, wurde der »bewaffnete Arm« der SS unter Führung Heinrich Himmlers bald zu militärischen Großverbänden neben der als politisch unzuverlässig geltenden Wehrmacht aufgebaut. Die insgesamt zunächst drei, nach dem »Anschluss« Österreichs 1938 vier SS-VT-Standarten waren in nur acht Garnisonen im gesamten Deutschen Reich mit ihren Regimentsstäben und Bataillonen stationiert: Berlin (»Leibstandarte Adolf Hitler«), München (SS-Standarte »Deutschland«), Hamburg (Regimentsstab und I. Btl.), Arolsen (II. Btl.) und Radolfzell (III. Btl.) (SS-Standarte »Germania«), Wien, Graz und Klagenfurt (SS-Standarte »Der Führer«).¹⁷ Radolfzell war damit strukturell und organisatorisch eingebunden in das SS-System und seine Verbrechen, für deren Planung und reibungslose Umsetzung auch vor Ort bereitwillig die Voraussetzungen geschaffen wurden. Die Garnisonsstadt erwies sich in den Folgejahren für die Szenarien des Berliner SS-Führungshauptamts als sichere Planungsgröße. Die in Radolfzell stationierten, hochmobilen SS-Einheiten und deren Personal wurden je nach Bedarf und Beschluss des Kommandoamtes der Waffen-SS in mehreren Rochaden verschoben und ausgewechselt. Stationiert waren bis wenige Wochen vor Kriegsbeginn 1939 das III./SS-VT »Germania«, daraufhin bis November 1939 Übergangsweise zwei Kompanien der SS-VT-Flugabwehr-MG-Abteilung, ab Dezember 1939 das zuvor in Breslau aufgestellte SS-Totenkopf-Infanterie-Ersatzbataillon I, sowie im Dezember 1940 ein SS-Gruppenführerlehrgang. Nach Abzug des Ersatzbataillons der SS-Division Totenkopf im Dezember 1940 wurde mit Wirkung vom 15. Februar 1941 durch das Führungshauptamt die Waffen-SS-Unterführerschule Radolfzell (USR) eingerichtet und in der Heinrich-Koeppen-Kaserne stationiert. Für deren Belange befand sich zwischen Mai 1941 und Januar 1945 ein Außenkommando des Konzentrationslagers Dachau auf dem Kasernenareal.¹⁸

III./SS »GERMANIA« (31. JULI 1937 – 18. AUGUST 1939)

Die folgenreiche Geschichte Radolfzells als SS-Garnison beginnt offiziell mit dem 31. Juli 1937, als das im SS-Lager Wolterdingen bei Soltau 1935 aufgestellte Bataillon der SS-VT-Standarte »Germania« unter seinem Kommandeur, SS-Sturmbannführer Heinrich Koeppen¹⁹, aus der Lüneburger Heide an die südwestliche Peripherie des Reiches verlegt wurde.²⁰ Der Jubel bei Einzug und Empfang durch die Radolfzeller Bevölkerung, die Honoratioren der Stadt, die Vertreter der Partei, der Allgemeinen SS und Wehrmacht war nicht inszeniert und vorbehaltlos. Die gleichgeschaltete Lokalpresse berichtete wie folgt (Ergänzungen in Klammern):

»Radolfzell, die neue Garnison! Ein Tag von geschichtlicher Bedeutung! In dem Eifer, mit dem die Vorbereitungen für den Empfang der Truppe getroffen wurden, spiegelte sich die Freude über die Tatsache, daß Radolfzell nun Garnisonsstadt geworden ist. (...) Die Stadt hatte in den Straßen, durch die die Truppe zog, Triumphbogen errichten lassen. Von riesigen Fahnenmasten, aus allen Häusern wehten die Fahnen! Die Truppe war am Vormittag in Singen ausgeladen worden und trat trotz des Regens um die Mittagszeit den Marsch nach Radolfzell an. Hier hatte sich inzwischen auf dem Marktplatz eine riesige Menschenmenge angesammelt. Die Angehörigen der Formationen und die militärischen Vereine bildeten entlang der Durchmarschstraßen Spalier. Die Angehörigen des BDM trugen vielfach Blumensträuße in den Händen um sie als ersten Willkommensgruß der Truppe zu überreichen.«²¹



Abb. 2: Marktplatz Radolfzell, 31. Juli 1937. Heinrich Koeppen (rechts vorn mit Helm) wird von Egon von Groeneveld salutiert. Fotografie vmtl. von Gotthard Liedl. B-Arch-MA, H 756/3306.



Abb. 3: Empfang am Rathaus. Erste Reihe, 6. v. links: Bürgermeister Josef Jöhle (in Parteiuniform und mit Amtskette), rechts daneben: Gustav Wöhrle (in Zivil), Walter Stein (schwarze SS-Uniform), Carl Engelhardt (abgewandt), n.n. (SS-Angehöriger), Egon von Groeneveld (im Mantel der Wehrmachtsuniform) u. a. Fotografie vom 31. Juli 1937. Fotografie vmtl. von Gotthard Liedl. Privatbesitz.

»Vor dem Rathaus hatten sich die Spitzen der Partei und der Behörden und zahlreiche geladene Gäste versammelt, an der Spitze Oberführer (Walter) Stein²² aus Konstanz, Landrat (Carl) Engelhardt²³, Landeskommissär (Gustav) Wöhrle²⁴, der Wehrbezirkskommandeur, Generalmajor (Egon) von Groeneveld (1876–1945), (...), die Vertreter der Stadt Radolfzell, Bürgermeister Jöhle mit den Ratsherren, die Leiter der staatlichen und städtischen Behörden usw. (...). Nach dem Einmarsch meldete der Kommandeur des Sturbannes, Sturbannführer Koeppen, das Eintreffen der Truppe Oberführer Stein. Dann bestieg Bürgermeister Jöhle das Rednerpult, um den Gästen einen herzlichen Willkommensgruß zu entbieten. Der Kommandant der Truppe, Sturbannführer Koeppen, erwiderte die Grüße ebenso herzlich. Er gab dem Wunsche Ausdruck, daß es gelingen möge, bald innige Bande des gegenseitigen Verstehens zwischen Truppe und Bevölkerung zu knüpfen.«²⁵

»RADOLFZELLER EIGENHEITEN«

Die Repräsentanten der Stadt hatten sich etwas einfallen lassen: In unmittelbarer Nachbarschaft der »Alten Forstei«, damals das »Haus der Partei« und Sitz des NSDAP-Ortsgruppenleiters Otto Gräble, kam es im Scheffelhof an diesem und dem darauffolgenden Abend zur Aufführung eines »Festspiels« zu Ehren der SS. Der Bericht darüber in der »Bodensee-Zeitung« liest sich unter mentalitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten als ein Schlüsseldokument der damaligen Radolfzeller Befindlichkeit.

Deutlich wird, wie die Stadt ebenso unbedarft wie opportun, in der Konsequenz gefährlich bereitwillig die SS-Stationierung begrüßte, die »Gäste aus Norddeutschland« willkommen hieß und das SS-System zu affirmieren und zu integrieren sich anschickte.

»Am Abend fand im Scheffelhof die Aufführung des Festspiels ›Radolfzell empfängt die SS‹ statt, das nach der Idee von Ratsherr Max Wolf (Vorstand der Allweiler AG, 1926–1946) von Frau A.(nna) Schreiber-Baer verfasst wurde. (...). Dem Spiel lag der Gedanke zugrunde, die Gäste aus Norddeutschland mit den Radolfzeller Eigenheiten vertraut zu machen. Auf der Bühne waren die bekannten Radolfzeller Typen zu sehen, die zunächst ihre Freude über die Ankunft der SS Ausdruck gaben. Sie sind ängstlich wegen ihrer Radolfzeller Mundart und bemühen sich, Schriftdeutsch zu sprechen, damit sie von den neuen Mitbürgern auch verstanden werden. Marktfrauen aus der benachbarten Höri, städtische Arbeiter, alte Radolfzeller Typen treten auf, die Schiesser-Arbeiterinnen, Allweiler-Arbeiter, ein Thurgauer, Radolfzeller Trachtenmädchen. Nun entwickelte sich ein Spiel, das in urwüchsiger Sprache die Empfindungen der Radolfzeller über die Ankunft der SS zum Ausdruck brachte.(...). Im zweiten Teil des Abends kamen dann unsere einheimischen Künstler zu Wort und wir dürfen ohne Übertreibung sagen, dass wieder Hervorragendes geleistet worden ist.«²⁶

Das offizielle Radolfzell unternahm an diesen zwei Abenden offenkundig den Versuch, Himmlers Elitetruppen-Aufmarsch mit einer beklemmenden Mischung aus schenkelklopfendem Mundarttheater, Variété und einer Art nationalsozialistischem »Narrenspiegel« zu begegnen und sich mit provinziellen Stereotypen und hergebrachten Verhaltensmustern anzudienen. Die SS-Verfügungstruppe ihrerseits sollte sich in der Folge durch ihre öffentliche Präsenz bei örtlichen Traditionsfesten, das Abhalten von Sonnwendfeiern, diverse Wafenschauen, Appelle und Ehrenparaden zum jährlichen »Heldengedenktag« bei der Bevölkerung beliebt machen und das soziale Leben auf vielfältige Weise beeinflussen. Der von Koepfen geäußerte Wunsch nach »innigen Banden des gegenseitigen Verstehens« erfüllte sich dabei nicht zuletzt in zahlreichen Eheschließungen zwischen Angehörigen der SS und Radolfzeller Frauen. Die his-



Abb. 4: SS-Begräbnis, Städtischer Friedhof Radolfzell, Westportal, Dezember 1937. Hinter dem Sarg sind u. a. SS-Oberführer Walter Stein (Mitte) und Kasernenkommandant Heinrich Koepfen (rechts, halb verdeckt) zu erkennen. Privatfotografie. Urheber unbekannt.

torischen Konsequenzen mögen an jenem »denkwürdigen« Abend nur wenigen in Radolfzell klar gewesen sein; sie sollten indessen nicht lange ausbleiben.

Das in vier Kompanien gegliederte Radolfzeller SS-VT-Bataillon, das bei seiner Verlegung ein pferdebespanntes Infanterie-Bataillon war und erst in Radolfzell ab November 1938 zu einem stark motorisierten und bewaffneten Verband umgestellt wurde, nahm noch im September 1937 wie auch 1938 am Reichsparteitag in Nürnberg teil und stellte den Begleitschutz für den italienischen Diktator Benito Mussolini bei dessen Staatsbesuch und Fahrt von München über Essen nach Berlin zwischen dem 25. und 30. September 1937. Präsenz zeigte es bei der abschließenden »Maifeld-Kundgebung« vor dem Berliner Olympia-Stadion am 28. September 1937. Vor Ort prägten das Bild der ersten Radolfzeller SS-Einheit vor allem zahlreiche Appelle der »Ehrenkompanie« des Bataillons, die zu den verschiedensten Anlässen publikumswirksam in schwarzer Paradeuniform aufmarschierte. Das vom Karlsruher Bildhauer Wilhelm Kollmar (1871–1948) geschaffene »Ehrenmal« für die »im Weltkriege 1914–1918 gefallenen Helden«, so die erste Sockelinschrift des bis heute nahezu unveränderten »Kriegerdenkmals«, wurde am 22. März 1938 in einem »gewaltigen Aufmarsch der Formationen« – Vertretern der Stadt, Partei und Wehrmacht, des NS-Reichskriegerbundes und einer Ehrenkompanie des Radolfzeller SS-Verfügungstruppe – geweiht. Die »Weiherede« auf dem damaligen Horst-Wessel-Platz (Luisenplatz) hielt SS-Sturmbannführer Heinrich Koeppen, was bis 1945 die organisatorische wie inhaltliche Zuständigkeit der Radolfzeller SS-Verbände für den jährlich am 16. März am »Kriegerdenkmal« inszenierten »Heldengedenktag« begründete.²⁷

Das SS-Bataillon, das sowohl an der Annexion Österreichs (12./13. März 1938) als auch an der Besetzung der Sudetendeutschen Gebiete (1. Oktober 1938) und der Zerschlagung der Tschechoslowakei (15./16. März 1939) beteiligt war, wurde von der Stadt Radolfzell bei seiner Rückkehr von »erfolgreichen« Einsätzen mit zunehmender Begeisterung und Identifikationsbereitschaft als ihre SS-Truppe empfangen, deren Angehörige zu »Söhnen der Stadt« erklärt. Zahlreichen Zuwachs erfuhr das Bataillon zudem durch österreichische (April 1938) und sudetendeutsche Freiwillige (Oktober 1938), die nach der Annexion in der Radolfzeller Kaserne Einzug hielten und auf dem Kasernenhof kompanieweise auf Hitler vereidigt wurden.

REICHSPOGROM 1938

Im Verlauf des Reichspogroms am 9./10. November 1938 war die Radolfzeller SS-VT unter Kommandeur Heinrich Koeppen nicht nur bei allen »Vergeltungsaktionen« gegen die jüdischen Gemeinden von Konstanz und auf der HÖri beteiligt, sondern kann als die maßgebliche Kommandoeinheit der antijüdischen Aktionen in dieser Region bezeichnet werden.²⁸ Innerhalb einer mit örtlicher SA, Allgemeiner SS (Oberabschnitt Stuttgart und Abschnitt XXIX, Konstanz), Kommandoamt der VT in Berlin und Gestapo

mehr oder weniger koordinierten Aktion plünderte und sprengte sie die Synagogen von Konstanz, Gailingen und Randegg (Gottmadingen), brannte die Synagoge von Wangen (Öhningen) nieder und drangsalierte die jüdische Bevölkerung in der Region. An den genannten Synagogen sowie in den Kellerräumen der Rathäuser von Wangen, Horn, Gailingen und Randegg kam es dabei zu schweren Misshandlungen von Juden vor allem durch Angehörige der Radolfzeller SS-VT. Fast alle jüdischen Männer aus Konstanz und von der Höri wurden in Folge für mehrere Wochen ins Konzentrationslager Dachau verschleppt und erst nach Wochen und Monaten wieder entlassen. In der SS-Garnisonsstadt Radolfzell selbst gab es in der Reichspogromnacht 1938 keine antijüdischen Ausschreitungen, denn bereits seit 1936 konnte sie – im Jargon der Nationalsozialisten – als »judenrein« gelten. Die jüdische Familie Josef Bleicher war 1936 nach Haifa ausgewandert, das von ihr betriebene Textilfachgeschäft in der oberen Schützenstraße »arisiert« worden.

Im Zuge umfangreicher staatsanwaltlicher Ermittlungen 1962 vor dem Landgericht Konstanz gegen den früheren Abschnittsführer der Allgemeinen SS, Oberführer Walter Stein und dessen Stellvertreter, SS-Standartenführer Alfons Graf, wegen »besonders schwerer Brandstiftung« der Konstanzer Synagoge ließen sich diese und die Pogromaktionen auf der Höri mehr oder weniger vollständig rekonstruieren.²⁹ Die zur eigenen Entlastung vorgebrachten, erheblich variierenden und insgesamt fraglichen Aussagen des Hauptangeklagten Walter Stein vermitteln, gewollt oder nicht, den Eindruck einer diffusen Befehlslage zwischen Allgemeiner SS (Konstanz, Stuttgart) und SS-VT (Radolfzell, Berlin). Nach 25 Jahren ließ sich vom Untersuchungsrichter nicht mehr mit Sicherheit klären, wer den konkreten Befehl zur Inbrandsetzung der Konstanzer Synagoge in jener Nacht 1938 ursprünglich erteilt und empfangen hatte. In seiner letzten Vernehmung am 23. Januar 1963 gab Stein folgende Version zu Protokoll³⁰: Er sei von seinem Vorgesetzten, SS-Gruppenführer Kurt Kaul (1890–1944), SS-Oberabschnitt Stuttgart, am 10. November gegen 2 Uhr nachts angerufen worden. Kaul habe ihn gefragt, ob er denn nicht wisse, was sich im Reich abspiele – *am Bodensee schlafte man wohl*. Von Kaul unterrichtet, dass überall im Reich die Synagogen zerstört werden, sei er, Stein, angewiesen worden, den Kommandeur der SS-Verfügungstruppe in Radolfzell anzurufen; Koeppen hätte von Kaul bereits den Befehl zur Zerstörung der Konstanzer Synagoge erhalten. Während des Telefonats mit Koeppen sei dieser über den Zerstörungsbefehl noch immer aufgebracht gewesen, da Kaul gar keine Befehlsgewalt über die SS-VT hätte und erklärte, er werde erst seine vorgesetzten Dienststelle [Kommandoamt der VT, Berlin] um Klärung der Einsatzfrage ersuchen. Etwa eine Stunde später habe ihm Koeppen in einem neuerlichen Telefonat mitgeteilt, dass die Berliner Kommandostelle nun den Einsatzbefehl tatsächlich erteilt hätte. Nach telefonischer Rücksprache mit Kaul, bei der dieser Stein nun sogar den Auftrag erteilt hätte, Ausschreitungen und *irgendwelche Belästigungen von Juden im hiesigen Bezirk zu verhindern (!)*, sei er erst zu einem Zeitpunkt an die Synagoge gekommen, als diese bereits gebrannt habe. Dass zwischen 5 und 6 Uhr fast alle jüdischen Männer

in Konstanz verhaftet und einige von ihnen vor der brennenden Synagoge aufgestellt, verhöhnt, bedroht und geschlagen wurden, darüber schweigt das Erinnerungsprotokoll Steins. *Wie die Synagoge in Konstanz nun eigentlich zum Brennen gebracht worden ist – auch daran wollte Stein sich nicht mehr erinnern und nur ungern an das, was mehrere Konstanzer Feuerwehreute bei ihren Vernehmungen 1962 übereinstimmend bezeugten: Mit einer Reitpeitsche gestikulierend und dem Ruf Hier befehle ich! – die Bude muss weg! – wies Stein den um ca. 3 Uhr früh anrückenden und angeblich löschwilligen Zug der Konstanzer Feuerwehr ab und befahl ihn zurück ins Depot; an der Synagoge brauche man kein Löschwasser, sondern brennbare Flüssigkeiten.*³¹ Steins Begründung in einer früheren Vernehmung: *Die Feuerwehr wäre mit aller Sicherheit mit den fanatischen jungen Angehörigen der SS Germania zusammengestoßen, wenn sie versucht hätte, das Feuer in der Synagoge zu löschen und das habe er verhindern wollen.*³² Seiner Erinnerung zufolge sei es Koeppen gewesen, der nach Steins Ankunft an der Synagoge mit seinem Dienst-PKW vorgefahren sei und schließlich den acht bis zehn Mann starken Pionierzug der SS-VT Radolfzell zur Synagogensprengung herbeigerufen habe: *Ich selbst war es jedenfalls nicht. Ich wusste vorher überhaupt nicht, dass bei der SS ›Germania‹ ein solcher Sprengtrupp vorhanden war. Weitere Vernehmungen machten bald klar, dass Steins Kompetenzzuordnungen und das Verlaufsprotokoll der Ereignisse nicht stimmen konnten.*³³ Aller Wahrscheinlichkeit nach war es Stein selbst, der irgendwann zwischen 3 und 5 Uhr des 10. November telefonisch um »Amtshilfe« bei Koeppen und der SS-VT Radolfzell gebeten hat, nachdem die nach Mitternacht unter seiner Direktive von Angehörigen der Allgemeinen SS Konstanz in Brand gesteckte Synagoge nicht wie gewünscht niedergebrannt war. SS-Rottenführer Walter Büchner (1913–?), Angehöriger des besagten, teils in Zivil operierenden Pionierzugs der SS-VT und laut Selbstaussage in der Handhabung von Sprengmunition in allen nur denkbaren Formen ausgebildet, gab vor dem zuständigen Kriminalkommissariat Singen am 26. November 1962 zu Protokoll: *An die Nacht vom 9./10. 11. 38 kann ich mich noch gut erinnern, weil ich etwa morgens gegen 5 Uhr vom UvD geweckt wurde. (...). Unser Pionierzug-Führer, SS-Hauptscharführer (Wilhelm) Morisse³⁴ erklärte mir, daß durch die Allgemeine SS in Konstanz die dortige Synagoge angezündet worden sei, doch sei es nicht gelungen, die Synagoge richtig in Brand zu stecken. Der SS-Abschnitt XXIX Konstanz, ein gewisser Oberführer Stein, hatte nun die SS-Germania in Radolfzell um Hilfe gebeten. Wir sollten die Synagoge sprengen. (...). Morisse hatte Befehlsgewalt über den Einsatz des Pionierzuges. Ich nehme an, daß Morisse seine Anweisungen von Koeppen erhalten hat.*

Büchner gab im weiteren Verlauf der Vernehmung unumwunden zu, gegen 7 Uhr die Sprengladungen an die Säulen der stark qualmenden Synagoge selbst gelegt – so zwar, dass unter keinen Umständen Nebengebäude gefährdet wären (!) – und die drei Sprengungen nach Rücksprache mit Morisse durchgeführt zu haben. Das Dach des massiven Steingebäudes sei daraufhin wie geplant in sich zusammengestürzt. Nach getaner »Arbeit« hätte der Pionierzug mit Morisse im LKW Konstanz gleich wieder verlassen und sei weiter nach Gailingen und Randegg gefahren, um die dortigen Synagogen ebenfalls zu sprengen: *Die Befehle zur Sprengung erhielten wir direkt von Morisse vom Führerhaus des LKWs aus.*³⁵ Auch Walter Stein

musste vor dem Untersuchungsrichter einräumen, anschließend in Gailingen und Randegg gewesen zu sein; dies aber nur, wie er abermals behauptete, um die an ihn ergangene Anweisung aus Stuttgart zu befolgen und *persönliche Ausschreitungen gegen Juden zu verhindern*. Spätestens zu diesem Zeitpunkt lag die maßgebliche Kommandoführung der Pogromaktionen bei der Radolfzeller SS-VT: Stunden vor Koeppens Einsatzbefehl, größere Kommandoeinheiten nach Gailingen und Randegg zu schicken, und noch vor der Sprengung der Konstanzer Synagoge durch den Radolfzeller Pionierzug waren in den frühen Morgenstunden bereits mehrere LKW der SS-VT von Radolfzell nach Wangen unterwegs, während in Gailingen Radolfzeller SS-VT nur wenig später bereits die Grenze zur Schweiz absicherte. Alle diese Aktionen wurden – wenn auch in Abstimmung und Arbeitsteilung mit örtlicher SA, die die jüdischen Bürger frühmorgens aus den Häusern holte, und Gestapo, die die misshandelten Männer abends nach Konstanz brachte, um sie per Zug nach Dachau zu transportieren – nachweislich von Koeppens SS-VT durchgeführt. Im Nachklang des NS-Jargons und mit den Worten Walter Steins hörte sich das so an: *In irgendeinem Ort des Landkreises ereignete sich am Vormittag des 10.11.1938 dann eine Schweinerei durch Angehörige der SS »Germania«.*³⁶ In »irgendeinem Ort«? Die Befehlslage für weitere von Radolfzell nach Gailingen, Randegg und Wangen beorderte SS-VT, die das in Konstanz begonnene Zerstörungswerk an den dortigen Synagogen fortsetzten, die jüdische Bevölkerung zusammentrieben und in den Rathauskellern in vielen Fällen schwer misshandelten, wurde vom Konstanzer Landgericht weder 1946 noch 1962 hinreichend aufgearbeitet, womöglich auch deshalb, weil der Hauptverantwortliche längst tot war.³⁷ Die detaillierten Erinnerungen der Opfer sind übereinstimmend und sprechend genug: Der damalige Arzt des jüdischen Krankenhauses (Beth Hacholim) Dr. Sigmund Heilbronn erinnerte 1956 an die Geschehnisse des Reichspogroms in Gailingen: »An jenem Novembertag (10. November 1938) wurde ich ins Ortsgefängnis Gailingen gebracht und um 11 Uhr morgens herausgeführt, um Zeuge zu sein, wie unser Gotteshaus, die Synagoge, in die Luft gesprengt wurde. Im Kel-



Abb. 5: Die in der Reichspogromnacht von Konstanzer Allgemeiner SS zunächst in Brand gesteckte, in den frühen Morgenstunden des 10. November 1938 von einem Pionierzug der Radolfzeller SS-VT gesprengte Synagoge von Konstanz, Sigismundstr. 19. Fotografie vom 11. November 1938 von J.E. Rotzinger. Stadtarchiv Konstanz.

ler desselben Rathauses, wo mein Großvater (Leopold Guggenheim) von 1870 bis zu seinem Lebensende im Jahre 1884 Bürgermeister war, wurde ich dann von SS-Leuten aus Radolfzell mit Peitschen, an denen Bleiklötze befestigt waren, ausgepeitscht, von dort kam ich ins Konzentrationslager Dachau«. ³⁸ Jenny Bohrer, Ehefrau Mordechai Bohrers (geb. 1895), des letzten Ortsrabbiners von Gailingen, der an diesem Tag ebenfalls nach Dachau verschleppt wurde, wo er am 30. Dezember 1938 starb, brachte 1943 in Palästina ihre Erinnerungen zu Papier: Nachdem über 200 Gailinger Juden zunächst in der Turnhalle festgesetzt worden waren, mussten sie sich in Zweierreihen aufstellen: »Die Gojim sagten später, daß dieser Zug etwas Furchtbares gewesen wäre in seiner stoischen Ruhe. Keiner weinte, keiner schrie, keiner flehte um Erbarmen. Als wir uns der Synagoge näherten, sahen wir eine Unmenge S.A.-Leute (recte: SS-VT), die Zündschnüre hin- und hertrugen. (...). Unmittelbar vor der Synagoge hieß man uns stillstehen und in dem Augenblick erfolgte eine kolossale Detonation«. ³⁹ Die Vorkommnisse in Gailingen und Wangen wurden 1946 im Zuge erster Ermittlungen der Staatsanwaltschaft Konstanz zu rekonstruieren versucht. Der Wangener Ortsgendarm Emil Schmidle gab diesbezüglich zu Protokoll: Zwischen 8 und 10 Uhr wurde die der israelitischen Gemeinde in Wangen gehörende Synagoge in Brand gesteckt und teilweise gesprengt. Die Inbrandsetzung und Sprengung erfolgte von den Männern der SS-Germania von Radolfzell unter Leitung ihres Kommandeurs und einigen Zivilisten und SA-Männern, die mit 2 Lastwagen beim Rathaus in Wangen vorgefahren sind. Einige Zeit später kam noch mal ein Lastwagen mit SS-Männern, die den Ort umstellten. ⁴⁰ Der jüdische Dorf- arzt Dr. Nathan Wolf (1882–1970) schrieb hierzu eine dreiseitige Ergänzung – betreffs: Verfolgung von Straftaten, welche während des nat. soz. Regimes begangen wurden -, die auch bei der Wiederaufnahme der Ermittlungen 1962 berücksichtigt wurde: Als ich auf dem Gang [in den Ortsarrest] ein Lastauto mit SS-Männern sah, ahnte ich, dass mir noch einiges bevorstand. Wenige Minuten später kamen nacheinander die Herren Emil u. Alfred Wolf, Hermann Keil aus Stockach u. Felix Palm aus Karlsruhe, die hier wohnten (...) sowie der Schreiner Engelbert Hangarter u. zuletzt Herr Notar Oskar Blumenthal vom Oberbühlhof bei Schienen. Nach einer Weile wurde zuerst ich aus dem Arrest geholt und im Kohlenkeller (des Rathauses) von 4 SS-Männern mit armdicken Prügeln (...) in bestialischer Weise geschlagen, hauptsächlich auf Rücken und Arme, wobei ich mehrere Male zusammenbrach. (...). So holten sie nacheinander die anderen heraus (...). Noch am selben Abend wurden wir ins Konstanzer Gefängnis überführt u. am nächsten Abend mit den Konstanzer jüdischen Männern (...) über Stuttgart u. München nach Dachau gebracht. ⁴¹ In bedrückender Analogie zu den Gewaltexzessen in Gailingen und Wangen dokumentieren schließlich die Erinnerungen von Erich Bloch, Sohn von Rechtsanwalt Moritz Bloch, des Vorstehers der Konstanzer jüdischen Gemeinde, die Misshandlungen der Juden in Gaienhofen-Horn durch die Radolfzeller SS-VT. ⁴² Erich Bloch fuhr am frühen Morgen des 10. November 1938 von Horn nach Konstanz, um dort wie jeden Donnerstag Gemüse anzuliefern: »Etwa gegen halb sechs sah ich, wie Kolonnen der SS Richtung Wangen fuhren. Da habe ich alles gewusst. Dort gibt es eine jüdische Gemeinde, eine Synagoge, jetzt werden die Juden drangsaliert. (...). Unterwegs, an der Weggabelung von Moos nach Bankholzen, standen SS-Posten.

Und hinter der Brücke in Radolfzell standen SS-Posten. Ich habe mir gedacht, ich werde schon gemeldet werden, meine Nummer, wenn man mich sucht.« Nach der Rückkehr von Konstanz, wo Bloch erfahren musste, dass sein 70jähriger Vater abgeholt worden war und wo er Zeuge der dortigen Synagogen-Zerstörung wurde, geriet er in Horn selbst in die Hände der SS: »Ich kam dann ins Rathaus, und im Rathaus saß der Ratsschreiber Auer (...), bei ihm standen noch zwei SS-Leute, ein Offizier und ein Untergebener, im Rathaus selbst überall junge SS-Leute. Der SS-Offizier hat daraufhin mit Radolfzell telephonierte, was man mit mir machen sollte, man habe mich gefunden, ob man mich gleich forttransportieren oder dort verhaften lassen sollte. Es gab im Rathaus ein kleines Nebenzimmer, das abgeschlossen war mit einem Gitter – also einen kleinen Arrest (...). Da waren Burschen im Alter von fünfzehn bis zwanzig Jahren, so übel zugerichtet, dass sie nicht mehr zu erkennen waren. (...). Nach etwa zehn Minuten hat man mich herausgenommen und in den Keller geführt und hat mich – ich musste mich auch ausziehen – mit Geißeln und Stahlruten halb tot geschlagen.«⁴³

Aus alledem wird deutlich: Am 10. November 1938 erwies sich die Radolfzeller SS-VT als gut vorbereitetes und funktionierendes Vollzugsorgan des antijüdischen Terrors. Die personelle wie materielle Logistik dieser in der Radolfzeller Kaserne kurzfristig geplanten und simultan durchgeführten Aktionen konterkarierte die offizielle Lesart »spontaner jüdenfeindlicher Aktionen«, die Propagandaminister Goebbels verbreitete; die systematische Vorgehensweise der SS-VT überließ nichts dem Zufall. Wie ein Metekel stand am späteren Morgen ein LKW auf dem Radolfzeller Kasernenhof, der mit geraubten Teppichen und Thorarollen aus der Konstanzer und Gailingener Synagoge beladen war. Auf Befehl Koeppens wurde er alsbald wieder aus dem Kasernenareal geschafft, die Ladung in Walter Steins »SS-Abschnitts-Gebäude« in Konstanz eingelagert und dort Wochen später auf Weisung Kurt Kauls verbrannt.⁴⁴

ZUR WEITEREN »VERFÜGUNG«

Die Stationierung der SS-VT in Radolfzell endete abrupt wenige Wochen vor Beginn des Angriffskrieges gegen Polen. Nachdem am 19. August 1939 über das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) der Befehl Hitlers ergangen war, die SS-Verfügungstruppen mit sofortiger Wirkung dem Oberbefehlshaber des Heeres zu unterstellen, standen die bewaffneten SS-Verbände nun auch für Szenarien des OKH für den längst geplanten Angriff zur militärischen »Verfügung«, während sie politisch weiterhin Teil der NSDAP und der SS blieben. Eingebunden in die 14. Armee der Wehrmacht, gehörten die Bataillone der SS-Standarte »Germania« beim deutschen Überfall auf Polen (1. September 1939) zu den von Oberschlesien in Richtung Krakau und Lemberg angreifenden Truppen. Das dritte Bataillon unter Koeppen, das bereits am 18. August von Radolfzell an die deutsch-polnische Südwestgrenze in Marsch gesetzt worden war, erlitt innerhalb der ersten zwei

Wochen des Krieges starke Verluste an Mensch und Material. Als erster SS-Kampfkommandant in diesem Krieg überhaupt starb Koeppen am 16. September 1939 bei einem nächtlichen polnischen Angriff bei Jaworow, Muzylowice, Nähe Lwów (Lemberg), mit ihm sein Adjutant SS-Obersturmführer Rudolf Schomburg (1908–1939) und zahlreiche Angehörige des Bataillons. Heinrich Himmlers Vorhaben, dem Gedenken einen Ort zu geben und in der Radolfzeller Kaserne, gewissermaßen an der »Heimatfront« des Bataillons, eine »Koeppen-Gruft« zu errichten, wurde im weiteren Kriegsverlauf wieder aufgegeben, ebenso wie die vom Reichsführer SS als »Zeichen seiner Verbundenheit« ernsthaft erwogene Stiftung eines »Brunnens der deutschen Mutter« (!) für den Marktplatz.⁴⁵ Stattdessen trug die bis dahin namenlose SS-Kaserne zum »ehrenden Gedächtnis« des ersten Kommandanten ab Oktober 1939 seinen Namen. Nach der Kapitulation der polnischen Feldtruppen wurden am 10. Oktober 1939 die drei SS-VT-Regimenter (»Deutschland«, »Germania« und »Der Führer«) zur SS-Verfügungsddivision (VT-Division) umgeformt, neu positioniert und kamen im Westfeldzug gegen Frankreich ab Mai 1940 zum Einsatz. Die VT-Division, die später in den neu aufgestellten SS-Divisionen »Das Reich« und »Wiking« aufging, bildete zusammen mit den für die Bewachung der Konzentrationslager zuständigen SS-Totenkopf-Verbänden den Grundstock der Waffen-SS, ein seit Ende 1939 im Sprachgebrauch der SS-Administration sich durchsetzender Terminus.

DAS SS-TOTENKOPF-INFANTERIE-ERSATZBATAILLON I (16. DEZEMBER 1939 – 30. NOVEMBER 1940)

Abgesehen von einem kleinen »Stammpersonal« und nach der Interims-Verlegung zweier Kompanien einer SS-VT-Flugabwehr-MG-Abteilung nach Radolfzell wurde Ende 1939 das Hauptkontingent der Heinrich-Koeppen-Kaserne erstmals vollständig ausgetauscht. Bedingt durch die weiteren Kriegsplanungen waren Ersatzgestellungen neben der Wehrmacht nun auch für die kämpfenden SS-Verbände vorgesehen. Im Zusammenhang mit der am 1. Oktober 1939 im Konzentrationslager Dachau unter KZ-Inspekteur Theodor Eicke (1898–1943) begonnenen Aufstellung und Ausbildung der Waffen-SS-Division Totenkopf aus Angehörigen der SS-Totenkopfstandarten – den Wachmannschaften der Konzentrationslager – wurde gemäß Erlass des OHK vom 27. Oktober 1939 durch den RFSS Heinrich Himmler als erste Ersatzeinheit dieser Division das SS-Totenkopf-Infanterie-Ersatzbataillon I in Breslau aufgestellt. Anfang Dezember 1939 teilte man dieses Bataillon: die Hälfte der Führer, Unterführer und Mannschaften kamen zur Aufstellung eines zweiten Bataillons nach Lichtenburg bei Prettin, später nach Weimar-Buchenwald. Anschließend verlegte man das Restbataillon am 16. Dezember 1939 von Breslau nach Radolfzell, wo es als Totenkopf-Infanterie-Ersatzbataillon I mit Reservisten und Kriegsfreiwilligen ergänzt und neu gegliedert wurde. Die Belegstärke dieser Einheit variierte durch kontinuierliche »Abstellungen« an die Front nach Frankreich und Zugänge per

Rekrutierung ganz erheblich, blieb aber insgesamt bedeutend größer als das zuvor stationierte SS-VT-Bataillon. Die maximale Truppenstärke des Bataillons in Radolfzell wurde am 9. April 1940 erreicht: 1527 Mann (17 Führer, 146 Unterführer, 1187 Mannschaften); Gliederung: Stab, 3 Schützenkompanien, 1 MG-Kompanie; zusätzlich 1 Kradschützen-Kompanie (4 Führer, 24 Unterführer, 149 Mannschaften).⁴⁶ Vergegenwärtigt man sich, dass Radolfzell damals nur etwa 8000 Einwohner hatte, wird die Dimension dieser Zahlen deutlich und es steht zu vermuten, dass die Totenkopf-SS das Stadtbild in diesem Jahr entscheidend prägte, auch dann, wenn der Einzelne jeweils nur wenige Monate in Radolfzell stationiert gewesen sein mochte. Unterstellt war das Bataillon zunächst dem Inspekteur der Ersatzeinheiten der SS-Division Totenkopf, später dem Kommandoamt der Waffen-SS beziehungsweise dem SS-Führungshauptamt, das je nach Bedarf über die jeweiligen Gestellungen entschied. Zunächst wurde die Einheit als zuständiger Ersatztruppenteil für das erste SS-Totenkopf-Infanterie-Regiment bestimmt. Ab März 1940 übernahm sie zusätzlich die Ersatzgestellung für die Nachschubdienste der Totenkopf-Division: Am 29. Mai 1940 wurde der erste Radolfzeller Mannschaftsverband mit 330 Mann zur Frontsammelstelle St. Veith für die im Fronteinsatz in Frankreich stehende Division »abgestellt«, zwischen dem 10. Juni (»Ist-Stärke«: 1261 Mann) und 22. Juli 1940 nochmals 687 Mannschaften an die Feldtruppen »abgegeben«. Am 3. August 1940 setzten sich überdies 500 Ersatzmannschaften des Bataillons zur SS-Division Totenkopf in den Raum Avallon (Frankreich) in Marsch, wo die Division seit dem Waffenstillstand am 22. Juni 1940 als Besatzungstruppe stationiert war. Nicht nur von Zahlen darf die Rede sein. Auf Grundlage überlieferter SS-Personal-Akten und Personalstandsveränderungen sind die Namen der verantwortlichen SS-Führer bekannt und zu nennen.⁴⁷ »Soldaten wie andere auch«? Im Gegensatz zu den Angehörigen der SS-VT führten Ausbildung und Werdegang von höheren Offizieren der Totenkopf-Verbände immer auch über die Kommandanturen deutscher Konzentrationslager.⁴⁸ Nach gründlicher Vorarbeit der Regierungsstellen, Ordnungspolizei und örtlichen Behörden setzten die Konstanzer Gestapo (Stapo-Leitstelle Karlsruhe) und das Radolfzeller SS-Totenkopf-Bataillon am 22. Oktober 1940 alle regionalen »Maßnahmen« im Rahmen der sogenannten »Wagner-Bürckel-Aktion« rigide durch: die nach den verantwortlichen Gauleitern Robert Wagner und Josef Bürckel (1895–1944) bezeichneten Deportationen der Juden Badens und der Saarpfalz in den damals unbesetzten Teil Frankreichs. Nach den überlieferten internen Schriftstücken von Gestapo, SD und regionalen Verwaltungsbehörden wurden die *reibungslos und ohne Zwischenfälle abgewickelten Abschiebungen von der Bevölkerung kaum wahrgenommen* (Reinhard Heydrich, Chef der Sicherheitspolizei und des SD) und euphemistisch als »Abwanderung«, »Abbeförderung« oder als »Auswanderung der Juden« bezeichnet. Sie betrafen insgesamt über 6500 als »transportfähig« und seit der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung 1935 als »Volljuden« geltende Männer, Frauen und Kinder, die nach den Pogromen 1938 nicht emigrieren konnten oder wollten und trotz zunehmender Entrechtung und Verfolgung in ihrer Heimat geblieben waren. In den frühen Morgenstunden des 22. Oktober

wurde ihnen von Gestapo und Ordnungspolizei befohlen, sich innerhalb kürzester Zeit (30 Minuten bis 2 Stunden) reisefertig zu machen und an Sammelstellen einzufinden. Am 22. und 23. Oktober deportierte man sie in neun Eisenbahnzügen in das südfranzösische Internierungslager Gurs am Fuße der Pyrenäen. Das Gewicht des Handgepäcks durfte 50 kg pro Person nicht überschreiten; mitzunehmen waren »nach Möglichkeit« vollständige Bekleidung, 1 Wolldecke, 1 Essgeschirr, Verpflegung und bis zu 100 RM Bargeld. Das von den Deportierten zurückgelassene und versiegelte Wohnungsinventar und Vermögen (Bargeld, Wertpapiere, Schmuck) wurden auf Anordnung des Gauleiters umgehend beschlagnahmt. Gemäß Erlass des badischen Ministers des Innern vom 29. Oktober 1940 oblag in letzter Instanz den jeweiligen Landräten die »Verwaltung und Verwertung« des beschlagnahmten Vermögens. Es wurde als dem Land Baden »verfallen« erklärt beziehungsweise vor Ort meistbietend an »arische Volksgenossen« versteigert, der Erlös an die Landratsämter abgeführt.⁴⁹ Unter den Deportierten befanden sich 534 Personen aus den Stadt- und Landkreisen Konstanz, Stockach, Überlingen und Waldshut, darunter aus Wangen die verbliebenen sieben, aus Gailingen 182 jüdische Bewohner, deren Vermögen vom zuständigen Landrat in Konstanz, Friedrich Kauffmann, in diesem Sinne »verwertet« wurde. Die für die Deportation vorgesehenen Juden wurden von der Gestapo aus ihren Wohnungen geholt, vom Radolfzeller Totenkopf-Bataillon zusammengetrieben und an die Bahnhöfe von Konstanz, Radolfzell und Singen gebracht, wo der Zug nach Gurs bereits wartete.⁵⁰ Aufgrund der schlechten Versorgungssituation und katastrophalen hygienischen Bedingungen starben viele der Internierten bereits bald nach ihrer Ankunft im Lager; so auch die in Radolfzell verhaftete, seit April 1940 im Hotel »Schiff« logierende Jüdin Alice Fleischel (1873–1941), die ebenfalls in einen der Züge nach Gurs kam, wo sie am 26. April 1941 starb. Die meisten, die das Lager Gurs überlebten, wurden ab August 1942 über das Sammellager Drancy bei Paris nach Auschwitz und in andere deutsche Vernichtungslager in Polen deportiert und dort ermordet.

DIE WAFFEN-SS-UNTERFÜHRERSCHULE RADOLFZELL (USR) (15. FEBRUAR 1941 – 2. MAI 1945)

Das SS-Führungshauptamt hatte entschieden: Zur Sicherung eines geeigneten Unterführernachwuchses wird auf Befehl des Reichsführers SS eine zweite SS-Unterführerschule mit Wirkung vom 15.2.1941 aufgestellt. Standort: Radolfzell, SS-Unterkunft. ⁵¹ In Analogie zu den beiden »Junkerschulen« für die SS-Führer-Ausbildung in Braunschweig und Bad Tölz sollte sich nach Lauenburg/Pommern (ab November 1940) in Radolfzell längerfristig eine weitere Unterführerschule der Waffen-SS etablieren.⁵² Mit Abzug des Totenkopf-Ersatzbataillons am 1. Dezember 1940 und Durchführung eines »Gruppenführerlehrgangs der Waffen-SS« wurde die Heinrich-Koepen-Kaserne damit bis zum Kriegsende zu einem Ort militärischer und »weltanschaulicher« Erziehung junger Unterführer-Anwärter.⁵³ Die jungen Freiwill-

ligen der Waffen-SS (Mindestalter 17 Jahre), die sich bei einer der »Ergänzungsstellen« gemeldet und auf viereinhalb oder zwölf Jahre dienstverpflichtet hatten, mussten sowohl dem körperlich-»gesundheitlichen« wie dem »SS-mäßigen«, d. h. »weltanschaulichen« Anforderungsprofil eines »nationalsozialistischen, soldatischen Ordens nordisch bestimmter Männer« (Heinrich Himmler) entsprechen, um aufgenommen zu werden. Nach einem halben Jahr Dienst bei der kämpfenden »Feldtruppe« ernannte man sie zu SS-Sturmmännern, die nun die Wahl hatten, bei entsprechender Neigung und Eignung eine »Unterführer-« oder eine »Führer-Laufbahn« einzuschlagen. Über die verschiedenen Ausbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Waffen-SS »informierte« und umwarb 1943 eine Propagandabroschüre des SS-Führungshauptamtes (»Dich ruft die SS!«) die Zielgruppe der späteren Unterführer und Führer wie folgt:

»Die besonderen Aufgaben der Schutzstaffel zwingen dazu, die unabänderlichen Gesetze der Auslese anzuwenden und die wertvollsten Kräfte für die SS zu gewinnen. Vertrauensvoll soll sich der junge Deutsche der Eignungsuntersuchung unterziehen, ob er SS-mäßig und gesundheitlich für die Waffen-SS geeignet ist. (...). Der SS-Unterführer ist der treue Gehilfe des SS-Führers. (...). Er ist die Verkörperung der seelischen Widerstandskraft der Waffen-SS. Entschlossenheit, Zuversicht und Ruhe kennzeichnen ihn im Kampf. (...). So ist das Unterführerkorps der Waffen-SS in seiner nationalsozialistischen Haltung tief mit der Idee Adolf Hitlers verwurzelt, aus der heraus die großen Siege erwachsen, die mit dem Namen der Waffen-SS für alle Zeiten verknüpft sind.«⁵⁴



Abb. 6: Zug einer Ausbildungskompanie der USR im Winter 1942/43. Foto-Sutter, Radolfzell, 1943. Fotografie in Privatbesitz.

Die USR, die im Februar 1941 in die Heinrich-Koeppen-Kaserne einzog, war die zeitlich am längsten in Radolfzell stationierte Waffen-SS-Einheit und bildete bis April 1945 in insgesamt etwa 15 jeweils drei- bis viermonatigen Unterführer-Lehrgängen mehrere Tausend SS-Männer und -Rottenführer in diesem Sinne zu »Weltanschauungskämpfern« aus. Zusätzlich zu den Unterführer-Lehrgängen gab es an der USR für Unterführer-Dienstgrade, die sich für die »Führer-Laufbahn« entschieden hatten, viermonatige »Kriegs-Reserve-Führeranwärter«-Lehrgänge (RFA), deren erfolgreicher Abschluss notwendige Voraussetzung zur Beförderung zum SS-Untersturmführer war. Mindestens zwei dieser RFA-Lehrgänge sind für die Jahre 1941 und 1942 in der Heinrich-Koeppen-Kaserne belegt.⁵⁵ Die Ausbildungseinheit der USR gliederte sich in den Führungsstab und zunächst vier (später sechs) Ausbildungskompanien: zwei Panzergrenadier-Kompanien und zwei »schwere Kompanien« mit Panzerabwehr- und schweren Infanteriegeschützen.⁵⁶ Erster USR-Kommandeur war, im Rang eines SS-Obersturmbannführers, der spätere SS-Oberführer Thomas Müller⁵⁷, der in dieser Funktion auch zwei Jahre als Kasernenkommandant verantwortlich zeichnete. Im städtischen Leben zeigte er sich – wie auch sein Nachfolger Willi Braun (siehe unten, Anm. 66) – bei allen öffentlichen Auftritten der USR und galt neben Koeppen und Braun als einer der »markanten« Repräsentanten der Radolfzeller SS. An seine Ausbildung an der USR im Winter 1941/42 erinnerte sich ein damaliger SS-Unterführer-Anwärter rund dreißig Jahre später knapp und zynisch: *Der Lehrgangsbetrieb ging friedensmäßig vor sich, jedoch überwiegend Geländedienst, also kriegsmäßige Ausbildung. Weiter Unterricht in allen erforderlichen Sparten, Exerzieren u. Scharfschießen. Die Ausbildung fand im Gelände hinter der Schule und auf dem Schießstand statt. Besondere Ereignisse gab es nicht, lediglich mußten wir beim Ergreifen einiger ausgebrochener Häftlinge, die damals in der Reithalle untergebracht waren, mithelfen. (...) Die Häftlinge waren zum Bau eines neuen Schießstandes eingesetzt u. (es) ging dort auch ganz gemütlich zu (!).*⁵⁸ Detaillierter geben sich die Erinnerungen eines Absolventen (Jahrgang 1925) des 12. USR-Lehrgangs vom 9. Februar bis 6. Juni 1944:

»Wir wurden alle an folgenden Waffen ausgebildet: Pistole 08, Pi 38, Karabiner 98K, Schnellfeuergewehr 41, MPi 44, Sturmgewehr 43, Maschinengewehr 42, Granatwerfer 34, Kaliber 8 cm, kleine und große Panzerfaust, Panzerschreck oder Ofenrohr, Flammenwerfer. Wir haben mit allen genannten Waffen den scharfen Schuss geübt. Zudem erlernten wir die Anwendung der Stiel- oder Eierhandgranate, das Scharfmachen und Verlegen von Minen, Exerzieren, Nahkampf, taktisches Verhalten beim Angriff in der Gruppe, dem Zug und der Kompanie. (...). Wir hatten manchmal Unterricht mit der ganzen Kompanie. Ein Sturmbannführer hielt dann Vorträge von zwei bis drei Stunden über die Themen »Die SS als Orden« oder »Die SS-Lebensgemeinschaft und die Blutfrage« usw. (...).«⁵⁹

Mit dem Formblatt *Beurteilung und Leistungen* überreichten die USR-Ausbilder jedem Absolventen das Prüfungsergebnis: So attestierte die USR beispielsweise am Ende des letzten regulären Lehrgangs 1945 einem achtzehnjährigen SS-Rottenführer mit Fronterfahrung und Verwundetenabzeichen bei durchschnittlichen militärischen Leistungen

nur unzureichende Gruppenführerqualitäten. Eine Beförderung zum SS-Unterscharführer konnte der damalige USR-Kommandeur und promovierte Jurist Dr. Kurt Groß (siehe unten) deshalb zwar nicht befürworten, genehmigte dem Absolventen aber noch am 22. Februar 1945 (!) eine Prüfungswiederholung, denn er zeige eine *gute Dienst- und Pflichtauffassung*, sei *körperlich widerstandsfähig und ausdauernd* und lasse vor allem in puncto *Weltanschauung* nichts zu wünschen übrig; der Rottenführer sei vom *Gedankengut des Nat. Sozialismus durchdrungen*.⁶⁰ Zahlreiche, namhaft zu machende SS-Führer waren an der USR zwischen 1941 und 1945 als wechselnde Ausbilder in Taktik, Waffenkunde und »Weltanschaulicher Erziehung« tätig, bevor sie, wie auch die erfolgreichen Absolventen nach Ende ihrer Lehrgänge an den verschiedenen Fronten des Krieges zu weiteren Kampfeinsätzen kamen. Unter ihnen befanden sich nicht wenige, die vor, während oder nach ihrer Zeit in Radolfzell nachweislich für Kriegsverbrechen verantwortlich waren.⁶¹

Zwischen November 1942 und Januar 1943 war der vormalige Oberbefehlshaber der französischen Armee und vorübergehende Verteidigungsminister des Kollaborationsregimes von Vichy, General Maxime Weygand (1867–1965), unter dem Decknamen Lottermann in der USR interniert.⁶² Am 12. November 1942 hatte ihn die Waffen-SS in Vichy festgesetzt, nachdem seine weitere Unterstützung der NS-Kriegsführung in Nordafrika fraglich erschien. Im Führer-Heim der *Heinrich-Koepfen-Kaserne* richtete man dem illustren Internierten eine komfortable Wohnung ein und stellte ihn unter Bewachung einer eigens dafür aufgestellten »Kasino-Wache«. Mit einer brieflichen Protestnote aus Radolfzell an die *Deutsche Regierung*, datiert vom 12. Januar 1943⁶³, erwirkte Weygand mit Kenntnis Hitlers, Himmlers und des Außenministers Joachim von Ribbentrop seine Verlegung nach Garlitz, später nach Schloss Itter, Tirol, wo er das Kriegsende erlebte.

Zur Verstärkung der Abwehr der zu erwartenden Invasion der alliierten Streitkräfte in der Normandie forderte das Kommandoamt bereits Ende 1943 die zusätzliche Aufstellung von SS-»Alarmeinheiten« an. Ab Frühjahr 1944 wurden so unter anderem aus USR-Unterführeranwärtern des 9.-12. Unterführerlehrgangs unter Kommando von SS-Hauptsturmführer Arthur Burzlaff das dritte »Alarm-Bataillon« der sogenannten »SS-Kampfgruppe 1« (später SS-Panzergrenadier Brigade 49) rekrutiert.⁶⁴ Mit dem Tag des Invasionsbeginns am 6. Juni 1944 wurde es von Radolfzell zunächst auf den Truppenübungsplatz Königsbrück bei Dresden, von dort nach Dänemark verlegt und schließlich am 12./13. August 1944 in die Kämpfe nach Frankreich abkommandiert (Radio-Code-Name: »Elephant«).⁶⁵

Unter dem Eindruck der von Westen gegen den Rhein vorstoßenden alliierten Streitkräfte wurde der bis dahin kontinuierlich verlaufende Schulungsbetrieb der USR im November 1944 vorübergehend eingestellt. USR-Kommandeur Willi Braun⁶⁶ rekrutierte stattdessen aus Lehrgangsteilnehmern, Unterführern und Führern, ergänzt um 200 Mann HJ-Teilnehmer eines Lehrgangs für Offiziersbewerber und 500 kurzfristig »umgeschulte« Angehörige der Lufwaffe, das SS-Regiment »Radolfzell« in 3 Bataillonen und 6 Kompanien. Nach ihren jeweiligen Bataillons- und Kompanieführern waren für diese

Einheit auch verschiedene Kommando- und Bezeichnungen (SS-»Kampfgruppen«) gebräuchlich: »Kampfgruppe Leithner«⁶⁷, »Kampfgruppe Sattler«⁶⁸, »Kampfgruppe Groß«⁶⁹ et al. Eingebunden in die Wehrmacht operierte das USR-Regiment ab Mitte Dezember 1944 bis Ende Januar 1945 im Gebiet Oberrhein/Colmar, wo es zu verlustreichen Kämpfen gegen französische und amerikanische Streitkräfte um den Brückenkopf Colmar, vor allem bei Kaysersberg und Sigolsheim (»Operation Habicht«) kam.⁷⁰ Ab dieser Zeit kann der später zum SS-Sturmbannführer avancierte Dr. Kurt Groß für Radolfzell und die USR als eine Schlüsselfigur gelten. Als Nachfolger des früh durch Verletzung ausgefallenen Willi Braun hatte er von Mitte Dezember 1944 bis Ende Januar 1945 das besagte SS-Regiment und die Kampfeinsatzgruppen im Elsaß kommandiert und sich offenbar mit »vorbildlichem Einsatz« bei diesen Kampfhandlungen für Weiteres empfohlen: Der Reichsführer SS und damalige Oberkommandierende der »Heeresgruppe Oberrhein«, Heinrich Himmler, zitierte Groß im Januar 1945 zu sich und verlieh ihm das »Deutsche Kreuz in Gold«. Groß nahm mit dem SS-Regiment und den restlichen USR-Angehörigen, sofern sie Anfang Februar 1945 stark dezimiert überhaupt nach Radolfzell zurückkehrten, den unterbrochenen Schulungsbetrieb wieder auf und blieb stellvertretender USR-Kommandeur bis Standartenführer Willi Braun Mitte April 1945 aus dem Lazarett Brünn zurückkam und ihn ablöste. Am 15. April 1945 hielt Groß im Scheffelhof eine berüchtigte, von Zeitzeugen als »fanatisch« und »flammend« bezeichnete Durchhalte-Rede, die anzuhören alle Männer zwischen 14 und 70 Jahren verpflichtet waren: Radolfzell werde »bis zum letzten Mann« und »unter allen Umständen« verteidigt. Angehörige des Radolfzeller »Volkssturms« wurden von der USR daraufhin am SS-Schießstand kurzerhand in die Handhabung von Panzerfäusten eingewiesen. Am 20. und 21. April 1945 ergingen an die »Kampfgruppe Groß« letzte Einsatzbefehle der Wehrmacht, die unter Kommando von General Hans Schmidt (1877–1948), AOK 24, zwischenzeitlich die Befehlsgewalt in der SS-Kaserne übernommen hatte. Ein Bataillon rückte daraufhin in den Raum Engen, tags darauf ein weiteres nach Stockach ab. In Wahlwies wurde Groß bei einer Schießerei mit dem eigenen Volkssturm verwundet, der sich dort geweigert hatte, eine Panzersperre zu schließen; dabei wurden vier Menschen erschossen. Die USR-Kampfgruppe tötete am 23. April 1945 im bereits befreiten Stockach fünf Angehörige der französischen Streitkräfte und vollzog willkürlich die Hinrichtung von zwanzig Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen im dortigen Stadtgarten, nachdem die Franzosen die Stadt am 21. April bereits erreicht, doch bis auf einen kleinen Trupp wieder verlassen hatten. Unter dem Eindruck allgemeiner Auflösungserscheinungen der deutschen Verbände setzte sich Groß mit Teilen der USR und der »Kampfgruppe Leithner« über Meersburg in Richtung Bregenz und Dornbirn ab, noch bevor die französischen Streitkräfte am 25. April 1945 in Radolfzell einrückten.⁷¹ Eine in Radolfzell verbliebene, kleine Einheit der USR sprengte das Munitionsdepot am Schießstand und setzte sich schließlich über den Bodanrück nach Konstanz-Egg und von dort per Schiff nach Lindau und Bregenz ab, darunter der letzte Kommandeur der Schule, SS-Standartenführer Willi Braun und SS-Hauptsturm-

führer Dr. Ewald Plog (1907-?), zuständig für die »Weltanschauliche Erziehung« an der USSR. Sämtliche Personal- und Wehrunterlagen der USSR wurden mit anderen Unterlagen und Büchern bei der Schiffspassage in Stahlkisten im See versenkt.⁷² Mit Befehl Willi Brauns galt die USSR, deren Reste sich vor den nachrückenden Franzosen von Lochau nach Dornbirn, Sulz und ins Klostertal abzusetzen versuchten, ab 3. Mai 1945, 0 Uhr als aufgelöst.

DAS DACHAUER KZ-AUSSENKOMMANDO RADOLFZELL (19. MAI 1941 – 16. JANUAR 1945)

Die SS stellte mit den Totenkopfverbänden in den Konzentrationslagern nicht nur das Wachpersonal, sondern setzte die KZ-Häftlinge systematisch in und außerhalb der Stammlager als Zwangsarbeiter ein und verfügte deren Einsatz in der zunehmend unter Arbeitskräftemangel leidenden Kriegswirtschaft. Zu diesem Zweck fielen die Konzentrationslager ab 1942 in den Zuständigkeitsbereich des Wirtschafts- und Verwaltungshauptamts der SS. Grundsätzlich als ein System der »Vernichtung durch Arbeit« konzipiert, gab es in der KZ-Häftlingssarbeit unter »wirtschaftlichen Gesichtspunkten« auch Einsatz-Varianten, die zumindest auf vorläufige »Erhaltung« der Arbeitskraft zielten. Das gilt auch für jenen Teil der KZ-Außenlager und Außenkommandos, in denen die SS für ihre eigenen Belange Zwangsarbeit verrichten ließ. Am 19. Mai 1941 wurde mit der »Überstellung« eines ersten Kontingents von deutschen, polnischen und tschechischen KZ-Häftlingen aus Dachau, die in Begleitung einer SS-Wachmannschaft am Radolfzeller Bahnhof ankamen und vor den Augen der Bevölkerung durch die Stadt geführt wurden, das KZ-Außenkommando Radolfzell eingerichtet.⁷³ Untergebracht waren die Häftlinge im zweigeteilten, gepflasterten ehemaligen Pferdestall der Heinrich-Koepfen-Kaserne. Zusätzliche Zellen zur Verbüßung von Sonder- und Strafarrest befanden sich in einem Kellergang hinter dem Wachbereitschaftsraum der USSR. Die »Belegstärke« des KZ-Außenkommandos wurde in den ersten Monaten auf mindestens 113 Häftlinge erhöht. Damit zählte Radolfzell in dem zwischen 1941 und 1945 sprunghaft ausgebauten System von zuletzt 140 Dachauer Außenlagern und Außenkommandos zu den frühesten, hinsichtlich seiner Größe zu den kleineren bis mittleren Dachauer »Außenstellen«.⁷⁴ Das Gros der Häftlinge wurde von der USSR bis Oktober 1942 zum Bau eines Großkaliber- und Pistolenschießstandes im Gewann Altbohl eingesetzt. Nach Abschluss dieser Arbeiten stand ein Restkontingent bis Januar 1945 für weitere Belange der USSR auf dem Kasernenareal und im Radolfzeller Umland zur Verfügung. Die jüngst aufgefundene Dachauer Häftlingsliste – *Aussenkommando: Radolfzell (SS-Unterführerschule) / Ausgerückt am 19. Mai 1941 –*, datiert vom 18. Mai 1942, nennt die Namen, Geburtsdaten, Häftlingsnummern, Haftarten und Dachauer Blocknummern jener 113 Häftlinge, die zu diesem Zeitpunkt das KZ-Außenkommando bildeten. Da in ihr zahlreiche Häftlinge genannt werden, die

Konzentrationslager Dachau
Arbeitseinsatz

KL, 18. Mai 1942 70

Aussenkommando: R A D O L F Z E L L(44 - Unterführer - Schule)Ausgerückt am 19. Mai 1942:

Vor- und Zuname:	Haftart-Gef.Nr.	Geb.Dat.	Bl.	am:
✓ Jauss, Gottlieb (GAPD)	Sch-2xKL	113	9.10.89	2
✓ Pfeiffer, Hermann (GAPD)	Sch	20617	22.12.05	6
✓ Ams, Valentin	AZR	4963	5. 2.06	22
✓ Berger, Otto	PSV	25559	19. 6.86	24
✓ Biereth, Adolf	Sch	24107	17. 6.00	6
✓ Biernat, Martin	Sch-P	19642	18.10.09	18
✓ Blumenröder, Fritz	AZR	2486	28. 9.12	22
✓ Böhm, Jakob	BSV	23831	16. 5.02	24
✓ Böshaar, Adam	Sch	24515	8. 9.99	4
✓ Bouillon, Eduard	AZR	27145	19. 9.13	22
✓ Braun, Josef	AZR	19647	12.10.00	22
✓ Broszinski, Samuel,	AZR	15603	7. 3.22	22
✓ Brucker, Atur,	PSV	16844	15. 7.89	24
✓ Buchbauer, Hans	AZR	19330	14. 6.07	22
✓ Bury, Rüdiger	Sch	14404	13.10.11	4
✓ Creutz, Heinrich	Sch	16866	27. 7.96	9
✓ Dalcolmo, Andreas	PSV	2166	1. 7.06	24
✓ Distelkamp, Ludwig	PSV	2171	15. 2.02	24
✓ Dohmen, Franz	AZR	14403	27. 8.11	9
✓ Drehsen, Josef	AZR	26587	26. 9.09	22
✓ Dürschlag, Teophil	PSV	17870	2. 9.95	11
✓ Ende Albert	PSV	1200	28. 1.91	24
✓ Engljühringer, Hermann	Sch	685	22. 6.04	6
✓ Feustel, Franz	Sch	20293	14.10.05	4
✓ Finndorf, Karl	Sch	15833	2.12.09	6
✓ Fritz, Karl	Sch	17905	17. 5.20	4
✓ Fröhlich, Alois	AZR	25665	14. 1.84	22
✓ Fromm, Arnold	AZR	15189	1.11.06	22
✓ Fuchs, Ludwig <u>Friedrich</u>	PSV	23487	24. 6.00	24
✓ Gasser, Thomas	Sch	19970	3. 8.02	6
✓ Gasch, Georg	Sch	13483	28. 4.91	6
✓ Geier, Franz	PSV	24825	2.12.08	11
✓ Glorius, Fridolin	PSV	24833	21. 1.12	11
✓ Görgens, Paul	AZR	23471	13. 4.14	22

Abb. 7: erl.-(edigt) - Die Dachauer Häftlingsliste Arbeitseinsatz/Aussenkommando: Radolfzell (SS-Unterführerschule) 19. Mai 1942, Seite 1 (v. 4).

nachweislich erst nach dem 19. Mai 1941 in das Stammlager Dachau eingewiesen worden waren, eine Transportliste vom 19. Mai 1941 aber nicht überliefert ist, lässt sich nicht sagen, wie und wann diese 113 Häftlinge im ersten Jahr des Außenkommandos nach Radolfzell kamen. Gelistet sind in diesem Schlüsseldokument 46 sogenannte politische

»Schutzhäftlinge« (42 (recte 41) Deutsche, 3 (recte 4) Polen und 1 Tscheche), 35 sogenannte »Asoziale« (abgekürzt: AZR – »Arbeitszwang Reichsbehörde«) und 32 sogenannte »Kriminelle« (abgekürzt: PSV – »polizeiliche Sicherungsverwahrung«)⁷⁵.

Der Kommandoführer, der die Befehlsgewalt über die Dachauer Häftlinge hatte, unterstand seinerseits der Kasernenkommandantur und somit der USR. Ebenso übernahm die USR die Aufsicht über die Häftlinge im Kasernenbereich. Laut Schulbefehl des damaligen USR-Kommandeurs Willi Braun war deren Wachdienst *sinngemäß dem der Konzentrationslager durchzuführen*, was de facto die Übernahme der Dachauer Disziplinar- und Strafandrohung (»Lagerordnung«) wie auch der Dienstvorschriften für das Wachpersonal im Außenkommando Radolfzell bedeutete beziehungsweise diese voraussetzte. Die von Theodor Eicke zuerst für das KZ Dachau entworfenen, dann für alle Konzentrationslager prototypischen Bestimmungen fanden Ausdruck in der bereits am 1. Oktober 1933 erlassenen Disziplinar- und Strafandrohung für das Gefangenenlager und in den Dienstvorschriften für die Begleitposten und die Gefangenenbewachung. Letztere regelten bis ins Einzelne das Verfahren des Häftlingsappells, des Abmarsches der Häftlingskolonnen zum Arbeitseinsatzort, die Pflichten der Torwachen und Begleitposten, sogar den Wortlaut einzelner Kommandos, den Abstand, den die Posten von den Häftlingen zu halten hatten, die Form der Ehrenbezeugung u. a. Die in der »Lagerordnung« je nach »Vergehen« vorgesehenen Strafen waren strenger Arrest zwischen drei und 42 Tagen, verbunden mit 25 Stockhieben zu Beginn und, am Ende der Strafe, mit Strafarbeit oder Einzelhaft; die aufgeführten Nebenstrafen: Strafexerzieren, Postsperrung, Kostentzug, hartes Lager und Pfahlbinden.

SS-Unterrichterschule / 3. Kompanie

Radolfzell, 27.3.43

Ziff. 2.: Häftlingswache:

Der Wachdienst bei Häftlingen ist sinngemäß dem der Konzentrationslager durchzuführen. Es unterbleibt während des Wachdienstes jegliche Ehrenbezeugung, es sind von der zu bewachenden Abteilung 6 Schritte Abstand zu wahren und es ist jede nicht dienstliche Unterhaltung mit den Häftlingen verboten.

F.d.R.d.A.

[Arthur] Burzlaff / SS-Obersturmführer und Kp.Führer / [Stempel der] Waffen-SS-3.

SS-Untf.-Schule Radolfzell⁷⁶

In den diesem Schulbefehl zugrundeliegenden Dachauer Dienstvorschriften war zu lesen:

»Den Begleitposten obliegt lediglich die Bewachung der Gefangenen. Sie richten ihr Augenmerk auf das Verhalten derselben bei der Arbeit. Träge Gefangene sind zur



Abb. 8: Der Pferdestall der SS-Kaserne. Ab Mai 1941 waren in den ehemaligen Pferdekojen die KZ-Häftlinge untergebracht. Privatfotografie um 1938. Urheber unbekannt.

Arbeit anzuhalten. (...). Ist ein Gefangener bei der Arbeit sichtlich nachlässig und faul, oder gibt er freche Antworten, dann stellt der Posten den Namen fest. Nach Dienstschluss erstattet er Meldung. Selbsthilfe bedeutet Mangel an Disziplin. (...). Der SS-Mann hat Stolz und Würde zu zeigen. (...). Die Anrede »Du« kommt einer Verbrüderung gleich. Erniedrigend ist es für einen Totenkopfträger, der sich von Bolschewiken und Bonzen zum Botenträger machen lässt (...). Dem SS-Begleitposten ist es verboten, außerdienstliche Gespräche mit den Gefangenen zu führen.«

Auch die Dachauer Vorschriften zum sofortigen Gebrauch der Schusswaffe im Falle eines Anzeichens von Flucht oder Gefangenenmeuterei waren für das Außenkommando Radolfzell maßgeblich. In den Dienstvorschriften hieß es dazu:

»Versucht ein Gefangener zu entfliehen, dann ist ohne Anruf auf ihn zu schießen. Der Posten, der in Ausübung

seiner Pflicht einen Gefangenen erschossen hat, geht straffrei aus. Wird ein Posten von einem Gefangenen tötlich angegriffen, dann ist der Angriff nicht mit körperlicher Gewalt, sondern unter Anwendung der Schusswaffe zu brechen. (...) Schreckschüsse sind grundsätzlich untersagt.«⁷⁷

Bei Außeneinsätzen der Häftlinge zeichnete das Dachauer Wachpersonal, bestehend aus etwa zehn bis fünfzehn Angehörigen des »Totenkopfsturmbanns Dachau«, für die Bewachung verantwortlich. Die äußerst schwere Arbeit des Häftlingskommandos an den sechs bis zu 300 Meter langen Schussbahnen im Radolfzeller Stadtwald bestand darin, den gewonnenen und auf Loren herangeführten Erdaushub ohne adäquates Werkzeug zu seitlichen Erdwällen und Kugelfängen aufzuschütten und zu befestigen. Erster Kommandoführer bei Fertigstellung des etwa drei Kilometer von der Kaserne entfernten SS-Schießstandes zwischen Mai 1941 und August 1942 war der später als Kriegsverbrecher im Dachau-Hauptprozess (15. November 1945–13. Dezember 1945) von einem amerikanischen Militärgericht zum Tod verurteilte und hingerichtete SS-Hauptscharführer Josef Seuß (1906–1946)⁷⁸, der in seinem bei Schuldspruch und Strafbemessung berücksichtigten Affidavit zugab, in Radolfzell »besonders hart« – *particularly hard* – gegen Häftlinge vorgegangen zu sein und sie misshandelt zu haben: *Ich kam in das Radolfzeller*

Außenlager. Ich war dort von Mai 1941 bis August 1942 als Kommandoführer. (...). Tatsächlich habe ich die Leute nur geprügelt, als ich Kommandoführer in Radolfzell war. Im Dachauer Kerker habe ich vielleicht nur dreimal Schläge ins Gesicht ausgeteilt. Es mögen auch mehr gewesen sein. (...). Als ich im Außenlager (Radolfzell) war, musste ich die Häftlinge besonders hart behandeln.«⁷⁹ Der mitangeklagte, zu zehn Jahren Haft verurteilte SS-Scharführer Hugo Lausterer (1890–?), Wachmann des Arbeitskommandos unter Seuß zwischen Februar und August 1942 und bis Oktober 1942 in Radolfzell, bestätigte diese »persönlichen Exzesstaten« und gab über seinen Vorgesetzten zu Protokoll: »SS-Hauptscharführer Seuß schlug die Gefangenen sehr oft während ihrer Zeit in Radolfzell. Er schlug sie mit seinen Händen, mit Stöcken und trat sie auch mit Füßen. Einmal sah ich, wie er einen kranken Häftling schlug, weil der Häftling zu krank für die Arbeit war. Ich sah Seuß auch, wie er Häftlinge von einem 30 bis 50 Meter hohen Damm hinunterstieß. Er tat dies, nachdem er sie geschlagen hatte.«⁸⁰

Der Ruf als besonders grausamer Leiter des Dachauer Kommandanturarrests (»Bunker«), zuständig für die Strafmaßnahmen im Stammlager Dachau, begleitete Seuß nach Radolfzell. Der »politische Vorbeugungs-« beziehungsweise »Schutzhäftling« Leonhard Oesterle (1915–2009), am 19. Mai 1941 unter Seuß aus Dachau ins Außenkommando Radolfzell verlegt und am 15. November 1943 von dort zusammen mit dem tschechischen Schutzhäftling Oldřich Sedláček (1919–1949) in die Schweiz geflohen⁸¹, erinnerte sich noch Jahrzehnte später:

»(Josef Seuß), schon als Bunkerleiter in Dachau ein Schrecken der Häftlinge, blieb auch in Radolfzell ein gefürchteter Mann. Er war äußerst penibel und achtete pedantisch auf die Einhaltung der Lagerordnung. Er war ein ausgesprochen beamtenhafter Typ, der keine Unregelmäßigkeit duldete und Ordnung über alles stellte. Er lebte für die Einhaltung der Vorschriften. Sobald er abends der Kaserne den Rücken kehrte, atmeten nicht nur die Häftlinge auf, sondern auch die Wachsoldaten. (...). Er war ein grausamer Mensch – nicht weil er sadistisch war, sondern weil er keine Übertretungen der Lagergesetze duldete.«⁸²

Die unmittelbaren Nachfolger von Josef Seuß als Kommandoführer (ab August 1942) beziehungsweise Hugo Lausterer u. a. als Angehörige der Dachauer Wachmannschaft (ab Oktober 1942) sind nicht eindeutig bestimmbar. Erst ab Dezember 1943 ist SS-Oberscharführer Hermann Rostek (1898–1970) als Kommandoführer namhaft zu machen, der dies bis zur Auflösung des Lagers im Januar 1945 blieb. In einem Dachauer Folgeprozess (Case No. 000–50–2–68) wurde Rostek 1947 wegen seiner Tätigkeiten im KZ Dachau und weiteren Außenlagern (1942–1945) zu zwei Jahren Haft verurteilt; im Gegensatz zu Seuß konnten ihm keine persönlichen Exzesstaten gegenüber Häftlingen nachgewiesen werden.⁸³

Zu den Existenzbedingungen der Häftlinge im Außenkommando Radolfzell ist das Archivmaterial beschränkt auf einen Ermittlungsvorgang der Staatsanwaltschaft München 1954 und auf noch später begonnene »Vorermittlungen« der Zentralstelle Ludwigsburg, die in den 60er und 70er Jahren erstmals ehemalige Häftlinge zu Haftbedin-

gungen und strafverfolgungsrelevanten Vorkommnissen im Außenkommando Radolfzell befragte. Sie bestätigten, dass das KZ-Außenkommando über die Kantine der USSR versorgt wurde, was jedoch nicht bedeutet, dass die Ernährung deshalb ausreichend und der schweren Arbeit am Schießstand angemessen war. Dass Unterbringung und Verpflegung »verhältnismäßig gut« gewesen sein sollen⁸⁴, besagt nicht, dass sie »gut« waren. Der Euphemismus impliziert lediglich, dass es in Radolfzell zu keinen Todesfällen durch Verhungern gekommen ist und Radolfzell kein Kommando war, das systematische »Vernichtung durch Arbeit« betrieb. Hunger aber gehörte auch in Radolfzell ebenso zum Alltag der Häftlinge wie menschenunwürdige Unterkunft, unzureichende Bekleidung, schlechte medizinische Versorgung und schikanöse Behandlung durch das SS-Wachpersonal.⁸⁵ Zu den rigiden Strafmaßnahmen des Radolfzeller Wachpersonals unter Josef Seuß äußerte sich der überlebende Häftling Karl Täuber (1912–?) vor der Staatsanwaltschaft München. Er erinnerte sich konkret an die Misshandlung von fünf Häftlingen, die sich einen weggeworfenen Zigarettenstummel geteilt hatten. Seuß hatte sie dabei beobachtet und schlug zunächst mit Fäusten und einer Wurzel zu, bevor er Essenszug verordnete. Die Häftlinge mussten während der Mittagszeit mit 20 bis 25 Pfund schweren Steinen mindestens eine Stunde »Strafstehen«. Seuß schickte schließlich die Strafmeldung von Radolfzell an das Stammlager Dachau. Etwa ein halbes Jahr nachdem die fünf Radolfzeller Häftlinge wegen verbotenen Rauchens von Seuß verprügelt worden waren, erhielten sie nach ihrer Rücküberstellung nach Dachau ihre offizielle Strafe gemäß der »Lagerordnung«: 25 Stockhiebe und 42 Tage Bunkerarrest.⁸⁶

Es kam zu Fluchten beziehungsweise Fluchtversuchen einzelner Häftlinge, die entsprechend der »Lagerordnung« u. a. mit tagelangem »Strafstehen« der Mithäftlinge geahndet wurden. So erinnerte sich Leonhard Oesterle an die gleichzeitige Flucht dreier Tschechen (vor November 1943), die die Kasernenwache am Tor überwältigt hatten: »Dieser gelungene Fluchtversuch war eine Blamage für das Wachpersonal, das nun seine Wut an den Häftlingen ausließ: Sie mussten die restlichen Nachtstunden und den ganzen folgenden Tag unter freiem Himmel in Reih und Glied stehen bleiben. Es hieß, sie müssten ausharren, bis die Geflohenen gefasst wären.«⁸⁷ Einer sei schließlich erschossen zurückgebracht, der zweite lebend eingefangen worden; vom dritten wurde behauptet, man habe ihn tot aufgefunden. Der ehemalige SS-Rottenführer Scheinflug erinnerte sich, ohne nähere Angaben, an eine weitere Häftlingsflucht im Frühjahr 1944, mutmaßlich ebenfalls in die Schweiz.⁸⁸ Während des Arbeitseinsatzes 1941/42 am Schießstand wurde, durch überlieferte Dokumente aus Dachau und Radolfzell nachweislich, mindestens ein Häftling vom SS-Wachpersonal ermordet – im Jargon der Täter: *auf der Flucht erschossen*. Jacob Dörr (geb. 1916) war erst am 25. April 1941 von seiner Geburtsstadt Frankfurt in das KZ Dachau verschleppt worden und war dort mit der Häftlingsnummer 24562 als »Asozialer«, d. h. AZR-Häftling von der Lagerverwaltung registriert. Ins Außenkommando Radolfzell kam er als »politischer Vorbeugungshäftling«⁸⁹. Seine Leiche wurde noch am Tag der Ermordung am 11. November 1941 im Krematorium Konstanz

eingeschert. In der Abschrift des Dachauer Totenbuches zwischen 11. Mai 1941 und 22. Mai 1945 – das Original ist verloren – sind insgesamt 8323 Tote in den 140 Dachauer Außenkommandos und -lagern verzeichnet, darunter zwei Tote im Außenkommando Radolfzell⁹⁰. Weder der 1941 ermordete Jacob Dörr noch die von Oesterle erinnerten drei geflohenen Tschechen sind auf der zitierten Häftlingsliste vom Mai 1942 zu finden – als einziger tschechischer Schutzhäftling ist dort Oldřich Sedláček (von der SS-Lagerverwaltung zu Ulrich Sedlacek »verdeutschte«, von seinem Freund Oesterle und den Mithäftlingen Uli genannt), aufgeführt, der mit Oesterle am 15./16. November 1943 fliehen konnte⁹¹. Sollten die drei Tschechen nicht schon vor Mai 1942 geflohen und/oder getötet worden sein, wäre dies ein Beleg für weitere, nach dem 18. Mai 1942 aus Dachau nach Radolfzell verfügte Überstellungen. Grundsätzlich sind die Veränderungen der Belegstärke durch Zugänge und Rücküberstellungen aufgrund einer unvollständigen Überlieferung von Stärkemeldungen und Transportlisten nur teilweise rekonstruierbar. Die Anzahl der 113 Dachauer KZ-Häftlinge in Radolfzell, Stand 18. Mai 1942, dürfte trotz späterer Zugänge – belegbar ist lediglich die Überstellung zweier weiterer Häftlinge im September 1942⁹² – nicht wesentlich überschritten worden sein. Insgesamt lassen sich auf Grundlage der archivalischen Überlieferung durch das Archiv der Gedenkstätte Dachau und durch den ITS Bad Arolsen namentlich 118 Häftlinge ermitteln, die das Außenkommando Radolfzell zwischen 1941 und 1945 durchlaufen haben. Belegt ist ferner, dass, nachdem die Arbeiten am Schießstand zum Abschluss gebracht worden waren, zwischen Mitte Juni und Anfang Dezember 1942 insgesamt 85 Häftlinge nach Dachau rücküberstellt wurden.⁹³ Einige wenige wurden dort entlassen, andere starben bald darauf in Dachau oder erlebten dort oder in einem Außenlager 1945 ihre Befreiung. Die Mehrzahl von ihnen wurde jedoch gruppenweise von Dachau in andere Konzentrations- und Vernichtungslager verlegt – dokumentiert sind durch Dachauer Häftlingspersonal- beziehungsweise Schreibstubenkarten-Einträge noch im Herbst 1942 Überstellungen der Radolfzeller Häftlinge u. a. nach Groß-Rosen (10. August 1942), Natzweiler (19. August 1942), Sachsenhausen (4. September 1942), Buchenwald (19. September 1942), Auschwitz (26. Oktober 1942), Neuengamme (2. November 1942) und Mauthausen (20. November 1942).⁹⁴ Am 16. Januar 1945 wurden



Abb. 9: Der von KZ-Häftlingen 1941/42 gebaute SS-Schießstand, Radolfzell. Hier die mittlere der drei von Erdwällen begrenzten Langbahnen mit Hochblende. Fotografie 2009. Markus Wolter

die letzten 19 in Radolfzell verbliebenen KZ-Häftlinge in Richtung Dachau überstellt.⁹⁵ Dreien gelang während des Eisenbahntransports die Flucht, die übrigen wurden nach einem Tieffliegerbeschuss nach Leonberg umgeleitet, wo sich ein Außenlager des KZ Natzweiler befand.

Am 25. April 1945 erfolgte der Einmarsch der französischen Truppen⁹⁶, die Anfang Mai 1945 die Kaserne belegten und diese wie auch den Schießstand ohne größere bauliche Veränderungen nutzten. Nach dem Abzug der französischen Streitkräfte 1977 sind das Kasernenareal und seine Gebäude sukzessive ziviler Nutzung geöffnet worden und gehören heute zum sogenannten »Gewerbegebiet Nord«. Der aufgelassene Schießstand ist im zunehmend überwucherten Gelände in Ausmaß und Substanz deutlich erkennbar und erhalten.

ERINNERN, VERANTWORTEN?

Zum Volkstrauertag 2001 ließ die Stadt am »Kriegerdenkmal«, an dem nach wie vor einmal jährlich Ansprachen gehalten und Kränze abgelegt werden, eine transparente Text-Stele errichten, die dessen Fraglichkeit reflektiert: NS-Relikt und steingewordenes Symbol für eben die Verbrechen zu sein, an die Radolfzell in Verantwortung seiner Geschichte mit einem – erst noch zu schaffenden – Mahnmal erinnern müsste: *Als dieses Denkmal 1938 aufgestellt wurde, waren die Planungen für den nächsten Krieg und den Holocaust schon weit fortgeschritten. Millionen Männer, Frauen und Kinder wurden Opfer der nationalsozialistischen Unmenschlichkeit.*

Und sonst? Seit 2007 erinnert auf dem Seetorplatz ein namenloser Gedenkstein mit der kommentarlosen Inschrift *Radolfzell / 22.10.1940 / Gurs* an die von Radolfzell nach Gurs deportierte Jüdin Alice Fleischel.

Eine peripher gelegene Sackgasse auf dem Areal der ehemaligen Kaserne wurde nach dem im November 1941 von SS-Wachpersonal ermordeten KZ-Häftling Jacob Dörr benannt.

Anlässlich des offiziellen Gedenkens zum Volkstrauertag 2009 wurde am »Kriegerdenkmal« in den Ansprachen Radolfzeller Gymnasiasten unter anderem die Forderung laut, die Veranstaltung künftig an einen anderen Ort in der Stadt zu verlegen. Mit ihrer Kranzniederlegung – *Zum Gedenken an die Menschen im KZ-Außenlager Radolfzell* – an der Textstele setzten die Schüler ein Zeichen des offenkundig und bleibend schwierigen Erinnerns in dieser Stadt.

Am 12. Januar 2010 beschloss der Kulturausschuss des Radolfzeller Gemeinderats die Einsetzung einer Projektgruppe mit der Maßgabe, im Eingangsbereich der ehemaligen SS-Kaserne ein Mahnmal, resp. eine Gedenkstätte einzurichten. Unter Auflage wurde ein finanzieller Zuschuss für die Realisierung des Theaterstücks »Die Flüsterstadt« von Gerhard Zahner bewilligt, das sich der Geschichte Radolfzells im Nationalsozialismus offen

aussetzt und dessen Premiere am 9. April 2010 im frisch sanierten Scheffelhof stattfand. Am 16. April 2010 wurde der Dokumentarfilm des Radolfzeller Filmemachers Günter Köhler über die NS- und SS-Vergangenheit Radolfzells gezeigt; im Anschluss daran gab es eine Podiumsdiskussion.

In privater Initiative wurde am 16. Juni 2010 im Kugelfang einer der drei Kurzbahnen der ehemaligen SS-Schießanlage eine Mahntafel installiert. Es entstand eine gleichermaßen verborgene wie offene – und öffentliche Gedenkstätte, die den Opfern nationalsozialistischer Gewalt und Menschenverachtung an diesem Ort gewidmet ist.

Anschrift des Verfassers:

Markus Wolter M.A., Gerberau 8, D-79098 Freiburg/Breisgau

eMail: Wolter.Antiquariat@t-online.de

ANMERKUNGEN

1 Vgl. BOSCH, Manfred: *Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950*, Lengwil 1997, hier: »Ich war aus anderem Holz geschnitzt.« Ludwig Finckh in Gaienhofen, S. 45–51.

2 Zur nationalsozialistischen Prägung und Vereinnahmung von Finckhs Person und Werk vgl. die dreibändige Ausgabe von 1941, »Der deutsche Finckh«, hier vor allem der Band: WÜRSTER, Gotthold: *Leben und Werk*, München 1941. Vgl. KLEE, Ernst: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*, Frankfurt a.M. 2007, S. 153.

3 FINCKH, Ludwig: *Kleine Stadt am Bodensee*. 2. Auflage, Baden-Baden 1943, S. 76 f.

4 FINCKH, Ludwig: *Himmel und Erde*, Stuttgart 1961, S. 136.

5 »Bürgermeister und Rat der Stadt Radolfzell hatten diesem Vorhaben alle Unterstützung zugesichert.« So in einem Bericht des HIAG-Periodikums »Der Freiwillige« über das »Kameradschaftstreffen der ehemaligen Angehörigen des III. Btl. »Germania« in Radolfzell am 17./18. April 1963 in Verbindung mit der HIAG-Kreisgemeinschaft Radolfzell«. Eine Kopie befindet sich im Bundesarchiv, Militärarchiv (BArch-MA) Freiburg, N756/108 b.

6 Vgl. ENGELSING, Tobias: »Wir sind in Deutschland und nicht in Russland«. Eine Alltagsgeschichte der Volksschule in den Jahren 1933–1949 am Beispiel der Stadt Radolfzell am Bodensee, Lengwil 1987. Trotz der spezifischen Fragestellung insgesamt eine gute Einführung und Übersicht zum bislang in der For-

schungsliteratur ungenügend bearbeiteten Thema Nationalsozialismus in Radolfzell.

7 An der vom damaligen NSDAP-Bezirksleiter Eugen Speer eröffneten Versammlung nahmen nach Angaben des Bürgermeisters Otto Blesch zu nächstlicher Stunde etwa 35 000 Menschen teil. Vor Hitlers 30minütiger Rede (Beginn nach 23.55 Uhr) sprachen der Gründer der NSEAP Theodor Fischer und der Münchner Stadtrat Hermann Esser. Die maschinelle Transkription einer stenographischen Mitschrift der Rede (Bundesarchiv, NS 26/52) ist abgedruckt in: LANKHEIT, Klaus A. (Hg.): *Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen*. Februar 1925 bis Januar 1933. Band V, Teil 1: April 1932–September 1932, München 1996, S. 282–288.

8 Vgl. KLÖCKLER, Jürgen: *Speer, Eugen (1887–1936)*. NSDAP-Kreisleiter, Gau-Inspekteur, Bürgermeister, MdL Baden (NSDAP), in: *Badische Biographien*. Hg. von Fred L. Sepaintner, N.F., Bd. VI, Stuttgart (erscheint voraussichtlich 2011). Der Gemeinderat der Stadt Radolfzell hat erst im Dezember 2010 die bis dahin formal gültige Ehrenbürgerschaft des ersten Radolfzeller Bürgermeisters in der Zeit des Nationalsozialismus aufgehoben. Anders als die ebenfalls 1933/34 verliehenen Ehrenbürgerschaften für Robert Wagner und Adolf Hitler, die nach 1945 umgehend widerrufen wurden, hatte man diejenige für Speer »schlicht vergessen«.

9 Vgl. die in der Zeit und im Sinne des Nationalsozialismus geschriebene »Kurze Stadtchronik« des

Radolfzeller Volksschullehrers und NSLB-Kreisabschnittwalters Josef Zimmermann, in: Adressbuch der Stadt Radolfzell am Bodensee und Umgebung, Konstanz 1938, S. 37–41; diese kursorische Übersicht übernimmt weitgehend: GÖTZ, Franz: Geschichte der Stadt Radolfzell. Schrift- und Bilddokumente, Urteile, Daten (Hegau-Bibliothek, Band 12) Radolfzell 1967, S. 270 f.

10 In einem Brief an den Kultusminister pries Bürgermeister Josef Jöhle im April 1939 den unter dem Gesichtspunkt nationalsozialistischer Rassenlehre »weltanschaulichen« Wert der Urzeitsiedlung: »Durch die hier gebotene Vergleichsmöglichkeit zwischen der Behausung der mittelsteinzeitlichen westischen Rasse und dem jungsteinzeitlichen Gehöft der nordisch-indogermanischen Menschen, wird auf eindringliche, jedem verständliche Weise veranschaulicht, welche hohe Kultur auf allen Lebensgebieten mit der Landnahme der nordischen Menschen in unserem Raume eingezogen ist.« Zit. nach: ENGELSING (wie Anm. 6) S. 54 f. Vgl. REINERTH, Hans: Freilichtmuseum Radolfzell-Mettlau. Führer durch die Steinzeitbauten, Radolfzell 1938. Zur nationalsozialistisch-völkisch geprägten Ur- und Frühgeschichte unter Hans ReinertH vgl.: V. BRUCH, Rüdiger (Hg.): Die Berliner Universität in der NS-Zeit, Bd. II. Fachbereiche und Fakultäten, Stuttgart, Wiesbaden 2005; hier: Achim Leube: Die Ur- und Frühgeschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, S. 149–165.

11 Die russischen Kriegsgefangenen waren in umzäunten und bewachten Holzbaracken seeseitig entlang der Gleisanlagen des Güterbahnhofs untergebracht.

12 Roth in: »Der Führer« [NSDAP-Gauzeitung in Baden], 2.6.1939.

13 Zit. nach: »Freiburger Zeitung«, 1.5.1940.

14 Der Architekt der Kaserne, Hermann Reinhard Alker (1885–1967), studierte an der Technischen Hochschule Karlsruhe und lehrte dort ab 1924 als Professor. 1935 wurde er von den Nationalsozialisten als einer von 12 Durlacher Stadtverordneten eingesetzt. 1936 erhielt er den Kulturpreis des Gauleiters von Baden, Robert Wagner, anschließend die Stellung als Stadtbaurat für besondere Aufgaben in München, die er aber 1938 nach Differenzen mit Hitler wieder verlor. In der Zeit des Nationalsozialismus entstanden nach Plänen Alkers oder wurden von ihm u. a. entworfen: Thingstätte Heidelberg 1934–1936, SS-Kaserne Radolfzell 1936/1937, Wettbewerbsentwurf

Gauhaus Karlsruhe 1937, städtebauliche Planungen München 1937/1938, Schlageter-Denkmal Schönau im Wiesental 1937–1939, Wettbewerbsentwurf »Gauhauptstadt Straßburg« 1941. Die französische Militärregierung entließ ihn nach 1945 wegen seiner NS-Vergangenheit. 1950 wurde er nachträglich emeritiert.

15 Zu Planung, Finanzierung und Unterhaltung des Kasernenprojekts durch das Deutsche Reich als Bauherren sind im Bundesarchiv Berlin die Unterlagen des Reichsfinanzministeriums überliefert: SS-Unterkünfte, Polizeidienststellen und Wehrmacht; Aktenplanung, Organisation und Unterkunft: R2/27483 = Bd. 1/1: 1935–43; R2/27484 = Bd. 1/2: 1935–1936; R2/27485 = Bd. 2: 1937–1941; R2/27486 = Bd. 3: 1941–1943. Zu den Bautechnischen Angelegenheiten vgl. R 2/27645 = Bd. 2 (Radolfzell): 1937–1942.

16 Die »Standarten« (Regimenter) der SS-Verfügungstruppe (SS-VT) entstanden im Herbst 1934, als aus den »Politischen Bereitschaften« München (Ellwangen) und Württemberg (Jagst) die neue SS-Standarte »Deutschland«, aus den »Politischen Bereitschaften« Hamburg, Arolsen und Wolterdingen die SS-Standarte »Germania« und aus der Berliner »Stabswache« die »Leibstandarte Adolf Hitler« aufgestellt wurden. Die Ausbildung dieser paramilitärischen Einheiten erfolgte nach Heeresdienstvorschriften.

17 Zum Stand von Juli 1939 vgl. die aufschlussreiche Übersichtskarte der Stationierungsorte: »Die SS 1939« in HILGEMANN, Werner: Atlas zur deutschen Zeitgeschichte 1918–1968, München 1984, S. 191.

18 Vgl. WEINMANN, Martin (Hg.): Das nationalsozialistische Lagersystem, Frankfurt am Main 1990, S. 554.

19 Heinrich Koeppen (1890–1939): SS-Obersturmbannführer, NSDAP Partei-Nr. 2945573, SS Nr. 124402. Ustf 9.11.34, Ostf 1.6.35, Hsf 15.9.35, Sbf 30.1.37, Obsbf 20.4.38. Ab 28.11.1936 einer der ersten Kommandeure des 1935 im Lager Wolterdingen aufgestellten III./SS-Standarte »Germania« unter Regimentskommandeur SS-Standartenführer Karl Maria Demelhuber (1896–1988) im SS-Oberabschnitt Nordwest unter SS-Obergruppenführer Friedrich Jeckeln (1895–1946), der Koeppen und sein Bataillon am 29. Juli 1937 in Wolterdingen offiziell verabschiedete. Jeckeln war als Höherer SS- und Polizeiführer (HSSPF) später unter anderem für die Massenmorde in Babyn Jar bei Kiew 1941 und im Ghetto von Riga verantwortlich und wurde 1946 als Kriegsverbrecher

cher hingerichtet. Koepfens SS-Führer-Personalaktent sind im Bundesarchiv (BArch) Berlin-Lichterfelde überliefert. Zu Heinrich Koepfen vgl. den Beitrag von Jürgen KLÖCKLER in diesem Band.

20 Bataillonsstärke bei der Verlegung nach Radolfzell: vier »Stürme« (Kompanien), hier die 9., 10., 11. und 12. Kompanie der SS-Standarte »Germania« mit 27 Führern (Offizieren), 175 Unterführern (Unteroffizieren), 586 Mann und 89 Pferden. Zur – allerdings gefärbten – Geschichte des Bataillons und der VT-Standarte »Germania« vgl. den Nachlass von Wolfgang Vopersal (Dokumentarist der HIAG) im Bundesarchiv-Militärarchiv (BArch-MA) Freiburg, N 756/108b; ferner vom ehemaligen SS-Hauptscharführer und Angehörigen des »Stammpersonals« der Kaserne, Willi HILLE: III. Btl. SS-Regiment »Germania«. Bataillongeschichte 1935–1939, Radolfzell 1967.

21 »Deutsche Bodensee-Zeitung«, Ausgabe vom 2. August 1937, Nr. 177.

22 SS-Oberführer Walter Stein (1896–1985): NSDAP Partei-Nr. 255956, SS Nr. 12780. Sf 1931, Hsf 1932, Sbf 1933, Obsbf 1933, Standf 1934, SS-Oberführer 1.1.1936, Führer der Allgemeinen SS im SS-Abschnitt XXIX, Konstanz (15.3.1936–November 1939), befehligte beziehungsweise koordinierte in der Reichspogromnacht 1938 maßgeblich und mit tatkräftiger Unterstützung der Radolfzeller SS die Zerstörung der Konstanzer Synagoge. Stein vor dem Konstanzer Landgericht 1962 über den Beginn seiner SS-Laufbahn: *Anfang 1936 lief ich im Dienstgebäude des Schatzmeisters der DAF in Berlin zufällig dem RFSS Himmler in die Hände, der sich sofort für mich interessierte und mich danach vormerkte.* Staatsarchiv Freiburg (StAF) 178/2, Nr. 42, S. 361 (wie Anm. 29). Im August 1940 entschied das SS-Personalhauptamt, Berlin, Walter Stein sei für eine Verwendung als Polizeiverwalter vorgesehen. Die weiteren Stationen seiner SS- und Polizei-Karriere: Zunächst Interimsdienststellung an das Polizeipräsidium von Danzig (August 1940–November 1940); am 15. März 1941 und auf Anordnung seines obersten Dienstherrn, »Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei«, Heinrich Himmler, wurde Stein Polizeidirektor in Toruń (Thorn), ab 1. Oktober 1941 kommissarischer, ab 10. Februar 1942 endgültiger Polizeipräsident in Danzig; daselbst SS-Standortführer. Ernennung zum SS-Führer im Reichsicherheitshauptamt (RSHA) (1.10.1942). Ab 1. Februar 1944 sollte Stein dann als SS- und Polizeiführer (SSPF) nach Warschau, was krankheitsbedingt

revidiert wurde. Vom 1. November 1944 bis 18. Januar 1945 war er schließlich Polizeipräsident von Łódź (Litzmannstadt). 1946 wurde Stein von den Amerikanern in einem Versteck in Bayern aufgespürt und wegen Kriegsverbrechen in Toruń an Polen ausgeliefert und in Danzig 1949 zu einer siebenjährigen Haft verurteilt (Freilassung 1953, Rückkehr nach Deutschland). Seine Straftaten in Konstanz, vor allem die erst 1962 vor dem Landgericht Konstanz zur Anklage gebrachte »besonders schwere Brandstiftung« vom 10. November 1938, blieben schließlich juristisch ungesühnt, da das Gericht den »Tatbeitrag des Angeschuldigten« am Ende der Ermittlungen lediglich als »Beihilfe zur besonders schweren Brandstiftung« bewertete, deren 20jährige Verjährungsfrist 1962 bereits abgelaufen war (siehe unten).

23 Landrat und NSDAP-Kreisleiter Carl Engelhardt (1901–1955). Zu dieser verhängnisvollen Personalie von Robert Wagners Gnaden, der den »alten Kämpfer« und Hitler-Vertrauten Engelhardt als Konstanzer Landrat (1935–1937) installierte, vgl.: RUCK, Michael: Korpsgeist und Staatsbewußtsein. Beamte im deutschen Südwesten 1928 bis 1972, München 1996, S. 157 f.

24 Landeskommissär Gustav Wöhrle (1875–1954). Zum nicht minder aufschlussreichen Fall Gustav Wöhrle siehe: RUCK (wie Anm. 23) S. 202 f.

25 »Deutsche Bodensee-Zeitung« (wie Anm. 21).

26 »Deutsche Bodensee-Zeitung« (wie Anm. 21).

27 Vgl. den Bericht in: »Badische Krieger-Zeitung. Amtliches Blatt der Gebietsinspektion Baden des NS-Reichskriegerbundes«, 23 (1938), vom 12. Juni 1938. Das »Kriegerdenkmal« am Luisenplatz war und blieb – von seiner marginalen »Umgestaltung« und Erweiterung 1958 unbeschadet – bis heute der falsche Ort, um dort am Volkstrauertag der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft zu gedenken. In Idee und NS-Ästhetik repräsentiert es nahezu ungebrochen das zwischen 1938 und 1945 an und mit diesem Denkmal inszenierte SS-Ritual des »Heldengedenktags«. In diesem Zusammenhang kann nicht überraschen, dass auf den hinzugekommenen Bronzeplatten unter den 561 Namen der im Zweiten Weltkrieg »gefallenen Söhne der Stadt« (heutige Sockelinschrift) auch solche aus den Reihen der Radolfzeller SS zu finden sind; Heinrich Koepfen, Werner Brückner, Markus Faulhaber und andere sind unter ihnen.

28 Zur Reichspogromnacht 1938 in Konstanz und in der Region vgl.: TRAPP, Werner: Konstanz in der Zeit

des Nationalsozialismus, in: Burchardt, L./Schott, D./Trapp, W.: Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945, Konstanz 1990, S. 321–323; vgl. GLÄSER, Dietrich: Die Nacht, in der die Fenster klirren – Die Pogromnacht vom 9./10. November 1938 in Konstanz und im Hegau, in: Hegau. Zeitschrift für Volkskunde und Naturgeschichte des Gebietes zwischen Rhein, Donau und Bodensee. Themenband »Jüdische Kultur im Hegau und am See« (Jahrbuch 64/2007) Singen 2007, S. 185–210; vgl. ferner: BLOCH, Erich: Geschichte der Juden von Konstanz im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Dokumentation, Konstanz 1996, S. 146; BLOCH, Erich: Das verlorene Paradies. Ein Leben am Bodensee 1897–1939. Bearbeitet von Werner Trapp, hrsg. v. Stadtarchiv Konstanz (=Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Bd. 33) Sigmaringen 1992, S. 115–122; FREI, Alfred G./RUNGE, Jens (Hg.): Erinnern-Bedenken-Lernen. Das Schicksal von Juden, Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen zwischen Hochrhein und Bodensee in den Jahren 1933 bis 1945, Sigmaringen 1990, S. 38–42 und S. 98–103; ENGELSING, Tobias: »Die Bude muss weg«. Die Konstanzer Synagoge brennt während der NS-Jahre gleich zweimal, in: DIE ZEIT, Geschichte, 4 (2008), 1938. Abschied der Zivilisation, S. 51–53; ENGELSING, Tobias: Im Verein mit dem Feuer. Die Sozialgeschichte der Freiwilligen Feuerwehr von 1830–1950, Konstanz 1990; WIEHN, Erhard Roy: Zum Reichspogrom 1938. Die Ereignisse in Konstanz 70 Jahre danach zum Gedenken, Konstanz 2008.

29 Kopien der im Bundesarchiv (BArch) Berlin-Lichterfelde archivierten NSDAP- und SS-Akten Walter Steins, Grafs u. a. sind Teil der Untersuchungsakten des Landgerichts Konstanz von 1962/63, die im Staatsarchiv Freiburg zugänglich sind: StAF, 178/2, Nrn. 41–46.

30 Vgl. im folgenden: StAF 178/2, Nr. 42, S. 673–681.

31 Vgl. die Aussagen von Erich Vögele, Führer des Löschzugs der Konstanzer Feuerwehr, StAF 178/2, Nr. 42, S. 325 und den Feuerwehrmännern Josef Marx und Arthur Schwarz, *ibid.*, S. 315 f. und 329–339.

32 So in der Vernehmung vom 1. Oktober 1962, StAF 178/2, Nr. 42, S. 375.

33 Der Staatsanwaltschaft Konstanz gelang es 1962, neben den Konstanzer Feuerwehrleuten mehre ehemalige Angehörige der Radolfzeller SS zu ermitteln und zu den Vorgängen 1938 zu befragen; sie lebten nach 1945 in Radolfzell und Singen: der Führer der Allgemeinen SS Radolfzell bis 1937, Emil Traub, danach Zivilangestellter in der Radolfzeller SS-Kaserne

(S. 343–347); die Angehörigen der SS-VT Bernhard Budde (S. 549), Henry Hübeler (S. 543), Hans Witzstrock (S. 559), Willi Hille (S. 563), Eduard Klejewski (S. 567), Heinz Schiller (S. 569) und Walter Büchner (S. 573); StAF 178/2, Nr. 42, *passim*.

34 Wilhelm Dietrich Morisse (1901–1945; vermisst). SS-Sturmabführer. SS-Nr. 3874. In der Pogromnacht 1938 war Morisse als SS-Hauptsturmführer der verantwortliche Zugführer des Pionierzugs (»Sprengtrupp«) des III./SS-VT Germania in Radolfzell, der die Synagogen von Konstanz, Gailingen und Randegg sprengte. Vgl. StAF 178/2, Nr. 41 u. 46.

35 Aussage Walter Büchners vom 26. November 1962: StAF 178/2, Nr. 42, S. 573–579.

36 Aussage Walter Steins vom 23. Januar 1963: StAF 178/2, Nr. 42, S. 679.

37 Am 26. Januar 1946 kam es wegen der schweren Körperverletzungen und Synagogenerstörungen zu ersten Ermittlungsverfahren gegen Walter Stein, Alfons Graf, Josef Kalinowski (Allgemeine SS, Konstanz), Heinrich Koeppen und Wilhelm Morisse. In Unkenntnis des Todes des Beschuldigten brachten die Gendarmeriemeister G. Wenk und K. Gut die »Brandstiftung und Sprengung der Synagoge« Gailingen gegen Heinrich Koeppen am 22. Februar 1946 zur förmlichen Anzeige. Vgl. StAF 178/2, Nr. 41. Am 4. Mai 1947 erstattete zudem Karl Bloch gegen den Gailingener Altbürgermeister Alois Sproll Anzeige wegen dessen aktiver Beteiligung an den schweren Misshandlungen Gailingener Juden durch Radolfzeller SS-VT; vgl. StAF 178/2, Nr. 3, S. 35 f.

38 Zit. nach SCHMIEDER, Dagmar: Die Familie Guggenheim-Heilbronn, in: Allmende 45, 1995, S. 132–151.

39 Zit. nach BOHRER, Jenny: Memoiren 1933 bis 1938, in: Allmende 45, 1995, S. 36–94; vgl.: BOHRER, Jenny: Die Frau eines Rabbiners erinnert sich (1933–1938). Hrsg. v. Horst Reichhardt. Neuauflage, Schaffhausen 2005.

40 Aussage vom 14. März 1946; vgl. StAF 178/2, Nr. 43, S. 55 f.

41 Staatsarchiv Freiburg (StAF) 178/2, Nr. 43, S. 57–61. Vgl. für den Gesamtzusammenhang die umfassenden Erinnerungen von Dr. Hannelore König-Wolf (geb. 1925), der Tochter Nathan Wolfs: »Hitler war weg und wir waren da« – Manfred Bosch im Gespräch mit Hannelore König, in: Hegau 64/2007 (wie Anm. 28) S. 239–310.

42 Der studierte Jurist, Dozent, Verlagslektor und Landwirt Erich Bloch (1897–1994) war mit dem

Wangener Dichter des Landjudentums Jacob Picard befreundet, lebte nach seinem Studium von 1922 bis 1929 selbst in der jüdisch geprägten Landgemeinde Wangen als freier Schriftsteller und Publizist, nach 1933 bis 1938 schließlich in Horn, wo er ein kleines Landgut als Gemüsebauer bewirtschaftete. Seine Erinnerungen und Bücher hat Erich Bloch nach seiner Flucht, Emigration nach Palästina und Rückkehr nach Deutschland veröffentlicht; vgl. Anm. 28.

43 BLOCH, Erich: Das Ende einer Illusion, in: Das verlorene Paradies (wie Anm. 28) S. 115–122.

44 So übereinstimmend mehrere Aussagen: StaF 178/2, Nr. 42, S. 351 (Traub), 543 (Hübeler), 679 (Stein).

45 Vgl.: FINCKH, Ludwig (wie Anm. 3) S. 77.

46 Zu Aufstellung, Gliederung, Stärkemeldungen, Führerstellenbesetzungen und Gestellungen dieser Ersatzeinheit vgl. BArch Berlin-Lichterfelde, bzw. BArch-MA Freiburg, N 756/337a.

47 Zu Personalien der SS-Führungsebene sind für diese Arbeit im Folgenden nachstehende Quellen berücksichtigt worden: SS-Verordnungsblatt der Waffen-SS (1940–43), SS-Personalveränderungsblatt (1944–30. Januar 1945), Dienstalterslisten (DAL) der SS der NSDAP (1934–1944) und DAL der Waffen-SS (Juli 1944). Diese im Bundesarchiv überlieferten Verzeichnisse der aktiven SS-Führer der Allgemeinen und der Waffen-SS sind nach Rang und Dienstalter bzw. nach Dienstgradbeförderungen geordnet. Herausgegeben wurden sie vom SS-Personalhauptamt.

48 Die verantwortlichen Kommandeure der »Totenkopf-SS« in Radolfzell waren: von Dezember 1939 bis Februar 1940: SS-Obersturmbannführer Ernst BUCHMANN (1897–?), NSDAP-Nr. 119 969, SS-Nr.: 2756. Goldenes Parteiabzeichen, Totenkopfring der SS. Unter Buchmanns Kommando erfolgte die Verlegung von Breslau nach Radolfzell. Von Februar 1940 bis Oktober 1940: SS-Sturmbannführer Heinrich SCHEINGRABER (1900–?), NSDAP-Nr. 571915, SS-Nr. < 10000. Zuvor Adjutant im Konzentrationslager Dachau, SS-Totenkopfstandarte 1 »Oberbayern«, (1934–1937), daselbst Bataillons-Kommandeur (1937–1938), Btl.Kdr. SS-Totenkopfstandarte 10, KZ Buchenwald (1940). Scheingrabers Befehlen folgten die regionalen Deportationsmaßnahmen im Rahmen der »Wagner-Bürckel-Aktion« am 21./22. Oktober 1940. 3. Von November 1940 bis Januar 1941: SS-Obersturmbannführer (Standartenführer 1941) Heinrich (Heimo) HIERTHES (1897–1951), NSDAP-Nr. 2945974, SS-Nr. 282042. Zuvor V./SS-Totenkopfstan-

darte 2 »Brandenburg«, KZ Sachsenhausen (1937), Kdr. VII./SS-Totenkopfstandarte 3 »Thüringen«, KZ Buchenwald (August 1937–Sommer 1939), Kdr. II./SS-Totenkopfstandarte 7. Brünn (September 1940 – November 1940). Unter Scheingrabers Kommandatur wurde das Bataillon am 1. Dezember 1941 von Radolfzell nach Stralsund verlegt. Hierthes, zuletzt SS-Standartenführer, starb in russischer Kriegsgefangenschaft.

49 Für den Gesamtzusammenhang vgl. Archivdirektion Stuttgart (Hg.): Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933–1945. II. Teil., Stuttgart 1966, S. 232–266. Vgl. BLOCH, Ernst: Geschichte der Juden von Konstanz (wie Anm. 28) S. 164–168.

50 Zu Wangen vgl.: KÖNIG, Hannelore (wie Anm. 28) S. 288; zu Gailingen vgl. die Zusammenstellung von Dagmar Schmieder und Beate Steg-Bayer, in GÖTZ, Franz: Gailingen – Geschichte einer Hochrheingemeinde (Hegau Bibliothek Band 98) Gailingen/Tübingen 2004, S. 457–466

51 Das Dokument des SS-Führungshauptamtes in Berlin-Wilmersdorf ist auf den 29.1.1941 datiert; vgl. BArch Berlin-Lichterfelde, NS 19/3512, Errichtung einer SS-Unterführerschule in Radolfzell, Jan. 1941; hier: SS-Führungshauptamt, Geheime Kommandosache RFSS, vom 29. Januar 1941. Vgl. auch BArch Berlin-Lichterfelde, NS19/3519, BArch-MA Freiburg, N 756/330b und das fragmentarisch überlieferte Schulungsmaterial (Ständige Belehrungen) der USR, beinhaltend Auszüge aus dem »Verordnungsblatt der Waffen-SS« und dem Militärstrafgesetzbuch (MStGB), Befehle und Erlasse Heinrich Himmlers u. a., BArch-MA Freiburg, RS 13/114, SS-Unterführerschule Radolfzell 1941–1944.

52 In den im Krieg okkupierten Gebieten wurden später noch drei weitere Unterführerschulen aufgestellt: Arnheim (Arnheim), Lubliniec (Lublinitz) und Owinska (Posen-Treskau); letztere verlegte man im Herbst 1943 ins slowenische Ljubljana (Lai-bach).

53 Zu den Unterführer-Dienstgraden (Unteroffiziersdienstgrade) der SS gehörten: Unterscharführer, Scharführer, Oberscharführer, Hauptscharführer, Sturmscharführer, Stabsscharführer. Erster Offiziers- bzw. Führer-Dienstgrad der SS war der SS-Untersturmführer. Die Radolfzeller USR-Lehrgänge führten im Rahmen der »Unterführer-Laufbahn im Truppen-dienst« zur Beförderung zum SS-Unterscharführer.

54 Vgl.: Reichsführer SS/SS-Hauptamt (Hg.): »Dich ruft die SS!«, Berlin 1943.

55 Im Militärarchiv Freiburg befinden sich Kopien sämtlicher Aufgabenblätter der Abschlussprüfung des Radolfzeller RFA-Lehrgangs vom 15. Mai 1941 (= 4. Kriegs-Reserve-Führer-Anwärter-Lehrgang) in den Bereichen »Taktik«, »Waffenkunde« und »Weltanschauung«. Letztere geben einen detaillierten Eindruck von der Ideologisierung der späteren SS-Führer im Rahmen ihrer »weltanschaulichen Erziehung«: Wahlthemen (120 Min): 1. Aufstieg und Werdegang im Werden des dt. Volkes. 2. Die Partei als Willensträgerin des dt. Volkes. 3. Wie beurteile ich die augenblickliche politische Lage? – Pflichtthemen (50 Min): 1. Was bedeutet Großgermanisches Reich? 2. Weshalb zerfiel das 2. Reich? 3. Aus welchen Rassen setzt sich das deutsche Volk zusammen? 4. Lässt sich die Zugehörigkeit zur SS mit der Zugehörigkeit zu einer christlichen Gemeinschaft verbinden? Vgl. BArch-MA Freiburg, N 756/330b, Bl. 7 ff.

56 Über die Belegstärke, die Stellenbesetzung der Führer und Zuweisung von Unterführern, SS-Männern und Ausrüstung entschied und befahl das Kommandoamt der Waffen-SS in Berlin.

57 Thomas Müller (1902–?): SS-Oberführer. Mitglied der NSDAP seit 1933 (Nr. 3 447 996), SS-Nr. 109 770, Kommandeur I./ SS-Standarte »Der Führer« (November 1939– Februar 1941), Kdr. USR 15.2.1941–Februar 1943, Kdr. SS-Panzer Grenadier Regiment 2. g. Panzer Grenadier Division »Hohenstaufen« (20.2.1943–10.7.1944), SS-Standartenführer (21.06.1943), Kdr. 9. SS-Panzer Division »Hohenstaufen« (28.6.1944–10.7.1944), SS-Führerreserve (10.7.1944), SS-Divisionsführer Lehrgang (14.7.1944–23.8.1944), SS-Oberführer, Kdr. 17. SS-Panzer Grenadier Division »Götz von Berlichingen« (30.9.1944–?), Kdr. Aufstellungsstab und Kdr. der 25. SS-Freiwilligen Grenadier Division »Hunyadi« (Oktober 1944–27.11.1944), Kdr. 27. SS-Freiwilligen Grenadier Division »Langemarck« 27.11.1944–8.5.1945.

58 Eibe Seebeck in einem Antwortbrief an den Dokumentaristen der HIAG, Wolfgang Vopersal, vom 25.12.1971. Vgl. BArch-MA Freiburg, N756/330 b.

59 Vgl. SCHEINFLUG, Walter: Über Leichen zum Sieg. Erlebnisbericht, Niebüll 2000; hier: Als Absolvent der Unterführerschule in Radolfzell, S. 19–41. Vgl. ferner die ungedruckten Erinnerungen von Hans Groening, Absolvent der 3. Ausbildungskompanie, 13. USR-Lehrgang, 1.7.–30.9.1944: Dienstbetrieb, obwohl wir einiges gewohnt waren, sehr hart. 5 Uhr wecken, 6 Uhr Dienstbeginn, bis 12 Uhr (Gefechtsausbildung),

12–14 Uhr Ruhe, 14–18 Uhr Unterricht, Abendessen, Ausarbeitung der gestellten Themen. Vgl. BArch-MA Freiburg, N756/330 b. Vgl. ferner umfangreiche und bislang unveröffentlichte Briefkonvolute des SS-Unterscharführers Konrad Schwarz, ab 25. Oktober 1941 zunächst »Kasino-Unterführer« der USR, ab März 1942 bis Spätherbst/Winter 1942 Zugführer in der 1. Ausbildungskompanie und des SS-Oberscharführers Wilhelm Fey, Verpflegungsunteroffizier der USR zwischen Februar und Oktober 1941; Privatbesitz des Vfs.

60 Das Dokument fand sich im Nachlass des betreffenden SS-Angehörigen und ist in Privatbesitz des Vfs.

61 Aus den Reihen der USR-Ausbilder seien exemplarisch genannt:

Dr. Kurt GROSS (1912–?): SS-Hauptsturmführer. Vgl. unten, Anmerkung 69. Am 20. Juli 1944 befahl Groß die Tötung zweier in Öhningen und Wangen gefangen genommener amerikanischer Piloten, Richard V.S. Newhouse und Howland J. Hamlin, die nach dem Luftangriff auf Friedrichshafen mit ihren Fallschirmen abgesprungen waren. Die Kriegsgefangenen wurden Stunden später in einem Wald zwischen Gundholzen und Iznang von den USR-Offizieren Adolf Mattes und Rudolf Spletzer hinterrücks – im Jargon der Täter »auf der Flucht« – erschossen. In einem Dachauer Folge- und Fliegerprozess (USO29, flyers case 12–43, 26.9.1947) wurden Groß, Mattes und Spletzer wegen dieser Morde zu lebenslanger Haft, der den LKW steuernde SS-Rottenführer Thomas Aschner zu drei Jahren Haft verurteilt. Die minutiöse gerichtliche Rekonstruktion der USR-Morde auf der Höri ist im Volldigitalisat des Prozess-Reviews nachzulesen: www.jewishvirtuallibrary.org/jsource/Holocaust/FlyersCases.html

Herbert HABEL (1914–2000): SS-Hauptsturmführer. Mit Wirkung vom 20.2.44 von der 9. SS-Panzer-Division »Hohenstaufen« zur USR versetzt (BArch-MA Freiburg, N756/330 b), zunächst als Hauptmann beim Stab, dann Kompanieführer der 12. Kompanie der III. SS-Panzer Grenadier Brigade 49 in Frankreich; vgl. LANDWEHR (wie Anm. 65). Zurück an der USR, Kompaniechef der 2. Kompanie im Oktober 1944. Nach dem Krieg Flucht unter falschem Namen (Kurt Repa) nach Argentinien; dort protegert von Juan Perón; nach eigenem Bekunden rege Kontakte zu Adolf Eichmann. In Leserbriefen und in einem Pressegespräch mit der patagonischen Tageszeitung »La Mañana del Sur« leugnete, beziehungsweise

verharmloste er bis zuletzt den Holocaust (Zur Causa Habel vgl.: »Argentinisches Tageblatt«, 110. Jahrg., Nr. 31.207, vom 24. Juli 1999: »Holocaust-Leugner sucht Öffentlichkeit. 85-jähriger SS-Offizier bemüht Perón und Eichmann für sein Weltbild«).

Herbert HÄNEL (1912–?): SS-Obersturmführer. Im Stab der USR ab Juli 1942, zuvor Adjutant des damaligen Lagerkommandanten Karl Otto Koch im KZ Majdanek.

Max PAUSTIAN (1915–?): SS-Hauptsturmführer. Ab Januar 1943 Kompanieführer der USR, zuletzt am 6. USR-Lehrgang bis Oktober 1943. Danach Unterführerschule Posen-Treskau. Im Jahr 1944 Kompaniechef einer Begleitkompanie der 16. SS-Panzer-Grenadier-Division. In dieser Funktion beteiligt unter anderem an den Massakern an der Zivilbevölkerung in Valla und Bardine (17.–19. 8. 1944) und Marzabotto (29.9.–1.10.1944), Italien.

62 Vgl. die umfangreichen archivalischen Belege dieses »Vorgangs« im BArch Berlin-Lichterfelde, NS 19/2159; 3787; 3841; 3527 und NS 19/3947.

63 *Le Général Weygand au Gouvernement Allemand à Berlin. J'ai l'honneur de renouveler ma protestation et ma demande de mise en liberté, qui n'est pas reçue de réponse après deux mois de détention.* Am Unterrand des Briefes ein eigenhändiger Vermerk mit Unterschrift des Generals der Waffen-SS Karl Wolff: F(ührer)H(aupt) Qu(artier) 21.1.1943, 18 Uhr 30. Reichsaußenminister v. Ribbentrop persönlich vorgelegt. RAM hat entschieden, daß dieser Brief ohne weitere Veranlassung im »Akt Weygand« abgelegt werden soll. | Wolff«. Daneben ein weiterer Vermerk Wolffs vom gleichen Tag: 22 Uhr 50. Führer ist einverstanden. Wolff. Vgl. Autographen-Auktion Stargard, Katalog 682, Berlin 2005, Nr. 155.

64 Zu Burzlaff: siehe unten, Anm. 76. Kommandeur dieser Brigade war ein ehemaliger Reserve-Führer der SS-Standarte »Germania«: SS-Sturmbannführer Markus Faulhaber (1914–1945), SS-Nr. 113916, NSDAP-Nr. 3237584, der einen Tag nach Kriegsende in Tirol tödlich verunglückte, nach Radolfzell überführt und schließlich auf dem Kriegsgräberfeld des Waldfriedhofs bestattet wurde.

65 Stärke des Radolfzeller USR-Bataillons am 10. Juni 1944: 14 Offiziere, 120 USR-Lehrgangsteilnehmer, 680 Mannschaften, darunter viele estländische Freiwillige der Waffen-SS. Vgl. hierzu: LANDWEHR, Richard: Alarm Units! SS Panzergrenadier Brigades 49 and 51, Bennington, 2006.

66 Willi (Wilhelm) Braun (1908–1947): NSDAP-Nr.: 3 498 089, SS-Nr.: 214 175. SS-Obersturmbannführer

(21.6.1943), SS-Standartenführer (30.1.1945). Kdr. des III./SS-Infanterie Regiments »Germania« der SS-Division »VT« im Frankreichfeldzug. Braun war damit Nachfolger von Harry Polewacz (1909–1943) und Heinrich Koeppen; Kdr. III./SS-Totenkopfstandarte »K« (Kirkenes) (10.2.1941–Juli 1941), Kdr. III./SS-Inf.Rgt. 7 (6.7.1941–Dezember 1941), Kdr. III./SS-Geb.Jg.Rgt. 7 (1942), mdFb SS-UFS Radolfzell (21.12.1942–12.2.1943), Kommandeur der UFS Radolfzell (Februar 1943–Mai 1945); Kommandeur des SS-Regiments »Radolfzell« 1944, Einsatz am Brückenkopf Colmar, Mont de Sigolsheim, Mitte Dezember 1944. Bereits am ersten Einsatztag Verwundung durch Unfall. Braun wurde als Kommandeur des SS-Regiments von Karl Sattler, dieser nach weiteren vier Tagen von Kurt Groß abgelöst. Auszeichnungen: EK I + II, Ehrendegen des RFSS. Totenkopfring der SS, Ehrenblattspange. Braun setzte sich mit Resten der USR Ende April 1945 über Konstanz nach Lindau, schließlich nach Außerwald (Wald am Arlberg) ab. Braun gab dort am 2. Mai den Befehl zur Auflösung der UFS Radolfzell. Vgl. auch BArch Berlin-Lichterfelde, NS 34/13. Braun starb 1947 als amerikanischer Internierungshäftling im Hospital der Kaserne Ludwigsburg.

67 Felix Leithner (?–?): SS-Obersturmführer. Kompanieführer der 2. Kompanie der USR, 1944; Kompanieführer der 6./SS-Rgt. Radolfzell (Kampfgruppe Leithner), 1944/45, Einsatz am Brückenkopf Colmar. Auszeichnungen: EK I + II, Ehrenblattspange (5.3.1945).

68 Karl Sattler (1913–1996): SS-Sturmbannführer (1944), SS-Obersturmbannführer (1945). SS-Nr.: 46237. Junkerschule Braunschweig (1934–1939), Kompanieführer I. SS-Infanterie-Reg. 9, 1940 (Norwegen), Kommandeur SS-Inf.Reg. 9, 1942 (Russland), 10. SS-Panzer-Division »Frundsberg«, 1944 (Russland, Frankreich), Kommandeur »Kampfgruppe Sattler« ab November 1944, (Radolfzell/Colmar), eingebunden in 189. Infanterie-Division/Gen.Kdo. LXIV.A.K./AOK 19/Heeresgruppe Oberrhein (Brückenkopf Colmar). Auszeichnung: EK I + II, Ritterkreuz des EK: 16.1.1945.

69 Kurt Groß (1912–?): SS-Sturmbannführer (Februar 1945), vom 5. Februar 1943 bis 3. Mai 1945 an der USR. Zunächst im Stab, war Groß als Hauptsturmführer ab April 1943 Kompanieführer der 1. Kompanie der USR und Kompaniechef der 3. Kompanie, USR-Lehrgang 1.7.–30.9.44. Vgl. BArch-MA Freiburg, N756/330 b.

70 Vgl. HUGEL, André et al.: Wir waren Feinde. Elsässer, Deutsche, Amerikaner erinnern an die Kämpfe um die »Poche de Colmar« im Dezember 1944. Herbolzheim 2006.

71 In Klösterle am Arlberg geriet Groß in Kriegsgefangenschaft. Nach Prozess, Verurteilung und vorzeitiger Haftentlassung arbeitete der Jurist ab 1955 bis zu seiner Pensionierung 1977 als geschäftsführender Direktor der Kienbaum-Unternehmensberatung GmbH, Gummersbach, Ressort Personalberatung und Führungsnachwuchs in der Industrie.

72 So zu lesen in den 1972 für die HIAG abgefassten Erinnerungen des ehemaligen SS-Hauptscharführers und USR-Kassenwartes Willi Hille: Die letzten Tage der SS-Unterführerschule bei Kriegsende im Jahre 1945; BArch-MA Freiburg, N756/330 b.

73 Zu System, Größe, Häftlingen und Haftbedingungen der Dachauer Außenlager und Außenkommandos grundlegend: SCHALM, Sabine: Überleben durch Arbeit? Außenkommandos und Außenlager des KZ Dachau 1933–1945, Berlin 2009. Vgl. ferner: BENZ, Wolfgang/DISTEL, Barbara: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Band 2. Frühe Lager: Dachau, Emslandlager, München 2005, hier: Achim Fenner: Radolfzell, S. 468–469.

74 Vgl. hierzu »Chronologie der Dachauer Außenkommandos und -lager« und »Belegung der Dachauer Außenkommandos« in SCHALM (wie Anm. 73) S. 346–354.

75 Häftlingsliste Arbeitseinsatz / Aussenkommando: Radolfzell (SS-Unterführerschule), 19. Mai 1942. ITS Digitales Archiv, 1.1.6.1, Doc. 9916436-9916439. ITS Bad Arolsen. Der polnische Schutzhäftling Konrad Polplinski wird in der Liste irrtümlich als Deutscher geführt.

76 Das Dokument befindet sich in Privatbesitz. Zum Unterzeichnenden Arthur Burzlaff (1915–1944): SS-Obersturmführer, SS-Nr. 287035. Kompanieführer der 3. Kompanie (27. März 1943; als Hauptsturmführer 1944 Kommandeur des USR-»Alarm-Bataillons« der SS-Kampfgruppe 1 (SS-Panzerregiment Brigade 49) in Dänemark und Frankreich unter Kommandeur Markus Faulhaber.

77 Zit. nach: BROZAT, Martin: Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933–1945, in: Buchheim, Hans/Broszat, Martin u. a.: Anatomie des SS-Staates. Band II. Konzentrationslager, Kommissarbefehl, Judenverfolgung, Olten und Freiburg 1965, hier: S. 60f.

78 Josef Seuß (1906–1946): SS-Hauptscharführer. Seuß gehörte von Beginn an zum Personal des KZ Dachau (SS-Totenkopfstandarte 1 »Oberbayern«). Zunächst im Wachdienst tätig, dann Telefonist in der Lagerkommandantur. Nach 1938 war Seuß Wärter im berüchtigten Dachauer Kommandanturarrest (»Bunker«), wo Häftlinge in Einzelhaft festgehalten und gefoltert wurden. Nach seiner Rückkehr von Radolfzell im August 1942 stieg Seuß im KZ Dachau zum stellvertretenden Rapportführer, später zum stellvertretenden Schutzhaftlagerführer auf. Zusammen mit seinem Bruder Wolfgang wurde er im Dezember 1942 in das elsässische KZ Natzweiler-Struthof versetzt, von dort kurze Zeit später in das Natzweiler Außenlager Schönbüchel (»Unternehmen Wüste«), dessen Kommandant er bis April 1945 blieb. Das amerikanische Militärgericht lastete Seuß nicht nur die billigende Teilnahme am gemeinschaftlichen Vorgehen (»common design«) des Dachauer KZ-Systems und seiner Verbrechen an, sondern sah persönliche Exzesstaten als erwiesen an. Es verurteilte ihn am 13. Dezember 1945 zusammen mit 35 Mitangeklagten zum Tod durch den Strang. Das Urteil wurde am 28. Mai 1946 im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg vollstreckt.

79 Rückübersetzung aus dem englischsprachigen Affidavit, M. Wolter. Vgl. das Volltextdigitalisat der Gerichtsprotokolle vom Dachauer-Hauptprozess (Dachau Trials) 1945: Review of Proceedings of General Military Court in the Case United States vs. Martin Gottfried Weiss et al., hier: Affidavit von Josef Seuß: S. 27f.: *I have really beat up people only when I was work detail leader at Radolfzell. (...) When I was at the by-camp (i.e. Radolfzell), I had to treat the prisoners particularly hard.* Siehe: www.jewishvirtuallibrary.org/jsource/Holocaust/DachauCases.html

80 Rückübersetzung aus dem englischsprachigen Affidavit, M. Wolter. Vgl. Review of Proceedings of General Military Court in the Case United States vs. Martin Gottfried Weiss et al. hier: Affidavit von Hugo Lausterer: *My first assignment after I joined the SS (10. Dezember 1941) was in Dachau. I was a guard there from 10. December 1941 until February 1942. At the end of February 1942 I was sent to Radolfzell as a guard on a work detail. The detail was made up of about 120 prisoners from Dachau. SS-Master Sergeant SEISS (sic!) was the commander of the detail. We built a rifle range for the SS-School at Radolfzell and completed it in October 1942 and then returned to Dachau. SS-Master Sergeant SEISS (sic!) struck the prisoners very often while they were at Radolf-*

zell. He struck them with his hands, with sticks, and also kicked them. Once I saw him strike a sick prisoner because this prisoner was too ill for work. I also saw Seiss (sic!) kick prisoners down an embankment that was 30 to 50 meters high. He did this after striking them. Siehe: (wie Anm. 78) S. 61 f.

81 Vgl. hierzu die Einträge in den überlieferten Dachauer Schreibstubenkarten von Oesterle und Sedláček: *Abgang d. Flucht u. AKO: Radolfzell*: 16. Nov. 1943. ITS Digitales Archiv, 1.1.6.7, Doc. 10718294 (Oesterle) und Doc. 10750916 (Sedláček), ITS Bad Arolsen.

82 Vgl. KLUWE, Sigbert E.: *Glücksvogel. Leos Geschichte*, Baden-Baden 1990, S. 96/100/101.

83 Vgl. Bestätigung des Urteils gegen Hermann Rostek: Volltextdigitalisat des Reviews von Case No. 000–50–2–68 (US vs. Josef Hintermayer et al) unter: www.jewishvirtuallibrary.org

84 Vgl. BArch Ludwigsburg, B 162/16 384. So ohne nähere Belege Achim Fenner (wie Anm. 73) S. 469.

85 Vgl. u. a. die Aussagen des überlebenden Häftlings Alfons Krzebietke, 24.3.1969, und des ehemaligen SS-Hauptscharführers Heinrich Schreiber, 9.8.1977, beide BArch Ludwigsburg, B 162/16 384, Bl. 71–73; 200–203.

86 Aussage Karl Täuber, 27.11.1954, Staatsarchiv München, Stanw 34/570/2; zit. nach SCHALM (wie Anm. 73) S. 257 f.

87 Vgl. KLUWE (wie Anm. 81) S. 99 f.

88 Vgl. SCHEINPFLUG (wie Anm. 59) S. 40.

89 Vgl. das überlieferte Schreiben des damaligen Dachauer Lagerkommandanten, SS-Sturmbannführer Alexander Piorkowski, vom 17. November 1941 an das Standesamt Radolfzell zum Tod des politischen Vorbeugungshäftlings Jakob Dörr und die standesamtliche Beurkundung dieses »Todesfalles«; Stadtarchiv Radolfzell, B1 112–4. Überliefert ist ferner die Dachauer »Schreibstubenkarte« Dörrs, auf der als Todesdatum fälschlicherweise (?) der 14. November 1941 eingetragen ist; ITS Digitales Archiv, 1.1.6.7, Doc. 10633685. ITS Bad Arolsen.

90 Vgl. SCHALM (wie Anm. 73) S. 296. Wie unvollständig indessen diese lagerinternen Angaben sein müssen, verdeutlichen die Untersuchungen von Edith Raim, die allein für den Außenlagerkomplex Kaufering/Landsberg und Mühlhof 18434 Tote ermitteln konnte; vgl. RAIM, Edith: *Die Dachauer KZ-Außenkommandos Kaufering und Mühlhof. Rüs-*

tungsbauten und Zwangsarbeit im letzten Kriegsjahr 1944/45, Landsberg 1992.

91 Der 1947 geborene Sohn von Oldřich Sedláček, Jiří Sedláček, bestätigte 2010 in einem Internet-Blog außerdem, dass sein Vater, dreißigjährig, an den Folgen der KZ-Haft bereits 1949 starb: *My father, Oldřich Sedláček, was in Dachau since 1939 [recte 1940] as a political prisoner, and in Nov. 1943, he and a German sculptor escaped from a Dachau subsidiary camp across Bodan lake into Switzerland. My father died when I was two, in 1949. His health was damaged in Dachau. Jiří Sedláček.*

92 Zur bereits 2. Überstellung von Ludwig Pape nach Radolfzell (17.9.1942) und zur Überstellung von Erich Littmann (3.9.1942) sind die Dokumente überliefert: ITS Digitales Archiv, 1.1.6.1, Doc. 9916648 (Pape) und 9916621 (Littmann) IST Bad Arolsen.

93 Vgl. diverse Rücküberstellungsdokumente, ITS Digitales Archiv, 1.1.6.1, Doc. 9916519; 9916550/51; 9916601; 9916617; 9916650, 9916763. ITS Bad Arolsen.

94 Eine seit 2008 online geführte Häftlingsdatenbank folgt den genannten Archiv-Verzeichnissen und ermöglicht bis auf einige wenige Ausnahmen die Rekonstruktion der Schicksale aller Radolfzeller Häftlinge, soweit sie sich durch Dachauer Dokumente überhaupt erschließen lassen. Vgl. Dachauer Häftlingsdatenbank, Steve Morse, online: <http://stevemorse.org/dachau/dachau.html>

95 ITS Digitales Archiv, 1.1.6.1, Doc. 9918188. ITS Bad Arolsen.

96 Die Ereignisse der letzten Wochen und Tage bis zur mehr oder weniger »kampflosen« Übergabe Radolfzells an die französischen Streitkräfte sind verschiedentlich, wenngleich unzureichend und teils mit sachlichen Fehlern dokumentiert und können im Rahmen dieser Abhandlung nicht erörtert werden. Vgl. hierzu: GÖTZ, Franz (wie Anm. 9) S. 273; RAGGENBASS, Otto: *Trotz Stacheldraht. 1939–1945. Grenzland am Bodensee und Hochrhein in schwerer Zeit*, Konstanz 1964, S. 99 f. Vgl. das ungedruckte Archivmaterial (Josef Zimmermann): *Ausführliche Darstellung der Vorgänge bei der Übergabe der Stadt R. und ihrer Besetzung durch Französische Truppen am 25. April 1945*, Stadtarchiv Radolfzell o. Sign. Vgl. ferner STRÖBLE, Adolf: *14 Jahre, Radolfzell, die SS-Kaserne und die Franzosen*, in: *60 Jahre Kriegsende, »Badische Zeitung«*, Freiburg, 2005.

Jürgen Klöckler

SS-OBERSTURMBANNFÜHRER HEINRICH KOEPPEN

Zur Biographie des ersten Kommandanten
der Radolfzeller SS-Kaserne

Im Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde, untergebracht auf dem Kasernengelände der ehemaligen preußischen Hauptkadettenanstalt und später der Leibstandarte-SS Adolf Hitler, werden unter anderem die erhaltenen SS-Führerpersonalakten verwahrt. Unter den abertausenden von Dokumenten befindet sich auch das zu Papier verdichtete

Leben von Heinrich Koeppen, dem ersten Kommandanten der Kaserne in Radolfzell.¹ Bislang ist in der zeitgeschichtlichen Forschung über den SS-Obersturmbannführer nur bekannt, daß er im September 1939 in Polen den »Heldentod« fand und deshalb die Kaserne nach ihm benannt wurde. Ansonsten liegt sein Leben bis heute gänzlich im Dunkeln. Was läßt sich auf der Grundlage eines in Berlin gemachten Quellenfundes mit Gewissheit über Heinrich Koeppen aussagen?

Als Sohn eines Buchdruckers² kam Heinrich Koeppen am 10. November 1890 in München zur Welt. Dort legte er mit Anfang zwanzig an einer Oberrealschule das Abitur ab, um anschließend ein Studium aufzunehmen. Von 1914 bis 1919 diente er sich im Bayerischen Infanterie-Leib-Regiment vom Gefreiten zum Leutnant hinauf. Von der Somme über Tirol und Serbien, vom Elsaß bis nach Rumänien war der mit dem Eisernen Kreuz beider Klassen und



Abb. 1: Heinrich Koeppen (1890–1939) (Hille, Bataillongeschichte, S. 60)

weiteren Tapferkeitsmedaillen ausgezeichnete Soldat im Einsatz – fünfmal verwundet durch Granatsplitter und Streifschüsse. Nach dem verlorenen Krieg suchte Koeppen ein Auskommen; er arbeitete im journalistischen Bereich, war verheiratet und Vater zweier Kinder.³ Als Schriftleiter gab er ab 1928 die »Alpinen Monatshefte«⁴ heraus, eine »illustrierte Alpen- und Reisezeitschrift«, die im Sommer 1932 angesichts gesunkener Verkaufszahlen das Erscheinen einstellen mußte. Wie für so viele Zeitgenossen bedeutete auch für den Münchner Journalisten der Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise materielle Verarmung und niederdrückende Arbeitslosigkeit. Dennoch vollzog der deutschnational gesonnene Koeppen, wohl Mitglied des »Stahlhelms/Bund der Frontsoldaten«, bis Frühjahr 1933 keine Radikalisierung zum »alten Kämpfer« der Nationalsozialisten.

Erst als politisch die Würfel gefallen waren, nämlich nach der »Machtergreifung«, schloß sich Heinrich Koeppen der Partei Adolf Hitlers an. Mit der Mitgliedsnummer 2.945.573 trat er zum 1. Mai 1933 der NSDAP und schließlich auch der SS bei. Sozialer Aufstieg, ein baldiges Ende der Arbeitslosigkeit und wirtschaftliche Sicherheit lockten. Geschmeidig paßte sich Koeppen der »neuen Zeit« an und stellte sich willig dem NS-Regime zur Verfügung, das händeringend fähige Karrieristen, Akademiker und Technokraten suchte. Koeppens Talente wurden erkannt und sein Andienen honoriert. Das NS-Regime sollte ihm innerhalb der schnell wachsenden Schutz-Staffel (SS) einen steilen beruflichen Aufstieg ermöglichen. Ab Februar 1934 besuchte er für einige Wochen einen »Führerkurs« in Mölln, um auf eine herausgehobene Verwendung vorbereitet zu werden. Zum 1. Mai 1935 wurde der Weltkriegsoffizier in das zweite Bataillon des SS-Standarte

I. Angaben zur Person	
1	Familienname <i>Koeppen</i>
2	Nachnamen (Nachname mütterlicherseits) <i>Heinrich Koeppen</i>
3	Geburtsstag, -monat, -jahr <i>11. November 1890</i>
4	Geburtsort Dienstleistungsbezirk (z. B. Reich, Krieg-Bezirk) <i>Münster Oberbayern</i>
5	Staatsangehörigkeit <i>deutsch</i>
6	Religion <i>gottgl.</i>
7	Familienstand <i>verh.</i>
8	Beruf (nach Berufsverzeichnis) einerseits <i>Zeitungsdirektor</i> andererseits <i>44. Feldpost</i>
9	Eltern Vater: <i>Heinrich Koeppen</i> (Name, Geburtsdatum) Mutter: <i>Ermine Koeppen</i> (Name, Geburtsdatum) Vater (nach Berufsverzeichnis): <i>Kaufmann</i> (Beruf) Mutter (nach Berufsverzeichnis): <i>Heimwirtsch.</i> (Beruf) <i>1834</i> (Jahr der Geburt) <i>1842</i> (Jahr der Geburt)

Abb. 2: Wehrpaß von Heinrich Koeppen (BundesA Berlin-Lichterfelde BDC SSO 193A)

»Deutschland« in Dachau eingegliedert und am 9. November vereidigt; in der Stadt mit dem damals größten Konzentrationslager Deutschlands erlernte der in den Rang eines SS-Hauptsturmführers überführte Koeppen das Handwerkszeug des Männer- und Mörderordens. Parallel erfolgte auch eine militärische Weiterbildung, im Sommer 1935 besuchte Koeppen für zwei Monate einen Lehrgang an der Infanterieschule in Döberitz. Damit verfügte er neben Kriegserfahrung und ideologischer Prägung auch über die theoretische Ausbildung zur Führung einer größeren militärischen Einheit.

Am 30. Januar 1937 konnte die Ernte mehrjähriger Bemühungen eingefahren werden: Der »Reichsführer-SS und Chef der deutschen Polizei«, Heinrich Himmler, ernannte Koeppen zum Kommandeur des dritten Bataillons der SS-Standarte »Germania«⁵, deren zukünftiger (und wegen der großen Entfernung zum Hamburger Hauptsitz der Standarte äußerst umstrittener) Standort Radolfzell am Bodensee sein sollte. Die aus Berliner Ministerialsicht abseits aller politischen Machtzentren gelegene »gottverlassene Gegend«⁶ war nur deshalb in der Planung, weil der mittlerweile durch den badischen Gauleiter Wagner wegen Unfähigkeit entfernte Radolfzeller Bürgermeister Eugen Speer⁷ (NSDAP) bereits 1934 eigenmächtig zum Nachteil der Stadt Verträge mit Architekten und Bauunternehmern für einen Kasernenneubau unterschrieben hatte. Eine kostenlose Überlassung von 55 Hektar Gemarkungsfläche als zukünftiges Kasernenareal an das Deutsche Reich zwang Berlin, diese Verträge nun auch einzuhalten und mit dem Bau zu beginnen. Die SS-Kaserne war und ist bis heute die giftige Hinterlassenschaft des »alten Kämpfers« und brutalen Machtmenschen Eugen Speer.⁸

SS-Obersturmbannführer Koeppen hatte zwischenzeitlich sämtliche ideologische Vorgaben des NS-Staates vereinnahmt. Aus der Kirche ausgetreten, bezeichnete er sich fortan als »gottgläubig«. Seinen Dienst als Kommandeur versah er militärisch stramm, nie lachend und mit einer unnahbaren Strenge, die sich in seinen Gesichtszügen spiegelte – ein Paradebeispiel für einen drahtigen und ideologisch gefestigten SS-Führer. Im Frühjahr 1938 nahm er an der Spitze des Bataillons beim Einmarsch in Österreich teil, dem sogenannten Anschluß, dessen Vollzug Hitler auf dem Wiener Heldenplatz »vor der Geschichte« vermelden konnte. Aber Koeppen war keineswegs ein unpolitischer Soldat in der grauen Uniform der SS-Verfügungstruppe. Er war auch NS-Täter: Koeppen wurde durch den Chef der allgemeinen (d. h. schwarzen) SS, den Konstanzener SS-Oberführer Walter Stein⁹, angesichts einer nicht in Brand zu steckenden Synagoge telefonisch am frühen Morgen des 10. November 1938 um »Amtshilfe« gebeten. Unter Einwilligung und Verantwortung von Koeppen sprengte kurze Zeit später der Pionierzug des SS-Bataillons »Germania« die Synagogen, zuerst in Konstanz, danach von Wangen bis Gailingen.¹⁰ Der SS-Obersturmbannführer hatte die antisemitische NS-Ideologie bis in jede Haarspitze in sich aufgesogen.

Mit dem Überfall auf Polen wurde sein Bataillon schon in den ersten Septembertagen des Jahres 1939 in Kämpfe bei Piasek und Kobior verwickelt. Wenige Tage später fand Koeppen bei einem nächtlichen polnischen Gegenangriff in der Nähe von Lemberg

zusammen mit 22 Kameraden den Tod. Die verzerrten Gesichter der im Nahkampf mit Bajonetten erstochenen Deutschen zeugten von Überraschung und Fassungslosigkeit ob des polnischen Gegenstoßes – die Leiche des Kommandeurs wurde in einem Maisfeld gefunden. Lapidar wurde in Koeppens Wehrpaß vermerkt: »Gefallen für Großdeutschland am 16.9.1939 bei Jaworow«. Himmler bestimmte, daß »nach Beendigung des Krieges« die sterblichen Überreste Koeppens in einer Gruft in der Kaserne beizusetzen seien, »um für alle Zeiten allen, die künftighin die Ehre haben, in der stolzen Standarte ›Germania« dienen zu dürfen, als leuchtendes Beispiel von seltener Tapferkeit und Pflichttreue vor Augen zu stehen«, wie die Bodensee-Rundschau im Oktober 1939 berichtete.¹¹ Eine pompöse Gruft wurde zwar nicht errichtet, doch galt der polizeilich in Radolfzell gemeldete und in der Teggingerstraße wohnhafte, verwitwete Koeppen im Rathaus fortan als einer der ersten Kriegstoten der Stadt, weshalb in der Nachkriegszeit sein Name auf einer der Bronzetafeln beim »Kriegerdenkmal« am Luisenplatz gelangt ist.

Anschrift des Verfassers:

Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Stadtarchiv Konstanz, Benediktinerplatz 5,
D-78467 Konstanz
eMail: kloecklerj@stadt.konstanz.de

ANMERKUNGEN

1 BundesA Berlin-Lichterfelde Bestand BDC SSO 193A.

2 Der Buchdrucker Heinrich Koeppen starb 1934, seine Frau Franziska bereits 1922.

3 Der Sohn wurde 1915, die Tochter 1923 geboren.

4 Alpine Monatshefte. Illustrierte Alpen- und Reisezeitschrift für die deutschen und österreichischen Alpenländer, München: Verlag Josef Grassl 1928–Juni 1932.

5 Zur Geschichte dieser Einheit vgl.: HILLE, Willi: Bataillongeschichte 1935–1939. III. Btl. SS-Regiment »Germania«, Radolfzell: Selbstverlag 1967.

6 So führte etwa Ministerialrat Dutzmann vom Reichskriegsministeriums am 14. März 1936 gegenüber dem Reichsfinanzministerium aus: Das Heer werde die Kaserne nicht übernehmen, »da die Gegend viel zu gottverlassen ist und auch andere Gründe gegen den Standort Radolfzell sprechen«; BundesA Berlin-Lichterfelde, R 2 Nr. 27483.

7 Zur Biographie vgl.: KLÖCKLER, Jürgen: Speer, Eugen (1887–1936) NSDAP-Kreisleiter, Gau-Inspekteur, Bürgermeister, MdL Baden (NSDAP), in: Badische Biographien. Hg. von Fred L. Sepaintner, N.F., Bd. VI, Stuttgart: Kohlhammer 2011 (im Druck).

8 Zur Kaserne vgl. auch den Beitrag von Markus Wolter in diesem Band.

9 Biographisches bei: ENGELING, Tobias: »Die Bude muss weg«. Die Konstanzer Synagoge brennt während der NS-Jahre gleich zweimal, in: Die Zeit/Zeitgeschichte Nr. 4 (2008) S. 50–53.

10 Vgl. dazu weiter: GLÄSER, Dietrich: Die Nacht, in der die Fenster klirrten. Die Pogromnacht vom 9./10. November 1938 in Konstanz und im Hegau, in: Hegau 64 (2007) S. 185–210.

11 Vgl. den Artikel »Heinrich-Koeppen-Kaserne«, in: Bodensee-Rundschau vom 19. Oktober 1939.

Otmar Gotterbarm

LUFTKRIEG AM BODENSEE

Der Bomberabsturz von Heiligenberg-Wintersulgen
vom 18. März 1944¹

In Heiligenberg-Wintersulgen, im Flurstück Kiebloch, nahe Betenbrunn, erinnert ein Bildstock an den Absturz eines amerikanischen Bombers am 18. März 1944 an diesem Ort. Eine Tafel auf dem daneben stehenden Granitstein nennt die Umstände des Absturzes. Demnach hatte das Flugzeug an der Bombardierung Friedrichshafens teilgenommen und war dabei von der Flak abgeschossen worden. Sechs Besatzungsmitglieder verloren ihr Leben.

DER BOMBER UND SEINE BESATZUNG

Es handelte sich hier um eine Maschine des Typs Consolidated B-24H Liberator.² Gängig für diesen Flugzeugtyp ist die Kurzbezeichnung B-24 oder Liberator. Sie hatte 20,47 m Länge, 33,53 m Breite und 5,49 m Höhe. In unbeladenem Zustand wog sie

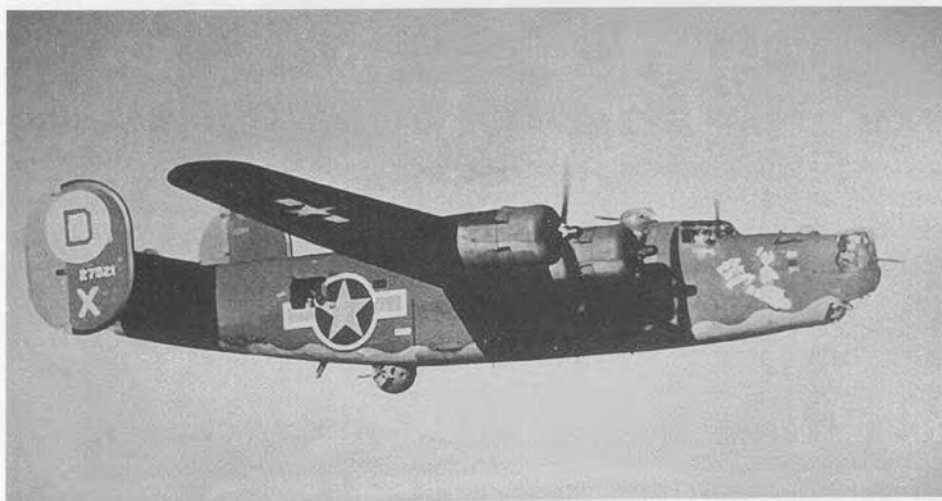


Abb. 1: B-24H Liberator

17 Tonnen, beladen maximal 30 Tonnen. Sie erreichte eine Einsatz-Flughöhe von 8540 Metern und eine Reichweite von 3540 Kilometern. Ihre Höchstgeschwindigkeit belief sich auf 467 km/h. Die vier R-1830-43-Sternmotoren von Pratt&Whitney leisteten jeweils 1200 PS. Sie verfügte über eine Bewaffnung von zehn Maschinengewehren des Kalibers 12,7 mm: jeweils zwei eingebaut in den drehbaren Geschützständen in Bug und Heck, dem oberen Geschützturm und dem Kugelturm auf der Unterseite des Flugzeugs. Aus jeder Rumpfseite ragte ein weiteres MG. Mit zehn Mitgliedern hatte die in Wintersulgen abgestürzte Liberator Standardbesatzung. Sie lautete offiziell:³

Funktion	Vornamen, Name	Rang	Heimatort
Pilot	Frank L. Albert	1 st Lt.	Stroudsburg, Pennsylvania
Kopilot	Meredyth F. McGeary	1 st Lt.	Cleveland, Ohio
Navigator	Edmund H. Donnelly	1 st Lt.	New York
Bombenschütze	Paul E. Castellotti	1 st Lt.	Corona, New York
Bordmechaniker/ oberer Turmschütze	Beauford K. Walker	T/Sgt.	Konawa, Oklahoma
Bordfunker	James K. Warvel	T/Sgt.	Toledo, Ohio
Rumpfschütze	Lloyd J. Brady	S/Sgt.	Wichita, Kansas
Rumpfschütze	David F. Andello	S/Sgt.	Girard, Ohio
Kugelturmschütze	Carl C. Bolick	S/Sgt.	Lincolnton, North Carolina
Heckschütze	Edward G. Monteleone	S/Sgt.	Mountain View, Kalifornien



Abb. 2: Crew, vordere Reihe v. l. n. r.: Monteleone, Donnelly, Albert, McGeary, Castellotti; hintere Reihe: Andello, Bolick, Warvel, Brady, Walker

Da der reguläre Kugelturmschütze, Carl Cecil Bolick, sich durch besondere Treffsicherheit ausgezeichnet hatte, beorderte ihn Kommandant Albert in den wichtigeren oberen Geschützturm. Der reguläre obere Turmschütze, Bordmechaniker Beauford K. Walker, nahm daraufhin die Stellung des Rumpfschützen David F. Andello ein, der in den Kugelturm am Bauch der Liberator wechseln musste.⁴ Im vorliegenden Bericht werden sie fortan in diesen, ihren tatsächlich ausgeübten Funktionen, erwähnt.

VON NORFOLK ZUM BODENSEE

Der abgestürzte Bomber – er trug den Spitznamen »I'll Be Back«⁵ – war Teil einer riesigen Streitmacht der in England stationierten amerikanischen 8. Luftflotte, die am späten Vormittag des 18. März 1944 mit ihren drei Divisionen in Mittel- und Ostengland abgehoben hatte und sich über Ostfrankreich, den Schwarzwald und die Schwäbische Alb auf ihre Einsatzziele zwischen Donau, Isar und Bodensee zu bewegte. Begleitschutz boten 925 Jagdflugzeuge. Insgesamt 511 B-17 »Fliegende Festungen« der 1. und 3. Division richteten ihre Angriffe auf die deutschen Fliegerhorste südlich der Donau und die Innenstadt Münchens. Die gesamte 2. Division, die mit 227 Flugzeugen des Typs B-24 Liberator beteiligt war, hatte das wichtigste Ziel zugeteilt bekommen: Friedrichshafen am Bodensee. Hier war mehr Kriegsindustrie konzentriert, als in jeder anderen deutschen Stadt vergleichbarer Größe: Die Dornier-Werke entwickelten und produzierten Flugzeuge, die Zeppelinwerke beteiligten sich an der Herstellung von Radaranlagen und Vergeltungswaffen (V 2), Maybach lieferte die Motoren für Kettenfahrzeuge und die Zahnradfabrik (ZF) die Getriebe für Fahrzeuge aller Art.

Die Maschine, deren letzten Flug wir verfolgen, trug die Seriennummer 42-52305 und gehörte der 44. Bombergruppe, 506. Staffel, an, die auf den Seitenrudern mit einem schwarzen P auf weißem Grund gekennzeichnet war. Sie hatte ihre Heimatbasis in Shipdham, Norfolk. Mit drei Staffeln zu jeweils sechs Maschinen, also insgesamt

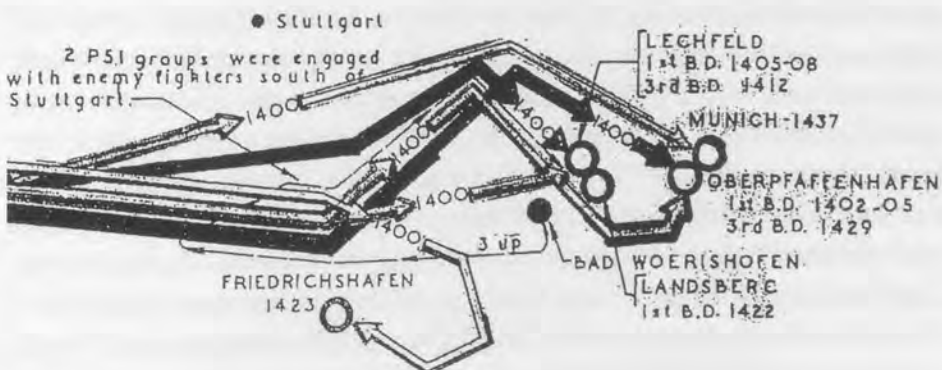


Abb. 3: Kartenausschnitt der Anflugroute

achtzehn Flugzeugen, nahm dieser Verband am Einsatz der 2. Division teil. Er hatte die Dornier-Werke in Manzell auf seiner Zielkarte – genau wie zwei Tage vorher, am 16. März 1944, als die Amerikaner das erste Mal Friedrichshafen angriffen, aber, behindert durch eine geschlossene Wolkendecke, die meisten der anvisierten Ziele verfehlten.

Die 2. Bomberdivision verließ in geschlossenen Formationen die Insel bei Dunge-ness, überquerte den Ärmelkanal und erreichte den vom deutschen Feind besetzten Kontinent bei Le Tréport. Die achtzehn Maschinen der 44. Bombergruppe – mit der Liberator von Pilot Albert – hatten sich verfrüht über dem Kanal eingefunden. Die vorgegebene Flughöhe hatten sie auch noch nicht erklommen. Daher mussten sie im Steigflug eine volle 360°-Warteschleife fliegen und gerieten dabei ganz ans Ende des Bomberstroms, der inzwischen weit voraus war. Auf der ganzen Strecke hatten sie Mühe, den Anschluss zu halten.⁶

Bei herrlichem Wetter wurde gegen 14 Uhr Riedlingen erreicht. Wie auf einer Drehscheibe verteilten sich die einzelnen Verbände nun und wandten sich ihren individuellen Einsatzzielen zu. Die 2. Division schwenkte nach Südosten und flog Richtung Vorarlberg. Schon da erschienen ihre viermotorigen B-24 Liberator über Heiligenberg und dem Deggenhauser Tal. Über dem Allgäu versuchten deutsche Abwehrjäger, die feindlichen Verbände anzugreifen. Der voraus fliegende Begleitschutz der Amerikaner stellte sich ihnen sofort entgegen und verwickelte sie in Luftkämpfe. Nach einer Rechtswende von hundertachtzig Grad über Bregenz leiteten die Bomber – nun unbehelligt von Südosten her, über den Bodensee – den Zielanflug auf Friedrichshafen ein. Um 14.23 Uhr⁷ fielen die ersten Bomben auf die künstlich vernebelte Stadt.

DIE ABSTURZBERICHTE DER ÜBERLEBENDEN CREWMITGLIEDER

Im Missing Air Crew Report, kurz MACR, finden sich zwei handschriftlich abgefasste Berichte zum Absturz der Maschine von Pilot Albert.⁸ Sie sind nach Ende des Krieges verfasst und stammen von zwei der Überlebenden, Bordfunker James K. Warvel und Navigator Edmund K. Donnelly. Demnach erhielt ihr Verband unmittelbar vor dem Bombenabwurf den Befehl, die Bomben zurückzuhalten, da dreitausend Fuß unter ihnen eine andere Gruppe flog, die Gefahr lief, von den Bomben getroffen zu werden. Nach einer Rechtskehre und vollen 360°-Schleife erfolgte ein zweiter Zielanflug auf dem gleichen Kurs und der gleichen Höhe wie beim ersten Mal.⁹ Kurz vor dem Ziel erhielt Pilot Alberts Maschine einen Treffer in den Rumpf, der den Kugelturmschützen D. F. Andello tötete. Navigator Donnelly bot dem Piloten einen Kurs in die nahe Schweiz an. Albert lehnte ab: *Wir haben die Bomben soweit gebracht, jetzt fallen sie auch auf das Ziel.* Drei weitere Flaktref-fer folgten: der rechte äußere Motor fing Feuer und die Flügelspitze¹⁰ brach ab. Sodann wurde Motor Nr. 2, links vom Cockpit, in Brand geschossen, und schließlich durchlö-



Abb. 4: Absturzort und Fallschirmlandungen (1 Warvel, 2 Bolick, 3 Monteleone +, sowie außerhalb dieses Kartenausschnittes: Donnelly bei Altenbeuren und Walker bei Lellwangen)

cherte ein weiterer Treffer einen der Treibstofftanks. Die Hydraulik war ebenfalls zerstört. Danach gab der Pilot den Befehl zum Absprung.

Da die Bugradklappen klemmten,¹¹ kamen Bombenschütze und Navigator in den Funkraum herauf, um durch die Bombenkammer abzuspringen. Dort waren aber die Türen, die wie Rollläden funktionierten, wieder zugefallen. Bordfunker Warvel gelang es mit größter körperlicher Anstrengung und Fußstritten, eine der Türen zu öffnen. Durch diese halfen er und Copilot McGeary dem verletzten oberen Turmschützen, Carl Bolick, hinaus. Navigator Donnelly sprang durch die soeben geöffnete Bombenkammer ab, Rumpfschütze Walker durch ein Seitenfenster im Rumpf. Im nächsten Moment ex-

plodierte das Flugzeug und eine Tragfläche brach ab. Funker Warvel wurde hinausgeschleudert, vielleicht auch Heckschütze Monteleone. Die anderen fünf blieben im steil abwärts stürzenden Flugzeug gefangen.

Die Erinnerung des einzigen, heute noch lebenden Crewmitglieds, Carl Bolick, beschränkt sich darauf, dass an Bord totales Durcheinander herrschte und alles sehr schnell ging. Ein Flaksplitter hatte eine klaffende Wunde an seinem rechten Fuß verursacht. Während das Flugzeug zu trudeln begann, erreichte er mit größter Mühe die Bombenkammer und fiel schließlich durch ihre Türöffnung hinaus. Die Hilfe seiner Kameraden ist ihm heute nicht mehr bewusst. Aus Angst, am Fallschirm hängend beschossen zu werden, wartete er mit dem Ziehen der Reißleine bis auf 2000 Fuß. Nach der Landung in tiefem Schnee kam schon bald Bordfunker Warvel zu ihm hingerannt. Dieser hatte bei der Explosion der Maschine das Bewusstsein verloren, kam kurzfristig zu sich, zog die Reißleine und fiel erneut in Ohnmacht. Wieder bei Bewusstsein, sah er am Boden das brennende Flugzeugwrack liegen und landete unverletzt ganz in der Nähe Bolicks. Dieser blutete stark und konnte nicht aufstehen. Somit war an eine zunächst beabsichtigte Flucht in den nahen Wald bei der Absturzstelle im Kiebloch nicht mehr zu denken. Er kümmerte sich um seinen Kameraden und wurde mit ihm zusammen gefangen genommen. In einem nahe gelegenen Dorf – es war auf dem Winkelhof, wie sich erweisen



Abb. 5: Flugzeugwrack

wird – wurde er verarztet und bekam zu essen. Er bat die Gestapo¹², seine toten Kameraden begraben zu dürfen. Diese Bitte wurde ihm erwartungsgemäß abgeschlagen.

Warvel erwähnt einen Unteroffizier Otto Lion (dt. Len),¹³ der ihn sehr gut behandelte. Er chauffierte ihn am nächsten Tag durch schöne hügelige Landschaft zu einer Flakbatterie und schließlich nach Friedrichshafen. Dort zeigte er ihm, welche Schäden sie durch die Bombardierung angerichtet hatten. Über das Dulag (Luft) Oberursel,¹⁴ wo er Navigator Donnelly und Bordmechaniker Walker antraf, führte ihn sein Weg nach Groß Tychow¹⁵ ins Stalag Luft IV.

Navigator Donnelly berichtet, dass er, am Fallschirm hängend, beobachten konnte, wie ein Mann in graugrüner Uniform und mit einem langen Gewehr über der Schulter in die Richtung radelte, wo er herunterschwebte und schließlich landete. Dieser nahm ihn gefangen und führte ihn in das Ortsgefängnis Salem. Nach drei Tagen gelangte auch er nach Oberursel ins Dulag (Luft). Bordmechaniker Walker, den er dort antraf, berichtete von seinem Aufenthalt bei Soldaten einer kleinen Nachrichteneinheit der Wehrmacht, die ihn gut behandelt und am Abend vor seinem Weitertransport sogar Abschied mit ihm gefeiert hätten. Nach seiner Vernehmung gelangte Donnelly schließlich ins Stalag (Luft) III in Sagan/Schlesien.

SECHS CREWMITGLIEDER STERBEN, VIER ÜBERLEBEN

Beim ersten Zielflug, in buchstäblich letzter Sekunde vor dem Bombenabwurf, erhielt die gesamte 44. Bombergruppe den Befehl, ihre Ladung zurückzuhalten, da andere Bomber etwas tiefer ihren Weg kreuzten. Die Führungsmaschine, der die gesamte Einheit geschlossen folgen musste, leitete einen erneuten Zielflug ein und kehrte unter denselben Parametern wie vorher zurück. Dies war eine außerordentlich günstige Gefechtssituation für die Flakstellungen rings um Friedrichshafen. Sie konnten sich in Ruhe darauf einstellen und erzielten »etwa 14.38 Uhr«¹⁶ einen Abschuss. Wie der MACR belegt, endete für sechs der zehn Crewmitglieder der Absturz ihrer Maschine tödlich. Nur vier überlebten.

An dieser Stelle sei der Hinweis erlaubt, dass Luftkriegsforscher Hans Willbold in seinem Buch *Der Luftkrieg zwischen Donau und Bodensee* irrt, wenn er dort schreibt, dass neun Mann abgesprungen seien und in Gefangenschaft kamen. Ob die zwei äußeren Motoren brannten, wie im MACR vermerkt ist, oder, wie Bordfunker Warvel berichtet und Turmschütze Bolick bestätigt, Motor Nr. 2 auf der linken Seite innen und Motor Nr. 4 auf der rechten Seite außen, ist nicht mehr zu klären.¹⁷

In der *Roll of Honor and Casualties*, der Ehrenchronik der amerikanischen Gefallenen, ist an mehreren Stellen davon die Rede, ein Verband von B-17 »Fliegenden Festungen« sei unterhalb der 44. Bombergruppe durchgeflogen. Diese Version muss in Abrede gestellt werden, da sich am 18. März 1944 kein Verband von B-17 Bombern im Bodenseegebiet befand. Allerdings kann man bisweilen von einer einzelnen B-17 lesen, die auf geringerer Höhe quer geflogen sei. Dies ist sehr wohl möglich, denn an diesem Tag flüchteten auch vier B-17 in die Schweiz.¹⁸ Ohne ihn näher zu definieren, erwähnt dieselbe Quelle noch an anderer Stelle einen anderen Verband, der, tiefer fliegend, dabei war, seine Bomben abzuwerfen.¹⁹

DIE ABSTURZSTELLE UND DIE SECHS GEFALLENEN

Die Absturzstelle liegt westlich von Betenbrunn, einige hundert Meter südlich des Winkelhofs, im »Kiebloch«, knapp zweihundert Meter nordöstlich des eingangs erwähnten Bildstocks (s. Kartenskizze S. 295). Die Angaben für den Zeitpunkt des Absturzes weichen in den verschiedenen Quellen nur geringfügig voneinander ab. Sie liegen zwischen 14.44 Uhr und 14.47 Uhr.²⁰

Im Folgenden sollen die wichtigsten Erkenntnisse über die tödlich Abgestürzten kurz zusammengefasst werden.

Pilot Frank L. Albert: Obwohl schon verwundet, verharrte er im Cockpit und sorgte für die relative Stabilität der Maschine. Auf diese Weise kam er seiner Pilotenpflicht nach, der Crew den Abprung zu ermöglichen. Der überlebende Bordfunker Warvel fand ihn

nach dem Absturz leblos im Flugzeugwrack vor – im Pilotensitz angeschnallt. Er hatte demnach für sich selber keinerlei Vorbereitung getroffen, um abzuspringen. Bis zum Tag geflogene Pflichteinsätze: 22.

Kopilot Meredyth F. McGeary: Seine Hilfsbereitschaft, Bolick hinauszubefördern und Castellotti den Fallschirm anzulegen (s. u.), kostete ihn vermutlich das Leben. Er befand sich später tot im Flugzeugwrack. Geflogene Einsätze: 24. Der Tod ereilte ihn somit auf dem fünfundzwanzigsten, dem letzten Pflichteinsatz.

Bombenschütze Paul E. Castellotti: Er kam mit seinem Fallschirm nicht zurecht. Warvel und McGeary waren ihm behilflich, doch die Explosion der Maschine kam seinem Absprung zuvor. Nach dem Absturz befand er sich tot im Flugzeugwrack. Geflogene Einsätze: 22.

Kugelturmschütze David F. Andello: Er wurde schon im Flugzeug durch ein Flakgeschoss getötet. Etwa 20 Pflichteinsätze.

Rumpfschütze Lloyd J. Brady: Er befand sich zusammen mit Heckschütze Monteleone und Bordmechaniker B. K. Walker im hinteren Teil der Maschine, bereit durch eines der zwei Seitenfenster abzuspringen; Walker sprang und überlebte. Brady konnte nicht rechtzeitig abspringen, die Explosion der Maschine kam ihm zuvor. Geflogene Einsätze: ungefähr 22.

Heckschütze Monteleone: Wie Warvel berichtet, lag er mit geöffnetem Fallschirm tot in der Nähe des Flugzeugwracks. Nach Aussage von Zeitzeugen aus Heiligenberg wurde er im Waldstück Nagelstein, südlich des Lichnowsky-Platzes²¹, am Fuße einer großen Tanne, tot aufgefunden. Warvel, geht davon aus, dass Monteleone abgesprungen ist, sein Schirm sich aber nicht voll entfaltete. Dies wird von den Bewohnern des Winkelhofs bestätigt, die einen der drei Fallschirme schnell herunterfallen sahen. Pflichteinsätze: etwa 18. Als mutmaßlicher weiterer Grund für den missglückten Absprung der Schützen im hinteren Flugzeugrumpf gilt auch der Umstand, dass sie kein Absprungsignal bekamen. Denn sowohl der Notalarm als auch die Bordsprechanlage war, laut Bordfunker Warvel, außer Funktion.

BEOBACHTUNGEN UND ERLEBNISSE DEUTSCHER ZEITZEUGEN²²

Den Bewohnern der Höhen nördlich des Bodensees bot die Bombardierung Friedrichshafens ein schauerlich beeindruckendes Schauspiel: Vom Anflug der mehr als zweihundert viermotorigen Maschinen, über den Bombenabwurf, die Detonationen der Bomben und Flakgeschosse, den Weiterflug, die immer höher über der Stadt aufsteigenden Rauchschwaden und dazwischen die eine oder andere Rauchfahne eines von der Flak getroffenen Bombers. Heiligenberg und seine Ortsteile mit ihren Erhebungen von sechs- bis über achthundert Höhenmetern boten Aussichtspunkte

genug, um dieses Kriegsereignis mitzuverfolgen. Gastwirtin Elsa Mathilde Ramsperger vom Hotel Winter, heute Haus Hohenstein, beobachtete den Absturz von der heimischen Terrasse aus und erschreckte sich dabei so sehr, dass sie einen Herzinfarkt erlitt und starb.

Im MACR ist nachzulesen, Pilot Alberts Liberator habe versucht, Richtung Schweiz zu entkommen. Doch das genaue Gegenteil war der Fall. Zwei helle Rauchfahnen nach sich ziehend verließ sie den Verband, der nach dem Bombenabwurf geradewegs nordwestwärts weiterflog, nach rechts in eher nördlicher Richtung und verlor sehr schnell an Höhe, ein Flügelstück brach ab, sie legte sich auf die Seite und explodierte. Torkelnd fiel sie dann steil herunter. Dies alles soll – und hier stimmen die Beobachtungen der Zeitzeugen am Boden mit den amerikanischen Berichten überein – sehr schnell abgelaufen sein. Da die Maschine für die Strecke von Friedrichshafen nach Betenbrunn aber mindestens fünf Minuten Flugzeit benötigte, können sich diese Beobachtungen nur auf die letzte, unmittelbare Absturzphase beziehen: das Abbrechen des Flügels, die Fallschirmabsprünge, die Explosion und den Absturz. Drei Viertel der Strecke waren zu dem Zeitpunkt schon zurückgelegt.

Kaum dass eine schwarze Rauchsäule aufstieg, rannten die Menschen, die dem Schauspiel am Himmel mit den Augen gebannt gefolgt waren, von überall her in Richtung Absturzstelle. Josef Endres aus Heiligenberg erinnert sich, wie sich plötzlich von Süden her ein Flugzeug in Flammen und Rauch nährte, er sah das Abbrechen einer Tragfläche, mehrere Überschläge und zwei bis drei Fallschirme, die südlich von Wintersulgen zum »Bergwald« hin schwebten. Der abstürzende Motor schlug einen drei Meter tiefen Trichter in den Waldboden. Das dazu gehörige Flügelende lag daneben.

Zweihundert Meter nördlich der Absturzstelle im Kiebloch, hinter einer Bergkuppe versteckt, liegt der Winkelhof. Er wurde von Johann und Josefine Mattes zusammen mit ihren meist schon erwachsenen sechs Töchtern bewirtschaftet. Am Nachmittag des 18. März 1944 waren nur drei der jungen Frauen, Anna (21), Fini (22) und Priska (17), ihre Mutter und ein Onkel zuhause. Der Vater war mit zwei Pferden und dem Holzschlitten unterwegs. Zusammen mit ihren zwei älteren Schwestern und dem Onkel stand Priska vor dem Haus und schaute interessiert, aber nicht sonderlich beunruhigt, zu den Flugzeugen am Himmel hinauf. Der Onkel, der den Ersten Weltkrieg als Soldat mitgemacht hatte, sagte dann und wann ein erläuterndes Wort. Sie genossen die wärmende Sonne, denn die Tage vorher hatte es heftig geschneit. Irgendwann löste sich ein Bomber, von Friedrichshafen her kommend, aus seinem Verband und flog auf sie zu. Eine Tragfläche und ein Motor brannten. Diese brach ab und trudelte zusammen mit dem Motor auf ihr Haus zu. Der Onkel schrie: »Alle hinliegen!« Sie warfen sich alle hin und drückten ihre Gesichter in den Schnee. Nach einem dumpfen Schlag hoben sie vorsichtig ihre Köpfe und schielten nach oben. In der Luft schaukelten zwei Fallschirme und ein dritter fiel schnell herunter. Sie sprangen auf und liefen auf die Hügelkuppe, hinter der schwarzer Rauch aufstieg. Von dort sahen sie in der Senke vor sich – im Kiebloch – in kleinere und



Abb. 6: Winkelhof

größere Teile zerbrochen, das brennende Flugzeugwrack liegen. Ein paar hundert Meter weiter lief ein Mann in Fliegermontur Richtung Wald. Doch bevor er dort hin gelangte, beugte er sich über einen zweiten, der im Schnee lag. Als die drei Frauen mit ihrem Onkel bei ihnen ankamen, zeigte der eine auf seinen Kameraden, der im Schnee lag. Oberhalb des rechten Fußgelenkes war ein ganzes Stück Fleisch herausgerissen. Die Wunde blutete stark. Der Verletzte, es handelte sich um Carl Bolick, wurde dann schließlich auf einen eiligst herbeigebrachten Schlitten gesetzt, zwei Frauen zogen, die dritte schob, der Onkel und der andere Flieger – James Warvel – hielten und stützten ihn links und rechts. In der warmen, geräumigen Bauernstube wurde der Verletzte auf den Fußboden²³ gelegt. Er stöhnte vor Schmerzen und sein Gesicht war leichenblass. Kaum eine halbe Stunde später war Gemeindegewesener Ludovikis aus Betenbrunn da und legte dem Verletzten einen Verband an. Inzwischen war auch Polizist Restle²⁴ in der Stube eingetroffen.

Vor dem Haus bildete sich nach und nach eine wachsende Ansammlung Schau-lustiger. Wie meist in solchen Situationen, kam es zu Unmutsäußerungen: »Ma sollt's glei totschiaga«. Oder, wie sich Priska erinnert, »schlaget's tot, was dond ihr dia no verhätschla!«²⁵ Gleichwohl waren auch mäßigende, vernünftige Stimmen präsent. So ist ein Zitat von Leo Rothmund aus Steinsbrunn bezeugt, der unmissverständlich mahnte: »Denket au amôl an unsere Buebe, die sind au fort!«

Als jedoch ein namentlich nicht genannter Landwirt aus Betenbrunn auf dem Hof erschien, spitzte sich die Situation zu. Wortlos und zornigen Blickes steuerte er auf den Hauseingang zu. Eine Hand umklammerte fest eine Mistgabel. Die stellte er nicht etwa

an der Hauswand ab, sondern nahm sie mit ins Haus hinein. Kaum war die Türe hinter ihm zugeschnappt, begann er zu toben. Worte wie »alle totschiagen, die Verbrecher« waren zu vernehmen. Geifernd vor Wut drängte er ins Wohnzimmer hinein, die Männer und Frauen im Innern stemmten sich dagegen. Ein wüstes Durcheinander lautstarker Wortwechsel begleitete das Gerangel, so Josefine Mattes: »Dô kommt niemand rei, was dô isch, gôht niemand was a!« Dann wieder das hasserfüllte Gebrüll des Mannes. Obwohl er sich nicht mehr aus der Stube hinausdrängen ließ, gelang es Polizist Restle doch, ihn zur Räson zu bringen.

Vertraut man der mündlichen Überlieferung auf dem Winkelhof – und es gibt keinen Grund daran zu zweifeln – dann wollte besagter Landwirt sich tatsächlich an den zwei Amerikanern vergreifen. Nur der ganz entschiedene Widerstand von Josefine Mattes, ihres Schwagers und des anwesenden Polizisten, die sofort energisch dazwischen gingen, hätten ihn zurückhalten können. Als der Verwundete wenig später einen Schwächeanfall erlitt, gab ihm Josefine Mattes schnell einen Schluck Schnaps zu trinken – aus einem Wasserglas. Sofort meldete sich der Eindringling wieder und wollte wissen, was sie ihm da gegeben habe. »War bloß Wasser«, beschied sie ihn.

Inzwischen war Josef Mattes mit dem Pferdeschlitten zurückgekehrt. Der Verletzte wurde auf den Schlitten gelegt und ins Krankenhaus nach Heiligenberg transportiert. Hinten auf dem Schlitten saß der Polizist. Den unverletzten Gefangenen hieß er zu Fuß hinterherlaufen.

Krankenhausarzt Dr. Wagner nahm den verletzten Soldaten für die Nacht in seine Obhut. Sein Kamerad musste die Nacht im Ortsarrest des Rathauses²⁶ verbringen. Danach verlieren sich ihre Spuren in Heiligenberg.

Carl Bolick selbst kann sich heute nicht mehr entsinnen, wie er auf den Winkelhof kam. Verblieben ist in seiner Erinnerung das Gefühl, gut versorgt worden zu sein, als er dort auf dem Fußboden lag. Während die Krankenschwester einen Verband an sein Bein legte, griff er vorsichtig in seine Hosentasche, holte ein handtellergroßes Päckchen heraus und schob es langsam unter das Sofa. In dem Päckchen befand sich Fluchtgeld in französischen Franken, das alliierte Flieger mit sich führten, um nicht mittellos dazustehen, falls sie über Frankreich abgeschossen würden. Er hofft, dass es in die richtigen Hände gelangt ist.

Gute Erinnerungen hat er auch an das kleine Krankenhaus Heiligenberg, in dem er die erste Nacht nach dem Absturz verbrachte. Ein etwa vierzigjähriger Offizier der Luftwaffe, der über gute Englischkenntnisse verfügte, sei die ganze Nacht bei ihm geblieben und habe sich sehr besorgt um ihn gezeigt. Bei diesem Offizier könnte es sich um Major Dr. von der Stein handeln, dem Chef der Flakbatterien um Friedrichshafen. Ihm waren die zwei Gefangenen übergeben worden. Der Winkelhof blieb noch etliche Tage Anlaufstelle für die Männer der Feindgeräte-Untersuchungskommission des Fliegerhorstes Memmingen. Sie deponierten dort vorübergehend allerhand technisches Gerät, das sie nach und nach aus der abgestürzten Liberator montierten. Josefine Mattes, der Winkel-

hofbäuerin, überließen sie einen der Fallschirme, aus welchen sie später Blusen für ihre Töchter nähte.

Der damals vierzehnjährige Helmut Schmid beobachtete von seinem Heimatort Mimmenhausen aus das Geschehen am Himmel. Wie alle anderen sah er das brennende Flugzeug, das bald abstürzen musste. Er schwang sich auf sein Fahrrad und radelte los, immer die weiße Rauchfahne im Blick. Als er Salem durchquerte, stieß er auf einen Polizisten, der ebenfalls mit dem Fahrrad unterwegs war und ein Gewehr auf dem Rücken trug. Dieser, er soll mit dem Nachnamen Weltin geheißten haben, forderte ihn auf mitzukommen, Altenbeuren zu, wo sich in großer Höhe ein Fallschirm entfaltet hatte. Halben Weges zwischen Altenbeuren und Mennwangen trafen sie den Fliegersoldaten an, der gerade dabei war, seinen Fallschirm vom Gurtzeug zu klicken. Der Polizist bedeutete ihm durch Gesten, den Fallschirm zusammenzuraffen und über die Schulter zu legen. Bereitwillig tat er dies und stapfte mit Mühe zur Straße her. Ein Fuß war ohne Stiefel und, wie sich sogleich herausstellte, an der Ferse verletzt. Wortlos marschierten die drei nach Salem zurück: voraus und hinkend der hochgewachsene Gefangene, gefolgt vom Polizisten mit geschultertem Gewehr und dessen junglichem Helfer. Auf dem Weg zur Polizeiwache Salem – im Schloss, wo sie heute noch untergebracht ist – hörte man mehr als einmal von der Straßenseite her rufen: »Schlagt ihn tot!« oder: »Gleich erschießen!« Der Gefangene, Navigator Donnelly, wurde auf der Wache verarztet und sorgfältig durchsucht. Außer Geldbeträgen in deutscher und schweizerischer Währung fand sich eine kleine Pistole, die in einem Täschchen am Gurtzeug steckte. Schließlich wurde er in die Arrestzelle gesperrt.

Der Brand der abgestürzten Liberator war von starkem Rauch begleitet, immer wieder ereigneten sich kurze Serien von Explosionen der Bordmunition, dann und wann konnte man eine Leuchtspur beobachten, die im hohen Bogen aus dem Wrack heraus-schoss. Bis auf wenige blieben die nach und nach zahlreicher werdenden Schaulustigen zunächst in respektvoller Entfernung auf den verschneiten Feldern stehen. Später konnte sich Jung und Alt dem Flugzeugwrack nähern. So blickte auch mancher Acht- oder Zehnjährige in verständlicher Neugierde auf die toten Soldaten in ihren verbrannten Kleidern.

Wie bei anderen Abstürzen alliierter Flieger fanden sich bald nach dem Ereignis Menschen im Kiebloch ein, die weniger im Sinn hatten, Hilfe zu leisten als nach Brauchbarem zu suchen. Im fünften Kriegsjahr hatte es sich bis ins kleinste Dorf herumgesprochen, dass es sich lohnen konnte, schnell an einem abgestürzten Flugzeug zu sein. Ein Wachmann erzählte später von einem Ehering, den einer der Toten am Finger trug. Beim nächsten Wachtermin war der Ring verschwunden. Ein anderer Zeitzeuge weiß von einem Siegelring, der nach kurzer Zeit nicht mehr an der Hand seines Besitzers war, die unter dem Blech hervorragte. Auch Schuhe von Toten wurden gestohlen.

Da die Absturzstelle erst Monate später geräumt wurde, hatten auch Kinder und Jugendliche Zeit genug nach Brauchbarem zu suchen, etwa nach Plexiglasstücken zum Ab-

brennen oder Gummi für Steinschleudern. Bei jungen Burschen besonders begehrt war intakte Leuchtschmuckmunition, deren Patronen sie eine nach der anderen in einen Schraubstock spannten, sodann mit einer Flachzange die Spitzen vorsichtig aus der Hülse lösten, um an das Pulver zu kommen. Dieses schütteten sie auf ein Häufchen, setzten es aus sicherer Entfernung in Brand und freuten sich über die riesige Stichflamme.

BESTATTUNG DER GEFALLENEN

Am 23. März 1944 einen Meter östlich des Marksteins von Heiligenberg-Wintersulgen beerdigt,²⁸ heißt es in einem Bericht des Fliegerhorstkommandos Memmingen vom 22. März 1944. Die etwas eigenartig beschriebene Stelle liegt am Waldrand, etwa dreißig Meter in südlicher Richtung vom Bildstock entfernt, unmittelbar links neben einer Zufahrt von der Wiese in das Waldstück Nagelstein (vgl. Kartenskizze S. 295). Nachdem die sechs Fliegersoldaten schon am 18. März starben, erscheint das angegebene Datum der Beerdigung fragwürdig. Warvel hatte die Toten unmittelbar nach dem Absturz identifiziert. Vertreter der Luftwaffe stellten auch sämtliche Erkennungsmarken sicher. Es bestand also keinerlei Veranlassung, mit ihrer Beerdigung fünf Tage zu warten, zumal am Abend des 18. März 1944 mildes Tauwetter einsetzte. Aus diesen Gründen, und da die Meldung schon am 22. erfolgte, ist anzunehmen, dass der »23.« März ein Schreibfehler ist.

Über den Ort der Bestattung von toten Feindsoldaten entschieden in aller Regel die örtlichen NSDAP-Vertreter. Meist war dies dann der Gemeindefriedhof. Hatte man sie irgendwo außerhalb begraben, wurden sie mancherorts nach Kriegsende in die Friedhöfe hinein verlegt, da man Sanktionen seitens der Alliierten befürchtete, falls diese mit den Grabstellen ihrer Gefallenen nicht zufrieden waren. In Wintersulgen fand – entgegen vereinzelt geäußerter Ansicht – keine Verlegung in den Friedhof statt.

Das Gemeinschaftsgrab der sechs gefallenen Amerikaner war anfangs nur an der zu einem großen Hügel aufgeschaukelten Erde zu erkennen. Doch schon bald nach der Schneeschmelze wuchsen Dotterblumen darauf, und, wie das Jahr voranschritt, nach und nach auch Feldblumen, immer mehr und schönere, wie etwa Fingerhut und Margeriten. Offensichtlich pflanzte sie jemand dorthin. Unkraut oder Gras kam keines auf. Eines Tages im Herbst, kurz vor Allerheiligen, befand sich ein Kreuz aus Birkenholz auf dem Fliegergrab. Ein Unbekannter hatte es über Nacht aufgestellt. Vermutet wurde seinerzeit, es könnte der Wintersulgener Schreiner gewesen sein, der verwundet aus dem Krieg heimgekehrt war. Gesagt hat niemand etwas. Die Angst vor den Nazis war zu groß.

Ebenfalls vor Allerheiligen schlichen sich Berta Mattes und ihre Schwester Anna vom Winkelhof zur Grabstelle am Bergwald. In mond heller Nacht deckten sie das Grab mit frischen Tannenzweigen ab, legten ein großes Kreuz aus Tannenzapfen darauf und

versahen das Ganze mit einer sorgfältig gelegten »Einfriedung« – wiederum aus Tannenzapfen.

Plötzlich, sie waren gerade fertig und wollten gehen, ertönte eine männliche Stimme aus dem Wald. »Halt!« Zu Tode erschrocken rannten sie los. Doch der Mann rief: »Halt, oder ich schieße!« Wie versteinert blieben sie stehen. Es war der Fürstenberger Förster, der nun mit dem Gewehr unter dem Arm aus dem Wald trat und das Grab musterte. Und weiter: »Was macht ihr da? Wisst ihr, dass ihr ins Gefängnis kommt? Ich muss euch anzeigen.«

Niedergeschlagen und voller Angst gingen sie nach Hause und erzählten den Vorfall ihrer Mutter. Die suchte gleich am nächsten Morgen den Förster in Heiligenberg auf und erklärte ihm, die zwei hätten das für ihren Bruder getan, der bei Leningrad gefallen war. Er hatte ein Einsehen und verzichtete auf die Anzeige.

Wie alle anderen amerikanischen Gefallenen, die in Feindesland begraben waren, wurden auch die Toten des Wintersulgener Flugzeugabsturzes nach dem Krieg exhumiert und entsprechend den Wünschen der Angehörigen auf einem amerikanischen Soldatenfriedhof in Europa oder Amerika wieder bestattet. Die Rückführung in den Heimatort war ebenfalls möglich. Wann genau die Exhumierung stattfand, ist nicht bekannt. Das Gemeindearchiv enthält darüber keine Aufzeichnungen. Die Amerikaner organisierten die Rückführung ihrer Gefallenen sehr zügig in den Jahren 1946/47. Zur Exhumierungsarbeit wurden in Wintersulgen die einstigen Nazigrößen aus der Gegend herangezogen. Drei der Toten erhielten ihr endgültiges Grab auf dem amerikanischen Soldatenfriedhof St. Avold in Lothringen (Frankreich): Pilot Frank L. Albert (Grablage K-37-22), Kugelturmschütze David F. Andello (K-48-18) und Heckschütze Edward G. Monteleone (K-15-29).²⁹ Die Bestattungsorte der anderen Gefallenen konnten nicht festgestellt werden.

BOMBEN AUF LELLWANGEN

Der Lellwanger Karl Reiß war am 18. März 1944 gleich nach dem Mittagessen in seinen Holzschuppen gegangen, um Holz zu spalten. Als er irgendwann das Brummen der Bomberpuls hörte, trat er auf die Straße hinaus, wo schon zahlreiche Dorfbewohner vor ihren Häusern zum Himmel hinaufschauten. Laut begann er zu zählen und brachte es auf über zweihundert Flugzeuge, die hoch über das Dorf nach Südosten flogen. Otto Hafen, knapp vierzehn, stand fünfzig Meter weit entfernt im heimischen Obstgarten und hörte ihm staunend zu. Wie lange er so verharrte, weiß er nicht mehr genau. Irgendwann kam die rauchende Maschine in sein Blickfeld und er verfolgte sie aufmerksam mit seinen Augen. In seiner Erinnerung verbindet sich ihr Herannahen und Heruntertorkeln mit einem »plötzlichen Patsch, Patsch, Patsch durch die Hausdächer«. Drei Häuser waren von Bomben getroffen und standen auch gleich in Flammen: die Scheune der Familie Hafen, Wohnhaus und Anbauscheuer Manz, gleich neben der Kirche, und der Holzschuppen

von Reiß. Als letzterer die Tür zu seinem Schuppen aufstieß, sah er den Hackstotzen, auf dem er zuvor gearbeitet hatte, in Stücken herumliegen, dazwischen eine feuersprühende Bombe, aus der eine cremige, kaugummiartige Masse quoll.

Bei den drei auf Lellwangen abgeworfenen Bomben handelte es sich um Brandbomben, die rund, etwa einen Meter lang und fünfzehn bis zwanzig Zentimeter dick waren. Am oberen Ende waren sie mit einem Führungsrohr versehen.

Lellwangen verfügte nur über eine kleine Feuerwehrspritze, die ihr Wasser über eine Handpumpe aus dem Bach bezog. Auch in Eimern schlepten die Bewohner Wasser herbei. Die Feuerwehren aus den Nachbarorten Deggenhausen und Wittenhofen eilten mit Motorspritzen zu Hilfe. Doch die waren nicht betriebsbereit, man hatte sie vor Einbruch der kalten Jahreszeit wintergerecht abgestellt, vorschriftsmäßig, ohne Treibstoff im Tank und ohne Wasser in der Pumpe. Hinzu kam, dass die Mannschaften kaum noch über Männer verfügten, welche die nötigen Handgriffe reibungslos beherrschten, sie waren fast alle an der Front. Ältere Männer, junge Burschen und schließlich auch Frauen mussten einspringen. Kaum jemand war mit dem modernen Gerät richtig vertraut.

So passierte es, dass die Wittenhofener in der Eile den Treibstofftank ihrer Pumpe mit Wasser statt mit der vorgesehenen Mischung füllten. Bis das Missgeschick behoben war, verstrich wertvolle Zeit, in der die Brände sich nahezu ungestört entfalteten. Als dann endlich das »Wasser marsch!« ertönte und die Beteiligten aufatmen wollten, mussten sie schon wieder rennen. Die lange nicht benutzten Schläuche waren an verschiedenen Stellen undicht, und größere und kleinere Wasserfontänen schossen aus ihnen heraus. Die Männer drückten ihre Stiefelsohlen auf die Löcher, bis die Frauen mit allerhand Lappen und Tüchern kamen und sie an den Lecks um die Schläuche wickelten. So nahm alles seinen Lauf: Reißens Holzschuppen und Hafens Scheuer brannten ab, ebenso Manzens; das angebaute Wohnhaus zur Hälfte, sodass es abgerissen werden musste.

Das Feuer hatte seinen größten Schaden schon angerichtet. So deprimierend ihre Tätigkeit auch war, den Feuerwehrleuten verblieb nur, es auf die Brandherde einzuschränken, die von den Bomben verursacht worden waren. Der Auflauf an Menschen war riesig.

In dieser Situation schritt Gustav Schächter, Sägereibesitzer und Jäger aus Mennwangen, sein Jagdgewehr unter den Arm geklemmt, ins Dorf herein – einige Schritte vor ihm ein Fliegiersoldat, der seinen zusammengerafften Fallschirm an sich drückte. Schächter hatte dessen Absprung beobachtet und ihn zwischen Mennwangen und Lellwangen, im Waldstück Hillenfurt, aufgegriffen. Er dirigierte ihn auf den Wittenhofer Gendarmen E. zu, den er in einem gewissen Abstand zu Otto Hafens brennender Scheune bei der schaulustigen Menge stehen sah. Doch der schien etwas unschlüssig darüber zu sein, was er nun zu tun hatte. Schächter glaubte, den Gefangenen der zuständigen Amtsperson übergeben zu haben, doch diese machte keine Anstalten, ihn abzuführen. Nach einigem Zögern trat der Gendarm auf den Gefangenen zu und versetzte ihm links und rechts ein paar saftige Ohrfeigen. Indessen drehte sich der Deggenhauser

Feuerwehrmann, der den Führungsschlauch bediente, um und richtete den Wasserstrahl direkt auf den ahnungslosen Flieger. Karl Allgaier, Veteran des Ersten Weltkrieges und Feuerwehrmann aus Deggenhausen, ging dazwischen: »Lass das, ich war selber Gefangener und weiß, wie das ist!«

Bei dem gefangenen Flieger kann es sich nur um den vierten und letzten Überlebenden des Wintersulgener Flugzeugabsturzes, Bordmechaniker Beauford K. Walker gehandelt haben, da die anderen drei schon zweifelsfrei zugeordnet werden konnten.

Nach Ende des Krieges leitete die französische Besatzungsmacht ein Ermittlungsverfahren ein, das den Vorfall von Lellwangen zum Gegenstand hatte. Betroffene waren Otto Hafen (geb. 1890) aus Lellwangen, vor dessen brennender Scheune sich der Zwischenfall ereignet hatte, Sägewerksbesitzer Gustav Schächter aus Mennwangen, der den amerikanischen Flieger gefangen genommen hatte und der namentlich nicht genannte Feuerwehrmann aus Deggenhausen. Mit Sicherheit waren weitere Personen bei den Verhören anwesend, vermutlich auch der erwähnte Polizeibeamte, doch es sind keine Namen bezeugt. Die Verhandlung fand innerhalb eines gewissen Zeitraums an mehreren Tagen ganztägig im Gericht in Überlingen statt. Der damalige Pfarrer von Roggenbeuren fungierte als Dolmetscher.

An jedem einzelnen Verhandlungstag fuhren die drei genannten Betroffenen frühmorgens auf Schächters Zugmaschine nach Überlingen hinunter und kamen spätabends erschöpft wieder zurück. Diese jeweils einstündige Fahrt war für alle anstrengend, für Otto Hafen war sie eine Zumutung. Er hatte die Fünfundfünfzig schon überschritten und trug seit dem Ersten Weltkrieg eine Beinprothese. Dies machte er den französischen Vernehmungsoffizieren am zweiten oder dritten Verhandlungstag klar und kündigte an, kein weiteres Mal nach Überlingen zu kommen. Die zunächst verblüfften Männer zeigten dann Verständnis, schickten alle anderen Geladenen fort und befassten sich an diesem Tag nur noch mit ihm. Wie Otto Hafen zuhause berichtete, interessierte die französischen Ermittler ganz besonders, ob die Lellwanger und der inkriminierte Feuerwehrmann Hassgefühle gegenüber dem amerikanischen Flieger empfunden hätten, da er vorher Bomben auf sie geworfen habe. Otto Hafens Antwort war – nach eigenem Bekunden – klar und eindeutig: Man hatte keine Wut auf ihn, der Amerikaner tat, was er tun musste, und das Fehlverhalten des Feuerwehrmannes geschah spontan aus der Situation heraus. Hafen wurde danach nicht mehr nach Überlingen vorgeladen. Ob es zu einer Anklage kam, und ob Strafen verhängt wurden, ist im Deggenhauser Tal nicht bekannt.

DIE SITUATION DER VIER ÜBERLEBENDEN

Völlig klar ist die Lage von Bordfunker James Warvel und Turmschütze Carl Bolick, die an der Absturzstelle und auf dem Winkelhof waren. Einige Zeitzeugen sind der Meinung, es seien drei überlebende amerikanische Flieger dort gewesen. Die verfügbaren

Unterlagen³⁰ lassen erkennen, dass es nur zwei gewesen sein können. Die Berichte vom Winkelhof sind ebenfalls eindeutig.

Bordfunker James K. Warvel: *Das Fliegerhorstkommando Memmingen vermerkt: Gefangennahme in Heiligenberg am 18. 3. 1944 um 15 Uhr und Übergabe an Major*

Dr. v. Stein durch die Polizei. Major Dr. von der Stein war Kommandeur der Flak-Untergruppe West und kam höchstwahrscheinlich auch zur Absturzstelle. Warvel verbrachte die erste Nacht im Ortsarrest im Heiligenberger Rathaus.

Kugelturmschütze Carl C. Bolick: *Gefangennahme – wie bei Warvel – um 15 Uhr in Heiligenberg, Einlieferung ins Garnisonskrankenhaus Weingarten-Ravensburg, Abt. Kriegsgefangene.* Bolick, der Verletzte vom Winkelhof, verbrachte eine Nacht im Heiligenberger Krankenhaus und wurde dann nach Ravensburg verlegt.

Navigator Edmund H. Donnelly: *Gefangennahme: Salem bei Friedrichshafen, 16 Uhr.* Er war zweifellos derjenige, den Polizist Weltin und Helmut Schmid zwischen Altenbeuren und Mennwangen gefangen nahmen. Er und Walker wurden zusammen mit Richard Perle³¹ am 22. März 1944 ab Memmingen 08.33 Uhr zum Dulag (Luft) Oberursel abtransportiert.³²

Bordmechaniker Beauford K. Walker: Die späteste und am weitesten vom Absturzort entfernte Gefangennahme ist für Walker vermerkt: *Markdorf bei Friedrichshafen, 16.30 Uhr.* Von ihm selbst liegt kein Bericht vor. Da Donnelly über die Umstände seiner eigenen Gefangennahme berichtet, bleibt für den Vorfall in Lellwangen nur noch Walker übrig, der in der Nähe des Dorfes, im Waldstück Hillenfurt, gelandet war.

CARL BOLICKS WEITERER WEG

Carl Bolick war auf seinem siebenundzwanzigsten Einsatz abgeschossen worden.³³ Als er seine fünfundzwanzig Pflichteinsätze absolviert hatte, baten ihn seine Kameraden, weiter mit ihnen zu fliegen, bis die Crew aufgelöst würde.³⁴ Das wäre nach dem fünfundzwanzigsten Einsatz des Piloten Albert der Fall gewesen. Er stimmte zu, stürzte mit ihnen ab und hatte dabei das Glück, mit dem Leben davonzukommen. Die Ärzte im Garnisonskrankenhaus Ravensburg-Weingarten machten allerdings bedenkliche Mienen, als sie seine Wunde am Bein betrachteten und eröffneten ihm, dass er um eine Amputation nicht herumkomme. Einer der Ärzte, ein polnischer Kriegsgefangener, bat darum, es mit einer Hauttransplantation versuchen zu dürfen. Dies wurde ihm erlaubt. Ein serbischer und ein australischer Arzt, ebenfalls Kriegsgefangene, assistierten. Vier Männer mussten den Patienten festhalten. Die Operation ging sodann mit Hilfe einer Rasierklinge und ohne jegliche anästhetische Mittel vonstatten. Das vom Oberschenkel abgetrennte Gewebe wuchs an und die Heilung der Wunde kam in Gang. Nach einigen Wochen stand eine Amputation nicht mehr zur Diskussion. Bolick berichtet, dass er auch mit Penicillin behandelt worden sei, und dass dies ihm letztlich sein Bein gerettet

habe. Er scheint großes Glück gehabt zu haben, denn dieses Medikament stand während des Krieges in Deutschland nur sehr eingeschränkt zur Verfügung.

Mehr als vier Wochen nach seiner Einlieferung befand er sich immer noch in Ravensburg, wie aus einem Schreiben des Krankenhauses an das Fliegerhorstkommando Memmingen hervorgeht. Es wird darin verlangt, den Verletzten baldmöglichst in das Kriegsgefangenenlazarett Hohemark zu verlegen.³⁵ Dies befand sich unmittelbar neben dem Dulag Luft in Frankfurt-Oberursel.

Gestützt auf zwei Krücken und in Begleitung von zwei jungen Luftwaffensoldaten trat Bolick am 21. Mai 1944 die Zugfahrt nach Frankfurt an. Die zwei waren während der ganzen Reise bester Laune. Wussten sie doch, dass dieser Gefangene keinen Fluchtversuch unternehmen konnte. Schon beim ersten Zwischenaufenthalt in Ulm geleiteten sie ihn zu einer Gaststätte neben dem Bahnhof, hießen ihn aber am Eingang warten, während sie hineingingen. Vorübergehende erkannten Bolick in seiner hellblauen Fliegermontur als Feindsoldaten und begannen, ihn zu beschimpfen. So schnell er konnte, humpelte dieser ins Gasthaus hinein, um bei seinen Bewachern Schutz zu suchen. Der Wirt, kaum dass er ihn erblickt hatte, begann hinter dem Schanktisch hervor zu brüllen: »Raus, raus, keine Gefangenen!« Bolick tat, wie wenn es ihn nichts angehe und stellte sich zu den zwei deutschen Soldaten hin. Die tranken in Ruhe ihr Bier und eskortierten ihn dann zum Bahnhof zurück. Nach zahlreichen Zwischenaufenthalten erreichten sie spätabends das Kriegsgefangenenlazarett Hohemark.

Weitere Stationen waren für ihn das Gefangenenlazarett Obermaßfeld in Thüringen, Stalag Luft IV Groß Tychow / Pommern und schließlich Stalag Luft I in Barth an der Ostsee. Nach der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee Anfang Mai 1945 gelangte er ins amerikanische Sammellager Lucky Strike in Le Havre, von wo aus er nach Amerika repatriert werden sollte. Da ihm dort alles viel zu lange dauerte, ergriff er selber die Initiative und schlug sich auf abenteuerliche Weise per Flugzeug und per Anhalter nach Schottland durch, wo er auf der »Queen Elizabeth« einen Platz nach New York ergatterte.

Nach dem Krieg studierte Carl Bolick Naturwissenschaften und Sport und unterrichtete diese Fächer bis zu seiner Pensionierung. Er erlangte eine relative Berühmtheit als Baseballtrainer und wurde in die »Hall of Fame« zweier Schulen aufgenommen. Jungen erfolgreichen Sportlern wird alljährlich der nach ihm benannte »Carl Bolick Award« verliehen. Nach Europa ist er seit dem Krieg nie mehr zurückgekehrt. Hassgefühle gegenüber den Deutschen habe er nie empfunden, sagt der nunmehr 87-Jährige, auch nicht während des Krieges. Er wäre allerdings nicht überrascht gewesen, wenn sie ihn schlecht behandelt hätten, denn »jeder ist persönlich verantwortlich für das, was er tut.«³⁶ Auch Donnelly, Warvel und Walker kehrten nach Ende des Krieges in ihre Heimat zurück. Dort verlieren sich ihre Spuren.

BETEILIGTE FLAKBATTERIEN³⁷

Die Beteiligung am Abschuss der Liberator von Pilot Albert wurde mehreren Flakbatterien zugesprochen: der schweren Heimatflakbatterie 230/VII, Friedrichshafen, die ihren Standort 250 Meter südlich von Schnetzenhausen hatte, sowie der 3. und der 7. schweren Flakabteilung 705 (o). Die Abschussmeldungen dieser drei Batterien stimmen weitgehend mit dem Gefechtsbericht der 3. schweren Flakabteilung bei Hirschlatt überein, die allerdings 14.44 Uhr für die Erfassung des Zieles vor dem Bombenabwurf angibt. Hier muss ein Irrtum vorliegen, denn der Absturzzeitpunkt ist auf den Abschussmeldungen der 3. und 7. Flakabteilung mit 14.45 Uhr vermerkt. So schnell konnte die Maschine nicht von Friedrichshafen nach Betenbrunn gelangen.

Außerdem fällt auf, dass die betreffenden maschinengeschriebenen Abschussmeldungen nachträglich handschriftlich korrigiert wurden. So wurde die Ortsbezeichnung der Absturzstelle von »bei Heiligenberg 15 km nördlich Meersburg« in »Wintersulgen 15 km nördlich Überlingen« abgeändert, worüber man nur schmunzeln kann.

Stimmiger erscheint der Gefechtsbericht der 1. schweren Flakabteilung 705 (o). Sie grenzt den Zeitraum, in welcher der Verband bekämpft wurde, dem die abgeschossenen Maschine angehörte, auf 14.37 Uhr bis 14.39 ½ Uhr ein. Die von der 3. und 7. Flakabteilung gleichlautend angegebene Absturzzeit 14.45 Uhr ist in Hinblick auf die von Friedrichshafen bis Betenbrunn zurückzulegende Entfernung, insbesondere bei verlangsamtem Flug, damit realistisch. Dies gilt auch für den von der schweren Heimatflakbatterie 230/VII vermerkten Absturzzeitpunkt 14.47 Uhr.

Die drei genannten Abschussmeldungen unterscheiden sich außerdem auch dadurch, dass die 3. und 7. Flakabteilung 705 am 19. März 1944 von fünf toten und drei gefangenen Besatzungsmitgliedern schreiben, während 230/VII am 22. März völlig korrekt von sechs Toten, vier Fallschirmabsprüngen, aber überraschender Weise auch nur von drei Gefangenen berichtet. Vier Tage nach dem Absturz war ihnen die Nachricht von der Gefangennahme des vierten Fliegers demnach noch nicht bekannt.

In allen Papieren findet sich der Kommandeur der schweren Flak-Abteilung 455 (v), bzw. der Untergruppe West, Major von der Stein, als Zeuge wieder. Ihm waren bekanntlich Bordfunker Warvel und Turmschütze Bolick in Heiligenberg übergeben worden. Außerdem ist noch zu erwähnen, dass amerikanische Berichte von Angriffen deutscher Jagdflugzeuge während der Bombardierung sprechen, während die deutschen Flakabteilungen dies ausdrücklich verneinen.

SCHWARZER TAG FÜR DIE 44. BOMBERGRUPPE

Der Angriff auf Friedrichshafen am 18. März 1944 war der schwärzeste Tag in der Geschichte der 44. Bombergruppe: von ihren achtzehn Liberators, die am Vormittag in



Abb. 7: Nach Dübendorf/Schweiz geflüchtete B-24

Shipdham abgehoben hatten, kehrten am Abend nur zehn dorthin zurück. Während der Absturz der Maschine des Piloten Albert im weiterfliegenden Verband beobachtet worden war, wusste man von den anderen nichts Genaues. Erleichterung trat ein, als die Nachricht kam, dass sechs vermisste Maschinen ihr Heil in der Schweiz gesucht hatten, und alle beteiligten Besatzungsmitglieder dort interniert wurden. Fünf waren in Dübendorf bei Zürich gelandet, eine war auf dem Weg dorthin abgestürzt, nachdem alle Crewmitglieder mit dem Fallschirm abgesprungen waren.³⁸

Aufgrund einiger später Landezeiten – die letzte Maschine kam um 15.38 Uhr in Dübendorf an, also etwa eine Stunde nach der Bombardierung Friedrichshafens –, ist davon auszugehen, dass der eine oder andere Pilot zunächst doch versuchte, nach England zurückzufiegen, sein Ansinnen aber nach einer gewissen Zeit aufgab, kehrte machte und die neutrale Schweiz ansteuerte.

Ein Mitglied der 506. Staffel, der auch Pilot Alberts Crew angehörte, war am 18. März in Shipdham geblieben und wartete am Abend vergeblich auf seine Kameraden. Er schrieb: »Ich war nicht dabei, aber allein in unserer Baracke fehlten zehn Mann. Einige [...] sollen in die Schweiz geflogen sein, einige andere sprangen über dem Ziel mit dem Fallschirm ab. Es war ein sehr trauriger Tag, da man nur erfährt, was andere Crews mit zurückbringen. Eine Crew, die zurückkam, [...] hatte in ihrem Flugzeug sechzehn große Löcher von der Flak.«³⁹

Besonderes Pech hatte die Crew der »Lucky Strike« mit Pilot Houghtby. Sie war dabei, ihren fünfundzwanzigsten, also letzten, Pflichteinsatz zu erledigen. Trotz der schweren Schäden, die ihre Maschine über Friedrichshafen erlitten hatte, steuerte sie

nicht die Schweiz an, sondern strebte nach England zurück. Fast hätte sie ihr Ziel erreicht und wäre berühmt geworden. Doch als sie sich dem Ärmelkanal näherte, in Sichtweite der englischen Küste, eröffnete die deutsche Flak das Feuer auf den nur elftausend Fuß hoch fliegenden Bomber, der dazu noch sehr langsam daherkam. Nach den ersten Einschlägen fuhr der Pilot das Fahrwerk aus – augenblicklich stellte die Flak das Feuer ein – und ordnete den Absprung an. Nach ihren Fallschirmlandungen wurden alle Besatzungsmitglieder bis auf eines gefangen genommen. Dieses verkroch sich in einem Heuschober und wurde später von Bauersleuten zu Mitgliedern der Résistance gebracht, die es bis zur Ankunft der alliierten Invasionstruppen im Herbst versteckt hielten.⁴⁰

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Pilot Albert und die einzelnen Mitglieder seiner Crew hatten zwischen 20 und 27 Feindeinsätze hinter sich, bildeten also eine sehr erfahrene Crew. Ohne jeden Zweifel war ihr Zusammenwirken während des Absturzes hervorragend, und es gibt keinen einzigen Hinweis dafür, dass eines ihrer Mitglieder seine Chance ergriffen hätte, ohne Hilfe zu leisten, wo sie Not tat. Vielleicht waren sie aufgrund ihrer Erfahrung aber doch etwas zu selbstsicher geworden. Denn eines fällt auf: Obwohl sie sich schon über eine Viertelstunde in der Kampfzone befanden, hatten sie ihre Fallschirme noch nicht angelegt. Viele Bomberbesatzungen waren in dieser Hinsicht nachlässig, denn das Tragen der Fallschirme an Bord war lästig. Dies führte bei Abstürzen, etwa wenn das Flugzeug auseinanderbrach und einzelne Besatzungsmitglieder hinausgeschleudert wurden, zu vermeidbaren Todesstürzen. Zahlreich hingegen sind die Beispiele, bei denen Flieger nur deshalb überlebten, weil sie ihren Fallschirm schon trugen, bevor Probleme auftraten.⁴¹ Diese waren spätestens im Zielgebiet zu erwarten, wo der Feind seine Abwehrläger zusammenzog und Flak bereitstand. Dass Pilot Albert und seine Mannschaft beim zweiten Zielflug immer noch keine Fallschirme trugen, obwohl sie schon beim ersten Überflug in Flakfeuer geraten waren, ist unverständlich.

Für den Flug von Friedrichshafen bis zur Absturzstelle bei Betenbrunn – es sind rund zwanzig Kilometer – benötigte die Liberator etwa fünf Minuten. Das heißt, bis zur Explosion und dem eigentlichen Absturz standen der Crew mindestens drei Minuten relativ stabilen Sinkfluges zur Verfügung. Theoretisch gesehen, Zeit genug, um abzuspringen. Die Wirklichkeit war aber ganz anders.

Die im Jahre 1945 nüchtern und emotionslos abgefassten Berichte zweier Überlebender gestatten nur bruchstückhafte Einblicke in das Gesamtgeschehen an Bord des brennenden Flugzeugs. Die Schockwirkung auf die Crew musste weit größer gewesen sein, als sie durchblicken lassen. Carl Bolicks Erinnerung, dass alles so schnell ging, lässt etwas davon ahnen. Denn nacheinander hatten vier Flakgeschosse eingeschlagen, es

gab sofort einen Toten und mehrere Verwundete an Bord, Hydraulik und Elektrik waren zerstört, die Absprung Luke im Bug klemmte, die Rolltüren der Bombenkammer waren wieder zugefallen und die Verbindung zu den drei Schützen hinter der Bombenkammer unterbrochen. Kurz: binnen weniger Augenblicke herrschte das totale Chaos an Bord. Im Flakfeuer war immer ein weiteres Crewmitglied an Bord: die Angst, abgeschossen zu werden. Und nun waren sie getroffen worden und wussten nicht, wo sie hinauspringen sollten. Bis der erste Absprung glückte, waren jedenfalls schon zwei Drittel der ab Friedrichshafen verbliebenen Flugzeit verstrichen. Allein Pilot Albert machte keine Anstalten, seinem Schicksal zu entfliehen. Schließlich geschah, was zu befürchten war: Das Flugzeug explodierte und sechs Besatzungsmitglieder stürzten in den Tod. Pilot Albert, der im Cockpit verblieb, um seinen Untergebenen den Absprung zu ermöglichen, gilt in Amerika als Held. So wurde die »State Police Hall« in Wyoming, das Freizeitzentrum der Polizei, nach ihm benannt.⁴²

Die Amerikaner warfen am 18. März 1944 bei ihrem Angriff auf Friedrichshafen 246 Tonnen Spreng- und 264 Tonnen Brandbomben ab. Obwohl die Stadt künstlich vernebelt war und die Bomberverbände durch das Flakfeuer schon beim Zielflug durcheinander gerieten, erlitt die Rüstungsindustrie empfindliche Schäden. Die meisten Betriebe schafften es allerdings innerhalb einer Woche die Produktion wieder aufzunehmen. Sechzig Menschen kamen ums Leben, zweiundfünfzig wurden verletzt und 2500 obdachlos.⁴³

Am Nachmittag des 18. März 1944 fielen zwischen Sinnenberg und Betenbrunn mindestens acht Bomben, eingerechnet die oben erwähnten in Lellwangen. Von besonderem Interesse ist der Umstand, dass diese Bomben etwa entlang der Linie fielen, die Pilot Alberts Flugzeug unmittelbar vor seinem Absturz genommen haben muss. Insofern ist die in Heiligenberg und dem Deggenhauser Tal anzutreffende Meinung nachvollziehbar, der Bomber habe sich kurz vor seinem Absturz noch seiner Ladung entledigt.

Dieser Position steht jedoch die im MACR enthaltene Aussage Donnellys entgegen, der Pilot habe auf dem Abwurf der Bomben auf das vorgegebene Ziel bestanden und erst danach den Absprung befohlen. Warvel erwähnt seinerseits nichts vom Abwurf der Bomben. Nach dem Befehl zum Absprung begab er sich sofort zum Bombenschacht, der für den Absprung vorgesehen war. Die Türen – eine Art Rolläden, die seitwärts hochgezogen wurden, um den Flugzeugbauch zu öffnen – waren verschlossen, obwohl sie, nach Donnellys Version des soeben erfolgten Bombenabwurfs, aber offen sein sollten. Die weiter oben zitierte Aussage Donnellys, »die Bombenkammer war ein totales Durcheinander«, könnte bedeuten, dass dort nichts so war, wie es hätte sein sollen, auch die Türen nicht. Carl Bolick äußerte 2010 dem Verfasser gegenüber, dass seines Wissens alle Bomben draußen waren und die Bombenkammertüren infolge der Flaktreffer nach dem Abwurf wieder zufielen.

Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit stammten also die Bomben, die zwischen Sinnenberg und Betenbrunn fielen, nicht von Alberts Flugzeug. Nicht zu vergessen ist

weiter der Umstand, dass aufgrund des massiven Flakfeuers der gesamte Verband in Unordnung geriet und sich faktisch auflöste. Es wäre nicht ungewöhnlich, wenn dabei einzelne Maschinen links oder rechts aus der Formation ausbrachen und noch einen Restbestand von Bomben mitführten, der sich nicht gelöst hatte. So hat ein Zeitzeuge wohl nicht unrecht, wenn er sagt, diese Bomben stammten von Flugzeugen, die »von der Flak abgewiesen wurden«. Das Fallen der Bomben entlang einer Linie lässt jedenfalls darauf schließen, dass es sich um Notabwürfe handelte, bei denen, entgegen der üblichen Praxis, eine Bombe nach der anderen hinausbefördert wurde.⁴⁴

Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg machten sich zahlreiche ehemalige alliierte Flieger nach Europa auf, um die Orte aufzusuchen, wo sie einstens nur knapp dem Tod entronnen waren. Manchen gelang es, die Menschen aufzufinden, die ihnen damals erste Hilfe geleistet hatten. Häufig misslang dieser Versuch jedoch.

So wird berichtet, dass in den 1980er Jahren ein Amerikaner in Heiligenberg erschienen war und den Ort suchte, wo er 1944 abgestürzt war. Schließlich erreichte er Betenbrunn. Dort erkundigte er sich nach den Leuten auf dem Bauernhof, die so nett zu ihm gewesen seien. Er bekam jedoch nicht die schlüssige Antwort, die ihn kaum einen Kilometer weiter zum Winkelhof geführt hätte, wo die damals Beteiligten noch lebten. Unverrichteter Dinge verließ der unbekannte Besucher das Dorf wieder und setzte seine Reise fort. Es muss sich bei ihm um Bordfunker James K. Warvel gehandelt haben, denn vom anderen Flieger, der auf dem Winkelhof gewesen war, Carl Bolick, wissen wir, dass er nie mehr nach Europa zurückgekehrt ist. Die Bewohner des Winkelhofs erfuhren erst später von dem Fremden, der sie aufsuchen wollte. Die ganzen Jahre über hatten sie sich



Abb. 8: Gedenkstätte nahe Betenbrunn

gefragt, was wohl mit den zwei amerikanischen Fliegersoldaten, die sie in ihrer Stube versorgt hatten, später geschehen war.

Doch Betenbrunn ist kein Einzelfall. Landauf, landab kann man von ähnlichen Geschichten hören. Meist war es wohl Desinteresse, selten böser Wille, welche die »Rückkehrer« ins Leere laufen ließ. Diese Fälle ereigneten sich im Stillen, naturgemäß war nichts darüber in den Zeitungen zu lesen. Ganz im Gegensatz zu jenen, wo es zu Begegnungen zwischen den einstigen Feinden kam: Ganze Dorfgemeinschaften nahmen daran teil und für zahlreiche Menschen fanden Kriegserlebnisse einen versöhnlichen Abschluss.

Wie so oft, war es auch in unserem Fall eine Einzelperson, die sich verpflichtet fühlte, etwas gegen das allgemeine Vergessen zu unternehmen. Es war der Heiligenberger Schreiner Hans Metzger, der als junger Bub von acht Jahren den Flugzeugabsturz mitverfolgt hatte und selbst an der Unglücksstelle gewesen war. Mehr als vier Jahrzehnte nach dem Ereignis verwirklichte er 1986 seine Überlegungen, die er über lange Zeit still in sich hatte heranreifen lassen. Das Ergebnis ist eine Gedenkstätte am Waldrand Nagelstein-Berg, ein Ort, der den Wanderer in unnachahmlicher Weise zum Verweilen, Nachdenken oder auch zu einem stillen Gebet verleitet.

Anschrift des Verfassers:

Otmar Gotterbarm, Auinger Weg 26, D-72525 Münsingen

BILDNACHWEIS

Abb. 1: www.bz4.net

Abb. 2: Privatarchiv Bolick

Abb 3: Privatarchiv Neuberg

Abb. 4: Kartengrundlage: Historische Topographische Karte 1:25000 mit Erlaubnis des Landesamts für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg, AZ:2858.8-KT/836 vom 26.05.10, bearbeitet durch den Verfasser

Abb. 5: Privatarchiv Wiedemann

Abb. 6: Privatarchiv Duelli

Abb. 7: Archiv Flieger Flab Museum Dübendorf CH

Abb. 8: Otmar Gotterbarm

ANMERKUNGEN

- 1 Bei der Erstellung dieses Berichtes erhielt ich wertvolle Hilfe durch Dr. Gary Anderson, Friedrichshafen, Hans Kohlheim, Stuttgart, Fred Trendle, Geisingen und Karl Mark, Heiligenberg. Zahlreiche Zeitzeugen – u. a. Carl Cecil Bolick, Crewmitglied der abgestürzten Maschine – haben mir bereitwillig ihre Erinnerungen mitgeteilt. Dafür danke ich ihnen.
- 2 Bericht über eine vermisste Flugzeugbesatzung, National Archives at College Park, MD, USA, Record Group 92, MACR 3406.
- 3 Ebd.
- 4 Carl. C. Bolick im Telefongespräch mit dem Verfasser am 29. 3. 2010.
- 5 Vgl. KIEFER, Norman C.: *The Green-Nosed Flying 8-Balls. A History of 506 Bomb Squadron.* 606th History Publications, Belleville, Michigan (ohne Jahr), S. 330.
- 6 Vgl. 44th Bomb Group, Roll of Honor and Casualties (Spring 2004 revision), S. 238.
- 7 Zeitangabe auf dem Kartenausschnitt »Anflugroute«, s. S. 291.
- 8 Vgl. MACR 3406.
- 9 Dass der erneute Anflug auf derselben Höhe stattfand, steht außer Frage. Allerdings variieren die Angaben der Anflughöhe innerhalb der Berichte. Vgl. HUG-BIEGELMANN, Raimund: *Friedrichshafen im Luftkrieg*, Schriftenreihe des Stadtarchivs Friedrichshafen Band 4, Friedrichshafen 2003, S. 169.
- 10 Aufgrund unterschiedlicher Angaben innerhalb des MACR und auch der Zeitzeugen ist nicht eindeutig festzustellen, ob die linke oder rechte Tragfläche abbrach.
- 11 Navigator und Bombenschütze sollten das Flugzeug durch die geöffneten Bugradklappen verlassen.
- 12 Er meint wohl Gendarmen oder Polizisten – die Gestapo befasste sich i. d. R. nicht mit gefangenen Fliegern.
- 13 Der Name von Warvels Bewacher müsste dann sinngemäß Leu, Löw oder Löwe heißen.
- 14 Alle im Süden und Westen des Reiches gefangen genommenen Flieger wurden zunächst zur Vernehmung ins Durchgangslager (Dulag) Luft nach Oberursel bei Frankfurt gebracht. Danach wurden sie auf die verschiedenen Stammlager (Stalag) verteilt.
- 15 Heute Tychowo in Polen. Der Ort liegt im historischen Siedlungsgebiet derer von Kleist.
- 16 Gefechtsbericht der 1./s. Flakabt. 705 (o) vom 23. 3. 1944, entnommen aus TRENDLE, Fred: *Brennendes Land. Der Luftkrieg im Südwesten*, Konstanz 2005, Kapitel »18. März 1944«, ohne Seitenangaben.
- 17 Vgl. WILLBOLD, Hans: *Der Luftkrieg zwischen Donau und Bodensee*, Bad Buchau 2002, S. 182.
- 18 In Frage kämen die zwei B-17G mit den Werknummern 231871 bzw. 297515, die um 15.04 Uhr bzw. 15.06 Uhr auf dem Flugplatz Dübendorf notlandeten. (Auskunft vom Archiv Flieger Flab Museum Dübendorf, Schweiz).
- 19 Roll of Honor and Casualties (wie Anm. 6), S. 234.
- 20 Vgl. MACR resp. den darin enthaltenen KUBericht, sowie zweitens die Gefechtsberichte und Abschussmeldungen der Flakuntergruppe West in: TRENDLE (wie Anm. 16).
- 21 Die Anlage und Benennung dieses Hains dürfte erfolgt sein anlässlich eines Aufenthaltes von Gräfin Antonia Lichnowsky aus Wien (1818–1870) bei den Fürstenbergs in Heiligenberg. (Auskunft: Karl Mark, Heimatverein Heiligenberg).
- 22 Der Inhalt dieses und der zwei nachfolgenden Kapitel beruht überwiegend auf den Aussagen der Zeitzeugen Adalbert Allgaier, Deggenhausen; Berta Duelli, Winkelhof, Steinsbronn; P. Josef Eichenhofer, Immenstaad; Josef Endres, Heiligenberg; Wendelin Endres, Wintersulgen; Peter Gohn, Gottmadingen; Otto Hafen, Lellwangen; Eugen Hoffmann, Heiligenberg; Hildegard Hummel, Betenbrunn; Franz Jäckle, Lellwangen; Hans Metzger, Heiligenberg; Josef Reize, Betenbrunn; Albert Roth, Steinsbronn; Helmut Schmid, Salem; Kurt Stöhr, Heiligenberg; Alfons Störkle, Hattenweiler; Priska Wiedemann, Markdorf; Elisabeth Willert, Pinneberg und Karolina Wolters, Salem.
- 23 Carl C. Bolick, Brief an den Verfasser vom 11. 8. 2009.
- 24 Vorname unbekannt; Restle soll aus Pfullendorf gestammt haben und tat vermutlich in Heiligenberg Dienst.
- 25 »Was verhätschelt ihr die noch!«
- 26 Er befand sich in der Ecke des alten Rathauses, die heute der Bushaltestelle zugewandt ist. Das Gebäude wird heute zu kulturellen Zwecken genutzt und ist entsprechend umgebaut worden.
- 28 MACR (wie Anm. 2), KUBericht 1259. Der genannte Markstein muss kurz vor dem 16. Juli 2009 entfernt worden sein. Als der Verfasser ihn an diesem Tag in Augenschein nehmen wollte, war er

verschwunden. Das Loch, in dem er gestanden hatte, war in seiner rechteckigen Form noch da.

29 American Battle Monuments Commission, Auskunft vom 14.5.2009.

30 Vgl. MACR (wie Anm. 2), KU-Bericht 1259.

31 In Göffingen bei Riedlingen gelandet. Vom Verfasser dargestellt in GOTTERBARM, Otmar: Als die Feinde vom Himmel fielen. Der 18. März 1944 zwischen Federsee und Alb. Berlin 2003.

32 MACR (wie Anm. 2), KU-Bericht 1257.

33 Vgl. Combat Crew-Member's Record, Privatarchiv Bolick.

34 Diese und alle nachfolgenden Ausführungen zu Carl C. Bolick beruhen auf seinen fernmündlichen Berichten dem Verfasser gegenüber im Frühjahr 2010.

35 MACR (wie Anm. 2), KU-Bericht 1259.

36 Bolick im Gespräch mit dem Verfasser am 17. Mai 2010.

37 Vgl. Gefechtsberichte und Abschussmeldungen der Flakuntergruppe West in: TRENDLE (wie Anm. 16).

38 Es handelte sich um die B-24J »Paper Doll« des Piloten Holis R. Nichols mit der Nr. 42-100112. Absturzort: Dietschwil/Schweiz. Vgl. TRENDLE (wie Anm. 16).

39 KIEFER (wie Anm. 5), S. 332.

40 Vgl. ebd.

41 Vgl. GOTTERBARM (wie Anm. 31), S. 74 ff. und S. 85 ff.

42 Roll of Honor and Casualties (wie Anm. 6), S. 241.

43 Vgl. HUG-BIEGELMANN (wie Anm. 9), S. 174.

44 Vgl. GOTTERBARM (wie Anm. 31), S. 23.

BUCHBESPRECHUNGEN

Rudolf Post/Friedel Scheer-Nahor: Alemannisches Wörterbuch (Schriftenreihe der Badischen Heimat, 2) 406 Seiten mit 149 Karten, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2010, € 39,- /sFr 64,50

Ende des 19. Jahrhunderts entstand der staatstragende Plan, zur Integration des Großherzogtums Baden ein badisches Wörterbuch zu begründen. Das war alles andere als unproblematisch, denn das durch Napoleons Gnaden entstandene Baden war dialektal sehr heterogen: Im Norden das Fränkische, südlich der Murg das Alemannische, jeweils mit verschiedensten Untergruppen wie etwa das Bodensee-Alemannische vom Hegau im Westen über den nördlichen Bodenseeraum bis Vorarlberg im Osten. Der erste Teil-Lieferung des Wörterbuchs legte der Germanist Ernst Ochs vom Deutschen Seminar der Universität Freiburg 1925 vor, der erste vollständige Band wurde 1942 abgeschlossen. Bis heute sind weitere drei Bände bis zum Buchstaben S erschienen, mit dem Abschlussband ist ausweislich der Internet-Seite »nicht vor 2021« zu rechnen. In der Tat, das Badische Wörter ist ein Jahrhundertunternehmen.

Was liegt da nicht näher, als aus den bereits erschienenen Bänden, aus Büchern wie Bruno Epples *Wosches-Triologie* und den umfangreichen Erhebungen mit annähernd zwei Millionen Wortbelegen einen konzisen Band zum Alemannischen und zwar beschränkt auf das südliche Baden herauszubringen? Dieser Aufgabe haben sich die beiden am Projekt des Badischen Wörterbuchs beteiligten Wissenschaftler Rudolf Post (verantwortlicher Bearbeiter von 1998 bis 2009) und Friedel Scheer-Nahor gestellt. Beide sind für die Aufgabe geradezu prädestiniert. Es werden drei Dialektalräume unterschieden. Das Oberrheinalemannische zwischen

Baden-Baden und Freiburg, das Südalemannische (auch Hochalemannisch genannt) von Lörrach bis zur Höri (und am gesamten Schweizer Bodenseeufer entlang) und das Bodensee-Alemannische. Der Band ist eine wahre Fundgrube. Besonders die Karten von Südbaden zu unterschiedlichen Lemmata machen die sprachliche Dreigliederung deutlich. Doch man muß sich jederzeit vor Augen halten: Das Lexikon basiert auf Erhebungsbögen, die teilweise bereits Ende des 19. Jahrhunderts erstellt worden sind. Polemisch könnte man daher von linguistischer Archäologie sprechen; es ist offensichtlich, dass der Dialekt im deutschen Südwesten weitgehend auf dem Rückzug ist, dass die mundartliche Sprache sich immer mehr einschleift, dass vor allem die nachwachsende Generation sich dem vermeintlich rückständigen Dialekt verweigert und ihre Prägung von (ebenfalls nur vermeintlich) korrekt hochdeutsch-sprechenden Medien erfährt. Dann ist es nicht mehr weit, bis die eigenen Kinder einen »guten Tach« wünschen oder vom »Könich« oder einer »Bürne« sprechen, andererseits verständnislos Wörtern wie »fürbe«, »Stäegge« oder »Wii«, »uffi« und »äbbi« begegnen. All denjenigen, die sich für die alemannische Sprache, ihre Fülle, ihre Tiefgründigkeit, ihre Schönheit und ihre Ausdrucksstärke interessieren, sei dieses Buch ans Herz gelegt.

Jürgen Klöckler

Marion Heumüller: Siedlungsarchäologie im Alpenvorland X. Der Schmuck der jungneolithischen Seeufersiedlung Hornstaad-Hörnle IA im Rahmen des mitteleuropäischen Mittel- und Jungneolithikums (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 112) 336 Seiten mit 149 z.T. farbigen Abbildungen plus einer CD-Rom, Verlag Theiss, Stuttgart 2009, € 54,-

Zwischen 1983 und 1993 wurde die Seeufersiedlung Hornstaad-Hörnle im Rahmen archäologischer Ausgrabungen von dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart großflächig freigelegt. Dabei kam eine der ältesten und am besten erhaltenen Seeufersiedlungen im Bodenseeraum zutage, die umfassend aufgearbeitet wird. Mit dem zehnten Band der »Siedlungsarchäologie im Alpenvorland« werden die Schmuckartefakte der Siedlung Hornstaad-Hörnle IA im Rahmen einer Dissertation erstmals ausführlich vorgestellt. Marion Heumüller führt zunächst in die allgemeine Situation der Fundstelle ein, bevor sie die Schmuckartefakte nach ihren Materialien geordnet vorstellt und deren Verteilung in der Siedlung herausarbeitet. Dabei wird deutlich, wie durch die umfangreichen Schmuckfunde ein detailliertes Bild der Schmuckherstellung und deren Organisation nachvollziehbar erstellt werden kann, welches bei vielen anderen jungneolithischen Siedlungen aufgrund der Erhaltungsbedingungen nicht möglich ist.

Bei der sich anschließenden Einordnung der Stellung Hornstaad-Hörnles IA in das Mittel- und Jungneolithikum in Südwestdeutschland und Mitteleuropa hebt die Autorin zum einen das Inventar hervor, das mit 4350 Fundstücken zu den reichsten Schmuckinventaren Mitteleuropas zählt. Zum anderen wird durch die Vergleiche der Schmuckstücke offenkundig, dass Kontakte zu anderen Gruppen, bzw. Handels- und Tauschwege auch über größere Distanzen, auch im Mittel- und Jungneolithikum bedeutend waren.

Durch den logischen Aufbau der Arbeit und Einbettung Hornstaad-Hörnles in das Mittel- und Jungneolithikum Mitteleuropas ist der Autorin ein beispielhaftes Werk gelungen, das den Lesern nicht nur einen sehr guten Überblick über die Schmuckartefakte in Hornstaad-Hörnle IA verschafft, sondern auch den Stellenwert von Schmuck während des Mittel- und Jungneolithikums Mitteleuropas deutlich macht. Dem Buch beigelegt ist eine CD

mit dem vollständigen Katalog der Hornstaader Schmuckobjekte.

Lilian Varghese

Dorothea Walz/Jakobus Kaffanke (Hg.): Irische Mönche in Süddeutschland. Literarisches und kulturelles Wirken der Iren im Mittelalter, 351 Seiten, Mattes Verlag, Heidelberg 2009, € 30,- /sFr 45,-
Noch vor der Ausdehnung der Frankenherrschaft nach Süden und Nordosten waren die irischen Mönche auf dem europäischen Festland aktiv. Die ersten Missionsversuche durch den Iren Columban im Bodenseeraum wurden von den ansässigen Alemannen im besten Fall als exotische Kuriosität belächelt, im schlimmsten Fall mit Gewalt verfolgt. Sie hätten sich angesichts der weitverbreiteten Ablehnung schwerlich halten können, wäre es ihr primäres Ziel gewesen, dauerhafte Einrichtungen zu schaffen.

Die Ziele dieser Generation irischer Mönche waren andere. »Hatte das orientalische Mönchtum, das sich auf Antonius (250–354) als seinen Gründer beruft, vorwiegend das Ausharren an einem Ort geübt, so fanden die irischen Mönche nun einen neuen Weg, um Christus nachzufolgen: im Herumwandern und in der Heimatlosigkeit um Christi willen« (Kaffanke). Ein exponierter Vertreter dieser Richtung war zweifellos Columban (gest. 615), der vorübergehend auch im Bodenseeraum tätig war. Warum das Christentum gerade in Irland so intensiv Fuß gefasst hatte, kann auch der vorliegende Band nicht beantworten. Neben den römischen Wurzeln gelten die traditionellen Handelsbeziehungen der Insel mit dem Mittelmeerraum als Ursache. Neben der Idee, ein Mönch habe die Aufgabe des »Wanderns auf Erden«, gab es für den »massenhaften« Exodus irischer Mönche aufs Festland auch handfeste Gründe. Die Raubüberfälle der Wikinger bedrohten und vernichteten viele Klöster. Sie töteten die Mönche und raubten die Kirchenschätze aus Gold und Silber. An den Büchern und Reliquien hatten sie dagegen wenig Interesse. So brachten die Überlebenden diese »geistigen Schätze«, ihre in den Büchern festgehaltene Gelehrigkeit mit aufs Festland.

In der Zeit zwischen 600 und 750 wurden die Iren zur bestimmenden Bildungsmacht im Frankenreich, so dass viele Kirchenvertreter zu Iren gemacht wurden, die gar keine waren oder deren regionale Herkunft bis heute strittig ist. Dazu zählen so namhafte Personen wie Gallus und Pirmin.

Die Dominanz der Iren, die auch am Hof Karls des Großen wichtige Funktionen ausübten, war keineswegs allgemein akzeptiert. Angehörige anderer Volksstämme standen ihnen misstrauisch, ja ablehnend gegenüber. Es gab so etwas wie eine Irophobie, wie Wegner bemerkt. In Gedichten ist diese Distanz überliefert. Kritisch hieß es »die irischen Lehrer häuften unnötiges Wissen an, lehrten die Grammatik normativ, verwendeten bedenkenlos heidnisch-antike Literatur (z. B. aus der Mythologie), strapazierten die dialektische Fragemethode [...], legten die Bibel nach stereotypischen Mustern aus, hätten fremdartige Trauersitten« und Bußriten. Die Ablehnungen speiste sich aber noch aus einer anderen Quelle. Die irischen Wandermönche wurden namentlich von den Vertretern der kirchlichen, aber auch der weltlichen Hierarchie als unberechenbar, unstet und unzuverlässig bezeichnet. Im Grunde waren sie ihnen insoweit suspekt, als sie sich nicht in feste Strukturen einfügten.

Unstrittig ist jedoch, wie Dorothee Walz betont, dass die Iren zum Aufbau der St. Galler Bibliothek einen wesentlichen Beitrag geleistet haben. So hatte ein Ire anlässlich der Einweihung der neuen karolingischen Basilika eine »Translatio S. Galli in novam ecclesiam« verfasst, andere zugewanderte Iren hatten drei griechisch-lateinische Bibeln mitgebracht und damit das Studium der Heiligen Schrift gefördert. Einer von ihnen wurde zum Lehrer der inneren Klosterschule, dessen namhafte Schüler dann die theologische Diskussion nachhaltig beeinflussten. Als zwischen 884 und 888 der erste Bücherkatalog angelegt wurde, enthielt er 30 irisch geschriebene Buchtitel. »Auch auf der Reichenau hinterließen irische Gäste kostbare Handschriften, darunter ein Schulheft, in dem die verschiedensten Notizen zu antiken Autoren und Grammatik (u. a. über den griechischen Artikel) sowie das bekannte irische Gedicht eines irischen Gelehrten über seinen Kater Pangur enthalten sind.«

In dem Sammelband werden mehrere Lebensbeschreibungen tatsächlicher oder vermeintlicher irischer Mönche im Frankenreich abgehandelt. Zu den in vieler Hinsicht unklaren Fällen zählt der Gründer der Reichenau, Pirmin. In einem Punkt scheint sich Richard Antoni sicher zu sein. Pirmin war kein Ire. Dagegen spreche sein Namen. Ob er aber hoher fränkischer oder westgotisch-iberischer Herkunft ist, muss auch er offen lassen. Er geht auf der Grundlage einer nüchternen Einschätzung der Quellen sogar

soweit, die persönliche Anwesenheit Pirmins bei der Gründung zu bezweifeln. Schließlich könne auch nur in seinem Auftrag gehandelt worden sein. In einem zweiten Punkt lässt Antoni jedoch keine Zweifel. Pirmin sei von den theologischen Vorstellungen der irofränkischen Mönche tief geprägt gewesen.

Ein wichtiges Kapitel der Entwicklung im süddeutschen Raum, und darin der beiden großen Klöster St. Gallen und Reichenau, wird kritisch und nüchtern dargestellt. Dabei stehen den Autoren angesichts der vielen Lücken in der Überlieferung oft nur ihr Scharfsinn, ihre Kombinationsgabe und ihre Vergleiche zur Verfügung. Deshalb ist es auch nicht überraschend, dass sich die Autoren des Sammelbandes nicht immer einig werden konnten. Während Antoni quellenkritisch vieles in Zweifel zieht, sprechen die anderen, festgefügt traditionellen Vorstellungen folgend, von Pirmin als persönlichem Gründer des Reichenauer Klosters. Solche Differenzen gehören aber mangels einschlägiger sicherer Quellen zum täglichen Brot mittelalterlicher Forschung und tun dem hochinteressanten Band keinerlei Abbruch.

Gert Zang

Walter Berschin: Mittellateinische Studien II.
414 Seiten mit 60 Abbildungen, Mattes Verlag,
Heidelberg 2010, € 75,- /\$Fr 120,-

Nur fünf Jahre, nachdem Walter Berschin einen ersten Band mit 38 ausgewählten Arbeiten aus seiner Feder unter dem Titel »Mittellateinische Studien« vorgelegt hatte, lässt er unter demselben Titel einen weiteren Band mit insgesamt 24 Arbeiten folgen, die er während des letzten Jahrzehnts in verschiedenen Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht hat. Auf die Bedeutung von Berschins wissenschaftlichem, der mittellateinischen Literatur gewidmetem Oeuvre wurde bereits anlässlich der in dieser Zeitschrift (Heft 126/2006, S. 242–243) erschienenen Rezension des ersten Bandes aufmerksam gemacht. Wie in jener Rezension muß sich auch diejenige des zweiten Bandes angesichts der geographischen Zuständigkeit des Besprechungsorgans, eben unserer »Schriften«, erneut mit Hinweisen auf jene Titel beschränken, die sich auf die allerdings durchaus im Mittelpunkt von Berschins Interessen stehende Alemannia bzw. Suevia und darunter nicht zuletzt auf die in den Bodensee-Klöstern überlieferten, wenn nicht gar geschaffenen Texte beziehen.

Da ist zunächst die Studie über »Die karolingische Vita s. Galli metrica« (IV/2007) zu nennen, deren Text nur in einer spätmittelalterlichen St. Galler Papierhandschrift überliefert ist. W. B. vermag nicht nur wahrscheinlich zu machen, daß es ein Ire war, der um 850 diese metrische Vita des Hl. Gallus verfasst hat; vielmehr gibt ihm seine akribische Untersuchung darüber hinaus Anlaß, im Schlussteil seines Aufsatzes eine sehr erwünschte zeitliche Gliederung der »lateinischen Literatur aus dem karolingischen St. Gallen« in drei von ca. 800 bis 926 reichenden Perioden vorzulegen. – Findet sich die metrische Gallus-Vita bereits seit 1884 im zweiten Poetae-Band der MGH ediert, blieb demgegenüber ein anderer St. Galler Text, ein zur Verehrung der St. Galler Heiligen Wiborada im 11. Jahrhundert geschaffenes Offizium, bislang unediert. Es ist das Verdienst W. B.s, seiner 1983 erschienenen Edition der »Vitae S. Wiboradae« nunmehr eine von ihm kommentierte Edition auch dieses Wiborada-Textes nachgereicht zu haben (XI/2007). – Sowohl St. Gallen als auch die Reichenau waren immer wieder als mögliche Entstehungsorte der entweder spätkarolingischen oder frühottonischen Waltharius-Dichtung in Erwägung gezogen worden. Am Ende seiner »Waltharius-Glossen« (VI/2008) möchte W. B. doch eher der Reichenau den »Vorzug« geben. – Und wiederum die Skriptorien beider Abteien finden sich in W. B.s Studie über »Die griechisch-lateinische Paulus-Handschrift der Reichenau ›Codex Paulinus Augiensis‹ (Cambridge, Trinity College B. 17.1)« miteinander verbunden (V/2007), indem nämlich diese spätkarolingische Handschrift mit ihrem griechischen Paulus-Text zwar als ein Werk von Reichenauer Mönchen angesprochen werden kann, diese aber ihrem Werk eine in derselben Zeit auch in St. Gallen benutzte insulare Handschrift zugrunde legten, die zuerst in St. Gallen und danach in der Reichenau verwahrt worden sei. – Obwohl auf den ersten Blick nicht zu erwarten, finden sich auch in der umfangreichsten Abhandlung des Bandes mit dem Titel »Der Hauptschreiber des ›Codex Egberti‹. Ein Kalligraph des X. Jahrhunderts« (IX/2007) immer wieder auch Hinweise auf Reichenauer Schreiber.

Indessen haben nicht nur St. Gallen und die Reichenau mit ihren Handschriften und ihren Texten stets die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich gezogen. Auch den erst in nachkarolingischer bzw. nachottonischer Zeit im Bodenseeraum gegründeten Klöstern und ihren Bibliotheken galt seit jeher das Interesse des Heidelberger Mittellateiners. Das trifft

vor allem für die Handschriften der einstigen Zisterzienser-Reichsabtei Salem zu, da deren Bibliothek im Jahre 1826 von der Universität Heidelberg angekauft worden ist. Es musste für W. B. einen ständigen Anreiz bedeuten, sich mit diesen gewissermaßen vor seiner Haustür liegenden Bücherschätzen zu befassen. Davon zeugt seine dankenswerte Übersicht über die jüngsten Fortschritte bei der Erschließung des Salemer Handschriftenbestandes, die nicht zuletzt der Vergabe entsprechender Dissertationsthemen durch W. B. zu verdanken sind: »Bibliotheca Salemitana. Zimelien einer Reichsabtei« (1134–1803) (XV/2004). – Aber auch die Handschriften der von Salem nicht allzu weit entfernt gelegenen Benediktiner-Reichsabtei Weingarten traten ins Blickfeld des Verfassers. Einigen ausgewählten Bildern und Texten aus Weingartner Handschriften des 12. und frühen 13. Jahrhunderts ist die bislang unveröffentlichte Studie »Weingartensia I–III« (XIX) gewidmet, die hoffentlich der Erforschung des nach der Säkularisation des Klosters auf eine Mehrzahl von Bibliotheken verteilten Weingartner Handschriftenbestandes neue Impulse verleiht. – Ein vergleichbarer Wunsch gilt auch im Blick auf die noch weiter verstreute Handschriftensammlung des einstigen Prämonstratenserstifts Weissenau, südlich von Weingarten und Ravensburg gelegen, dessen mittelalterliche Bibliothek gleichfalls Gegenstand einer von W. B. angeregten Heidelberger Dissertation gewesen ist (vgl. Elke Wenzel, Die mittelalterliche Bibliothek der Abtei Weißenau. 1998). In seinem »Ruffilus von Weißenau (um 1200) in seiner Buchmalerwerkstatt« (XX/2003) betitelten Beitrag geht es W. B. darum, das Selbstporträt des Schreibers und Illuminators des heute in der »Bibliotheca Bodmeriana« zu Genf-Coligny verwahrten »Weißenauer Passional« zu würdigen. – Als letzte, auch für die mittellateinische Literatur des Bodenseeraumes während des 12. Jahrhunderts wichtige Studie sei diejenige über »Uodalscalc von Augsburg (+ um 1150)« (XVI/1996) genannt, da der dem Konvent von St. Ulrich und Afra in W. B.s Heimatstadt Augsburg angehörende Mönch Uodalschal von Bischof Ulrich I. von Konstanz (1111–1127) den – im übrigen auf dem Ersten Laterankonzil von 1123 von Erfolg gekrönten – Auftrag erhielt, zur Einleitung eines Kanonisationsverfahrens für Bischof Konrad von Konstanz (934–975) dessen Vita und Miracula niederzuschreiben.

All diese Bemerkungen gelten – wie eingangs betont – einzig und allein den das Bodenseegebiet oder

genauer gesagt: seine geistig-geistlichen Zentren in irgendeiner Weise berührenden Aufsätzen. Die gesamte Fülle der in diesem wiederum geradezu bibliophil gestalteten zweiten Band gesammelter Schriften Walter Berschins enthaltenen Beiträge und der aus deren Lektüre zu gewinnenden Anregungen ist damit verständlicherweise nur unzureichend beschrieben. Welchen Stellenwert der Verfasser indessen gerade seinen »bodenseeischen Schriften« beimisst, lässt sich daran ablesen, daß er für das Frontispiz seines Sammelbandes gerade eine von einem Reichenauer Maler um 985 geschaffene Miniatur ausgewählt hat.

Helmut Maurer

Das Kloster St. Gallen und seine Schulen. Zum 200. Geburtstag der Katholischen Kantonsekundarschule »Flade« (Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen 2009) 191 Seiten mit zahlreichen Illustrationen, Verlag am Klosterhof St. Gallen 2009

Zum Auftakt wird die anekdotische Legende vom Auftritt Karls des Großen in der Schule erzählt, wie sie der St. Galler Mönch Notker der Stammler überliefert hat. Er habe wie ein irdischer Weltenrichter die Schüler in Gute und Schlechte, Faule und Fleißige geteilt. Den Guten habe er das irdische Paradies, d. h. seine Förderung und die Verleihung von Ämtern in Aussicht gestellt, den Faulen aber mit dem Entzug der Gunst und dem Verlust ihrer Bedeutung gedroht. Die Erzählung war mit einer Gesellschaftskritik verbunden: die Fleißigen stammten aus den unteren und mittleren Schichten, die Faulen aus den hochgestellten. Das deutet gleichzeitig auf pädagogische Probleme in der Klosterschule hin: die hochadeligen Sprösslinge ließen sich vermutlich nicht viel sagen.

Von der Lage des Schulgebäudes im Klosterkosmos gibt uns der kurz nach dem Tod Karls des Großen entstandene St. Galler Klosterplan eine Vorstellung. Da das Gebäude zwischen dem Gästehaus und der Abtsresidenz liegt, erscheint es nach Meinung der Autoren als unwahrscheinlich, dass hier die jungen Mönche unterrichtet worden sind. Die Schule für die Novizen müsse im Bereich der engeren Klausur gesucht werden. In der im Plan eingezeichneten Schule könnten die Kandidaten für den Pfarrdienst, also die Weltgeistlichen, und die Mitglieder der weltlichen Führungsschicht, also die Kinder fürstlicher Familien herangebildet worden sein. Welchem Zweck

die eingezeichnete Schule gedient habe, sei nicht sicher zu beantworten. Für spätere Zeiten lässt sich die Trennung in eine äußere und innere Schule unstrittig nachweisen.

Über den Unterrichtsablauf und die Lehrmethoden fehlen uns detaillierte Vorstellungen. Das Auswendiglernen dürfte eine zentrale Rolle gespielt haben. Schulbücher für den einzelnen gab es natürlich nicht. Auch die Möglichkeit des Mitschreibens war beschränkt. Hierfür standen nur Wachstäfelchen zur Verfügung. Viel spricht dafür, dass die dialektische Methode, d. h. ein Frage-Antwort-Spiel zwischen Lehrern und Schülern von zentraler Bedeutung war. Das spräche für einen Unterricht in kleinen Gruppen. Die Autoren glauben in der Unterteilung des Schulgebäudes im Klosterplan in 12 kleinere Kammern einen Hinweis auf einen solchen Kleingruppenunterricht gefunden zu haben. In vergleichsweise reichem Umfang haben sich die Bücher, die vom Lehrer für den Unterricht benutzt und herangezogen wurden, erhalten. Diese Bücher werden dann im einzelnen vorgestellt und bilden den Kern der Publikation. Der Katalog vermittelt uns auf diese Weise einen guten Eindruck von der Vielfalt und den Grenzen des mittelalterlichen Unterrichtsstoffes.

Ein eigener Abschnitt widmet sich dem Schulbetrieb in der Zeit der Gegenreformation. Nicht zufällig erlebte der Schulbetrieb in dieser Zeit einen erneuten Aufschwung, galt es doch dem Protestantismus und dessen Förderung des Schulwesens durch die Ausbildung von katholischen Laien in eigenen Gymnasien und eigenen Elementarschulen etwas entgegen zu setzen. Zunächst mussten die Mönche zwischen 1560 und 1620 noch nach Dillingen an der Donau geschickt werden, um die neuen Lehrmethoden und die zeitgemäßen Inhalte und Ideen der Gegenreformation aufzunehmen. Mit Beginn des Dreißigjährigen Krieges konnten sie wieder in St. Gallen ausgebildet werden. Zu den neuen Lehrmethoden gehörte auch die spielerische Darstellung zunächst kirchlicher und biblischer Themen. So saßen die St. Galler Priesterkandidaten nicht nur hinter ihren Büchern, sondern spielten auch Theater. Zu der Zeit stand auch für die Schüler ein neues Lernmittel zur Verfügung. Eine Reihe von gedruckten Heften sollte ihnen beim Lesen, Rechnen und Schreiben Hilfestellung geben. Eines davon beschäftigte sich auch mit dem richtigen Benehmen.

Der Katalog der Ausstellung vermittelt dem Leser auch ohne die ursprünglich ausgestellten Originale einen guten Einblick in die Schulentwicklung.

Gert Zang

Frauen im Galluskloster (Katalog zur Ausstellung in der Stiftbibliothek St. Gallen 2006) Verlag am Klosterhof St. Gallen 2006

Der Titel »Frauen im Galluskloster« (Hervorhebung vom Vf.) löst zunächst Verwunderung aus, schließlich weiß man, dass Frauen den Klausurbereich auf keinen Fall betreten durften.

Die meisten Mönche dürften die Vorstellung des Augustinus, alles Böse gehe vom Körper, speziell von den Frauen aus, geteilt haben. Während der Mann seine Existenz der »geistigen Formkraft« Gottes verdanke, sei die Frau durch ihre Erschaffung aus der Rippe des Adam rein fleischlichen Ursprungs. Lüsternheit, Herrschsucht, Neugierde, Eitelkeit, Neid, List, Eifersucht, Gefräßigkeit, Habgier, Verschwendungssucht, Faulheit und Geschwätzigkeit galten als typisch weibliche Laster. So steht es in dem Nachschlagewerk des Isidor von Sevilla (um 600), das im St. Galler Kloster häufig benutzt wurde. Dort werden die Laster »an exemplarisch bösen Frauen und ihren männlichen Opfern (etwa Eva und Adam, Delila und Samson, Phyllis und Aristoteles) veranschaulicht«.

Sollte der Titel vielleicht zutreffender »Frauen im Umfeld des Klosters« lauten? Unter diesem Gesichtspunkt gibt es eine ganze Reihe von Frauen, die eng mit dem Kloster verbunden waren. Da stoßen wir auf Maria als Patronin der Kirche, dann die Stifterinnen, die dem Kloster Schenkungen gemacht haben, schließlich auf prominente Besucherinnen, also Kaiserinnen, Königinnen und Herzoginnen. Nonnen in der Nähe eines Männerklosters, in der Form bei-einanderliegender Doppelklöster, sind eine spätere Erscheinung. Erste Ansätze der Entstehung waren lose Gemeinschaften von Frauen, die sich im 12. und 13. Jahrhundert bildeten. Ein eigener Abschnitt widmet sich den Handschriften der St. Galler Frauenklöster. Zumindest die Kaiserinnen/Königinnen hatten auch zum engeren Klausurbereich Zutritt. Bekannt ist die von Viktor von Scheffel durch seinen Roman verbreitete Anekdote, dass der Mönch an der Pforte die Herzogin Hadwig über die Schwelle getragen habe, um der Bestimmung, keine Frau dürfe die Schwelle der Klausur übertreten, genüge zu tun. Waren solche Besuche die absolute Ausnahme, sah es im äußeren

Klosterbezirk sehr viel differenzierter aus. Frauen durften dort sehr wohl anwesend sein. Das gilt für das Gästehaus bzw. das Dienerhaus, in dem die höher gestellten Besucher und ihr Gefolge untergebracht waren. Das gilt aber auch für das Pilgerhaus, in dem das einfache Volk beherbergt wurde.

Neben den vorübergehend anwesenden Frauen lebten und arbeiteten auch die Frauen der Klosterbedienten (Stallknechte, Hüter, Wächter, Handwerker usw.) im weiteren Klosterbezirk. Schließlich war es den Knechten und Handwerkern nicht untersagt, zu heiraten. Deshalb kann man davon ausgehen, dass in den Familienverbänden dort auch Mädchen und junge Frauen, also Töchter lebten. Später wurde dieser Personenkreis außerhalb des Klosters in einem eigenen Bezirk angesiedelt.

Nicht zuletzt war es aber das Kirchengebäude selbst, das dem Volk und damit auch den Frauen offen stand. Der Bereich der Mönche war auch hier klar abgegrenzt und für das Volk, namentlich die Frauen, nicht zugänglich. Diese Darstellung wird unter dem etwas überraschenden Titel »Der karolingische Klosterplan und die Frauen« abgehandelt.

Auch den Textquellen des St. Galler Klosters sind, wenn auch am Rande, mehrere Frauen-Geschichten zu entnehmen. So berichtet der Mönch Ekkehart vom Fehltritt des jungen Salomon, dem späteren Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen (890–920), der mit der späteren Äbtissin des Frauenmünsters in Zürich eine Tochter gezeugt habe. Auch von der Beziehung zwischen dem Mönch Ekkehart II. mit der verwitweten Herzogin Hadwig wird erzählt. Im 15. und 16. Jahrhundert war aufgrund der fortschreitenden Verfallserscheinungen des Klosters dann der Zugang zum inneren Klausurbereich derart offen, dass dort Frauen ein- und ausgingen und Mägde Dienst taten. Der Titel »Frauen im Kloster« war zur alltäglichen Realität geworden. »Und wie es nicht verwunderlich ist, wurden in jener Zeit Äbte, Mönche und Laienbrüder bisweilen auch Väter von Kindern«. Die zunächst etwas »unmögliche« Frage hat sich am Ende mehr als gelohnt. Eine lohnende Lektüre!

Gert Zang

Sandra Wolff: Die »Konstanzer Chronik« Gebhart Dachers: »By des Byschoffs zytten volgiengen disz nachgeschriben ding vnd sachen ...« Codex Sangallensis 646: Edition und Kommentar (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen, Band 40) 781 Seiten plus eine CD-Rom, Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern 2008, € 69,-/sFr. 114,-

Hinter diesem etwas mühsam zu bibliographierenden Titel verbirgt sich die Edition eines Hauptwerkes der spätmittelalterlichen Konstanzer Bistums- und Stadtchronistik, nämlich der um 1460/70 entstandenen Chronik Gebhart Dachers. Die vorliegende, aus einer Tübinger Dissertation hervorgegangene Arbeit erfüllt ein Desiderat, da die ältere Edition Ph. Ruperts (in: Die Chroniken der Stadt Konstanz, 1891) nur Auszüge bietet und mit problematischen Texteingriffen belastet ist. Die ausführliche Einleitung zur Edition ordnet die Dacher-Chronik in die Konstanzer Historiographie ein; weiter rekonstruiert sie die Biographien ihres Verfassers, des angesehenen Zunftbürgers Gebhart Dacher († um 1471/72), und ihres Fortsetzers, des Stadtschreibers Konrad Albrecht († um 1500). Es folgt die Beschreibung der – einzigen vollständigen und der Edition zugrunde liegenden – Handschrift aus der Stiftsbibliothek St. Gallen sowie zweier Textauszüge. Hinzu kommen eine Einführung in den Inhalt der Chronik und Bemerkungen zu ihren Illustrationen, ferner ihre sprachgeschichtliche Verortung im ostniederalemannischen Sprachraum, konkret in Konstanz. Der Quellentext ist in mehrfacher Hinsicht erschlossen: Marginalien erleichtern die Übersicht über den Inhalt; drei Anmerkungsapparate informieren (1.) über die Eigenarten der Handschrift (Schreiberwechsel, Farben, Korrekturen usw.), (2.) über die Sprache der Chronik (Übersetzungen nicht evidenter frühneuhochdeutscher Begriffe), (3.) über den Inhalt der Chronik (Kontextualisierung des Quellentextes, Identifikation von Orts- und Personennamen); hinzu kommen ein Orts- und ein Personenregister. Mithin ist diese Edition ein wichtiges Buch, das einen bedeutenden Quellentext erstmals in zitierfähiger Form erschließt.

Die Lektüre der Einleitung und die Handhabung der Apparate strengt leider an, weil jeder noch so nebensächliche Befund in unangemessener Ausführlichkeit mitgeteilt wird. Ein Beispiel für viele: Zunächst belehrt ein längerer Abschnitt unter Heranziehung von Sekundärliteratur und Vergleichsbeispielen umständlich darüber, dass es sich bei der weiblichen und der männlichen Heiligenfigur, die

das Kruzifix auf dem Bernrain flankieren, um Maria und Johannes handeln müsse (S. 229 f.); daraus folgt der Schluss »auf eine Orientierung an einer traditionellen Darstellung der Kreuzigung Christi« (S. 234). Die relevanten Inhalte der Einleitung werden so unter Bergen von Nullinformation begraben. Diese Tendenz setzt sich in den Apparaten der Quellenedition fort, wo Masse vor Qualität geht: Benötigt man für das Verständnis einer spätmittelalterlichen Chronik z. B. Angaben zu den (ohnehin oft fragwürdigen) frühmittelalterlichen Ersterwähnungen der darin genannten Ortschaften? Die Literaturverweise hätten um viele unerhebliche Zitate entlastet werden können. Ein ernstes Defizit der vorliegenden Edition liegt in ihrer dezidiert philologischen Ausrichtung. Die Dacher-Chronik besteht nicht nur aus Text; sie enthält zahlreiche Illustrationen, die ein integrativer Bestandteil der Quelle sind, und hier definitiv zu kurz kommen. Die fünf größeren Bilder sind auf den Tafeln farbig und in guter Qualität, aber beschnitten und ohne Angabe des Maßstabes verkleinert abgedruckt. Auf eine Wiedergabe der 228 Wappen wird sogar ganz verzichtet; damit ist der Charakter der Chronik, die auch als Wappenbuch verstanden werden will, verzerrt. Die in den Quellentext inserierten Wappenbeschreibungen sind kein adäquater Ersatz; zudem sind sie durch keinen Index erschlossen. Die Quellenedition ist also unvollständig.

Harald Derschka

Alexandra Renggli: Das Familienbuch Hans Voglers des Älteren und des Jüngeren aus dem St. Galler Rheintal. Ein Zeugnis häuslichen Schriftgebrauchs am Ende des 15. Jahrhunderts, 766 Seiten, Schwabe Verlag, Basel 2010, € 89,50/sFr 128,-

Familien- oder Hausbücher stellen eine wichtige Ergänzung zu Urkunden und Akten sowie Chroniken dar. Sie gewähren gleichsam Einblick in die Lebenswelt Einzelner sowie ihres Umfelds, und sie sind Zeugnisse subjektiver Wahrnehmung. Es gibt wenige solcher Quellen, die zudem ediert zur Verfügung stehen. Die als Familienbuch bezeichneten Aufzeichnungen von Vater und Sohn Hans Vogler aus Altstätten im St. Galler Rheintal sind ein Beispiel dafür. 1479 begonnen, wurde das Buch bis nach 1550 weitergeführt; es umfasst über 500 Manuskriptseiten und wird heute in der Zentralbibliothek Zürich aufbewahrt. Das Werk enthält Familiennachrichten, Angaben zu den offiziellen Weinpreisen im St. Galler

Rheintal, chronikalische Notizen, Gedichte, medizinische Rezepte und solche zur Verbesserung der Weinqualität, Angaben zu den regierenden Vögten im Rheintal und Personenverzeichnisse. Diese Vielfalt macht das Voglersche Hausbuch als Quelle für verschiedene Forschungszweige interessant, und es wurde auszugsweise auch schon berücksichtigt. Das Fehlen einer Gesamtedition hat aber bisher verhindert, dass die Schrift als Gesamtwerk gewürdigt wurde. Die nun vorliegende Edition schafft die Voraussetzungen dafür, dass diese hervorragende Quelle des Spätmittelalters für Fragen der regionalen und allgemeinen Geschichte bequem konsultiert werden kann.

Alexandra Renggli hat das Voglersche Hausbuch vollständig transkribiert und mit einer Einleitung mit Angaben zu den Verfassern, zur Sprache, zur Schrift, zur Rezeption und zur Forschungsgeschichte versehen. Die Bearbeiterin hat keine Mühen gescheut, die Umschrift mit unzähligen Sach- und Textanmerkungen zu ergänzen. Dadurch wird der Text leicht verständlich, was insbesondere von einem an der Lokalgeschichte interessierten Kreis geschätzt werden wird. Das Voglersche Hausbuch ist denn auch eine reiche Quelle vor allem für die Geschichte der Stadt Altstätten, des St. Galler Rheintals und für die Beziehungen zum Kloster und zur Stadt St. Gallen. Das St. Galler Rheintal gehörte im 15. Jahrhundert zum wirtschaftlichen Umland des nordostschweizerischen Zentrums St. Gallen. Stadtsanktgaller Bürger und städtische Institutionen verfügten über beträchtlichen Güterbesitz von St. Margrethen bis Altstätten; einen Schwerpunkt bildete der Weinbau, welcher im Laufe des Spätmittelalters stark gefördert wurde. Ausdruck davon sind die zwischen der Stadt bzw. der Abtei St. Gallen und den Rheintaler Höfen ausgehandelten jährlichen Weinpreise, die so genannten Weinläufe, die auch im Voglerschen Hausbuch festgehalten sind.

Die Bindung zu St. Gallen wird im Text auch auf anderen Ebenen fassbar. Hans Vogler der Ältere war zwar äbtischer Ammann, aber gleichzeitig war er als Kaufmann tätig. Auch wenn dies im Hausbuch nicht ausdrücklich gesagt wird, so ist doch anzunehmen, dass wirtschaftliche Kontakte zu St. Galler Handelsherren oder -gesellschaften bestanden haben. Persönliche Kontakte nach St. Gallen sind bis auf die höchste Ebene verbürgt. Hans Vogler der Jüngere übernahm zwar die klösterlichen Ämter aus der Hand seines 1518 verstorbenen Vaters, entfremdete

sich aber mehr und mehr von der Fürstabtei. Unter seiner Führung als Stadtmann von Altstätten wagten es die Rheintaler Höfe, die Abgaben an das Kloster zu verweigern und zur reformierten Lehre überzutreten. Hans Vogler der Jüngere war mit dem St. Galler Reformator und Bürgermeister Joachim von Watt, genannt Vadian, befreundet und wird in diesem Kontext die Bekanntschaft vieler führender St. Galler Familien gemacht haben.

Nebst lokalgeschichtlichen Informationen bietet dieses Zeugnis des privaten Schriftgebrauchs auch für die allgemeine Mittelalterforschung viel. Für den Forschungsbereich Chronistik beispielsweise hat die Editorin gleich selber einen wichtigen Beitrag geliefert, indem sie zeigen konnte, dass Vadian in seinen Arbeiten auf die Aufzeichnungen im Voglerschen Hausbuch zurückgriff. Die Arbeitsweise – insbesondere die Beschaffung von Informationen und deren Verwertung – eines der wichtigsten Geschichtsschreiber auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft des ausgehenden Mittelalters wird dadurch fassbar und kann mit jener von Zeitgenossen (beispielsweise Aegidius Tschudi) verglichen werden.

Zum Schluss stellt sich noch die Frage, wie diese historische Quelle der Ostschweiz in einem internationalen Vergleich zu bewerten ist. Als literarischer Prototyp für diese Art von Dokumentationstätigkeit Einzelner gelten die italienischen *ricordanze* oder *libri di famiglia*, also wie in unserem Fall Familienbücher. In solchen Büchern hielten zunächst vor allem Florentiner Kaufleute die Abwicklung ihrer Wirtschafts- und Rechtsgeschäfte schriftlich fest (Birgit Studt, *Erinnerung und Identität*, in: *Haus- und Familienbücher* (Städteforschung A/69), S. 6). Unter die Aufzeichnungen von alltäglichen Begebenheiten mischten sich aber schon bald familiengeschichtliche und autobiographische Notizen, und seit 1350 kultivierte man die Erinnerung an die eigene Familie und schuf so Traditionen, die man pflegte und bewusst an die Familienmitglieder weitergab. Das konnte mit Stammbäumen, Wappendarstellungen und anderem bildlich unterstrichen werden. Francesco Datini beispielsweise, der reiche Kaufmann des 14. Jahrhunderts aus Prato in der Toscana, hat einen enormen Nachlass an Geschäftsbüchern hinterlassen. Darunter befinden sich Schriften, in welchen er alles aufschrieb, was ihn beschäftigte und was er gegenüber seinen Angestellten anordnete. Geschäftliches und Privates wird hier zusammengetragen; diese Notizen waren ihm Erinnerungsstützen

in seiner Geschäftstätigkeit und hatten insofern praktischen Nutzen. Im deutschsprachigen Raum entstanden Haus- und Familienbücher seit dem 14. Jahrhundert und vermehrt im 15. Jahrhundert. Das wohl früheste Zeugnis ist das »Püchel von meim geslechet und von abentewr«, das der Nürnberger Kaufmann und Unternehmer Ulman Stromer zwischen ca. 1360 und 1403 geführt hatte. Der Titel zeigt, dass es sich um Erinnerungen an seine Vorfahren und um Aufzeichnungen von persönlichen Erfahrungen und von geschäftlichen Unternehmungen handelt.

Solche Familienbücher sind auch Ausdruck von Ständestolz und Macht. Auch bei Vogler ist dies zu erkennen. Alexa Renggli (S. 51): »Vogler muss sich seiner Macht und Bedeutung sehr bewusst gewesen sein und schuf sich mit dem Buch ein schönes Prestigeobjekt, das zusammen mit Jahrzeit- und Klosterstiftungen zur Erlangung des Seelenheils in Nachahmung adliger Gepflogenheiten sein Andenken sichern sollte. Dabei zeigen besonders seine detaillierten Personenverzeichnisse wie Vögteporträts und Reisrödel mit den namentlich erwähnten Altstättern, dass er sich ein weit über den engeren Familienkreis hinausgehendes Beziehungsnetz eingliederte und die Nennung dieser Personen als Selbstdarstellung verstand.«

Stefan Sonderegger

Dieter Speck: Kleine Geschichte Vorderösterreichs (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt) 251 Seiten mit 48 Abbildungen, G. Braun Buchverlag, Karlsruhe 2010, € 19,90/sFr 35,40

Es ist kein leichtes Unterfangen, die Geschichte des zersplitterten, kaum jemals arrondierten Territoriums »vor dem Arlberg« zu schreiben, das 1806 auf französische Veranlassung hin sein Ende fand und in den Mittelstaaten Baden, Württemberg und Bayern aufging. Der Leiter des Universitätsarchivs und -museums Freiburg, Dieter Speck, hat diese Aufgabe glänzend gelöst, wenngleich ein Tick zu viel Universitätsgeschichte eingeflochten wurde. Auf kaum 250 Seiten erzählt er in einer seit langem ausstehenden Überblicksdarstellung die Geschichte der frühen Habsburger im Elsaß und im Aargau, des habsburgischen Königtums und der Herrschaft Österreich, um zur Formierung der vorderen Lande im 15. Jahrhundert vorzustoßen. Immer wieder wird der Text von grau unterlegten Kästen unterbrochen, die wichtige Dokumente, Begriffe, Geschehen oder Orte

näher erläutern. Abbildungen, Graphiken und Karten ergänzen den Text vorbildlich, auf ein Register wurde indes verzichtet. In klar gegliederten Kapiteln (Kaiser und vorderösterreichische Lande, die Zeit der Tiroler Linie, Kriege und Provinzialität, Reformen und Neuschöpfungen, Ende und Illusionen) zeigt Speck auf, weshalb sich Vorderösterreich nie zu einem einheitlichen Territorium entwickeln konnte. Der Weg von Ensisheim resp. Freiburg nach Innsbruck und weiter ins Machtzentrum nach Wien war schlichtweg zu weit. Der Flickenteppich wurde einzig durch die Dynastie der Habsburger zusammengehalten. Und dennoch bezeugen habsburgische Hinterlassenschaften, historische Zeugnisse und vielfach auch Traditionen »noch immer eine gemeinsame Geschichte von Elsass, Aargau und südwestdeutschem Raum jenseits der heutigen Grenzen« (S. 214).

Jürgen Klöckler

Barbara Stark (Hg.): Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860) Kirchenfürst und Kunstfreund, 199 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Selbstverlag, Konstanz 2010

Anlässlich des 150. Todestages des letzten Bistumsverwesers des aufgelösten alemannischen Bistums Konstanz war in der Städtischen Wessenberg-Galerie von Juni bis September 2010 eine Ausstellung zu Ignaz Heinrich von Wessenberg zu sehen. Dazu hat Barbara Stark, die Leiterin der Galerie, einen vorzüglichen Ausstellungskatalog vorgelegt, der den aktuellen Forschungsstand aus der Feder kompetenter Fachleute enthält.

Eindrücklich zeichnet Tobias Engelsing das Reformwerk, das Scheitern und das soziale Wirken des Generalvikars nach. Auch beschreibt er die Distanz des ehemaligen Kirchenfürsten zur Konstanzer Bevölkerung. Sein Wirken in der Stadt nach der Einrichtung des neuen Erzbistums in Freiburg ab 1827 bis zu seinem Tod, also immerhin 33 Jahre, werden als Abgesang (S. 17) bezeichnet. Ein klares Priesterbild schwebte von Wessenberg vor: »Lieber gar keine Geistlichen als geistesträge Ignoranten, von denen Einer mehr verdirbt als ein Halbdutzend brave Männer gut machen können« (S. 14). Die Struktur der Gemäldesammlung, seit 2009 im Eigentum der Landesstiftung Baden-Württemberg und nun endlich rechtlich abgesichert als Dauerleihgabe in der Wessenberg-Galerie verwahrt, erläutert sachkundig Barbara Stark selbst, während Michael Bringmann

die Kupferstichsammlung vorstellt und Katharina Büttner die fördernde Beziehung des Mäzens zur Künstlerin Maria Ellenrieder ausleuchtet.

Erstmals wird von Anne Langenkamp die wechselvolle Geschichte der Städtischen Wessenberg-Galerie aus einem Guß von den Anfängen bis heute niedergeschrieben, ein ganz besonderes Verdienst, da bislang etwa über das Schicksal der Galerie in der Zeit des Nationalsozialismus nichts bekannt war. Der Band wird abgerundet durch die restauratorischen Bemerkungen von Rosa-Maria Pittà-Settemeyer sowie einen Bestandskatalog und ein Personenregister. Vielen Ausstellungen möchte man Begleitbände dieser Qualität wünschen!

Jürgen Klöckler

Elmar L. Kuhn/Peter Renz (Hg.): Geschichten aus Oberschwaben, 400 Seiten, Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2009, € 22,90/5Fr 34,90

Die von Elmar L. Kuhn und Peter Renz herausgegebenen 70 »Geschichten aus Oberschwaben« ermöglichen dem Leser wie durch ein Kaleidoskop eine reichhaltige Abfolge von literarischen Genrebildern Oberschwabens an vielen Orten zu entdecken.

Die Anthologie umfasst unterschiedlichste Textsorten, neben erzählenden Darstellungen vor allem Gedichte und Essays. Sie führt vom höfischen Minnesang des 13. Jahrhunderts bis in die kritische Heimatbetrachtung von heute. Vor allem die thematische Vielfalt der ausgewählten Texte, unter den Rubriken »Heimatlob«, »Land und Leute«, »Unterdrückung und Aufbegehren«, »Sinn und Sinnlichkeit«, »Lebensläufe« und »Arbeiten, denken und beten« zusammengestellt, ergibt eine gelungene Symbiose von Literatur und Geschichte Oberschwabens. Dagegen fällt wenig ins Gewicht, dass die in der Rubrik »Sinn und Sinnlichkeit« aufgenommenen Texte thematisch sehr uneinheitlich sind bzw. einige besser in andere Rubriken gehören. Man könnte sich die Moralpredigt des Abraham a Sancta Clara eher unter »Arbeiten, denken und beten« vorstellen oder das »Oberschwäbische(s) Barock« von Theodor Heuss auch ohne weiteres als Beitrag im »Heimatlob«.

Die oberschwäbische Heimat präsentiert sich in der Anthologie nicht als idealisierende Lobhudelei von vergangener Größe und gegenwärtigen Erfolgen, sondern ist eine rationale und gefühlvolle Annäherung an Menschen, die in diesem geographischen Raum mit unverwechselbaren Traditionen und Wer-

ten leben bzw. gelebt haben. Eindringlich stellen die im Dialekt verfassten Beiträge diese Nähe her, wie etwa mit sicherer Hand Maria Menz in ihrem Gedicht »Rauh«. Ebenso finden sich auch distanzierte Blicke von Außenstehenden, z. B. von Ernst Jünger, der in den »Mitteilungen aus Wifflingen« den Alltag in einem oberschwäbischen Dorf der Nachkriegszeit mit knappen Eindrücken festhält.

Ein besonderes Verdienst der Herausgeber ist es, dass sie auch Gruppen, die zu den eigentlichen literarischen Zirkeln keinen Zugang haben, eine authentische Stimme geben, so etwa den Fabrikarbeitern durch August Springers Beitrag »Streik in Tuttlingen«. Überhaupt erscheint die Kulturlandschaft Oberschwabens als »Heimat der Gegensätze«, wie es Peter Renz in seinem Beitrag explizit benennt. Neben der »lieblichen Idylle« ist gleichzeitig auch deren »Zerstörung« durch den Menschen zu bedenken. Dieser Widerspruch findet sich auch in vielen anderen Texten. So beklagt der bereits betagte Wilhelm Schussen 1942 in »Ein(em) Blick über Oberschwaben« vom Bussen in die großartige Landschaft hinaus, dass die vertraute, überschaubare bäuerliche Welt seiner Jugend verloren geht. Auch der erst kürzlich verstorbene Josef W. Janker spricht in seinem »Porträt einer kleinen Stadt« mit »Haßliebe« von Ravensburg, einer schnell wachsenden Kreisstadt, wobei er in seiner stilistisch brillant und mit Verve formulieren Betrachtung oberschwäbische Nähe und gleichzeitig Enge in einer Vielfalt treffender Bilder aufgreift.

Entgegen der Vorstellung des üppigen oberschwäbischen Barocks schreiben viele oberschwäbische Autoren sehr knappe Prosa und charakterisieren dadurch die oft harte Lebensrealität, meisterlich Maria Müller-Gögler in der Darstellung einer Zugfahrt an einem Allerheiligentag nach dem Ersten Weltkrieg. Dabei fällt nur der verzichtbare Beitrag von Katharina Adler »Besuch in Bad Waldsee« aus dem Rahmen, die sich von der Stadtgeschichte »auf Schritt und Tritt verfolgen« lässt und eine »Urmutter von Kuh« in ihrem metaphorischen Übereifer einfängt. Der Schwerpunkt der Textauswahl liegt wohl nicht zufällig auf dem späten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als Heimat ein wichtiges Thema war. Umso verdienstvoller das Bemühen, auch gegenwärtige Autoren zu Wort kommen zu lassen, wie Volker Demuth und Karl-Heinz Ott. Ott beschreibt in seinem Text »Ins Offene« die durch die Modernisierung ausgelöste Zerstörung der Dorfgemeinschaften,

sodass alte, lebendige Orte zu bloßen Wohnsiedlungen verkommen. Mit diesem Prozess setzt er den Verlust seiner oberschwäbischen Heimat gleich. Was die oberschwäbische Identität letztendlich ist, lässt sich auch nach der Lektüre nicht definieren, wohl aber als unfertiges Puzzle erahnen. Kernstück könnte dabei die herb-poetische Geschichte einer Kindheit von Johannes Höhle sein («Vor aller Zeit»), der seine Kindheitserfahrungen in einem katholischen Dorf Oberschwabens Revue passieren lässt. Der Titel dieser wunderbaren Anthologie »Geschichten aus Oberschwaben« ist wohlbegründet. Denn allen Texten – seien es auch Essays oder Gedichte – gemeinsam ist, dass sie dem Leser reichlich Anregung zum eigenen Weiterfabulieren bieten.

Marita Sennekamp

Paul-Ludwig Weinacht (Hg.): Baden – 200 Jahre Großherzogtum. Vom Fürstenstaat zur Demokratie, 309 Seiten, Rombach Verlag, Freiburg 2008, € 29,80/sFr 30,70

Anlass für dieses Buch war die Feststellung der »Landesvereinigung Baden in Europa«, dass Baden bei den 200-Jahrfeiern zur Gründung des Königreichs Württemberg und des Großherzogtums Baden im Jahre 2006 gegenüber Württemberg wieder einmal zu kurz gekommen sei. Dieser Vorwurf bietet sogleich die Gelegenheit zu einem Rundumschlag gegen Stuttgarter Zentralismus und Vernachlässigung badischer Interessen vom Verkehr über Flughäfen, Messen, Behördensitze bis hin zu Bauprojekten. Davon abgesehen handelt es sich um ein sachliches Werk, eine Vortragsreihe im Jubiläumjahr, in der ausgewiesene Fachleute ein breites Panorama zur Geschichte des Großherzogtums Baden liefern. Ergänzt werden die Vortragstexte durch ausführliche Literaturhinweise.

Das Panorama beginnt mit der dynastischen und territorialen Vorgeschichte des Großherzogtums anhand von ausgewählten Epochenjahren und führt bis zu heutigen aktuellen badischen Identitätsproblemen, da angesichts der Krise dieses Staates ab 1933 und nach der Bildung des Südweststaates einiges von dieser Identität weggebrochen ist und dafür wieder ältere Regionalismen sich durchsetzen. Behandelt werden der besondere Rang der badischen Verfassung von 1818 mit ihrem Zweikammersystem mit Wahlmännern und ihre Akzeptanz in den Feiern nach 25 Jahren, sowie die rechtliche Vereinheitlichung des

neuen Konglomerats durch Organisations- und Konstitutionsedikte.

Zu den Anfangsproblemen gehörte die Verwertung der dem Staat zugefallenen Klöster, von denen einige in Fabriken in privater oder öffentlicher Hand umgewandelt wurden, auch als regionale Wirtschaftsförderung. Einige hielten sich auf Dauer wie die Waffenfabrik im Kloster Oberndorf, andere nur für kürzere Zeit, weil sich die ungünstige Lage im Schwarzwald als hinderlich erwies. Zu den Dauerthemen des neuen Staates zählte die Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche, deren Gläubige die Mehrheit im Großherzogtum bildeten, ein Kampf der Kirche mit diesem Staat um kirchliche Autonomie, ein Schul- und Kulturkampf, in dem die Katholische Kirche aber schließlich die Simultanschule akzeptieren musste. Behandelt wird auch das besondere Verhältnis des Landes zu Preußen zwischen Bevormundung und Unterstützung der kleindeutschen Politik.

Zwei Vorträge sind Biographien gewidmet, einmal Frauen am badischen Hof, unter denen wohl nach wie vor Großherzogin Luise mit ihren sozialpolitischen Aktivitäten hervorrangt, sowie bedeutende badische Politiker des 20. Jhts., von denen etliche auch in der Reichspolitik wirkten wie Hermann Dietrich, Julius Curtius oder Gustav Radbruch. Die Badenfrage nach 1945 wird hier eher aus einer Karlsruher Perspektive dargestellt. Karlsruhe verlor zwar seinen Rang als Hauptstadt, doch war man in Nordbaden nicht unbedingt daran interessiert, im Tausch gegen Südwürttemberg wieder zur französischen Zone geschlagen zu werden. Die Entwicklung des Generallandesarchivs vom Behördenarchiv zum Dienstleister für Kultur und Wissenschaft wird ebenso beschrieben wie die Geschichte der badischen Landesbibliothek. Zur Sprache kommen dabei auch die Auseinandersetzungen um den Ankauf der fürstenbergischen Handschriften. Und es überrascht nicht, dass der damalige Bibliotheksdirektor sein Thema mit einem klaren Plädoyer gegen einen Verkauf mittelalterlicher Handschriften zugunsten vermeintlicher Besitzansprüche des Hauses Baden beschließt, womit das Buch wieder in der Gegenwart angekommen ist.

Arnulf Moser

Klaus-Jürgen Matz: Kleine Geschichte des Landes Baden-Württemberg (Regionalgeschichte – fundiert und kompakt) 212 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, DRW-Verlag, Leinfelden-Echterdingen 2010, € 19,90/sFr 35,40

Der DRW-Verlag in Leinfelden-Echterdingen und der G. Braun Buchverlag in Karlsruhe haben eine gemeinsame Reihe ins Leben gerufen: »Regionalgeschichte – fundiert und kompakt«. In handlichem Format werden auf rund 200 Seiten Themen der Landes-, Regional- und Lokalgeschichte des deutschen Südwestens dargestellt. Der anzuzeigende Band befasst sich in einer konzisen Darstellung der südwestdeutschen Geschichte seit 1945 aus der Feder des Mannheimer Historikers Klaus-Jürgen Matz, einem profunden Kenner der Landeszeitgeschichte und Mitautor des Handbuches der Baden-Württembergischen Geschichte.

Es wird vor allem die politische Geschichte des Südwestens erzählt, von der Aufteilung in zwei Besatzungszonen und drei Länder (Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern) über den steinigen Weg zum Bundesland Baden-Württemberg 1952, dann die Jahre des Aufbruchs und des Zusammenwachsens unter den Ministerpräsidenten Reinhold Maier, Gebhard Müller und Kurt Georg Kiesinger. Die »bayerischen Verhältnisse« einer CDU-Alleinherrschaft von 1972 bis 1992 unter den Ministerpräsidenten Filbinger und Späth werden genauso behandelt wie die Herausforderungen der Globalisierung zwischen 1992 und 2010. Ein Kapitel über das Kulturland Baden-Württemberg beschließt den Band, dem kurze Literaturhinweise und eine Zeittafel beigegeben sind. Auf ein Register wurde verzichtet. Insgesamt ist der Überblick gelungen, wenngleich die Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte des Landes nur marginal gestreift wird. Der Bodensee-Raum wird, sieht man von der Gründung der Universität Konstanz ab, lediglich gestreift, obwohl er mit den schwäbisch-alemannischen Demokratieträumen nach 1945 interessante Beiträge zur Vorgeschichte des Landes geliefert hat. Guten Gewissens kann jedem Interessierten, der sich einen raschen Überblick vor allem über die politische Entwicklung im Südwesten von 1945 bis 2010 verschaffen will, dieser Band empfohlen werden.

Jürgen Klöckler

Margrith Pfister-Kübler: Die Glut der Begeisterung. Jossi – eine Unternehmer-Geschichte, 116 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Verlag Huber, Frauenfeld 2007, € 19,80/sFr 29,80

Unternehmerbiographien sind im Buchhandel nicht häufig anzutreffen. Diejenige von Hans Jossi ist umso bemerkenswerter, als dieser Selfmademan noch ein zweites Lebenswerk hinterlassen hat: Die Rettung des »Greuterhofs« in Islikon bei Frauenfeld, eines der ältesten Fabrikkomplexe der Schweiz.

Der Bauernsohn aus dem Hinterthurgau, mit Berner Wurzeln, Mechanikerlehrling mit Bestnoten, startet 1957 mit seiner Frau in einem leeren Hühnerstall u. a. mit einer selbstkonstruierten Rohrbiegemaschine. 40 Jahre später ist daraus ein präzisionsmechanischer Betrieb mit über hundert Angestellten und zwei Dutzend Lehrlingen geworden, ein Zulieferer der Orthopädie- und der Kerntechnik mit einem weltumspannenden Vertriebs- und Servicenetz. Hervorzuheben ist auch Jossis soziales Gewissen: Förderer des Lehrlingswesens im Kanton, Beschäftigung von Behinderten, liberale Politik (fairer Verlierer gegen Parteikollege Ernst Mühlemann in den Nationalratswahlen 1983).

Und dann der »Greuterhof«: Bernhard Greuter, Stofffärbler und Industriespion, betrieb hier seit 1777 eine Indigofärberei, gründete 1802 die erste betriebliche Sozialversicherung der Schweiz. Mit zwei Compagnons beschäftigte er 1810 an drei Standorten 3300 Personen. In die Wiederbelebung des sehr heruntergekommenen »Greuterhofs« am westlichen Dorfausgang des »Fabrikdorfs« Islikon engagierte sich Jossi mit Hunderten von Lehrlingen, Mitarbeitern und Freiwilligen bis an sein abruptes Lebensende 2004. »Es braucht alle, Handwerker und Akademiker«, war einer seiner Leitsätze. Seine »Stiftung für Berufsinformation« wurde 1995 mit dem Schweizerischen Innovationspreis ausgezeichnet.

Zusammen mit dem Sohn und Nachfolger Jossis ist der erfahrenen Journalistin Margrith Pfister-Kübler ein sehr persönliches Werk gelungen, das diesem »Macher mit Kampfgeist« und »gedrosseltem Egoismus« durchaus gerecht wird.

Hans-Ulrich Wepfer

BUCHANZEIGEN

ANSEL, Jochen (u. a.): Dreifaltigkeitskirche Konstanz. Lindenberg: Fink, 2007. – 120 S. (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg 6). – ISBN 978-3-89870-431-1 (€ 9,80/sFr 18,-)

Die Dreifaltigkeitskirche in der Konstanzer Altstadt wurde im Mittelalter ursprünglich als Teil einer Klosteranlage der Augustinereremiten erbaut. Nachdem sie während des Stadtbrandes im Januar 1398 zerstört und anschließend bald wiedererrichtet worden war, erfuhr sie in den folgenden Jahrhunderten zahlreiche Umgestaltungen. Die Publikation dokumentiert die Baugeschichte der Kirche sowie die Entstehung und Restaurierung der Malereien und der Innenausstattung.

BRÜNING, Rainer (Bearb.): Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 6: Bestände des Alten Reiches, insbesondere Generalakten (71–228). Stuttgart: Kohlhammer, 2006. – 504 S. (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 39,6). – ISBN 978-3-17-018277-6 (€ 45,-/sFr 63,90)

In den Teilen 1, 2, 3 und 7 der Reihe über die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe waren die Urkunden, Amts- und Kopialbücher, Karten und Pläne, Handschriften, das Schriftgut des Haus- und Staatsarchivs und die badischen Ortsakten erfasst und beschrieben worden. Der sechste Teil umfasst die Beschreibung der Generalakten der weltlichen und geistlichen Territorien, der Ämter, Ritterschaften, Waldgenossenschaften, Zenten und der Städte.

BUMILLER, Casimir (Hg.): Adel im Wandel. 200 Jahre Mediatisierung in Oberschwaben. Katalog zur Ausstellung in Sigmaringen vom 13. Mai bis 29. Oktober 2006. Ostfildern: Thorbecke, 2006. – 400 S.

und

HENGERER, Mark / KUHN, Elmar L. / BLICKLE, Peter: Adel im Wandel. Oberschwaben von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. 2 Bände. Ostfildern: Thorbecke, 2006. – 886 S. – ISBN 978-3-7995-0216-0 (€ 15,-)

Die Mediatisierung des Adels im Jahr 1806 durch Napoleon I. markiert den Beginn eines weit reichenden Umbruchs in der Herrschaftsausübung und folglich in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Kultur, Familie und Religion. Auch der oberschwäbische Adel, dessen Welt bis dahin auf den Kaiser zentriert gewesen war, durchlief einen Anpassungsprozess.

Der mit zahlreichen Farbabbildungen illustrierte Katalog zur Ausstellung, die von der Gesellschaft Oberschwaben und dem Land Baden-Württemberg veranstaltet wurde, gibt Einblick in die Entwicklung des oberschwäbischen Adels vom Ende des Alten Reichs über die Revolution von 1848/49 und das Ende der Monarchien bis in die heutige Zeit. Viele der abgebildeten Exponate wurden in der Ausstellung erstmals der Öffentlichkeit präsentiert.

Anlässlich der Ausstellung entstand außerdem ein 2-bändiges umfassendes Werk zur Thematik. Der erste Band behandelt die Politik- und Sozialgeschichte des Adels in Oberschwaben vom Ende des Hochmittelalters bis zur Gegenwart. Weiterhin werden die Gegebenheiten und Geschehnisse in einzelnen Familien des Hochadels beleuchtet. Der zweite Band zeigt die Auswirkungen bzw. Wirkungsfelder adeligen Handelns in Reichskirche, Ritterschaft, Militär und

Patriziat auf. Ferner werden Ausdrucksformen der adeligen Identität in Kunst, Musik und Architektur untersucht.

ERNI, Peter (Red.): Glanzstücke: Gold- und Silberschmiedekunst aus Thurgauer Werkstätten. Frauenfeld: Huber, 2006. – 179 S.

(Denkmalpflege im Thurgau 8). –

ISBN 978-3-7193-1426-2 (€ 38,90/sFr 58,-)

Die Publikation widmet sich der Thurgauer Gold- und Silberschmiedekunst aus der Zeit vor 1910.

Sie umfasst neben einem Beitrag zu Geschichte, Forschungsstand und Ausprägung der Kunst in einzelnen Städten des Thurgaus einen Katalog mit 126 Objekten und Objektgruppen. Vom Suppenlöffel über Kelche, Kruzifixe und Kaffeekannen bis hin zum ausgefallenen Kokosnussspokal wurden Stücke aus der Sammlung des Historischen Museums Thurgau und aus kirchlichem Besitz zusammengetragen und dokumentiert.

Euw, Anton von (u. a.): Karten und Atlanten. Handschriften und Drucke vom 8. bis zum 18. Jahrhundert. Katalog zur Jahresausstellung in der Stiftsbibliothek St. Gallen (3. März bis 11. November 2007). St. Gallen: Verl. am Klosterhof, 2007. – 136 S. – ISBN 978-3-906616-83-4 (sFr 15,-)

Anlässlich der 22. Internationalen Konferenz zur Geschichte der Kartographie in der Schweiz im Jahr 2007 zeigte die Stiftsbibliothek St. Gallen in einer Ausstellung erstmals eine Auswahl ihrer kartografischen Bestände. Die Begleitpublikation beinhaltet Beschreibungen und Farbabbildungen der ausgestellten Stücke, darunter die frühmittelalterlichen »Mappae mundi« (Weltkarten), eine vom St. Galler Mönch Ekkehart IV. gefertigte Karte des Nahen Ostens aus dem Jahr 1050 und mehrere Handschriften aus dem Kloster St. Gallen.

FAULSTICH, Heinz: Zwischen Staatsanstalt und Lokalversorgung. Zur Unterbringung der Konstanzer Geisteskranken im 19. Jahrhundert. Konstanz: UVK-Verl.-Ges., 2007. – 159 S. (Kleine Schriftenreihe des Stadtarchivs Konstanz 5). – ISBN 978-3-89669-620-5 (€ 14,90/sFr 23,50)

Mit dem Fortschreiten des Wissens über Ursache und Therapie geistig kranker und behinderter Menschen

etablierte sich im 19. Jahrhundert eine neue Anschauung über den Umgang und die Unterbringung von »Irren«. In Konstanz spielte in diesem Zusammenhang das Heilig-Geist-Spital eine zentrale Rolle. Das Buch zeigt die Geschichte vom ersten Projekt zum Bau eines Konstanzer Irrenhauses über die Auflösung des Spitals bis hin zu seinen Nachfolgeeinrichtungen auf. In einem abschließenden Kapitel richtet der Autor den Blick auf die »Psychiatrie-Landschaft Bodensee« zu jener Zeit.

FERNER, HANS (Red.): Thurgauer Jahrbuch 2006. Frauenfeld: Huber, 2006. – 175 S. (Thurgauer Jahrbuch 81). –

ISBN 978-3-7193-1408-8 (€ 26,50/sFr 39,80)

In acht Beiträgen werden wieder geschichtliche und kulturelle Themen der Region behandelt: Barbara Fatzer stellt die Thurgauer Künstlerin Rahel Müller und ihr Werk vor; ein Kapitel widmet sich den Porträts von acht Thurgauischen Gemeinden; Gärten damals und heute im Thurgau beschreibt und zeigt nochmals Barbara Fatzer; in einem kurzen Beitrag berichtet Ernst Mühlemann von einem Besuch Albert Einsteins im Seminar Kreuzlingen im Jahr 1913; Max Peter wirbt für ein modernes Sprachenkonzept für Englisch und Französisch an Thurgauer Primarschulen; Maria Frick bezieht Stellung zum Verkauf der Huber & Co. AG an die Tamedia im Oktober 2005; das 100jährige Bestehen des Napoleonmuseums Arenenberg ist Anlass und Inhalt des Beitrags von Dominik Gügel; die Thurgauer Chronik vom 1. September 2004 bis 31. August 2005 beschließt das Jahrbuch.

FINK, Susanne / ROTHMUND, Cornelia (Red.): Bildende Kunst in Vorarlberg 1945-2005. Biografisches Lexikon. Hohenems: Bucher, 2006. – 343 S. – ISBN 978-3-902525-36-9 (€ 49,50/sFr 75,-)

Die Beschreibungen des Lebens und Werks von insgesamt 505 Vorarlberger Künstlerinnen und Künstler finden sich in diesem Lexikon, einem Gemeinschaftsprojekt des Kunsthouses Bregenz und des Vorarlberger Landesmuseums. Die Darstellungen umfassen sowohl Kunstschafter, die innerhalb des Zeitraums von 1945 bis 2005 in Vorarlberg gearbeitet haben, als auch solche, die in Vorarlberg geboren wurden, ihre künstlerische Tätigkeit aber andernorts ausübten.

FRITSCHÉ, Andrea/STUDER, Lucia: Grenzüberwindung im Dreiländereck. Wahrnehmungshorizonte und Mobilitätsverhalten der Bevölkerung in der Bodenseeregion. Regensburg: Roderer, 2007. – 80 S. (Institut für sozialwissenschaftliche Regionalforschung / Veröffentlichungen 5). –

ISBN 978-3-89783-609-9 (€ 21,80)

Die Tatsache, dass der Bodensee nicht nur Grenzen markiert, sondern die Menschen der anliegenden Länder auf vielerlei Weise verbindet, ist der Ausgangspunkt der Publikation. Ergebnisse einer im Jahr 2005 durchgeführten Studie, die das Mobilitätsverhalten und die Wahrnehmungshorizonte der Bewohner der Bodenseeregion herauszustellen versuchte, werden in Zusammenhang mit volkswirtschaftlichen Daten gestellt und vor einem sozialwissenschaftlichen Hintergrund interpretiert. Schwerpunkte liegen dabei auf den Bereichen Freizeit und Tourismus, Arbeit und Bildung.

GAERTE, Dirk (Hg.): Der Dreiländerkreis Sigmaringen. Ein Führer zu Natur, Wirtschaft, Geschichte und Kultur. Meßkirch: Gmeiner, 2007. – 416 S. –

ISBN 978-3-89977-512-9 (€ 14,90/sFr 27,30)

Dieses Porträt des Landkreises Sigmaringen, gebildet 1925 und in seiner heutigen Form bestehend seit der Kreisreform 1973, umfasst neben Beschreibungen zu allen 25 Städten und Gemeinden Beiträge zur Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Tourismus der Region. Zahlreiche Farbabbildungen und Städtepläne sowie eine Übersichtskarte zu den Freizeitmöglichkeiten und Kulturangeboten runden den Blick auf den Landkreis ab.

HAUPT, Herbert/KRÄFTNER, Johann (Hg.):

Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein 1611–1684.

Erbe und Bewahrer in schwerer Zeit. München:

Prestel, 2007. – 333 S. –

ISBN 978-3-7913-3341-0 (€ 46,70/sFr 75,-)

Die Zeit der Regentschaft des Fürsten Karl Eusebius von Liechtenstein (1611–1684) war von Kriegen und Seuchen geprägt. Die Umstände erschwerten ihm die Bewahrung des Erbes seines reichen und mächtigen Vaters, Fürst Karl I. (1569–1627). Dennoch konnte er Besitztümer und Güter erhalten und seinem Sohn ungemindert hinterlassen. Die Sammelleidenschaft und seine Liebe zum Schönen machte Karl Eusebius

zum Begründer der fürstlich liechtensteinischen Kunstsammlungen.

INGENDAHL, Gesa: Witwen in der Frühen Neuzeit.

Eine kulturhistorische Studie. Frankfurt:

Campus-Verl., 2006. – 377 S. (Reihe Geschichte und Geschlechter 54). –

ISBN 978-3-593-38171-8 (€ 39,90/sFr 56,90)

Anhand von Schriftgut aus dem Archiv der ehemaligen Reichsstadt Ravensburg wird der Witwenstand im 17. und 18. Jahrhundert untersucht. Die Autorin beleuchtet die verwitwete Frau in ihrem Umfeld aus vier unterschiedlichen Perspektiven: In ihrer Stellung innerhalb der ständischen Gesellschaft, in ihrem sozialen Umfeld und in ihrer ökonomischen Situation, in ihrer Rolle als Stadtbürgerin mit Rechten und Pflichten, sowie in ihrer Stellung und Funktion innerhalb der Familie.

KERSTING, Gabriele: Steuerwiderstand und Steuerkultur.

Der Kampf gegen das Umgeld im Königreich Württemberg (1819–1871). Stuttgart:

Kohlhammer, 2006. – 229 S. (Veröffentlichung der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 164). –

ISBN 978-3-17-019479-3 (€ 22,-/sFr 33,50)

Die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der württembergischen Regierung erhobenen Wirtschaftsabgaben – damals auch »Umgeld« genannt – stießen bei der betroffenen Bevölkerung auf großen Widerstand. Sie beinhalteten Lizenzgebühren für den Betrieb einer Wirtschaft oder einer Brauerei, Verbrauchabgaben für den Ausschank von Getränken sowie Fabrikations- und Materialsteuern für die Herstellung von Bier oder Branntwein. Der Autor zeigt chronologisch die Entwicklung der steuerlichen Bestimmungen, die von den Bürgern als staatliches Kontrollinstrument verstanden wurden, und ihre Konsequenzen im historischen Kontext auf.

METZENTHIN, Rosmarie: Wir standen unter den

Pappeln. Erinnerungen an meine Kindheit und

Jugend. Zürich: Orell Füssli, 2006. – 203 S. –

ISBN 978-3-280-06069-8 (€ 26,50/sFr 44,-)

Rosmarie Metzenthin war 12 Jahre alt, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Die Tochter einer Schweizerin

und eines Elsässers lebte zu der Zeit mit Eltern und Geschwistern in Lindau. In diesem Buch schildert sie ihre Erinnerungen aus jenen Jahren von dem Tag, an dem der Krieg begann bis zu jenem, an dem er zu Ende war, nicht ohne das Erlebte kritisch zu beleuchten. Auszüge aus Tagebuchaufzeichnungen ihrer Mutter geben Einblick in den Kriegsalltag jener Zeit.

MUSEUMSVEREIN LINDAU E.V. (Hg.): Die Reformation in Lindau. Lindau: Museumsverein, 2007. – 112 S. (Neujahrsblatt des Museumsvereins Lindau 47) (€ 6,-)

In der Geschichte Lindaus übernimmt die Zeit der Reformation eine zentrale Rolle, da sich die Stadt mit der Annahme des neuen Glaubens von den umliegenden, katholisch geprägten Städten abhob. Sechs Beiträge beschäftigen sich mit den Ereignissen in Lindau im 16. und beginnenden 17. Jahrhundert, so u. a. mit der »Confessio Tetrapolitana«, dem eigenen Bekenntnis der Städte Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau, das diese der von Martin Luther anerkannten und weit verbreiteten »Confessio Augustana« entgegensetzten. Ein weiterer Beitrag behandelt den Neukomm-Aufstand von 1626 gegen die Einführung der Privatbeichte.

NIEDERSTÄTTER, Alois: Geschichte Österreichs.

Stuttgart: Kohlhammer, 2007. – 299 S. – ISBN 978-3-17-019193-8 (€ 26,-/sFr 38,90)

Dieser Darstellung der österreichischen Geschichte wird hauptsächlich das heutige Gebiet des Landes zugrunde gelegt. Beginnend in der Zeit des Römischen Reichs führt der Autor chronologisch durch die historischen Gegebenheiten und Ereignisse der einzelnen Jahrhunderte. Neben dynastisch-territorialen Entwicklungen werden dabei zentrale Aspekte der Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte erörtert. Eine Auswahlbibliografie, geordnet nach chronologischen und thematischen Gesichtspunkten, sowie Karten, Zeit- und Stammtafeln vervollständigen den Blick auf die Geschichte Österreichs.

OELLERS, Jürgen (Hg.): Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur, Bd. 1. Aichhalden:

Kramer, 2007. – 181 S. –

ISBN 978-3-9805874-8-8 (€ 19,80/sFr 34,80)

Den Schwerpunkt des ersten Bandes des »Friedrichshafener Jahrbuch für Geschichte und Kultur« bildet

das Thema Schifffahrt und Handel in Buchhorn und Friedrichshafen: In fünf Beiträge werden die Entwicklung der rechtlichen Regelungen der Schifffahrt auf dem Bodensee, der Übergang von der Segel- zur Dampfschifffahrt in Friedrichshafen, die hiesige Trajektschifffahrt, die Geschichte der Hofener Klostermühle und der Salzhandel in Buchhorn thematisiert. Die Darstellung der römischen Epoche am Beispiel lokaler Grabungsergebnisse und eine ikonografische Beschreibung des Friedrichshafener Rathaus-Freskos von 1907 geben weitere stadthistorische Einblicke.

OSSWALD, Bernhard (Hg): Roland Peter Litzenburger – Alles Leben ist Bild. Ostfildern: Schwabenverl., 2007. – 227 S. –

ISBN 978-3-7966-1351-7 (€ 29,90/sFr 43,50)

Aus Anlass seines 90. Geburtstags und seines 20. Todestags im Jahr 2007 erschien diese Publikation über Leben und Werk des Künstlers Roland Peter Litzenburger. Der Maler und Zeichner, der seit 1964 in Markdorf gelebt hatte, widmete sich zuletzt hauptsächlich biblischen Themen, Märchen-, Clown- und Baumotiven, Porträts und Plastiken. In den 1940er- und 1950er-Jahren arbeitete er u. a. als Bildhauer und Grafiker. Neben Abbildungen seiner Werke geben Fotografien und Dokumente Einblicke in Leben und Schaffen des Künstlers.

SCHINDLING, Anton / TADDEY, Gerhard (Hg.):

1806 – Souveränität für Baden und Württemberg.

Beginn der Modernisierung? Stuttgart: Kohlhammer, 2007. – 212 S. (Veröffentlichung der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 169). –

ISBN 978-3-17-019952-1 (vergriffen)

Nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahr 1806 fielen den Territorien Baden und Württemberg als Mitgliedern des Rheinbundes neue, ehemals reichsständische Gebiete zu. Zahlreiche Reformen und Veränderungen nach französischem Vorbild und auf Druck Napoleons I. führten zu Neuerungen in Regierung, Verwaltung, Wirtschaft, Justiz und Religion. Vor diesem Hintergrund wird der Frage nachgegangen, inwiefern diese Entwicklungen den Beginn staatlicher, politischer und gesellschaftlicher Modernisierung markieren.

SCHÖNTAG, Wilfried / SCHÜRLE, Wolfgang (Hg.):
Aus dem Archiv der Grafen von Stadion. Urkunden
und Amtsbücher des Gräflich von Schönborn'schen
Archivs Oberstadion. Konstanz: Edition Isele,
2007. – 611 S. (Documenta suevica 14). –
ISBN 978-3-86142-433-8 (€ 30,-/sFr 52,-)

Die im Archiv der Grafen von Schönborn in Oberstadion befindlichen Urkunden und Amtsbücher der Grafen von Stadion werden erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Der Band enthält die Regesten zu den Urkunden aus dem Zeitraum von 1329 bis 1840 und das Inventar der Amtsbücher von 1558 bis 1935 sowie ein entsprechendes Orts-, Flurnamen- und Personenregister. Die Grafen von Stadion erscheinen im Spiegel dieser Dokumente nicht vornehmlich als Mäzenaten, sondern als Herren des oberschwäbischen Adels.

WOHLWEND, Lotty: Silas. Gejagt – geschunden –
gedemütigt. Ein Report. Frauenfeld: Huber, 2006. –
173 S. – ISBN 978-3-7193-1422-4 (€ 26,50/sFr 39,80)
 Das Leben des Zigeuners Silas ist seit seiner Kindheit geprägt von Gewalt, Diskriminierung und Verfolgung. Lotty Wohlwend, Autorin der Publikation »Gestohlene Seelen – Verdingkinder in der Schweiz«,

zeichnet in dieser Biografie das Bild eines Jungen, der als eines von 13 Kindern in Heimen aufwächst, traumatische Begegnungen mit seinen Eltern durchlebt und auch Behörden hilflos ausgeliefert ist. Zahlreiche Dokumente wie amtliche Unterlagen, Tagebucheinträge von Freunden und Fotos vervollständigen die Erzählungen und Erinnerungen von Silas, der auch als Erwachsener noch immer von seiner Geschichte bestimmt wird.

ZIEGLER, Ernst: Geschichte im Tröckneturm zu
Schönenwegen in St. Gallen. St. Gallen: Typotron,
2007. – 113 S. – ISBN 978-3-908151-45-6 (sFr 39,-)
 Der Tröckneturm bei St. Gallen wurde 1828 auf dem Areal der Burg Waldegg in der Gemeinde Straubenzell gebaut und diente der in der Burg angesiedelten Garn- oder Rotfärberei als »Tröcknehaus«. Seit seiner umfassenden Renovierung in den 1990er-Jahren beherbergt der Tröckneturm eine Dokumentation zur Geschichte Straubenzells, St. Gallens und der hiesigen Textilindustrie. Anhand zahlreicher, auch farbiger Abbildungen führt das Buch durch die im Turm befindlichen Ausstellungen und erzählt darüber hinaus von der Geschichte und dem heutigen Geschehen in dem historischen Bauwerk.

VEREIN FÜR GESCHICHTE DES BODENSEES UND SEINER UMGEBUNG

EHRENPRÄSIDENT

Prof. Dr. Helmut Maurer, Konstanz

EHRENMITGLIEDER

Prof. Eduard Hindelang, Langenargen

Priv.-Doz. Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

VORSTAND

- Präsident: Univ.-Prof. Dr. Alois Niederstätter,
Direktor des Vorarlberger Landesarchivs,
Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
- Vizepräsident: Priv.-Doz. Dr. Stefan Sonderegger, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana),
Notkerstr. 22, CH-9000 St. Gallen
- Schriftführer: Dr. Bernd M. Mayer, Leiter der Fürstlichen Kunstsammlungen
Chorherrngasse 3, D-88364 Wolfegg
- Schatzmeisterin: Susanne Hölzer, Baden-Württembergische Bank,
Bachstr. 12, D-88214 Ravensburg
- Schriftleiter
der Jahreshefte: Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler, Leiter des Stadtarchivs Konstanz,
Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
- Beisitzer: Lic. phil. Arthur Brunhart, Chefredaktor des Historischen Lexikons
für das Fürstentum Liechtenstein, Messinastr. 5, FL-9495 Triesen
Priv.-Doz. Dr. Harald Derschka, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Universität Konstanz, Postfach 5560, Fach D 108, D-78457 Konstanz
Dr. Peter Eitel, Historiker, Pfänderweg 6, D-88212 Ravensburg
Markus Huber, Dipl. nat., Sporrengasse 7, CH-8200 Schaffhausen
Dr. Jörg Heiligmann, Leiter des Archäologischen Landesmuseums
Baden-Württemberg, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz
Priv.-Doz. Dr. Oskar Keller, Geologe, Sonderstr. 22, CH-9034 Eggersriet

Jürgen Oellers M.A., Stadtarchiv Friedrichshafen,
 Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
 Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14,
 D-88045 Friedrichshafen
 Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, Prof. an der Pädagogischen
 Hochschule Vorarlberg, Jahnstr. 3, A-6890 Lustenau
 Heiner Stauder M.A., Stadtarchivar, Maximilianstr. 52,
 D-88131 Lindau
 Dr. Daniel Studer, Direktor des Historischen Museums,
 Museumsstr. 50, CH-9000 St. Gallen
 Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Historiker und Leiter des Seemuseums,
 Seeweg 3, CH-8280 Kreuzlingen

GESCHÄFTSSTELLEN DES VEREINS UND MITGLIEDSBEITRAG

Für Deutschland:

Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen
 Baden-Württembergische Bank, Konto Nr. 4 507 231 (BLZ 600 501 01)
 Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
 für Kollektivmitglieder: € 20,-
 für Schüler und Studenten: € 7,50

Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein:

Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstr. 22,
 CH-9000 St. Gallen
 Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3
 Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-
 für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-
 für Schüler und Studenten: SFr. 15,-

Für Österreich:

Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28, A-6900 Bregenz
 Hypothekbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)
 Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: € 15,-
 für Kollektivmitglieder: € 20,-
 für Schüler und Studenten: € 7,50

MANUSKRIPTE

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind an den Schriftleiter, Herrn Priv.-Doz. Dr. Jürgen Klöckler (Leiter des Stadtarchivs Konstanz, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz) zu richten. Die Übersendung des Manuskripts muss als Datei entweder auf Diskette oder aber als attachment an eine eMail (KloecklerJ@stadt.konstanz.de) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung, die konsequent einzuhalten sind, können im Internet eingesehen (http://www.bodenseegeschichtsverein.eu/richtlinien_textgestaltung.html) und dort auch heruntergeladen werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahresheft publiziert, hat der Autor Anspruch auf Belegexemplare in elektronischer Form (pdf-Datei). Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt der Beiträge sind die Verfasser verantwortlich. Dies gilt auch für die Buchbesprechungen.

SENDUNGEN

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodenseegeschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

SCHRIFTENLAGER

Das Schriftenlager des Vereins wird geführt von Frau Ursula Reck (Schriftenlager des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen). Hier können frühere Jahrgänge ab 68 (1941/42) zum Preis von € 7,50 pro Heft angefordert werden.

BODENSEE-BIBLIOTHEK

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen.

Tel. 07541-209-153 Fax 07541-209-190

E-Mail Adresse: bodenseebibliothek@friedrichshafen.de

Homepage Bodenseebibliothek: <http://www.bodenseebibliothek.de>

Die Bodensee-Bibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleihung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist

mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mit übersandten Leihordnung.

Die Bodensee-Bibliothek in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.

Bibliothek der Universität Konstanz



0219 4725 53

Das internationale Bodensee-Jahrbuch versammelt aktuelle Forschung und Information zur Geschichte und Naturkunde des gesamten Bodenseeraums.

Eingeleitet wird der Band mit zwei archäologischen, reich illustrierten Beiträgen zu neuen Funden in Konstanz. Über das verbreitete Phänomen der sogenannten Heidenhöhlen liegt erstmals eine umfassende Darstellung vor, die sich ungemein spannend liest. Architekturgeschichtlich von großem Interesse ist zweifellos eine Untersuchung zur Baugeschichte der Villa Alwind am Bodenseeufer in Lindau. Dem »revolutionären und kaisertreuen Patrioten« Karl Zogelmann widerfährt eine biographische Würdigung. Aus sozialgeschichtlicher Perspektive fällt der Blick auf den Rudersport am Bodensee am Beispiel des Rudervereins Neptun. Mit der Radolfzeller SS-Kaserne und deren ersten Kommandanten setzen sich zwei Beiträge auseinander, die sich bestens ergänzen. Der Band schließt mit einer Episode aus dem Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg: einem Bomberabsturz bei Heiligenberg im März 1944.

Das Jahrbuch wird unter der Schriftleitung von Jürgen Klöckler (Konstanz) herausgegeben vom Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung.



Jan Thorbecke Verlag

DIESES PRODUKT WURDE IN DEUTSCHLAND HERGESTELLT



ISBN 978-3-7995-1717-1